Falk.

Eine Erzählung

von

Siegfried Kapper.

Dessau,
Druck und Verlag von Gebrüder Kap.
1853.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Morgenroth.

I.

Ein leises Klopfen läßt sich zuweilen während der kurzen Zeit, die ich im Vorherbst auf dem Lande zuzubringen pflege, an der Thüre meiner Stube vernehmen. Ich kenne dieses Klopfen so genau, wie man etwa die Schritte von Personen kennt, die man lieb hat oder zu denen man sich doch besonders hingezogen fühlt, wenn sie die Treppe heraufkommen oder ins Vorzimmer treten.

Wie sehr ich auch, einmal beschäftigt, ein anderes Mal nicht gut genug gelaunt, um Besuche zu sehen, gegen derlei Anmeldungen mit dem einladenden Herein zurückzuhalten pflege: für den Urheber dieses leisen Klopfens habe ich immer Zeit und Stimmung. Er stört mich nie; und oft schon ist vor seiner lieben Erscheinung das gewichen, was wir, meist wohl um uns vor uns selbst zu entschuldigen, wenn uns die Kraft fehlt, dem Drange unliebsamer Anregungen zu widerstehen, böse Laune nennen.

Es ist ein schmächtiger, blondhaariger, etwa neunjähriger Knabe von unendlich sanften, einnehmenden Zügen und fast mädchenhaft schüchternem Wesen, der dann gewöhnlich erst mit den klugen, blauen Augen durch die

halb geöffnete Thür lugt, als hätte ihm das Anklopfen nicht genügt, und als glaubte er noch einmal fragen zu müssen, ob erlaubt sei einzutreten, und wenn ich ihm einmal einen freundlichen Handgruß zugenickt, mit kleinen, bedächtigen Schritten, den Fußteppich kaum mit den Spitzen seiner Schuhe berührend, sich meinem Arbeitstische nähert.

— 'S wird heute nicht gelernt, flüstert er mir dann zu; darf ich ein wenig hier bleiben?

Mit jener Lebendigkeit, wie sie Kindern von vorherrschendem Nervenleben eigen ist, aber auch mit jener Bescheidenheit, die bei Kindern von bedeutenden sittlichen Anlagen frühzeitig mehr errathen läßt, als sie verräth, bestellt er dann gewöhnlich erst einen Gruß seiner Eltern, erzählt hierauf von den Fortschritten, die er seit seinem letzten Besuche gemacht; was er von dem Vater, was vom Lehrer gelernt; spricht dann von dem Briefe, den er letzthin seinem Großvater zum Geburtstag geschrieben; wie der Großvater, der sehr alt sei, ihn nicht einmal mehr mit der Brille habe lesen können und sich ihn deshalb habe vorlesen lassen müssen, und was er ihm, da er auch nicht mehr schreiben kann, statt einer Antwort entgegengeschenkt. Hierauf wird von einem Spiele erzählt, das gestern im Garten auf dem großen Spielplatze oder unter dem alten Birnbaum stattgefunden und was dabei gelacht worden.

Darunter mischen sich Fragen über Geschichtliches und Geographisches; oft selbst über Dinge, deren Auseinandersetzung ein kleines, pädagogisches Problem ist.

Den Schluß der Unterhaltung macht eine aufmerksame Durchsicht der Bildermappe neben meinem Schreibtische, aus der dann gewöhnlich ein oder das andere Stück in den Besitz des kleinen Gastes übergeht, wenn nicht etwa ein Buch, oder was sonst als passendes Gastgeschenk sich findet, vorgezogen wird; worauf sich der bescheidene Junge still und auf den Fußspitzen, wie er gekommen, wieder entfernt, um sich oft erst nach Wochen wieder sehen zu lassen.

Für so unscheinbar und wenig auf sich habend ein solcher Besuch auch gehalten werden mag, so wenig ist er es für mich. Erinnerungen aus frühen, frühen Tagen werden in mir rege, so wie der kleine Blondkopf vor mich hintritt, Erinnerungen, die sich stets lebendiger gestalten, so wie der Kleine spricht, erzählt, frägt, seine sinnenden Augen auf den allerlei Figuren, Landschaften und Gegenständen der Bildermappe ruhen läßt, und die mir die Gedanken oft noch Tage lang nachher befangen halten.

Ich mochte nicht viel älter gewesen sein als der Knabe, als eine schwere und langwierige Krankheit, der meine Mutter anheimfiel, meinen Vater bestimmte, mich, der ich in der allgemeinen Bestürzung des Hauses jeder Pflege und Beachtung entbehrte und, wie dies bei dergleichen Unglücksfällen in Familien oft der Fall ist, während sich alle Sorgfalt der theuern Kranken zuwandte, in kurzer Zeit mehr zu verwahrlosen drohte, als in langer wieder gut gemacht werden könnte, auf die Dauer einiger Wochen zu einer entfernten Anverwandten zu senden, die

wenige Meilen von uns in einem kleinen Landſtädtchen lebte.

Die Verwandte, eine grämliche bejahrte Frau, die für wenig mehr zu ſorgen hatte, als für ihren Kaffee und ihre Katze, und von der man deshalb hoffte, daß ſie ſich viel mit mir befaſſen werde, that zwar ihr Möglichſtes, dieſer Hoffnung zu entſprechen, indem ſie mich nicht nur täglich ſo oft an ihren Kaffeetiſch zog, als die weißen porzellanenen Kännchen darauf dampften, was wenigſtens ſechsmal geſchah, ſondern mir auch durch die mannigfachſten Erzählungen für ihre funkeläugige ſchwarze Freundin Intereſſe einzuflößen ſuchte. Indeſſen vermochte weder das Eine noch das Andere meinen Sinn genugſam zu feſſeln oder mein Gemüth auszufüllen. Ich war an Geſelligkeit gewöhnt; und war es einerſeits die Entbehrung gewohnten älterlichen und geſchwiſterlichen Umganges, das beklemmende Gefühl des Heimweh's, was mich traurig ſtimmte, ſo trug anderſeits auch die Umgebung der alten Verwandten nichts dazu bei, dieſe Stimmung zu bannen.

Ihre beiden Söhne, ſtämmige, ernſte Männer, die ihre Geſchäfte auswärts hatten, kamen meiſt erſt ſpät am Abende, oft auch eine Woche lang gar nicht nach Hauſe. Waren ſie da, ſo bekreideten ſie den Tiſch bis ſpät in die Nacht mit ihren Rechnungen, ſprachen von Dingen, die ich nicht verſtand, und kümmerten ſich um mich kaum mehr, als daß ſie mich im Vorübergehen eines Blickes oder höch-

ſtens einer Frage nach den Nachrichten würdigten, die über das Befinden meiner Mutter eingelaufen.

Erwachſene Leute, und ſei ihr Geſchäft ein noch ſo ernſtes, ſollten Kinder, ſelbſt fremde, in ihrer Umgebung nie ſo ganz unbeachtet laſſen. Legen ſie damit auch nicht immer den Keim des Trotzes, der Verſchloſſenheit oder des Menſchenhaſſes in die jungen Seelen, ſo tödten ſie ihnen gewiß doch immer ein Stück Gemüth, indeß oft ein einziges freundliches, theilnehmendes Wort hinreicht, es zu erheben, zu kräftigen, zu beglücken.

Die alte Magd hatte mit ihrem kranken Beine zu thun und lebte in ewigem Zerwürfniß mit der ſchwarzen Mietze, auf die ſie der Bevorzugung halber, mit der die alte Verwandte ſie behandelte, eiferſüchtig war und der ſie, die für das, was ſie genoß, arbeiten mußte, das müſſige Wohlleben als ein unverdientes Glück mißgönnte. Dieſe Eiferſucht, dieſe Mißgunſt, dieſer Neid hatte ihr Weſen im Verlauf der Zeit mit einer ſolchen Bitterkeit erfüllt, daß ſie nichts mehr ohne Murren und ohne Widerſpruch that und kaum den Mund zu einer Frage oder Antwort öffnete, ohne eine biſſige Beziehung auf ihre Todfeindin, die ſchwarze Katze, mit einzuflechten. Auch ſie war nicht geeignet, meinem Bedürfniſſe nach geſelligem Anſchließen zu genügen. So blieb mir denn nichts übrig, als dem Zuge meiner Sehnſucht nach Außen zu folgen und für die Entbehrung jener wohlthuenden, fördernden, innig belebenden Atmoſphäre, die in der Welt der Familie weht, mich

nach Erſatz im Kreiſe von Fremden umzuſchauen. Kinder, die nicht abſichtlich oder durch die Verhältniſſe in die Leere hinein erzogen worden, welche das Unglück, geſchwiſterlos zu ſein, im Gemüthe zurückläßt, und die das milde, lenzige Klima jenes Himmelsſtriches des Lebens kennen, deſſen Sonne die reinſte, weil abſichtsloſeſte Liebe iſt, thun das immer von ſelbſt, inſtinktmäßig, ohne ſich deſſen klar zu werden, wenn ſie ſich plötzlich vereinſamt ſehen; ſie ſuchen das Element, in welchem allein ſie weiter zu gedeihen vermögen, die Luft, die allein ihnen wohlthuender Odem iſt; wie die Waſſerpflanze ſenden ſie ihre Fühlfäden nach Nahrung ringsum aus; und finden ſie ſie nicht — — wie viele ſind innerlich verkümmert, denen wir nicht gleich anſehen, daß ſie es nur deshalb ſind!

Die Fenſter des kleinen Hauſes, welche die alte Verwandte bewohnte, gingen auf einen großen, öden Platz hinaus, den die Leute „Ring" nannten, der aber mit dem gleichnamigen Platze der Hauptſtadt nicht mehr Aehnlichkeit hatte, als die ſtrohdachigen Hütten, die ihn umgaben, mit den Paläſten des letztern.

Das einzige anſehnliche Haus im ganzen Umfange dieſes Platzes war das dem Hauſe der Verwandten gerade gegenüber gelegene. Es war von Stein, weiß getüncht, hatte ein oberes Stockwerk und ein rothes Ziegeldach. Ein breiträdriger, mit einer großen Decke von grauem Linnen überſpannter Frachtwagen ſtand davor. Vor dem großen ſchwarzen Thore und im Durch-

gange ſtanden Fäſſer, lagen umfangreiche Waarenballen und waren an verſchiedenen Stellen Kiſten von rohem Holz aufgethürmt. Eine Glasthüre im Erdgeſchoß, über welcher ein Kranz von hölzernen Zitronen und Orangen hing, führte in ein Kaufmannsgewölbe.

Dieſem Hauſe nun wandte ſich mein ſuchendes Auge vor allen andern zu.

Eine Unzahl von Menſchen ging da den ganzen Tag über ab und zu; einige, die kamen und wieder gingen, andere, die blieben und jeden Augenblick ſichtbar wurden, bald vor dem Gewölbe, bald zwiſchen den Waarenballen, und zum Hauſe zu gehören ſchienen. Zuweilen kam eine dicke Frau zum Vorſcheine, an deren Arm zwei kleine Mädchen hingen. Dann hüpfte ein Paar erwachſener Mädchen um die Ecke des Hauſes in einen anſtoßenden Garten. Von Zeit zu Zeit auch erſchien ein junger, hochgewachſener, etwa fünfundzwanzigjähriger Mann vor dem Hauſe, etwas gebückt und von weniger friſchem Ausſehen als zwei andere junge Leute, die bald mit dem Wagen, bald mit den Fäſſern und Kiſten ſich zu ſchaffen machten, und ſtreichelte einen Knaben an den Wangen, der etwa mit mir in gleichem Alter ſein mochte.

Stundenlang ſaß ich am Fenſter und ſah nach dem Hauſe hinüber, das mit ſeinem regen Leben und mit ſeinen vielerlei Geſtalten in meiner Verlaſſenheit meine Phantaſie allmälig aufs lebhafteſte zu beſchäftigen begann. Da drüben gab es Eltern, da drüben gab es Kinder, da

drüben wurde gespielt und gescherzt. Bald kannte ich sie Alle, wenn ich auch nicht wußte, wie sie hießen, noch wer sie wären, genau, und hatte mir über jeden Einzelnen meine Gedanken gemacht. Die dicke Frau mußte die Mutter sein; wer würde nicht die Mutter erkennen, wenn ihre Kinder um sie einherhüpfen? Die zwei jungen, frischwangigen Leute waren fleißige Commis; den kleinen Knaben dachte ich mir am liebsten als meinen Gespielen.

Da war es eines Nachmittags mitten auf dem Platze, wo ein herumziehender Italiener mit einem Kameele und einem dressirten Affen, den er die possirlichsten Schwänke aufführen ließ, nicht geringes Aufsehen erregte.

Jung und Alt war herbeigekommen, die merkwürdigen Ungethüme zu sehen, und bildete um den Kameeltreiber einen weiten Kreis. Auch der bleiche, junge Mann, aus dem ich noch nicht recht wußte, was zu machen, war zugegen. Meinen kleinen Freund hielt er an der Hand und bemühte sich, ihm so wie einigen jungen Mädchen, die ich ebenfalls bereits vom Sehen kannte, bei Unzulänglichkeit der Erklärung, die der Italiener in seinem gebrochenen Deutsch gab, das Wissenswertheste über die Natur der beiden Thiere, insbesondere des so häßlichen und doch so wichtigen „Schiffes der Wüste" auseinanderzusetzen.

Ich merkte auf. Vielleicht auch wagte ich die eine oder die andere Frage. Denn Vieles von seinen belehrenden Mittheilungen richtete der junge Mann mit einer Gutmüthigkeit, die ihm augenblicklich mein ganzes Herz gewann,

auch an mich. Ich sprach mit dem Knaben, ich sprach mit dem Mädchen. Und als der Kameeltreiber abzog, war ich mit ihnen Allen so bekannt, als ich von meinem Lauschfensterchen aus mir es nur je hatte wünschen können.

Mein neuer, kleiner Freund that es nicht anders, ich mußte mit ins Haus; und ich folgte gern.

II.

Josua — so hieß mein kleiner Freund — war ein Knabe von sehr aufgewecktem Wesen, lebhaft, mittheilsam, gesellig, und wir verstanden uns schnell. Der Anfang war gemacht, und bald verging kein Abend, an welchem wir nicht in der Nische jenes großen Fensters der Gesindestube beisammen saßen, das noch unlängst der Gegenstand meiner besondern Träumereien war, und ein kleines Vesperbrod theilten, das uns die dicke Frau — es war richtig die Mutter — vorlegte.

Die Stube war ein großer, düsterer Raum mit weiß getünchten Wänden, erfüllt von allerlei abgenütztem Meubel, verschiedenem Hausgeräthe, Wagen, Flaschen u. dgl., dessen Thüre keinen Augenblick stille stand. Jede Minute bewegten sich darin andere Gestalten; Knechte, Mägde, Bauersleute, Geschäftsreisende, die ganze Familie. Nur eine schien darin ihren beständigen Aufenthalt genommen zu haben, ein stämmiger, nicht sehr hoch gewachsener Mann von strenger

Miene, dichtem, bereits ergrautem Haare, buſchigen Brauen und tiefliegenden Augen, der, in einen ſehr abgenützten Pelzrock gekleidet und faſt unausgeſetzt aus einer langen Pfeife rauchend, auf- und abging, indem er bald ſein nicht ſehr ſauberes Käppchen zurechtſchob, bald eine ſeltſame Melodie vor ſich hinbrummte, und dann wieder eine Weile in einem großen Geſchäftsbuche blätterte. Dies war der Herr und Beſitzer des Hauſes, der reiche jüdiſche Kaufmann und Pächter Schönzweig, Vater meines Freundes und Oberhaupt der geſammten übrigen, ſehr zahlreichen Familie.

Wenn man nur Einen Tag lang Alles das beobachtete, was in dieſer Stube vorging, ſo reichte das hin um ſich zu überzeugen, daß Herr Schönzweig den beſtändigen Aufenthalt darin nicht aus bloßer Vorliebe für den großen Ofen (dem er übrigens fleißig zuſprach), oder das Kindertiſchchen (Dinge, die allerdings für manche Hausväter mehr Reiz beſitzen, als der glänzendſte Salon) wählte, wiewohl auch ſie ihren Antheil an ſeiner Gewohnheit haben mochten den größten Theil des Tages hier zuzubringen. Viel wichtigere Dinge lagen hier zu Grunde. Ein Landmann bot gedörrte Pflaumen zum Verkaufe; man wies ihn in die Geſindeſtube, und Herr Schönzweig machte hier das Geſchäft mit ihm ab. Ein Schafzüchter verlangte einen Vorſchuß auf die nächſte Wollſchur; Herr Schönzweig ließ ihn in die Geſindeſtube kommen, und brachte hier bei einem Gläschen Kümmel die Sache ins Reine. Die bei-

den jungen Leute, die ich für Commis gehalten und die seine ältesten Söhne waren, hatten bald nach Diesem, bald nach Jenem zu fragen und wußten ihn hier zu finden.

— Wann darf ich einspannen und den Hafer abholen, den wir neulich in Z.. kauften? fragte der Eine.

— Nach Mitternacht! Da kannst du morgen in der Frühe bei Zeiten zurück sein. Fahr' aber nicht zu schnell! Pferde kosten Geld!

Der Andere brachte einen Brief aus der Hauptstadt, worin der Großhändler Friedheimer einen Kaufanbot auf Schafwolle that und dem er ein versiegeltes Zettelchen mit der Anmerkung „Herrn Schönzweig eigenhändig" beigeschlossen.

— Achtundneunzig? Ist mit fünfundneunzig gekauft; liegt seit sechs Monaten im Magazin; macht nur sechs Procent. Wenig, sehr wenig. Ein schlechtes Geschäft. Aber weil's Herr Friedheimer ist, gib sie hin. An dem Manne ... ist mir viel gelegen.

— Wie dürfen wir das Oel verkaufen? mußte gleich darauf eines der Mädchen wissen.

— Die Tage werden kürzer, einen Groschen per Pfund theurer.

— Dürfen wir Rips kaufen? erkundigte sich im nächsten Augenblick die Andere.

— Wenn er billig ist. Sag', das Oel ist im Preise gesunken. Wegen eines Groschens aber brauchst du ihn nicht auszulassen.

So war die Stube der Mittelpunkt, das Hauptquartier gleichsam, von welchem aus Herr Schönzweig seine ausgebreiteten Geschäfte betrieb. Hier wußte ihn Jeder zu finden; hier war er Jedem und Alles ihm selbst zur Hand. Hier ertheilte er Auskunft, von hier aus erließ er seine Anordnungen, die Ausführung den einzelnen Mitgliedern seiner Familie überlassend, welche ihrerseits wieder, lauter eifrige und emsige Organe seines Willens, die Arbeit in unermüdlicher Abwechslung unter sich theilten.

Eine Ausnahme von dieser Regel machten die beiden kleinsten Mädchen und Josua, Schönzweigs jüngste Kinder; vielleicht, weil er sie noch für zu jung hielt, um ihnen Verrichtungen anzuvertrauen, bei denen es sich um Gewinn und Verlust handelte, vielleicht auch, weil ein gewisses, sich unabweislich an ihn heran drängendes Bedürfniß, an seinen letzten Kindern gut zu machen, was er bei seinen ältern aus allzuweit getriebenem Streben nach Gewinn verabsäumt, ihn davon zurückhielt die dienstbereiten Erwerbshände rings um sich auf Kosten ihrer Erziehung zu vermehren.

Schönzweig selbst war armer Leute Kind und hatte sich, wie dies bei armen Juden überhaupt häufiger als sonst vorkommt, schon in einem Alter auf sich selbst angewiesen gesehen, das immer noch weniger für sich selbst zu sorgen fähig ist, als es der sorgenden Obhut Anderer bedarf. Jeden Tag sprach er davon, wie er, kaum acht Jahre alt, von seinen Eltern, die ihn nicht ernähren konn-

ten, fortgeschickt worden; wie eine arme Witwe, die einen kleinen Brandweinschank trieb, ihn in den Dienst nahm und wie er Jahre lang für die kümmerlichste Fristung seines Daseins Arbeiten verrichten mußte, welche seine Kräfte weit überstiegen; wie er z. B. in einem strengen Winter den Weg zu einem Schuldner, der drei Meilen weit im Gebirge wohnte, sechs Mal hatte zurücklegen müssen, um ihn wegen eines Guldens zu mahnen. Sein einziger Freund und zugleich sein ganzes Hab und Gut war damals ein junges Windspiel, das sich wahrscheinlich verlaufen und das er auf einer dieser Mahnwanderungen gefunden. Bei jedem Anlasse brachte er es vor, wie er nach dem Tode der Witwe sich plötzlich wieder hilflos und ohne alle Aussicht mit seinem Windspiele auf die Straße gesetzt sah; wie er erschöpft von Hunger und langem Weinen das Dorf verließ und barfuß und halbnackt mit seinem Windspiele die öde Heerstraße entlang lief, um in dem ersten, besten Orte, wo Juden wohnten, eine neue Unterkunft zu suchen. Ein Fuhrmann, den er hier erreichte und der eine Ladung Waaren vom Pilsner Markte nach der Hauptstadt zurückführte, erbot sich, ihn dahin mitzunehmen, wenn er zeitweilig hinter dem Wagen einherlaufen und Acht geben wolle, daß Nichts herabfalle oder Jemand etwas entwende. So kam er nach der Hauptstadt. Tagelang war er hier umhergeirrt, ohne daß sich Jemand seiner angenommen hätte. Niemand mochte ihn in Dienst nehmen. Ein christlicher Meister, der ihn in die Lehre ge-

nommen, ſtieß ihn am andern Tage, da er erfuhr, daß er ein Judenkind ſei, vor die Thüre. Einige junge Burſchen, die, einen kleinen Handel mit allerlei unbedeutenden Waaren treibend, ſich in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen herumtrieben, hatten bereits ſeine Aufmerkſamkeit erregt. Sie verdienten manchen Groſchen und ließen ſich nichts abgehen. Ihr Loos ſchien ihm beneidenswerth und es kam ihm der Gedanke, daſſelbe zu thun. Doch woher Geld nehmen? Der kleine Schönzweig hatte nicht womit ein Stück Brod zu kaufen; woher ſollte er ſich Waaren ſchaffen, um auch nur anzufangen? Da fiel ihm ſein Windſpiel bei. Das arme Thier konnte mit ihm nur Hunger und Elend theilen. Wenn er es verkaufte, ſo konnte es an einen Herrn kommen, bei dem es ihm beſſer ging; er ſelbſt erhielt etwas Geld und Beiden war geholfen. Sehr oft kam er darauf zurück, wie weh ihm das Herz gethan, als er den Entſchluß faßte, ſich von dem treuen Thiere, dem einzigen lebenden Weſen, das mit ihm fühlte und mit ihm litt, zu trennen. Es mußte aber ſein. So trat er denn in eine Wirthsſtube und bot es gleich am nächſten Tiſche zum Verkaufe aus. Der Zufall war ihm günſtig. Ein paar luſtige junge Leute, die da beiſammen ſaßen und zechten, fanden den Fall eben ſo eigenthümlich als ergötzlich, ſchoſſen ihm dreimal ſo viel zuſammen, als er verlangt hatte, und ſchenkten ihm noch obendrein den Hund. Nun kaufte er einige Taſchenmeſſer, Nähnadeln und etwas Nähzwirn, gewann, indem

er dieſe Kleinigkeiten verkaufte, eben ſo viel, als ſie ihn koſteten, vergrößerte ſein kleines Waarenlager, konnte endlich beſſere Waaren kaufen, lebte ſo kümmerlich als möglich, bis er durch Sparſamkeit und Klugheit ein kleines Vermögen zuſammengebracht, mit welchem er größere und gewinnreichere Geſchäfte unternehmen konnte. Nicht viel über zwanzig Jahre alt, war er ein wohlhabender Mann, heirathete eine junge Witwe, die von ihrem Manne ein einträgliches Geſchäft auf dem Lande geerbt, bauete dies Haus und wurde im Verlaufe der Zeit ein reicher Mann, deſſen Geſchäftsverbindungen ſich über das halbe Land verbreiteten.

Leute, die eine ſolche Schule durchgemacht, haben in ihrem Weſen und in ihren Grundſätzen Vieles mit Autodidakten gemein; während ſie einerſeits wohl erkennen, woran es bei ihnen eigentlich fehlt, ſind ſie anderſeits von der Unfehlbarkeit der Wege, die ſie ſelbſt gegangen, zu ſehr überzeugt, als daß ſie ſich der Anſicht entſchlagen könnten, dieſe ſeien, wenn auch nicht die bequemſten und freundlichſten, doch die am ſicherſten zum Ziele führenden. Ich habe mich geplagt, mögen meine Kinder ſich ebenfalls plagen, iſt der Grundſatz, den ſolche Leute im Munde führen, wenn die Pflicht der Erziehung bei ihnen anklopft. Zu der Weisheit, die eigenen Erfahrungen ihren Kindern zu Gute kommen zu laſſen, ihnen die Erreichung eines Zieles dadurch zu erleichtern, und tauſenderlei Unangenehmes, Schmerzliches, Behinderndes, oft ſogar Erniedrigendes

und den innerſten Menſchen Gefährdendes zu erſparen, vermögen nur Wenige bald, nicht Viele mehr ſich allmälig zu erheben.

Schönzweig zählte zu den Letztern.

Er hatte zwar keines ſeiner Kinder fortgeſchickt; aber er hatte es ſich zum Grundſatze gemacht, ſie alle frühzeitig die Mühſal kennen zu lehren, an welche der Erwerb gebunden iſt, und wenn auch nicht alle, ſo doch einen großen Theil der Beſchwerden erfahren zu laſſen, die er ſelbſt durchgemacht. Sie ſollten von Kindesbeinen auf einſehen, welcher Aufwand von Klugheit, Vorſicht und Betriebſamkeit dazu gehört, um den Groſchen hereinzuſchaffen, den man ſo leicht ausgibt. Nur auf dieſe Weiſe, dachte er, würden ſie den Werth des Beſitzes richtig ermeſſen lernen.

Seine Söhne hatte er deshalb, ohne ſie erſt viel unterrichten zu laſſen, zu den beſchwerlichſten Arbeiten angehalten. Ein paar Knechte waren durch ſie erſetzt worden. Die erſparten Auslagen kamen ihnen zu ſtatten und ſetzten ſie in die Lage, bald über ein kleines eigenes Vermögen zu verfügen. Schönzweig erlebte zwar hierdurch die Genugthuung, daß die Söhne ein paar rüſtige, abgehärtete, thätige Leute wurden und an manchem auf eigene Fauſt unternommenen Geſchäfte ein hübſches Sümmchen gewannen; doch fehlte ihm, je mehr ſie heranwuchſen, immer mehr etwas an ihnen, wovon er ſich ſelbſt nicht klar Rechenſchaft zu geben wußte. Er hätte ſie, wenn er ſie mit den Söhnen anderer Leute verglich, gerne minder derb, etwas

„abgeſchliffener" gefunden, wie er ſich in ſeinem Suchen nach dem richtigen Namen der Sache auszudrücken pflegte.

Eine dunkle Ahnung davon ſchwebte ihm vor, daß er ſie doch vor allem Andern ein wenig erziehen, wenigſtens ſo viel hätte bilden laſſen ſollen, als jedem Stande nöthig iſt, wenn ſich der Menſch darin nicht blos Hammer oder Pfrieme, ſondern auch Menſch fühlen ſoll. Er war nicht ohne Empfindung dafür, wie leer und weit zurückſtehend er ſich trotz ſeines Reichthums ſelbſt vorkam, wenn er in der Hauptſtadt mit gebildeten Kaufleuten verkehrte, und wie ſehr ihn das, nicht nur ihnen gegenüber, ſondern auch vor ſich ſelbſt demüthigte. Bei ſeinen Töchtern wollte er nachholen, was er bei den Söhnen verabſäumt. Er wollte ihnen eine gewiſſe Bildung angedeihen laſſen, ohne von ſeinen Grundſätzen etwas zu opfern. Er hatte ſie daher in eine Penſion geſandt, welche eine jüdiſche Dame in der Hauptſtadt erſt kürzlich gegründet, ſie jedoch nicht ſo lange darin gelaſſen, daß ſie, wie er fürchtete, von den Büchern für Elle und Wage verdorben werden konnten. Nach zwei Jahren ſchon hatte er ſie zurückberufen und aus der franzöſiſchen Sprachſchule in ſeine Magazine und Verkaufsgewölbe verſetzt.

Auch ſie waren nicht gerathen, wie er es gewünſcht.

Die älteſte, Hanna, eine von Kindheit auf ſchwächliche, mehr nach innen als nach außen lebende Blondine, hatte eine Vorliebe für die Bücher und eine Abneigung gegen jede dem Berufe des Weibes mehr fremde Beſchäftigung

mitgebracht, die ihm manche Kränkung verursachte; die andere einen Sinn für kleidsamere Anzüge, kostspieligere Einrichtung der Zimmer, feinere Weise die Mahlzeiten zu halten, überhaupt für eine Art angenehmer zu leben, die er für verderblichen Luxus hielt und die ihn weniger erfreute.

So war er denn zu dem Entschlusse gelangt, bei seinen drei jüngsten Kindern noch einen Schritt weiter zu gehen und sie von einem tüchtigen Instructor unter seinen eigenen Augen erziehen zu lassen.

III.

Ein jüdischer Gelehrter in der Hauptstadt, an den er sich deshalb wandte, empfahl ihm einen solchen in der Person Falk's, desselben jungen Mannes, den ich mit meinem nunmehrigen Freunde Josua an dem Thore drüben so oft freundlich thun gesehen, und der meinen Fragen über das Kameel auf so belehrende, herzgewinnende Weise entgegengekommen.

Ich kann hier nicht weiter gehen, ohne der Vergangenheit dieses Mannes eine Stelle der Erinnerung zu widmen.

Arm von Haus aus, wie Schönzweig, hatte auch er sich frühzeitig auf sich selbst angewiesen gesehen oder vielmehr auf sich selbst angewiesen. Sein Vater, Rabbiner

in einer kleinen Ortschaft Schlesiens, theilte mit so vielen seiner Standesgenossen das sprichwörtlich gewordene Geschick eines zahlreichen Familiensegens bei einem höchst armseligen Einkommen. Die Gemeinde, der er vorstand, war klein, arm, eine Handvoll Hausirer, die sich selbst und die Ihrigen nur kümmerlich fristete und für ihren Seelenhirten, der zugleich der Lehrer ihrer Kinder, der Schächter ihrer Rinder und ihr Vorbeter war, nicht viel abzuwerfen hatte. Dem armen Manne blieb nichts übrig, als den Handelsack über die Schulter zu nehmen und mit seinen Seelbefohlenen, denen er am Sabbath das Wort Gottes predigte, an den Werketagen zu concurriren, oder in frommer Ergebenheit das Hungertuch mit seinen dreizehn Kindern zu theilen. Er hatte von jeher blos im Talmud gelebt und mußte es daher geduldig bei dem Letztern bewenden lassen, bis es Gott einst werde zum Bessern wenden. Falk hatte mit jenem Sinne, wie er manchen Kindern schon frühzeitig für den Ernst und Kummer des Familienlebens eigen ist, das Elend einer solchen Lage tief empfunden und im Stillen den Entschluß gefaßt, die Sorgenlast, unter welcher sein Vater täglich neu aufklagte, wenigstens so viel an ihm lag, zu erleichtern. Er entfernte sich eines Morgens heimlich und kehrte nicht mehr wieder. Der Zufall führte ihn, wie einst den kleinen Schönzweig, nach derselben Hauptstadt, in welcher dieser seine handelsmännische Laufbahn mit dem Ausbote seines einzigen Freundes so eigenthümlich begonnen.

Eine mitleidige Waschfrau nahm ihn hier zu sich und gab ihm dafür, daß er die Wäscherechnungen für ihre Kundschaft schrieb, Obdach. Ein wohlhabender jüdischer Trödler, dem die Schrift und die Sittsamkeit des Knaben gefiel, erbot sich, ihn bei seinem Geschäfte zu verwenden und dafür mit allem Nöthigen zu versorgen. Falk zog es vor, bei der Waschfrau trocknes Brod zu essen und in der Schule zu verbleiben, in die er getreten war. Bald hatte er durch seinen Fleiß wie durch seine Dürftigkeit die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich gezogen. Ohne daß er je darum angesucht, kamen ihm auf deren Verwendung von unbekannter Hand mit einemmale einige bessere Kleidungsstücke und von Zeit zu Zeit kleine Unterstützungen in Geld zu. Einige wohlhabende Familien ließen ihn auffordern, wöchentlich einmal bei ihnen die Kost zu nehmen. Nicht lange jedoch litt es ihn, von Leuten etwas anzunehmen, denen er nichts entgegenleistete. Er benützte die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, dieser niederdrückenden Lage ledig zu werden, und übernahm es, die Kinder eines armen Mannes zu unterrichten, der ihm dafür eine zwar ärmliche, aber vollständige Unterkunft gab. Bei diesem Manne blieb er lange Jahre und theilte seine Zeit zwischen die übernommene Pflicht und die Fortsetzung seiner Studien, bis er die Universität beziehen konnte. Seinem Hange nach den Naturwissenschaften und dem Reinmenschlichen folgend, trat er in die medizinischen Schulen. Zu ernst, um dem umfangreichen Gebiete der Wissenschaft,

der er sich zugewandt, nur halb anzugehören; zu aufrichtig, um einer übernommenen Verpflichtung ihretwegen Abbruch zu thun, lehnte er es ab, auf's Neue eine Instructorstelle zu übernehmen, zog sich in ein dürftiges Dachstübchen zurück und beschränkte sich darauf, seinen Bedarf von dem Ertrage einiger Unterrichtsstunden zu decken und außer ihnen ausschließlich seinen Studien zu leben. Neben den Naturwissenschaften vertiefte er sich hier in philosophische Studien und kehrte zum Talmud zurück, mit dem er einst unter des Vaters Leitung begonnen und erhielt sich so durch die einen vor dem Materialismus bewahrt, welchem die Naturwissenschaft ihre Jünger gerne zuführt, während er durch den andern den Zusammenhang all seines Wissens und Wesens mit seinem religiösen Kerne aufrecht erhielt, ohne in jene unliebsame Weise fahrender Sophisten zu verfallen, welche den Umgang mit talmudischgebildeten Köpfen so unerquicklich macht. Die Verkörnigung, die sein Charakter, die Austiefung, die sein Gemüth, die Vielseitigkeit, die sein Geist auf diesem Wege in der Einsamkeit des Dachstübchens erlangte, erwarb ihm die Achtung aller seiner Genossen. Keiner der jungen Leute jedoch fühlte sich ihm gleich genug, um sich ihm zu nähern, und so stand er, wie sehr auch sein Gemüth nach einem begehrte und suchte, ohne Freund. Es ist dies mit ein Unglück der Besten, daß die Achtung, die sie unwillkürlich einflößen, eben so unwillkürlich eine gewisse Scheu und Zurückhaltung vor ihnen erweckt. Scheu und Fernhaltung

ſind aber nicht die Elemente, von welchen Freundſchaft ausgeht. Nur auf den Beſten wirkt der Beſte anziehend und er kann des Beſten Freund ſein. Nach beendigten Univerſitätsjahren gingen Falk die Mittel ab, den akademiſchen Grad zu erreichen. Er hatte dies vorausgeſehen und darnach ſeinen Entſchluß gefaßt. Vielleicht hätte es nicht zu viel Mühe gekoſtet, dieſe Mittel unter ſeinen wohlhabenden Glaubensgenoſſen aufzubringen. Vielleicht würde ſich auch Jemand gefunden haben, der im Vertrauen auf ſeine Talente und ſeine Redlichkeit ihm ſie vorgeſtreckt hätte. Falk jedoch mochte keinen der beiden Wege betreten. Er zog es vor, auf's neue Inſtructor zu werden und den akademiſchen Grad erſt dann anzuſuchen, wenn er die Mittel dazu ſich ſelbſt erworben haben würde.

Die erſte Gelegenheit, die ſich ihm zur Ausführung dieſes Verſatzes darbot, führte ihn in Herrn Schönzweigs Haus.

Falk gehörte zu den wenigen Menſchen, von denen man ſagen kann, daß ſie zu Erziehern geboren ſind. Unterrichten können Viele, dazu gehört nur die Gabe der Mittheilung, erziehen aber nur Wenige; dazu bedarf es der Gabe der Einwirkung, des Beiſpieles, und Falk beſaß dieſe, insbeſondere minder vorbefangenen Gemüthern gegenüber, in ſeltenem Maße. So treffliche Menſchen, wie er aus den Kindern jenes armen Mannes ſelbſt unter dem wenig förderlichen Einfluſſe dürftiger Umſtände zu bilden gewußt, dürften weniger Begabte ſelbſt unter den

günſtigſten Verhältniſſen kaum heranzuerziehen vermögen. Auch im Hauſe Schönzweigs gewann ſein überlegener Geiſt und mehr noch die milde Duldung, die ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit erſt eigentlich die unwiderſtehliche Kraft eines tiefgehenden Einfluſſes verlieh, bald einen ausgedehnten Boden. Seine Zöglinge hingen mit der vollen Liebe junger Seelen an ihm, die in ihrem Lehrer zugleich ihren Freund erkennen. Falk hatte es nicht nur verſtanden, in kurzer Zeit den Horizont ihres Wiſſens in einer Weiſe auszudehnen, die ihnen ſelbſt das Streben nach täglicher Erweiterung zum freudigen Bedürfniſſe machte; er hatte auch keine Gelegenheit verabſäumt, ihrem ganzen Weſen, ihrer Innerlichkeit, ohne daß ſie es etwa merkten, eine Richtung zu geben, durch die ſie ſich von ihren übrigen Geſchwiſtern gar bald wohlthuend unterſchieden. Läuterte dies allein ſchon die Anſchauungen und Gefühle der Kinder und pflanzte in ihr Gemüth jene Zufriedenheit, jenes Glück, das der treue Begleiter einer gleichmäßigen Entwicklung des Geiſtes und des Herzens iſt, ſo wußte ſie Falk auch noch dadurch bei ſtets fröhlichem Sinne zu erhalten, daß er nicht nur ihr Lehrer und Freund, ſondern auch bis zu einem gewiſſen Grade ihr Geſpiele war. Ueber den Werth oder Unwerth der Belehrung auf ſpielende Weiſe mag hier nicht geurtheilt werden. Gewiß aber iſt, daß nichts ſo ſehr an der Entfaltung ſittlicher Anlagen bei Kindern Theil nimmt, als Spiele. Alle Tugenden und alle Leiden-

ſchaften können durch ſie geweckt werden. Ganze Lebensläufe und Schickſale nehmen oft ihren Ausgang von einem Spiele. Falk wußte dies und beherrſchte und leitete die Unterhaltungen ſeiner Zöglinge, indem er an ihnen Theil nahm. Ohne jenen gewiſſen Moraliſtenton, durch welchen allzu eifrige oder allzu unfähige Erzieher der Jugend oft ihren beſten Scherz verderben, indem ſie ihm den Reiz des Naiven benehmen und den Spielplatz zu einer Art Sittenexerzierplatz umwandeln, wußte er ſchon aus eigenem Bedürfniſſe jedem Spiele eine gewiſſe ſittliche Regung zu Grunde zu legen, oder die Uebung beſtimmter körperlicher oder geiſtiger Anlagen bis zur Freude, zum Genuſſe zu ſteigern. Insbeſondere liebte er es, die Abendſtunden, namentlich des Winters, wo Spiele und Körperübungen im Freien nicht gut möglich waren, mit kleinen Darſtellungen aus der Bibel und Geſchichte auszufüllen, bei denen jedes Einzelne ſeinen Antheil hatte, oder mit Erzählungen, zu denen er den Stoff am liebſten aus der talmudiſchen Sagenwelt, aus den Zuſtänden der Völker, insbeſondere denen des eigenen Volkes wählte.

So wenig es in ſeiner Abſicht lag, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſeine geiſtige Einwirkung auch bald die erwachſenen Kinder Schönzweigs in das Bereich ihres Einfluſſes zog. Es bedurfte auch dazu keines beſondern Hinwirkens. Wenn derjenige, der ſelbſt auf geiſtige Bedeutendheit Anſpruch macht, nur zu oft die Nähe des Bedeutendern meidet, blos weil er den Vergleich ſcheut, ſo

folgt der, welcher keinen Anſpruch zu machen und deshalb keinen Vergleich zu fürchten hat, dem Zuge der geiſtigen Macht nur um ſo unbefangener.

Zuerſt waren es die Mädchen, die Abends zuweilen in die Lehrſtube kamen, um entweder an einem Spiele Theil zu nehmen oder eine Erzählung mit anzuhören, wohl auch manche Tagesſtunde der Kaffeewage und dem Spiritusceimer abzugewinnen trachteten, um Falk über die Eigenthümlichkeiten des Lichtes, über die Bewegung der Erde oder dergleichen ſprechen zu hören. Hanna hatte damit den Anfang gemacht und die andern folgten ihr. Später näherten ſich dem „Lehrer", wie ſie ihn nannten, auch die beiden Söhne Schönzweigs, insbeſondere Joſef, der Aelteſte, der die Ablehnung einer Bewerbung, die ihm von Seiten eines der gebildetſten jungen Mädchen der Hauptſtadt geworden, in ihrer vollen Gerechtigkeit ſchmerzlich empfand und wie einen tiefzehrenden Vorwurf im Herzen trug, anfangs blos um über dies und jenes ſich von ihm Aufſchluß zu erbitten, dann in ſeinem Umgange dies und jenes zu profitiren und endlich, ohne geradezu ſein Schüler zu werden, förmlich von ihm zu lernen. Nur bei wenigen Menſchen iſt ſchon bei jungen Jahren die Wißbegier im Triebe des Erwerbens ſo ſehr untergegangen und der kraſſe Materialismus ſo überwiegend geworden, daß ſie der Belehrung, die ihnen auf anſpruchloſe, ſie nicht demüthigende Weiſe geboten wird, aus dem Wege gehen. Die beiden Schönzweig ſuchten ſie ſogar auf, wenn auch

die Motive, denen ſie dabei folgten, mehr äußerlicher Natur, als die des innerſten Wiſſensbedürfniſſes allein waren. Der alte Schönzweig hatte ihnen ihre Unwiſſenheit, um derenwillen manche gewinnverheißende Unternehmung, manche einflußreiche Verbindung, unter dieſen zunächſt jene Joſefs mit der Tochter eines der reichſten Häuſer in der Hauptſtadt, aufgegeben werden mußte, wie ſehr ſie auch eigentlich zunächſt ihm ſelbſt zur Schuld fiel, oft genug vorgeworfen. Zudem waren ſie eben ſo wenig für die Erkenntniß unempfänglich, wie weit ſie ſelbſt im alltäglichſten Wiſſen hinter den eigenen Geſchwiſtern zurückſtanden, als für die Hintanſetzung, die ſie in der Geſellſchaft junger Freunde erfahren mußten, ſo oft ſie nach der Hauptſtadt kamen, denen ſie als ſogenannte „Landpomeranzen" nur zu oft zur Zielſcheibe eines, wie immer boshaften, aber meiſt gerechten Witzes dienten. Oft daher nach den erſchöpfendſten Mühen des Tages klopften ſie noch ſpät Abends, wenn Alles längſt zur Ruhe war, an Falks Stübchen an und ließen ſich zu einer Stunde, wo ſie ſonſt die müden Glieder längſt auf das Lager geſtreckt hatten, in Dingen unterweiſen, die ſelbſt bis in das Gebiet des elementaren Wiſſens zurückreichten. Sie gingen ſogar ſo weit, Falk für die Zeit und Mühe, die er ihnen zuwandte, ein beſonderes Entgelt anzubieten. Falk jedoch lehnte die Entgeltung für einen Dienſt ab, der ihm ſeiner innerſten Bedeutung nach nicht minder ein Akt der Wohlthätigkeit ſchien, wie das Almoſen, das man einem Armen reicht

„Wer dir die Hand entgegenstreckt, dem gieb!“ Diese goldene Regel mochte er auch den Söhnen Schönzweigs gegenüber nicht außer Acht halten. Wie reich auch an Besitz, waren sie doch geistig dürftig und er gab ihnen von seinem Ueberflusse, so oft sie kamen.

IV.

Als ein Beispiel der vielen Geschichten, die Falk zu erzählen pflegte, mag folgende, die er noch an demselben Abende, an welchem ich zum ersten Male in das Haus des Herrn Schönzweig kam, mittheilte, hier einen Platz finden.

— Die Waschfrau — erzählte er — bei der ich, als ich als armer bisloser Knabe nach der Hauptstadt kam, die ersten Jahre Unterkunft hatte, wohnte in einem der entlegensten, am wenigsten besuchten Theile der Stadt, nahe am Flusse, an welchem nur arme Leute und Tagwerker ihr Obdach hatten.

So oft ich von diesem Stadttheile aus zur Schule ging, mußte ich durch ein schmales, ödes Gäßchen, das von einiger uralten Kastanienbäumen nur noch mehr verdunkelt und verunheimlicht ward. Ein kleines, altes Haus in diesem Gäßchen war es, was meine Gedanken immer ganz besonders beschäftigte. Nicht mehr als zwei Fenster breit und ein niedriges Stockwerk hoch und von einem ungeheuer hohen, spitzen Giebeldache überragt, stand es hinter den

Bäumen verborgen und zwischen den weit größeren Nachbarhäusern eingezwängt da, nicht anders, als hätten die längst dahingegangenen Jahre es mitzunehmen vergessen. Die Mauern, die vom Rauch und Staub Gott weiß wie vieler Zeitalter fast ganz geschwärzt waren, waren von unten bis oben geborsten, und einzelne Schlinglein Epheu klommen an dem entmörtelten Gesteine zu den scheibenlosen Fenstern empor, um sich an den morschen Rahmen in den dunklen Stubenraum hineinzuranken, als wären sie neugierig zu erschauen, was es da drinnen Geheimnißvolles gebe. Man sah es dem alten Bauwerke an, daß es seit Menschengedenken nicht bewohnt war.

Wie ich, so mochten sich auch andere Leute ihre Gedanken über das alte halbverfallene Haus machen, und man erzählte sich viel wunderliche Sagen darüber. Einige meinten sogar, daß es unter dem besondern Schutze eines höhern Wesens, vielleicht der Seele irgend eines längst Dahingeschiedenen stehe; denn zehnmal schon sollen die Häuser rings umher bis in den Grund abgebrannt sein, ohne daß an dem hohen, spitzen Giebeldache auch nur ein Lättchen versehrt worden wäre, und Viele versicherten, daß sie es gesehen, wie während des Brandes eine weiße Taube hoch über dem alten Giebel im Kreise umherschwebte und mit ihren Fittigen die Flammen abwehrte.

Besonders aber war es die Stube im obern Stockwerke, von der die Leute viel zu erzählen wußten. Ueber die Schwelle dieser Stube soll, seit sie den letzten Bewoh-

ner hinausgetragen, keines Menſchen Fuß mehr geſchritten ſein; das Schloß, das an der Thüre hing, ſoll keines Menſchen Hand mehr zu öffnen vermocht haben. Fromme Leute und berühmte Gelehrte, die einen Blick durch die ſchmale Lücke in der Pfoſte hineingeworfen, ſollen von Stund an ihre Bücher zugeſchlagen und keines mehr angeſchaut haben.

Die Stube nämlich ſah jahraus jahrein aus, als ob es eben Sabbath zur Nacht wäre; die Wände weiß getüncht, die Dielen wie heute gewaſchen und mit blendend weißem Sande beſtreut und die ſiebenarmige Sabbathlampe entzündet. Ein weißes Tuch lag über den Tiſch gebreitet und von Zeit zu Zeit klang es darin wie lieblicher Geſang von Knaben:

„Komm, Freund, ihr entgegen! Wie wonnig und traut
Winket uns Sabbath, die himmliſche Braut!“

Obenan an dem Tiſche in einem ſeltſam geſchnitzten und mit verblichenem rothem Sammt ausgeſchlagenen Lehnſtuhle ſaß ein Rabbi in weitfaltigem ſchwarzem Talare, eine hohe Mardermütze auf dem Kopfe und hatte den Talmud vor ſich aufgeſchlagen. Der weiße Bart reichte ihm bis zum Gürtel, oder wie Einige bemerkt haben wollen, bis zu den Zehen. In den Händen hielt er eine Roſe; ob er aber in dem Talmud leſe oder nicht, das vermochten nicht Alle zu unterſcheiden.

Das war nun der Rabbi — ich kann mich des Namens nicht mehr entſinnen — der ſo tief in die Lehren des Talmuds eingedrungen, daß er nicht zu ſterben brauchte.

Erſt als er hundert und zwanzig Jahre alt geworden, ſuchte ihn der Tod heim und ſprach zu ihm: Rabbi! ich bin der Engel des Todes und komme, Dich zu Deinen Vätern zu holen.

Der Rabbi aber, der eben im Begriffe war, eine der tiefſinnigſten Fragen des Talmuds zu ergründen, wies ihn von ſich.

— Hebe Dich hinweg von mir — bannte er den Todesengel aus der Stube — und werde nicht zum böſen Geiſte, der Du ein guter ſein ſollſt! Geh hin und erlöſe, die der Erlöſung bedürfen; ſchneide aber nicht denen den Faden des Lebens ab, die des Lebens bedürfen! Noch habe ich die Wahrheit nicht bis auf ihren Grund erforſcht, und ich will nicht eher ſterben, als bis ich ſie ergründet und meinen irrenden Brüdern als ewiges Vermächtniß überliefert. Bis meine Seele vollbracht, was ſie will und ſoll, dann magſt Du kommen und dann will ich mit Dir hingehn, wohin der Staub gehört!

Der Engel des Todes hatte keine Gewalt gegen dieſe Rede.

— Wohlan denn, ſprach er, ſo will ich erſt wiederkehren, wenn Du Dich ſatt geforſcht haben wirſt! Hüte Dich aber, auch nur ein einziges Mal mit dem geringſten Deiner Sinne oder Deiner Gedanken, und wäre es auch nur auf ſo lange, als man braucht, um die Wimper zu heben und gleich wieder zu ſenken, Deine Seele von Dei-

nem Ziele abzuwenden. Denn in dem Augenblicke, da Du dies thuſt, biſt Du mir anheimgefallen!

Der Rabbi wollte noch etwas ſagen — der Engel des Todes aber war entſchwunden.

Hatte der Rabbi von jeher mit dem unermüdlichſten und reinſten Eifer im Talmud geforſcht, ſo that er es von nun an nur noch eifriger und ununterbrochener.

Er aß und trank ſelbſt nicht mehr wie die andern Menſchen. Seine einzige Nahrung war der Saft einer Feige, die man ihm jeden Sabbath reichte. Uebrigens faſtete er die ganze Woche, ſchlief nicht und blickte nicht aus ſeinem Buche Tag und Nacht.

Die Feige nun brachte ihm immer die Dienerin ſeiner liebſten Enkelin, (denn Weib und Töchter waren ihm längſt geſtorben), und legte ſie ohne Geräuſch und ohne ſelbſt geſehen zu werden auf den Tiſch.

Nach langen Jahren aber ſtarb die Magd, und die Enkelin des Rabbi, die mittlerweile ſelbſt ein altes Mütterchen geworden war, nahm eine andere.

Es war dies ein junges, blühendes Mädchen von ſeltener Schönheit und außerordentlicher Gelehrigkeit und Dienſtbefliſſenheit. Das alte Mütterchen brauchte ſie faſt gar nicht erſt in ihren Pflichten zu unterweiſen. Sie wußte Alles und that Alles von ſelbſt, als ob ſie ſeit Jahrzehenden in dem Hauſe gedient hätte, und trug auch ſo, ohne daß es ihr jemand erſt geheißen, am Vorabende des Sabbath die

Feige in die Stube des Rabbi. Sie that dies aber nicht geräuſchlos und nicht ſo, daß ſie nicht bemerkt werden konnte, wie die frühere Magd, ſondern trat, ein fröhliches Lied ſingend, in die Stube, ſtellte ſich vor den Rabbi hin, grüßte ihn freundlich lächelnd und ſchlug den Schleier zurück, ſo daß die rabenſchwarzen Locken ihr bis zum Gürtel wallten. An der Stelle des kargen Lagers, darauf der Rabbi ſeit fünfzig Jahren nicht gelegen, ſtand ein reicher, mit ſilbernen Sternen überſäeter Divan, über den von der Stubendecke hernieder ein reichfaltiger Vorhang ſank; ſchwüler Roſenduft würzte die Luft, ſanftes Roſenlicht durchdämmerte den Raum. die ſchöne Magd winkte — — da ſchlug es Mitternacht.

Der Rabbi, der ſeit Monaten über eines der räthſelhafteſten Worte der Schrift, das der vielfachſten und widerſprechendſten Deutungen fähig war, nachgedacht, war zu tief in ſein Forſchen verſunken, als daß er von alle dem, was um ihn verging, auch nur etwas hätte merken ſollen. Er vergaß ſogar diesmal die Feige. Von der nächſten Woche an aber brachte eine Andere die Frucht, geräuſchlos, wie es zuvor geſchehen, denn die ſchöne junge Magd war ſeit dem letzten Freitag verſchwunden.

Der Rabbi forſchte weiter, und immer klarer und deutlicher glaubte er zu ſehen, aber auch immer ferner und ferner das Kanaan der Wahrheit.

So vergingen wieder fünfzig Jahre.

Da war es zur Zeit der Geſetzfreude*), als ein fahrender Bachur**) nach der Hauptſtadt kam und ſich von dem Rabbi erzählen ließ. Wie er vorgab, hatte er die beſchwerliche Reiſe aus dem gelobten Lande hierher blos deshalb unternommen, um den Rabbi, von welchem die halbe Welt ſprach, kennen zu lernen; und wirklich ſtand er am Vorabende des Feſtes in der merkwürdigen Stube und hinter dem berühmt gewordenen Lehnſtuhle, in welchem dieſer ſaß und ſtudirte.

Als ob er wüßte, daß der Rabbi nichts thue, noch über etwas denke oder ſpreche, was nicht zu ſeiner Forſchung gehöre, warf er einen Blick in das aufgeſchlagene Buch, fand ſogleich, worüber der Rabbi eben dachte und begann mit dieſem darüber zu disputiren. Er that dies in einer Weiſe, wie ſie dem Rabbi, der in ſeinem Leben die gelehrteſten Leute ſeines Faches kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, noch niemals vorgekommen, ſo daß der greiſe Kabaliſt in wenigen Stunden ſich im Gegenſtande ſeiner Forſchung unvergleichlich weiter gefördert ſah, als dies ſeit den anderthalb Jahrhunderten geſchehen, die er über den Büchern zugebracht.

*) Den Tag, der unmittelbar auf das Laubhüttenfeſt folgt, feiern die Israeliten als das Feſt der Geſetzfreude. Die fünf Bücher Moſis ſind nach der Jahresfriſt zu Ende geleſen und werden nun wieder von vorn begonnen.

**) Jünger des Talmud.

Als es jedoch vor Mitternacht war, holte der Bachur einen goldnen Becher und eine Flasche des besten Weines aus den Brustfalten seines Ueberkleides hervor, stellte beides auf den Tisch und sprach: Am Fuße des Sinai steht ein einzelner Weinstock und dies ist der Inhalt seiner Reben. Laß uns ihn leeren aus einem Becher, Rabbi! Gemeinsames Forschen hat uns verbrüdert, und zudem beginnt heute das Fest der Gesetzfreude!

Der Rabbi aber merkte weder etwas vom Becher, noch vom Weine, noch hörte er auch nur eine Sylbe der letzten Rede. Was er in den letzten Stunden aus dem Munde des Bachurs vernommen, das beschäftigte seinen Geist zu sehr, als daß er, in tiefes, rastloses Sinnen versenkt, auf etwas Anderes hätte achten können.

Da schlug es zwölf — und der Bachur war verschwunden.

Der Rabbi fuhr fort zu forschen, wie er bisher gethan. Je tiefer er drang, desto mehr Zweifel stiegen zwar in ihm auf; alle aber beseitigte sein unermüdlicher Geist, und mit größerer Zuversicht als je glaubte er das langersehnte Ziel seines Strebens endlich nicht mehr fern.

Darüber jedoch vergingen wieder fünfzig Jahre, und die Familie des Rabbi war zum zahlreichen Stamme herangewachsen, dessen Mitglieder dreimal des Jahres, an den Hauptfesten, sich in aller Stille vor dem Hause zu versammeln pflegten, um die Urenkelin, die seiner wartete, nach seinem Befinden zu befragen.

So war es auch am Wochenfeste*) des fünfzigsten Jahres. Die Häuser in dem Gäßchen waren nach alter Sitte mit frischen Baumzweigen geziert, in den Fenstern hingen Blumenkränze und die Wege und Hausschwellen waren mit duftigem Quendel, Hyssop und Kalmus bestreut. Auch das alte, graue Haus war von außen so geschmückt worden, und vom frühen Morgen an kamen die zahlreichen Abkömmlinge des Rabbi, die alte Urenkelin heimzusuchen und sich nach dem Wohlergehen des greisen Ahnen zu erkundigen. Da die Urenkelin ein altes, schwaches Mütterchen war, das nicht mehr die Stube verlassen konnte, so mußten sie Alle zu ihr; um aber zu ihr zu gelangen, mußten sie an der Thüre der Stube vorbei, in welcher der Rabbi seinen Studien oblag. Dies thaten sie nun in aller Stille, ohne das mindeste Geräusch, kaum daß sie den kräuterbedeckten Boden mit den Zehen berührten. Einen Blick vollends durch die bekannte Lücke wagte Niemand.

So ging es den ganzen Tag. Erst als es zu dunkeln begann, wurden der Nachfragenden immer weniger, und als die ersten Sterne am Himmel standen, kam nur noch hie und da ein Einzelner, der sich verspätet.

Als es endlich völlig Nacht geworden war und seit einer guten Weile Niemand mehr kam, näherte sich ein schwarzlockiger wunderschöner Knabe der Thüre, berührte

*) Pfingsten.

die Klinke mit leiſer Hand, öffnete geräuſchlos und trat ein und hin vor den Rabbi.

— Großväterchen, ſprach er, willſt Du nicht am Wochenfeſte auch eine Roſe haben? Sieh da! Dein jüngſtes Enkelchen bringt Dir eine!

Als der Rabbi die volle, friſche, duftende, ihm von harmloſer Kindeshand dargereichte Roſe erblickte, da war es ihm mit einem Male zu Muthe wie vor zweihundert und fünfzig Jahren, da er ſelber noch ein Knabe war und die Roſen über Alles liebte, und tagelang in den Gärten und Wäldern umherirrte, und es deuchte ihm, als hätte er damals in den ewig unwandelbaren Schriftzügen der Natur das große Wort der Wahrheit, nach dem er nun ſeit Menſchenaltern vergebens forſchte, beſſer geleſen, als er es in dem dumpfen alternden Buche je vermocht. Er nahm die Roſe, blickte ſie voll Wehmuth an, näherte ſie ſeinen Lippen — und war nicht mehr.

Drei Tage darauf verſammelte ſich eine unabſehbare Menge Volkes vor dem alten, grauen Hauſe und in den anliegenden Straßen. Sie trugen den Rabbi zu Grabe.

Sein Geiſt aber ſitzt noch in der geheimnißvollen Stube oben und feiert einen ewigen Sabbath. Das Buch iſt vor ihm aufgeſchlagen; aber er forſcht nicht mehr darin. Er ſtaunt nur, daß er es je gethan. So ſagt man.

V.

Dem alten Schönzweig waren die Umwandlungen, die im ganzen Weſen ſeiner Kinder allmälig vor ſich gegangen, von den jüngſten, um deren willen er Falk ins Haus genommen, bis zu den beiden älteſten Söhnen, an die er dabei am allerwenigſten gedacht, nicht entgangen, und er ließ den neuen Geiſt, der mit dem Inſtructor in ſeinem Hauſe eingezogen ſchien, ungeſtört gewähren, inſofern nur darunter ſeine Hausordnung nicht litt, Alles ſich nach wie vor an den Geſchäften betheiligte, der Hafer eingebracht, die Wollpreiſe überwacht und kein Loth Kaffee weniger abgeſetzt wurde, als früher. Ja er bemerkte die Zunahme an Wiſſen und Bildung ſelbſt bei jenen ſeiner Kinder, für die er den Inſtructor eigentlich nicht aufgenommen, alſo auch nicht bezahlte, mit einer gewiſſen Befriedigung und fand eine Art Genugthuung darin, längſt erkannt zu haben, woran es in ſeinem Hauſe fehle, und der Auslagen nicht zu achten, die ihm ein eigener Hauslehrer verurſachte. Er hörte es gern, daß ſeine Söhne nicht mehr von der Spirituswage, ſondern vom Weingeiſt-Aräometer ſprachen; daß ſie die Potaſchenſiederei, die er in Pacht hatte, von dem alten Schlendrian emancipiren und nach ſtreng chemiſchen Grundſätzen auf eine gewinnverheißendere Weiſe umgeſtalten wollten. Es gefiel ihm, daß die Mädchen über jedes Fremdwort, das in der Zeitung vorkam — er hielt eine der Handelsberichte und

Curſe wegen — Auskunft ertheilen und jeden geographiſchen Namen auf der Landkarte nachweiſen konnten. Auf das Wiſſen ſeiner Kleinen war er vollends ſtolz und ſetzte etwas darein, mit ihrer Vielſeitigkeit in Gegenwart von Fremden eine Art Prunk zu treiben.

— Die Antillen ſind wieder unruhig, bemerkte z. B. der Herr Rentſchreiber, der es liebte, ſich in politiſchen Combinationen zu ergehen und in Herrn Schönzweig einen willigen Bewunderer ſeines Scharfſinns beſaß. Wird das den Preis Ihrer Wolle nicht drücken?

— Die Antillen? Nein! erwiderte Herr Schönzweig. Mit den Antillen ſtehe ich in keiner Geſchäftsverbindung. Wollen Sie Wunder hören? Hören Sie 'mal! Joſua! In welchem Lande wohnen die Antillen?

Erröthend verbeſſerte der Knabe den Irrthum des Vaters, indem er that, als hätte ihn dieſer mit der unrichtigen Frage blos auf die Probe ſtellen wollen.

— Ein eiſernes Hirn! lächelte dann Herr Schönzweig mit dem Ausdrucke väterlicher Vergnügtheit dem davoneilenden Knaben kopfnickend nach. Koſt't aber viel Geld! Viel Geld, Herr Rentſchreiber! und freuete ſich der Bewunderung, welche dieſer dem kleinen Vielwiſſer nicht vorenthalten konnte.

Eigenthümlich faßte Herr Schönzweig das Verhältniß auf, in welchem er zu Falk ſtand.

Bei aller Achtung, die ihm der Charakter und das Wiſſen des jungen Mannes abgewann und die er ihm faſt

mit einer Art instinctmäßiger Bewunderung zollte, konnte er sich doch des Gedankens nicht entschlagen, daß Falk ihm gegenüber eigentlich nichts Anderes sei, als Jemand, den er zu einem gewissen Dienste gedungen und den er dafür gut bezahlte. Von diesem Gesichtspunkte ging Alles aus, was er über Falk dachte und sprach. In seinen Augen gehörte der Instructer eben so zu dem Hausgesinde, wie der Aufseher seiner Magazine, wie der Werkleiter seiner Brandweinbrennerei, wie der Calcinator seiner Flußsiederei. Hielt er ihn besser wie diese, so war es, weil er ihm ein Gut anvertraut, das ihm am Ende doch höher stand, als ein gefülltes Magazin, ein Sud Spiritus oder eine Ladung Potasche; insbesondere aber, weil er in ihm das zu besitzen glaubte, was man einen Hausschatz von einem Diener nennt. Was er eigentlich in ihm sah, das war, um es so zu nennen, der Appreteur seiner Kinder, unter dessen Hand diese neben dem reellen innern Werthe, den er allein ihnen mit seinem Reichthum verlieh, auch noch einen angenehmen äußern Anstrich, einen empfehlenden Glanz gewannen; oder, um es vielleicht schärfer zu bezeichnen, ein geschickter Schleifer, der dem rohen Diamanten den vortheilhaftesten Schliff zu geben, ihm das herrliche Brillantfeuer abzugewinnen versteht, und dadurch, daß er den Werth seiner Waare erst ins rechte Licht setzt, für den Juwelenhändler ein unschätzbarer Mensch ist. Einen tüchtigen Buchhalter, unter dessen Umsicht die Bilanz seines Hauptbuches am Jahresschluß ein nam-

haftes Plus gegen früher ausgewieſen hätte, würde er eben ſo gehalten und nicht minder hoch veranſchlagt haben. Oft wenn Herr Schönzweig, namentlich am Sabbath, in ſeinem Vaterſtuhl ſich behaglich dehnte und ſeine von den Geſchäften ausruhenden Gedanken den Betrachtungen über ſeine Familie und ſeinen Wohlſtand zuwandte, pflegte er ſich in dieſem Sinne gegen ſeine Frau, eine ſtille, wenig nachdenkende Perſon, die in Allem ſeiner Anſicht war, auszuſprechen.

— Weiß Gott, ein unbezahlbarer Menſch, dieſer Falk! lächelte er dann zufrieden. Was die Kinder Alles von ihm preſtiren! Um zehntauſend Gulden iſt jedes mehr werth!

Mit dieſer Aeußerung, in der ſich Herr Schönzweig, in ſeiner gewohnten Weiſe den Werth und Unwerth aller Dinge nach Geld zu bemeſſen, beſonders gefiel, war es ihm auch nicht ganz unernſt.

Seine Söhne waren Männer in den Zwanzigen; drei Mädchen, von denen Hanna, die älteſte, zwanzig Jahre zählte, waren nacheinander an der Reihe, und zwei andere Mädchen, wenn auch jetzt noch Kinder, verſprachen ihnen raſch nachzuwachſen. Er mußte darauf bedacht ſein, vortheilhafte Verbindungen für ſie zu ſuchen. Der älteſte Sohn hatte in dieſer Richtung bereits Unglück gehabt. Die feinerzogene Tochter eines Großhändlers aus der Hauptſtadt, eine Jugendfreundin Hanna's aus den Tagen

der Penſion, die auf dem Wege der Uebereinkunft zwiſchen Schönzweig und ihrem Vater ihm verlobt werden ſollte, hatte ihm nach der zweiten Zuſammenkunft einen Abſagebrief geſandt. Unſere beiderſeitige Erziehung hat zu allzuverſchiedenen Reſultaten geführt, als daß ſie ein glückliches Uebereinſtimmen erwarten ließen, war der Grund, mit welchem ſie ſich entſchuldigte. Hanna hatte mehrere Bewerbungen abgelehnt, war auch wohl ſelbſt, ohne es zu wiſſen, abgelehnt worden. Nun, glaubte er, konnten ſelbſt die Töchter der beſten Häuſer an ſeinen Söhnen nichts auszuſetzen haben und ſeine eigenen Töchter ſich ungeſcheut jenen gleich halten. Er verſprach ſich Anfragen aus den reichſten Familien des Landes und war entſchloſſen, nur den vortheilhafteſten Gehör zu geben.

In der That blieben dieſe auch nicht aus. Die Unterhandlungen mit dem Großhändler waren neuerdings im Gange, und kaum verging ein Poſttag, der nicht neue Anfragen in Bezug auf Hanna brachte.

Dergleichen Anträge gehören bei Leuten, welche heirathsfähige Töchter haben, in unſerer Zeit faſt überall zur Tagesordnung. — In größern und kleinern Städten ſowohl, als auch ſchon vielfach auf dem flachen Lande, und nicht nur unter jüdiſchen Familien, iſt großentheils das Verheirathungsſyſtem darauf gebaut. Die ſchöne Sitte des Freiens und Werbens iſt faſt ganz ausgeſtorben. Man frägt wegen einer Tochter und ihrer Ausſteuer nicht

viel anders an, als wegen einer Partie Waare, von der man ſich unter Einem den Preiscourant einſenden läßt. Ja, es kommt nicht ſelten vor, daß man Eines mit dem Andern zugleich abthut.

Den Töchtern ſolcher Leute wäre daher faſt zu rathen, daß ſie nie lieben. Sie ſollten die Liebe wie den Schimmel oder irgend einen andern böſen Zufall meiden, an welchem die Waare Schaden nimmt und an ihrem Werthe verliert. Hunderte von Exempeln, die ſich jahraus jahrein vor ihren Augen abwickeln, ſollten ihnen eben ſo viele Warnungen ſein. Denn deſſen dürfen ſie im Voraus ſich gewiß halten, daß bei der Wahl ihres Lebensgefährten Liebe nicht mehr maßgebend ſein wird, wie bei jenen hundert andern Fällen. Zu freien, ſich lieb zu gewinnen und zuletzt aus Liebe einander zu heirathen, iſt nur noch das Recht armer Leute. Bei allen Andern gibt die Schwere des Säckels den Ausſchlag. Selbſt entſchiedene Abneigung, Gebrechen, hochzahlige Differenzen des Alters und himmelweite Verſchiedenheit der Erziehung, der Lebensanſchauung und des Charakters vermögen ſelten vor einem Bündniſſe zu bewahren, das die herkömmliche Uebung nun einmal eben ſo zur Sache des Comptoirs gemacht, als ob es ſich nicht um das Glück eines Lebens, ſondern um das eines Compagniegeſchäftes handelte.

Nicht ihr Kind verheirathen ſolche Leute an einen Mann, ſondern ihre Thaler, die ſie beſtmöglichſt placirt wiſſen wollen. Das Herz aber mit ſeinen Neigungen

und Wünſchen iſt ein ſchlechter Garant und Liebe eine fabelhafte Hypothek. Rundes Gold allein iſt eine greifbare und meßbare Bürgſchaft, und dieſe ſuchen ſie. Es iſt, als ob die Sitte jener Zeiten, da der Vater ſeine Tochter zu Markte brachte, noch fortwährte; nur in veränderter Weiſe. Der Preis, um den das Mädchen losgeſchlagen wird, iſt der materielle Werth des Mannes; der Werth des Mädchens iſt der Preis, den man ihr als Aufzahlung mitgibt. Töchter ſind nichts als Wechſel, die einer beſtimmten Verfallzeit entgegengehen, um dann an den rechten Mann „laut Bericht und nach Sicht" ſalarirt zu werden. Mit dieſem Berichte aber und mit der Vermittlung dieſer Sicht beſchäftigen ſich ebenſo eigene Procuratoren, wie es eigene Mäkler gibt, die in Kleeſamen, Baumwolle, Färberholz und Actien Geſchäfte machen.

Solche waren es denn auch, vor denen, wie man zu ſagen pflegt, die Thüre von Schönzweigs Hauſe nicht ſtille ſtand.

Jeden Samſtag nach Tiſche hielt Herr Schönzweig über einem Schälchen ſchwarzen Kaffees mit ſeiner Frau eine ſorgfältige Muſterung der in der letzten Woche eingegangenen Offerten, deren Reſultat dann in einer geheimen Conferenz, vor welche Hanna citirt war, dieſer mitgetheilt wurde.

Jedoch wie früher ſchloſſen auch jetzt dergleichen Conferenzen ſtets mit einer Ablehnung von Seiten Hannas;

nur mit dem Unterſchiede, daß ihre Einwendungen ſich ſonſt auf Perſonen und Verhältniſſe bezogen, während ſie ſich jetzt auf die einfache Erwiederung beſchränkten, daß ſie dem Manne, dem man ſie zudachte, nicht angehören könne, weil ſie ihn nicht liebe. —

VI.

Ein anſehnlicher Herr in einem koſtbaren Pelze und mit einer Auswahl funkelnder Ringe an beiden Händen, der die Gewohnheit hatte, ohne Unterlaß mit einer ſchweren goldenen Kette zu ſpielen, die in einem weiten Bogen von der Taſche bis zum unterſten Knopfloche ſeiner blauſammtnen Weſte niederhing, war etwa eine Woche, nachdem ich Joſua's Bekanntſchaft gemacht, im Hauſe des Herrn Schönzweig angekommen. Er hatte ſeinen eigenen Wagen, eine leichte, elegante Reiſekaleſche und ſeinen eigenen Kutſcher. Ein junger Herr von etlichen und zwanzig Jahren in tadelloſem Anzuge, der ein beſonderes Gewicht auf die Form ſeiner Fuß- und Beinbekleidung zu legen ſchien und ſich öfter als nöthig einer goldnen Lorgnette bediente, begleitete ihn.

Den beiden Gäſten war das beſte Zimmer des ganzen Hauſes eingeräumt worden, und Alles war aufgeboten, um ihnen die kurze Zeit ihres Beſuches ſo angenehm als

möglich zu machen. Herr Schönzweig, der nie viel auf Toilette hielt, hatte ſich ausnahmsweiſe mitten in der Woche raſiren laſſen und ſeinen Sabbathrock angelegt. Frau Schönzweig trug ein ſchweres Kleid von Gros de Naple, deſſen ſie ſich nur an hohen Feſttagen zu bedienen pflegte, wenn ſie nach einer benachbarten Ortſchaft ins Bethaus ging. Dazu hatte ſie lange ſchwere Ohrgehänge angenommen und eine ſchwere goldene Kette, deren jedes Glied an Größe einer kleinen Bohne glich, dreifach um den Hals geſchlungen. Eine Haube mit einem reichlichen Aufwand von bunten Kunſtblumen erſetzte die gewöhnliche Wochenhaube. In gleicher Weiſe war die geſammte übrige Familie in beſſere Anzüge gekleidet, als die im Hauſe Schönzweigs an Werketagen ſonſt üblich waren. Die Lebensweiſe in Schönzweigs Hauſe war ſonſt eine einfache, mäßige; den beiden Gäſten wurden vom früheſten Morgen bis ſpät in die Nacht hinein förmliche Tafeln gegeben. Gäſte, ſelbſt minder wichtige, auf eine luculliſche Weiſe zu bewirthen, iſt eine allgemein verbreitete Sitte unter den jüdiſchen Frauen auf dem Lande, und die Weiſe, in welcher Frau Schönzweig dieſer Sitte nachkam, ließ errathen, daß ſie die ihrigen keineswegs zu den minder wichtigen zählte. Statt wie ſonſt in der Geſindeſtube wurde in einem anſtändig eingerichteten Zimmer des obern Stockwerkes zu Tiſche gegangen, das man die Paradeſtube nannte und in welchem eine nicht geringe Menge der ſchönſten Silber- und Porzellangeräthe einen glänzenden Beweis von Herrn Schön-

zweigs Reichthum gab. Hier fand der Morgen auf dem reinlich gedeckten Tiſche ganze Laſten von duftendem Kuchen, den köſtlichſten Kaffee und die feinſte Chokolade, alles in ächten Meißener Taſſen und auf ſilbernen Aſſietten. Hier wurde Mittags drei Stunden lang getiſcht, wobei Frau Schönzweig darauf achtete, daß nach jedem Gange die Teller gewechſelt wurden (was ſonſt nicht immer geſchah) und friſches, in Silber gefaßtes Eßzeug herumgelegt wurde, und Herr Schönzweig von Zeit zu Zeit die Gelegenheit wahrnahm, ſich an die Zeit zu erinnern, wann und wo er dies oder jenes Stück kaufte und wie theuer es ihm zu ſtehen kam. Das Bier war aus dem herrſchaftlichen Keller und der Wein derſelbe, den Se. Excellenz der Graf trank, deſſen Arenda Herr Schönzweig in Pacht hatte. Die Scene vom Morgen wiederholte ſich in der Dämmerung, die Scene vom Mittag zur Zeit des Abendmahls. Die Zwiſchenzeit benutzte der Herr mit der goldnen Kette, der kein Anderer als der Großhändler Herr Friedheimer aus der Hauptſtadt war, um Herrn Schönzweigs Magazine zu beſichtigen, die Qualität ſeiner Waarenvorräthe zu prüfen und im eigenen Wagen die Felder und Wieſen zu umfahren, die Herr Schönzweig entweder gepachtet hatte oder ſein Eigenthum nannte, indeß der junge Herr, ſein einziger Sohn, den Damen und unter dieſen vorzugsweiſe Hanna ſeine Lorgnette und ſeine Aufmerkſamkeit zuwandte, nebenbei auch dies und jenes an den Weſten und Röcken der Brüder Schönzweig zu tadeln fand und Falk, dem armen

Hauslehrer, eine Redensart der Herablassung gepaart mit einem Blicke vornehmen Bedauerns zuwarf.

Die neuerdings aufgenommenen Unterhandlungen hatten zu einem Resultate geführt, dessen nähere Bestimmungen endgiltig zu besprechen Herr Friedheimer hierher gekommen war.

— Vierzigtausend Gulden, bemerkte er gegen Herrn Schönzweig, indem er sich, nachdem er die wirklich sehr bedeutenden Waarenvorräthe in Augenschein genommen, zum ersten Male seit seiner Ankunft an dessen Arm hängte, vierzigtausend Gulden sind ein schönes Geld. Ich zweifle nicht im Geringsten an der Wahrhaftigkeit Ihrer Mittheilungen. Sie haben den Ruf eines coulanten Mannes und ich weiß zu schätzen, was ich heute selbst gesehen. Sind Sie aber auch gewiß, daß die Herrschaft der Begründung einer Fabrik hier im Orte nichts in den Weg legen wird?

— Wenn ich Ihnen sage, nicht das Geringste! erwiderte Herr Schönzweig. Werd' ich Sie foppen? Werd' ich mich foppen? Werd' ich mein eignes Kind foppen? Den Oekonomieverwalter hab' ich .... und die andern Beamten haben auch keine Schlösser an der Hand. Dort den Platz — hierbei wies er nach einem weitläufigen Garten in der Nähe seines Hauses — dort den Platz hab' ich voriges Jahr von einem Bauern für eine unsichere Schuld angenommen. Dort kann sie stehen, die Fabrik!

— Ich glaube, ein ſolches Etabliſſement müßte ſich hier vortrefflich rentiren, nahm der Großhändler wieder das Wort. Das Material in der Nähe, die Arbeitskräfte billig, der Vertrieb leicht; dreißig, vierzig Prozent herauszubringen müßte ein Kinderſpiel ſein, wenn es klug geleitet wird.

— Mein Joſef iſt der Mann dazu, verſicherte Herr Schönzweig ſeinerſeits, darauf können Sie Sich verlaſſen! Der verſteht, was eine Maſchine iſt, wie ein Profeſſor!

— Ich muß nur wiederholen, bemerkte Herr Friedheimer mit Nachdruck, daß ich die Errichtung der Fabrik zur Bedingung des ganzen Geſchäfts mache. Käme ſie nicht zu Stande, ſo wäre auch mit der Partie nichts.

— In drei Wochen ſollen Sie die Bewilligung ſchwarz auf weiß in Händen haben, erklärte Herr Schönzweig.

— Dann ſind die jungen Leute ein Paar Verlobte, reichte ihm der Großhändler die Hand, und wir können auch über die andere Sache ein Wort reden. Mein Anſelm (der junge Herr nämlich hieß Anſchel) iſt ein hübſcher Junge.

— Und meine Hanna keine ſchlechte Partie, verſetzte Herr Schönzweig, den verbindenden Händedruck erwidernd.

— Noch etwas leicht zwar; daran iſt aber ſeine Jugend ſchuld. Wenn er einmal verheirathet iſt, wird ſich das

legen, fuhr der Großhändler in Beziehung auf ſeinen Sohn fort.

— Iſt eine gute Wirthin, verſteht das Geſchäft, und .... haben Sie ſie ſchon franzöſiſch ſprechen hören? Das hat ſie von unſerm Inſtructor gelernt!

— Iſt im Comptoir aufgewachſen, lange Zeit in Paris geweſen .... haben Sie nicht ſein feines Benehmen bemerkt?

— Und Unrecht werd' ich ihr auch nicht thun. Meine Kinder ſind mir lieb, und ich habe, Gott ſei Dank, für ſie geſorgt. Was mich betrifft, muß ich Ihnen ſagen, wäre mir die Partie ganz recht. Meine Tochter hat Bildung, meine Tochter hat Geld; Ihr Herr Sohn iſt auch ein reeller Mann; es könnte ſich alſo mit Einem ....

— Die beiden jungen Leute könnten dann in Compagnie treten. Vierzigtauſend der Eine, vierzigtauſend der Andere ....

— Vierzigtauſend? blickte Herr Schönzweig etwas betroffen zu ſeinem Begleiter empor. Ich habe acht Kinder und darunter fünf Töchter!

— So wurde mir berichtet! verſicherte der Großhändler.

— Es war nie von mehr als dreißig die Rede! verſicherte Herr Schönzweig dagegen.

— Dann muß ich Ihnen offen geſtehen, daß es mir leid thut, ließ der Großhändler den Arm des Herrn Schönzweig fahren und machte ſich mit ſeiner Uhrkette zu ſchaffen.

Würde ich das im Voraus gewußt haben, dann hätte ich Ihnen die Incommoditäten, die Ihnen mein Beſuch verurſacht, erſparen können. Glauben Sie nicht, daß ich noch heute Z... erreichen kann? Nöthigenfalls mit der Poſt!

— Aber Sie werden doch nicht gleich wieder abreiſen wollen? ergriff Herr Schönzweig erſchreckt die Hand ſeines Gaſtes.

— Die Zeit eines Kaufmannes iſt koſtbar! nickte dieſer mit wichtiger Miene.

— Und wann ſehen wir uns dann wieder?

— Sie ſollen mir ſtets willkommen ſein, wenn Sie nach der Stadt kommen.

— Und wann darf mein Sohn ſein Fräulein Braut zu uns auf Beſuch abholen?

— Auch dieſe Angelegenheit müßte dann jedenfalls noch reiflich erwogen werden, erwiderte der Großhändler mit bezeichnender Kälte, und ſah ſich, bei ſeiner Kaleſche angelangt, nach ſeinem Kutſcher um.

Herr Schönzweig ſah die Verlobung ſeines Sohnes neuerdings in Frage geſtellt und erkannte ſehr richtig, daß ſie von der Verbindung Hanna's mit dem jungen Herrn abhängig geworden ſei.

— Mit der Partie iſt's alſo wieder nichts? näherte er ſich daher dem Großhändler.

— Leider werden wir ſchwerlich ein Geſchäft mit einander machen! entgegnete dieſer trocken.

— Auch wenn ich ſage, daß es mir auf fünftauſend Gulden nicht ankommt?

— Ich halte meinen Sohn nicht geringer, wie Sie den Ihrigen.

— Alſo fünfunddreißig! erfaßte Schönzweig Herrn Friedheimers Hand.

— Es thut mir leid; ich reiſe ab! zog der Großhändler die Hand zurück und rief nach dem Kutſcher.

Schönzweig zögerte eine Weile, als wollte er dem Herrn Zeit laſſen, ſich die Sache noch zu überlegen.

— Hören Sie, rief er dann aus, nachdem er ſah, daß dieſer Ernſt zu machen ſchien, fünftauſend Gulden mehr oder weniger machen mich nicht reich und nicht arm! Sie ſollen nicht ſagen, Schönzweig hat kein Herz; das Geſchäft iſt abgemacht!

Der Großhändler ſpielte noch eine Weile den Gekränkten, nahm dann Herrn Schönzweig wieder am Arme, und blieb.

Herr Schönzweig ſeinerſeits fuhr fort, ihn mit den Details ſeines ausgedehnten Geſchäftes bekannt zu machen, zeigte ihm die Potaſchenſiederei und durchmaß mit ihm zu wiederholten Malen den Nachbargarten nach ſeiner ganzen Länge und Breite, um ihm zu beweiſen, daß die Fabrik auch da vollkommen Platz haben würde.

Der junge Herr, den der Großhändler bei Seite genommen und ihm über das Verhältniß, in das er demnächſt zu Hanna treten ſollte, die nöthigen Mittheilungen

gemacht, wandte nunmehr seine Aufmerksamkeiten dieser allein zu, indem er ihr mit der Lorgnette durch alle Räume des Hauses folgte und jeden Augenblick, den er mit ihr sprechen konnte, dazu benutzte, um die Feinheit seiner Manieren, die Untadelhaftigkeit seiner Toilette ins gehörige Licht zu setzen. Daß ihn Hanna sichtlich mied, und so oft er einem verbrauchten Complimente, das er ihr machte, das Lob seiner Halsschleife folgen ließ, einen Vorwand fand sich zu entfernen, nahm er für ein Zeichen seines Sieges über ihr schnellgewonnenes Herz, wovon er den Vater auch allsogleich benachrichtigen zu müssen glaubte.

Josef beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zur Abreise. Er sollte seinen künftigen Schwiegervater nach der Hauptstadt begleiten, um hier der Braut und ihrer Mutter vorgestellt zu werden.

Frau Schönzweig verdoppelte ihren Eifer in Küche und Keller.

Ein Abendmahl im engsten Kreise, an welchem außer Josef und Hanna Niemand von der Familie Theil nehmen sollte, schien ihr die passendste Gelegenheit, die Details der neuen Bündnisse mit den Gästen eines Nähern zu besprechen, und nachdem die Verlobung Josefs als eine abgemachte Sache ausgesprochen sein würde, Hanna mit dem ihr bevorstehenden Glücke zu überraschen. Der junge Herr hatte ihr mütterliches Herz gewonnen; (Herr Schönzweig hatte ihr im Vertrauen gesagt, der Großhändler sei ein Mann von wenigstens einer halben Million)

und ſie zweifelte keinen Augenblick, daß ihm auch das Hanna's mit Blitzesſchnelle entgegenfliegen müſſe.

VII.

Der engere Kreis war verſammelt; nur Hanna fehlte noch.

Frau Schönzweig hatte das Außerordentlichſte gethan, um den Raum, in welchem nach Erledigung der Hauptſache, des geſchäftlichen Theiles nämlich, zweien Verbindungen, die ſie zu den glücklichſten Ereigniſſen ihres Hauſes zählte, nun auch nachträglich die Weihe des Gemüthes gegeben werden ſollte, aufs Freundlichſte auszuſtatten. Vier ſchwere Silberleuchter, von denen Herr Schönzweig nicht zu bemerken verfehlte, daß er ſie aus dem Nachlaſſe eines Barons für zweihundert Gulden erſtanden, erhellten das Paradezimmer vom Tiſche aus. Seitwärts auf einem Kaſten, vollkommen geeignet, um die Schätze des benachbarten Silberſchrankes ins gehörige Licht zu ſetzen, ſtand noch eine prächtige Argandlampe, die von einer andern Verſteigerung herrührte. Den Tiſch, der mit einem koſtbaren Tafeltuche und mit ſchimmerndem Silbergeräthe, blendendem Steingut und bunten Gläſern bis zur Ueberfülle bedeckt war, zierte ein rieſiger Blumenſtrauß, den Herr Schönzweig als aus dem herrſchaftlichen Treibhauſe ſtammend bezeichnete, wahrſcheinlich um dem Großhändler

einen untrüglichen Beweis zu liefern, auf welchem freundschaftlichen Fuße er mit dem Oekonomieverwalter Seiner Excellenz stehe, und wie begründet seine Versicherungen in Bezug auf die projectirte Fabrik seien. Eine behagliche Wärme strahlte nach allen Richtungen von dem wohldurchheizten Ofen.

Dieser Wärme genießend lehnten Herr Schönzweig und der Großhändler in den beiden Ecken des ausnahmsweiße seiner weißen Verhüllung entledigten Sophas und schmauchten, indeß sie einander mit allerlei commercieller Combinationspolitik unterhielten, aus einem Paar großer Meerschaumpfeifen, die Herr Schönzweig nur wenn er Gäste hatte hervorzuholen pflegte. Der junge Herr und Josef, die sich nunmehr als Schwäger betrachteten, nannten sich einander Du, und Frau Schönzweig beschäftigte sich damit, die Stühle um den Tisch zu reihen und die schneeweißen Servietten, die nur flatt auf die Teller gelegt waren, in allerhand kunstreiche Formen zu drehen.

Der Ausdruck, den ihre Mienen während dieses Geschäftes annahmen, ließ erkennen, daß der heitern Stimmung, der sie sich den ganzen Tag über hingegeben, irgend etwas in den Weg gekommen sein mußte. Vergebens suchte Herr Schönzweig es zu errathen, indem er von Zeit zu Zeit durch eine sich zertheilende Rauchwolke nach ihr hinspähte: Daß Hanna nicht zugegen war, war ihm bis jetzt nicht sonderlich aufgefallen.

Das Abendmahl wurde endlich aufgetragen. Eine ſauber gekleidete Magd — eine Erſcheinung, die in dem Hauſe Schönzweigs zu den Seltenheiten gehörte — ſetzte das dampfende Suppenbehältniß auf den Tiſch.

— Iſt Ihnen gefällig? lud Herr Schönzweig ſeine Gäſte ein, und benutzte den Augenblick während der Großhändler ſeine Pfeife in den Aſchennapf ausklopfte und der junge Herr vor dem Spiegel ſeine Vatermörder zurechtzupfte, um an ſeine Frau einige verlegene Winke zu richten, als erwartete er Auskunft darüber, was denn das eigentlich mit Hanna ſei, daß ſie ſo lange auf ſich warten laſſe. Die Urſache der Verſtimmung ſeiner Frau glaubte er nun errathen zu haben.

Frau Schönzweig erwiderte ſein ſtummes Mienenſpiel mit einem gleichen Achſelzucken und einer kopfſchüttelnden Berührung ihrer Stirn, als wollte ſie ſagen: Was weiß ich? Das Mädchen hat ſeinen eigenen Kopf! und bat auch ihrerſeits die Gäſte, ſich niederzulaſſen.

Die Abweſenheit Hanna's konnte von dieſen nicht lange unbemerkt bleiben; — eines der beiden Couverts neben dem jungen Herrn lag unbenutzt.

Den Letztern ſchien dies einigermaßen zu beunruhigen. So oft Jemand an der Thüre erſchien, bediente er ſich der Lorgnette und flüſterte Joſef, der ihm zur Seite ſaß, einige Worte ins Ohr. Eine Weile ſogar ſchien ihn der Gedanke zu beſchäftigen, ob es nicht eine ſehr zeitgemäße ritterliche That wäre, ſeine künftige Lebens-

gefährtin in eigener Perſon aufzuſuchen und triumphirend herbeizuführen. Eine Anfrage jedoch, die er deshalb heimlich an ſeinen Vater ſtellte, mußte eine Erwiderung zur Folge haben, die geeignet war ihn von dieſer romantiſchen Idee zurückzubringen. Wenigſtens beſchränkte er ſich fortan auf den Gebrauch ſeiner Lorgnette.

Der Großhändler ſeinerſeits legte auf die Nichtanweſenheit der Auserkornen ſeines Sohnes kein beſonderes Gewicht. Er begnügte ſich damit, Frau Schönzweig gelegentlich zu fragen, wie ſich das Fräulein Tochter befinde.

Frau Schönzweig ſah verlegen auf und wußte nicht, was ſie ſagen ſollte. Die Redensart „nicht ganz wohl" war das einzige, das über ihre Lippen kam.

Herr Schönzweig, der einen neuen Strich durch die Partie ſeines Sohnes befürchtete, glaubte den Moment gekommen, ſeine väterliche Autorität geltend zu machen. — Unwohl hin, unwohl her! rief er aus. — Kinder ſollen gehorchen! — und machte Miene, der Dienerin den Auftrag zu ertheilen, Hanna ſogleich hieher zu beſcheiden.

Der Großhändler jedoch, der ſich nicht zu täuſchen glaubte, wenn er Hanna's Zurückhaltung lediglich einer begreiflichen mädchenhaften Schüchternheit zuſchrieb, ſuchte Herrn Schönzweig zu beruhigen, indem er erklärte, daß er dies durchaus nicht für nöthig halte. Etwas Sprödethun, meinte er, ſei in derartigen Verhältniſſen bei jungen Mädchen was ganz Gewöhnliches. Das Beſte ſei, es gar

nicht zu beachten und ihnen Zeit zu laſſen, ſich ein wenig zu ſammeln; dann gäbe ſich's ſchon.

— Das Geſchäft iſt in Ordnung, fügte er lachend hinzu; und ob ſich die jungen Leutchen heute um den Hals fallen wollen oder morgen, das mögen ſie untereinander ausmachen! Das ändert an der Sache nichts!

Herr Schönzweig gab ſich mit dieſer Anſicht zufrieden, und Frau Schönzweig, da ſie dies ſah, gleichfalls. Das Mahl nahm ſeinen Fortgang, die Unterhaltung glitt in ihre früheren Geleiſe zurück, und ſelbſt der junge Herr bemühte ſich durch einen gewiſſen Ausdruck von Gleichmuth zu zeigen, daß er nicht nur ein liebenswürdiger Brautwerber, ſondern auch ein vernünftiger Geſchäftsmann ſei, der ſich von Gefühlen nicht leicht hinreißen laſſe.

VIII.

Für die übrige Familie war das Abendmahl in der Lehrſtube aufgetragen worden. Es beſtand, wie gewöhnlich, aus einem einfachen Gerichte. Keinem von den Kindern war es eingefallen, ſich deshalb zu grämen, daß es zu den Köſtlichkeiten des Paradezimmers nicht Zutritt hatte; ſelbſt die ältern Mädchen ſahen darin keine Zurückſetzung; vielmehr fanden ſie es natürlich, daß die Eltern mit ihren Gäſten einmal allein ſein wollten. Sie wußten, daß es ſich in Bezug auf Joſef um Dinge von Wichtigkeit handle,

wovon Zeuge zu ſein ſich für jüngere Geſchwiſter nicht wohl zieme. Daß Aehnliches auch in Bezug auf Hanna im Werke ſei, davon hatte keines die entfernteſte Ahnung. Der junge Herr mit der ewigen Lorgnette, wie ſie ihn ſcherzweiſe nannten, hatte auf ſie Alle einen gar zu luſtigen Eindruck hervorgebracht, als daß Eines auch nur im Traume daran hätte denken können, von einer Bewerbung ſeinerſeits um ihre älteſte Schweſter könne auch nur die Rede ſein.

Nicht ſo Falk.

Bei ſeinem durchblickenden Verſtande und bei ſeiner Kenntniß der Schwächen und Eitelkeiten der Menſchen, insbeſondere jener des Herrn Schönzweig und ſeiner Frau, hatte ihm die auffallende Bemühtheit, mit welcher dieſe letztere den jungen Herrn behandelte, die beſondere Beachtung, die ihm der erſtere zuwandte, dann die Beharrlichkeit, mit welcher der junge Herr ſelbſt ſich beſtändig um Hanna zu ſein bemühte, kein Räthſel bleiben können. Hätte er einen Zweifel gehabt, die eigenthümliche Bangniß, die ſchlecht verhehlte Beklommenheit, die ſcheue Aengſtlichkeit, die ſich in Hanna's ganzem Weſen kund gab, ſeit der Großhändler mit ſeinem Sohne das Haus betreten, hätte ihm ihn benehmen müſſen. Ihr zwar immer blaſſes Angeſicht trug die geheimen Züge des Kummers, ihre Augen ſchienen manchmal als ob ſie geweint hätten. Niemand hatte ihn zum Vertrauten gemacht, dennoch wußte er, was vorging.

Unter allen erwachsenen Kindern Schönzweigs war Hanna die erste gewesen, die seine Nähe gesucht. Damals erst siebzehn Jahre alt und nach einem allzu kurzen Aufenthalte in der Pension, in welcher der Sinn für edlere weibliche Bildung, der von Kindheit an in ihr schlummerte, lebhaft geweckt worden war, in den Kreis einer Thätigkeit zurückgenöthigt, der all' ihre Neigungen innerst widerstrebten, hatte sie den Entschluß ihres Vaters, ihre jüngsten Geschwister unter seinen eigenen Augen von erfahrner Hand erziehen zu lassen, mit stiller Freude begrüßt. Was wollte sie da Alles noch zu lernen trachten! Wie viel Versäumtes, wornach ihre ungestillte Wißbegier brannte, wollte sie da nachholen! Mit jener Feinfühligkeit, die in der That nur den zartgewobensten Frauenseelen zuzukommen pflegt, hatte sie die richtige Weise herauszufinden gewußt, welche es einem jungen Mädchen allein möglich macht, von einem jungen Manne, ohne gerade seine Schülerin zu sein, für den Kreis ihres Wissens zu gewinnen, und doch auch jene Grenze zu vermeiden, an welcher der Geist als Zoll für seine Mittheilungen das Herz in Empfang zu nehmen pflegt. Eben diese Feinfühligkeit jedoch ließ sie bald erkennen, daß in Falk noch ein tieferes Element, als jenes des Geistes lebe; ein Etwas, das allein oft den Werth eines Menschen zu sichern vermag, indeß der Geist allein dies nie im Stande ist, und das sie nur herauszuahnen, nicht aber recht zu nennen wußte: jener ernste, sittliche Fond, der stets, wo er gepaart mit einem reichen Geiste erscheint,

den Menſchen zum wahrhaft vollendeten macht; und ſie begrüßte Falk's Erſcheinung als eine wohlwollende Fügung der Vorſehung, die ihr in ihrem ſtillen, aber tiefen Sehnen nach Emporhebung aus einem Dunſtkreiſe von Anſchauungen und Handlungsweiſen, in dem ſie ſich traurig verkümmern ſah, eine erlöſende Hand ſandte. Sie ſah fortan nicht mehr in Falk blos den vielwiſſenden Inſtructor, bei dem ſie ſich über das, was ihr bei ihrer Lectüre unverſtändlich blieb, Rath und Belehrung erholen konnte; ſie ſah zu ihm empor, wie zu einem Menſchen höherer Art, von dem man nicht nur wiſſen, ſondern auch urtheilen, fühlen, leben, ſein lernen müſſe. So zu denken, ſo zu handeln, wie er, war ihr tiefinnerſtes Streben. Bei allem, was ſie that, fragte ſie ſich: Wie würde Falk hier thun? Wo ſie zweifelte, fragte ſie ſich: Wie würde ſich Falk hier benehmen? Er wurde ihr Vorbild, ihr Leitſtern.

Auch Falk hatte aus ſeiner neuen Umgebung in Hanna bald die ſtrebendſte, für jeden edlern Eindruck empfänglichſte Seele herauserkannt. Fern von jedem ſelbſtiſchen Gefühle, fern von jeder andern Regung des Gemüthes, als welche aus dem Intereſſe entſpringt, das der geläuterte Menſch für Jeden empfindet, der ſich ihm vertrauend und aufſtrebend nähert, war er dem jungen Mädchen wohlwollend und gefällig entgegengekommen. Er leitete ihre Lectüre, erſchloß ihr das Verſtändniß der Pflanzenwelt, des Himmelsgewölbes, der Geſchichte und der hervorragendſten Dichter aller Nationen. Er lehrte ſie

in den Pſalmen den Aufſchwung zur Gottheit empfinden, in Homer die Gewalt der Ereigniſſe, in Shakſpeare den Umfang des Menſchenherzens.

Allerdings hatte Herr Schönzweig im Anfange Manches dagegen einzuwenden, als er Hanna noch anhaltender als zuvor ſich mit Büchern befaſſen ſah. Nicht als ob er ihr, eben ſo wenig als irgend einem andern ſeiner Kinder, ein Vergnügen mißgönnt, ſondern weil er ſie lieber in ſeinem Verkaufsgewölbe, in ſeiner Potaſchenſiederei, in ſeinen Magazinen, oder wenn es ſchon Bücher ſein mußten, mit ſeinen Handlungsbüchern beſchäftigt geſehen hätte. Es gab ſogar manche ernſte Scene in dieſer Richtung. Die innere Befriedigung aber, die in Hanna's Gemüthe allmälig Raum gewann, lehrte ſie Manches überwinden, was ihr ſonſt unerträglich war, und ihrem Glücke manches Opfer bringen, worüber ſie ſich ſonſt ſo unglücklich fühlte. Sie unterzog ſich öfter als früher geſchäftlichen Verrichtungen und verſuchte wenigſtens auszuhelfen ſo gut es ging, wenn ſie auch nicht, wie ihre beiden andern Schweſtern, eine Hauptrolle in Dingen ſpielen konnte, zu denen ſie nicht geſchaffen war. In demſelben Maße nahmen auch die Einwendungen des Herrn Schönzweig gegen ihr Bücherleben ab, und er gönnte ihr ſtillſchweigend ſich bis ſpät nach Mitternacht in ihrem Schlafkämmerchen bei dem Scheine der Nachtlampe in „König Lear" zu vertiefen, wenn ſie nur am Morgen wieder zeitig bei der Hand war, um vom herrſchaftlichen Förſter eine Partie Haſenfelle zu überneh-

men, wie er es denn überhaupt im Grunde wünschte, daß es seine Kinder denen anderer reicher Leute an Bildung gleich thäten, wenn nur, wie bereits bemerkt, seinem Geschäfte dadurch kein Abbruch geschah.

Nur wenn wieder einmal eine angebotene Verbindung, die ihm passend geschienen, an Hanna's Weigerung scheiterte, zog er gegen das verwünschte Bücherthum neuerdings zu Felde, und wünschte, keines seiner Kinder hätte je ein Buch kennen gelernt.

Nach solchen Ausbrüchen, die Hanna jedesmal geduldig über sich ergehen ließ, zog sie sich gewöhnlich in die Lehrstube zurück, um hier ganze Abende im Kreise ihrer kleinen Geschwister zu weilen. Hier hielt sich ja auch Falk auf, hier sprach er, hier erzählte er wohl auch eben eine seiner Geschichten, und wenn sie ihn hörte, fühlte sie sich wohler und erhoben.

Nicht immer jedoch, wie diesmal, da der Großhändler und sein Sohn im ganzen Hause ein so ungewöhnliches Aufsehen erregten, hatte Falk von dergleichen Vorgängen etwas erfahren, deren Schauplatz gewöhnlich ein kleines Stübchen im Erdgeschoß war, das Herr Schönzweig mit einiger Uebertreibung sein Comptoir nannte, und von denen außer Frau Schönzweig und Hanna jeder Zeuge ausgeschlossen blieb. So sehr sie erregt sein mochte: wenn sie in die Lehrstube kam, schien sie wieder ruhig oder sogar heiter, und Falk konnte nicht merken, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen.

Diesmal hatte es ihm nicht lange entgehen können. Hanna war seit der Ankunft der beiden Gäste öfter als sonst nach seiner Stube gekommen. Die peinlichen Vorgänge in ihrem Innern hatte sie nicht wie sonst seiner Beobachtung zu entrücken vermocht. Sie mußten zu heftig gewesen sein. Er hatte es jedoch vermieden, mit ihr darüber zu sprechen, so sehr er vielleicht die Pein der ganzen Situation mit ihr theilte; vielleicht eben deshalb, vielleicht auch nur, weil er glaubte, Vertrauen müsse nicht abgefordert, sondern empfangen werden. Hier saß sie auch mit ihren übrigen Geschwistern beim schlichten Abendbrode, indeß sie nur wenige Schritte weiter, auf demselben Flur, fast in dem anstoßenden Raume, als eine Waare betrachtet wurde, über die der Handel abgeschlossen war. Keinem fiel dies auf; Niemand vermuthete, daß man sie dort erwarte.

IX.

Das Abendbrod war abgetragen, der Schein der Lampe durch einen Lichtschirm gedämpft. Ein stilles, friedliches, wohlthuendes Dunkel dämmerte durch die traulich durchwärmte Stube, als läge irgend ein Kranker darin, dem es wohl ist, wenn er einmal die Augen schließen und still und ungestört den Blick nach Innen senken kann; vielleicht findet er darin Genesung.

Hanna lehnte in der Ecke eines ziemlich verbrauchten Sopha's, einer Art Möbel, wie man sie für Lehrstuben

immer noch gut genug findet. Die beiden älteren Mädchen, die ſich ihre Verſtimmung nicht zu erklären wußten, liebkoſten und herzten ſie und ſuchten ſie zu erheitern, indem ſie ihr abwechſelnd um den Hals fielen, ſie küßten, ihre Hand ergriffen und ihr das blonde Haar ſtreichelten.

Die kleineren Mädchen kauerten auf niedrigen Schemeln vor dem Ofen. Joſua und ich, wir ſaßen ihnen zur Seite und lugten mit ihnen durch das halbgeöffnete Thürchen in die rothen Gluthen hinein, in denen es ſo ſonderbar hin und herzuckte, glomm und kniſterte, als wären die Kohlen darin lauter lebende Weſen und führten juſt irgend ein ſchönes Feuermärchen auf, wobei ſie ſo geſchäftig hin und herrannten und ſo ernſt und haſtig umeinander herumfuhren, als wäre das Ofenthürchen gar nicht offen und als ſähen wir ihnen gar nicht zu, ſo daß wir uns an dem prächtigen Schauſpiele gar nicht ſatt ſehen konnten.

Falk ſtand hinter uns und ſah über unſre Köpfe hinweg mit in die rothe Gluth hinein, ſo aufmerkſam und nachdenklich, daß wir keinen Augenblick zweifelten, er müſſe alles das ganz genau wiſſen, was da drin vorgehe.

Ein Stückchen rother Kohle fiel zwiſchen den Stäben des Roſtes hindurch und hinunter in die weiße Aſche. Noch einige Augenblicke glomm es fort, aber immer ſchwächer und ſchwächer. Aengſtlich zuckte noch ein letztes glimmendes Pünktchen daran hin und her, dann hatte es ausgeglommen und lag ganz ſchwarz in der grauen Aſchenkammer.

— Nicht wahr, das iſt jetzt geſtorben? wandte ſich das jüngere der beiden kleinen Mädchen an Joſua.

— Warum nicht gar! erwiderte dieſer. Kohlen leben ja nicht, alſo können ſie auch nicht ſterben.

— Die alte Veronika aber, fuhr das Mädchen fort, die einmal bei uns gedient und uns immer ſo ſchöne Geſchichten erzählt hat, die hat einmal geſagt, daß die Kohlen auch leben.

— Die alte Veronika, entgegnete Joſua ſeinerſeits, Was wußte denn die! Bei der lebte Alles; die Butterblumen auf dem Felde, der Schnee in den kahlen Bäumen, und ſelbſt Eure hölzernen Puppen!

— Etwas muß aber doch dran wahr ſein, meinte das Mädchen weiter; ſonſt hätte ſie es nicht geſagt. Erinnerſt Du Dich noch an die Geſchichte von dem heulenden Winde, den der verſtoßene alte Vater gegen ſeine böſen Söhne angerufen und der ſie dann überall verfolgte, auf dem Felde, im Gebirge, auf der Reiſe, Nachts im Kamine und ſogar auf dem Meere, und ihnen überall in die Ohren rief: „Böſe Söhne! Böſe Söhne!“ ſo daß ſie's nicht aushalten konnten und endlich zu ihrem Vater eilten? Da glaubteſt Du ſelbſt, daß er lebte; und gar als die alte Veronika ſagte, daß er augenblicklich aufhörte zu heulen, wie ihnen der Vater, den ſie gerade noch im Sterben fanden, vergeben. Warum ſollten dann nicht auch die Kohlen leben können?

— Damals war Herr Falk noch nicht bei uns, meinte Jesua; da glaubten wir manches!

— Auch Träume hat man, ganz eigene, sagte sie, wenn man zu lange hineinschaut. Das hat ihr sogar Hanna geglaubt!

— Das war auch noch bevor Herr Falk bei uns war! Jetzt würde sie es ebenfalls nicht glauben! Nicht wahr, Hanna, ich habe recht? wandte sich Jesua nun an diese.

Hanna schlug die Augen auf und sah einen Augenblick Falk an, als wollte sie erst erfahren, welcher Meinung dieser sei, dann zuckte sie mit den Achseln.

— Nun gut, so frage Herrn Falk! bestand das kleine Mädchen auf ihrer Meinung.

Falk hatte aufmerksam zugehört.

— Ich will Euch eine Geschichte erzählen, machte er dem Streite ein Ende, die soll Euch Antwort geben!

Hierauf rückte er einen Stuhl herbei, ließ sich Hanna gegenüber nieder und begann:

— Meine Geſchichte heißt

Glimmende Kohlen.

Am linken Ufer der Moldau, dem alten Prager Königsſchloſſe gerade gegenüber, zeigte man vor langer Zeit eine einſame Stelle, wo jahraus jahrein gar viele Kohlen unter einem Haufen ſchwarzer Steine zerſtreut lagen, die alles Waſſer der Moldau, das ſeit Jahrhunderten hier vorüberrauſchte, und die Wolkenbrüche aller Sommer nicht weißzuwaſchen vermochten. Man ſagte auch, daß im Winter kein Schnee an dieſer Stelle liegen blieb. Er ſchmolz ſogleich, wie er herabfiel, und die Stelle mit den ſchwarzen Steinen und den ſchwarzen Kohlen habe ſich dann auf der weiten weißen Winterfläche nicht anders ausgenommen, wie ein Dintenfleck mitten auf einem ſaubern Bogen feinen Briefpapiers.

An dieſer Stelle nun war vor Zeiten ein Haus geſtanden. Dies Haus hat einer Wittwe gehört, und dieſe wohnte darin ganz allein mit ihrem einzigen Töchterlein, welches Blümchen hieß.

Die Wittwe war eine äußerſt geſchickte und daher auch viel geſuchte Stickerin in Sammt und Seide, die nur für die reichſten Leute arbeitete und dafür ſehr gut bezahlt ward. Die Königin war einmal zu ihr herabgekommen und hatte ſich einen koſtbaren, rothſammtnen Mantel ſticken laſſen. Das hatte ihren Ruf nur noch mehr verbreitet, und ſo fehlte es ihr denn nie an Arbeit und ſie lebte mit

ihrem Blümchen glücklich und zufrieden in ihrer ſtillen und fleißigen Zurückgezogenheit, und Blümchen kam faſt das ganze Jahr nicht aus dem Hauſe, denn es hatte da alles Wohl und alle Freude, die es ſich nur wünſchen konnte.

So war Blümchen ſechzehn Jahre alt geworden, und die Wittwe, die auch nicht mehr jung war, fing an zu ſorgen, wie ſie die Zukunft ihres Kindes am beſten ſichern könnte.

Eines Abends denn, nachdem ſie eben ein koſtbares Stück Arbeit, einen prächtigen Vorhang, den ein reicher Mann in die Altneuſchule gelobt, vollendet hatte, holte ſie ein Säckchen Thaler, daran ſie ihr halbes Leben lang geſammelt, aus der Truhe hervor, ſchüttete die Silberſtücke auf den Tiſch aus, zählte ſie und ſprach: Gott ſei Dank, lieb Blümchen; es iſt nicht viel, aber geſegnetes Gut! Nun kann ich mich um einen Freier für Dich umſehen, und wenn ſich Einer findet, der recht fromm und gelehrt iſt und Dich lieb haben will, ſo ...

Die Wittwe ſprach nicht mehr; Blümchen aber freute ſich ſehr, als ſie hörte, daß ſie einen Freier bekommen ſolle, klatſchte vor Freude in die Hände, tanzte in der Stube umher und verſprach, ſie wolle nun noch einmal ſo fleißig ſticken als bisher, worüber die Wittwe wieder ihrerſeits ſehr erfreut war und meinte, daß das kaum möglich ſei.

Noch am folgenden Tag, als es Abend geworden, ging die Wittwe hinaus und beſprach ſich mit ihren Bekannten, ob nicht Jemand von ihnen einen Freier für ihr Blümchen

wüßte; ſie wolle ihr ein hübſches Sümmchen Thaler zur Ausſteuer geben.

Während nun die Weiber in der Gaſſe draußen hin- und herſannen, um für Blümchen einen recht trefflichen Freier ausfindig zu machen, ſaß unſre Kleine zu Hauſe in der warmen, abendlichdunklen und dämmerheimlichen Stube am warmen, wohlgeheizten Ofen, gerade ſo wie wir jetzt, und ſah ſich die rothen Gluthen an, wie ſie darin luſtig hin und her glommen und funkelten, und konnte ſich an dem wunderſamen Schauſpiele gar nicht ſatt ſehen. An was ſie dabei dachte, das war nichts anderes als an den Freier, den ihr die Mutter mitbringen, und an die Hochzeit, die dann bald ſein würde, und wie ſie dann eine ſchöne, ſtolze Frau ſein wollte, gerade ſo wie die Frau Königin, für die ſie erſt unlängſt den ſchönen, rothſammtenen Mantel geſtickt. Und wie ſie ſo in's Feuer ſah und ſich das Alles dachte, da hätte ſie um Alles in der Welt auch gern gewußt, wie wohl ihr Freier ausſehen würde.

Sie ſah dabei ſo viel, ſo lange und ſo ſehnſüchtig in die Gluthen hinein, daß es ihr endlich vorkam, als würde Alles darin lebendig und als wären die Kohlenſtücke lauter rothgoldne Paläſte, und als tummelten ſich die geſchäftigſten Lakeien in den ſchönſten, von gluthfarbnem Sonnenlicht beſtrahlten Höfen umher, und als ergingen ſich die ſchönſten Damen und die feinſten Herren in den glänzenden Sälen von blanken Rubinen, und als geſchähe dieſes Alles nur

eines einzigen, ſchönen Jünglings wegen, der in dem wundervollſten Garten unter einer Laube von lauter Feuerlilien und auf einem Ruhebette von lauter gluthrothen Roſenblättern lag und ein großes Buch mit feurigen Lettern vor ſich aufgeſchlagen hatte, in welchem er ſo eifrig las, daß er gar nicht merkte, wie die weiſeſten Rabbinen mit langen, ſchneeweißen Bärten, funkelnden Kronreifen um die Stirnen und Palmzweigen ſtatt Sceptern in den Händen, an ihm vorübergingen und ſich ſchweigend verneigten, und wie die ſchönſten Frauen mit blitzenden Diamanten in den goldenen Hauben und in den dunklen Augen ihm freundliche Grüße zunickten, ſondern ununterbrochen leſend ein Blatt um das andere umſchlug.

Als der Jüngling das letzte Blatt zu Ende geleſen, that er das Buch zu, küßte die rothgluthnen Deckel, erhob ſich, trat heraus aus der Laube und ging zwiſchen den brennenden Bäumen hin, und ohne rechts oder links nach jemandem von Allen zu ſchauen, die um ihn her wandelten und ehrfurchtsvoll vor ihm zur Seite traten, hinaus aus dem Garten und über Wieſen und Felder fort und geradewegs an das Ufer der Moldau und auf das einſame Haus zu, das an dem Ufer ſtand, und klopfte an die Thüre und ſprach: Thu' auf, ſchön Blümchen! Ich bin gekommen Dich zu holen, und alle Königinnen im feurigen Garten und alle Prinzeſſinnen in den rubinenen Sälen ſind mir nicht ſo lieb wie Du, und Du ſollſt mit mir hingehen und mit mir dort wohnen, und ſie ſollen Dich alle beneiden!

Im feurigen Garten aber fing es, sowie der schöne Jüngling hinaus war, zu dunkeln an, und die schönen Gestalten, die darin umherwandelten, blieben eine nach der andern stehn, und die Bäume und die Feuerlilien verloschen, und die Mauern von Gold und Rubin fielen ein. Nur hie und da blitzte noch ein Schein von der untergehenden Feuersonne hervor, und dann war Alles schwarz und finster, und es war nichts zu sehen als ein wüster Haufen von todten Kohlen und todter Asche, und nichts zu hören, als das eintönige Jammern einer wohlbekannten Stimme, die da klagte: Blümchen! Blümchen! wo bist Du?

Diese wohlbekannte Stimme war die Stimme der Wittwe, die eben nach Hause kam und nicht wenig erschrak, als sie die Stube finster fand und Blümchen ihr nicht gleich entgegeneilte. Blümchen hatte nicht gemerkt, daß es über dem, was es gesehen, Nacht und in der Stube völlig finster geworden und daß das Feuer im Ofen ausgegangen, und noch weniger daran gedacht die Lampe anzuzünden, und es kam ihr wie im Traum vor, als die Mutter eintrat und mit ängstlicher Stimme fragte: Blümchen wo bist Du?

Nach einer Weile erst vermochte es sich aufzuraffen. Erst rieb es sich die Augen und wußte nicht gleich, wie ihm geschehen. Dann rief es, noch immer halb träumend: Hier bin ich, Mutter! eilte nach dem Schranke, holte Zunder und Feuerstein hervor und zündete die Lampe an.

Die Wittwe aber schalt Blümchen aus, daß es das Feuer im Ofen habe ausgehen lassen, und sagte: — Ein

Mädchen, das bald Hausfrau werden will, muß Acht haben auf das Feuer im Ofen und auf das Waſſer in der Tonne, ſonſt hat ſich der Mann nicht viel Friedens zu erwarten. Als ich ſechzehn Jahr alt war, da mußte ich eine ganze Wirthſchaft beſorgen, und hatte gar viel über mich; das Feuer aber im Ofen durfte mir doch nicht ausgehn. Meine Mutter ſelig, hätte das übel aufgenommen, und einen Freier, den hätt' ich ſchon gar nicht bekommen! —

Blümchen küßte die Mutter und bat ſie unter Thränen, ihr zu verzeihen, und ſie möchte nur nicht böſe thun, es werde das nicht wieder geſchehen.

Hierauf ſchickte ſich die Wittwe an, das Nachtmahl zu beſtellen.

Dabei ging ſie aber mit ſo ernſter und doch wieder ſo heiterer, ſo ungewöhnlich wichtiger und nachdenklicher Miene ab und zu, daß Blümchen wohl merken konnte, ſie habe noch etwas auf dem Herzen.

Eine Weile folgte ſie der Mutter mit ihren Blicken nach, als wollte ſie fragen: Mutter, biſt du mir immer noch böſe?

Dann ward es der Kleinen auf einmal, als ſollte ſie kein Kind mehr ſein, und es klopfte ihr das Herz in der Bruſt wie einer plötzlich aufgeblühten Jungfrau, und dieſe ward über und über heiß, ſo oft die Mutter in ihre Nähe kam, und ſchlug die Augen nieder, ſo oft ſie ihrem Blicke begegnete. Sie fürchtete, die Mutter könnte jeden Augenblick anfangen zu reden, und ſtellte ſich deshalb

ans Fenſter und ſah hinaus in die weiße Winternacht und nach der glatten Eisdecke des Stromes, darin ſich der Mond ſo geheimnißvoll ſpiegelte, als wiſſe er Alles, was ſie erſt dunkel ahnte, und klopfte mit den kleinen Fingern an die eisblumigen Fenſterſcheiben und ſang leiſe vor ſich hin:

Nägelein und Zimmetrind
Wachſen in unſ'rem Garten;
Sag', wie lang, mein ſchönes Kind,
Soll ich auf dich noch warten?
Willſt du meine Kalleh (Braut) ſein,
Schenk' ich dir vier Blümelein;
Vier Blümelein zur Chuppe (Traubimmel)
Und Zucker in die Suppe.

Mittlerweile aber hatte die Mutter die Suppe wirklich auf den Tiſch geſtellt und Blümchen ſetzte ſich zu ihr hin und beide ſchwiegen eine Weile und thaten als ob ſie äßen.

Endlich nahm die Mutter das Wort:

— Du mußt nun auch lernen eine Suppe kochen, Blümchen, ſprach ſie; man weiß nicht, wie bald man's brauchen kann.

Blümchen wurde über und über roth bei dieſen Worten, zwang ſich zu lächeln und antwortete nichts.

— Ich muß doch nachſchauen, fuhr die Wittwe fort, was es mit unſerer Kammer drüben iſt. Seit der ſelige Vater geſtorben, hat Niemand darin gewohnt. Wir müſſen ſie herrichten laſſen. Man kann nicht wiſſen was kommt.

Blümchen that, als hörte es nicht und sah verlegen nach dem Teller nieder.

Da sah die Wittwe sie eine Weile an, als ob sie schweigend erforschen wollte, was in dem Herzen ihres Kindes vorgehe. Dann streichelte sie ihr das schöne schwarze Haar aus der Stirne und sprach: Nicht wahr, Rabbi Feiwels, des Goldschmieds, Jakob ist ein schöner Junge? Du kennst ihn ja! An seiner Barmizwah (dreizehnter Geburtstag) warst Du freilich erst ein neunjähriges Maidlein, und da hast Du mit ihm getanzt, und er hat Dir Mandeln geschenkt und Rosinen eine ganze Düte voll, und die Frau des Rabbi Feiwel sagte damals, ihr wäret gerade wie für einander geschaffen, und alle Leute, die da waren, sagten es auch. Hast Du ihn gesehen seit der Zeit? O, der ist ein prächtiger Junge geworden! Man findet keinen zweiten, der so gelehrt ist und so frisch und so schön dabei und ein so geschickter Goldschmied! Jeden Augenblick könnte er im Sanhedrin sitzen; und wenn der König eine neue Krone brauchen thät', keiner könnt' sie schöner machen, wie er! Rabbi Enfel will ihm jetzt eine Werkstatt einrichten, und Du sollst seine Hausfrau werden.

Da schwieg die Wittwe.

Blümchen aber, das schon während der ganzen Rede sich nicht getraut hatte, das Auge aufzuschlagen, erschrak so sehr, daß es den Löffel fallen ließ, den es noch vorher in der Hand hielt.

Die Wittwe erinnerte ſich daran, wie auch ſie einmal gerade ſo erſchrocken geweſen und gerade ſo den Löffel habe fallen laſſen, hielt das für ein gutes Zeichen und ſtand vom Tiſche auf und küßte ihr Töchterlein auf die beiden ſchönen Augen und ſprach: Nun, nächſten Sabbath wird er kommen. Da will uns ſein Vater mit ihm beſuchen, damit Ihr Euch ſeht. Sei hübſch klug, lieb Blümchen; Du biſt ja ſechzehn Jahre alt, und da iſt man kein Kind mehr. Was kommen muß, dem muß man nicht ausweichen wollen!

Blümchen traten jetzt die Thränen in die Augen.

Die Wittwe fing an zu bereuen, daß ſie ihrem Kinde zu viel auf ein Mal geſagt, küßte ſie nochmals und ſprach: Du bleibſt ja darum doch mein gutes Kind und wirſt es bleiben! Nun aber geh zu Bette! Wenn Du morgen früh aufſtehſt, haſt Du es verſchlafen, und dann reden wir vielleicht weiter.

Blümchen aber ſagte: Mutter, Du ſiehſt, wie kindiſch ich bin! rieb ſich mit ihren ſchönen weißen Händchen die Thränen aus den Augen, ſah wieder heiter und hüpfte in der Stube umher. Dann ſtellte ſie ſich wieder ans Fenſter, klopfte mit den Fingern an die Scheiben, ſang noch ein Mal ihr Lieblingsliedchen und ſchlüpfte in ihr Bettchen.

Die Wittwe legte ihr die Hände auf den Kopf, ſegnete ſie und ſprach: Siehe, er ſchlummert nicht und er ſchläft nicht, der ewige Hüter. Dann blies ſie die Lampe aus und es war finſter in der kleinen Stube und nach wenigen Augenblicken ſo ruhig und ſo ſtill, daß man hätte

glauben können, ſie wären Beide geſtorben. Nur die ſeidenen Bettvorhänge rauſchten von Zeit zu Zeit ganz heimlich und man hörte hinter denſelben die leiſen Athemzüge der Schlummernden.

So ſtill wohl blieb es die ganze Nacht, — aber nicht ſo friedlich und ruhig!

Denn kaum war Blümchen eingeſchlafen, ſo begann es im Ofen in den verglommenen Kohlen wieder lebendig zu werden. Erſt erwachte Ein Fünkchen in der Aſche, dann ein zweites, dann ein drittes, ein viertes, dann mehrere, dann ſehr viele, und das kniſterte und jagte hin und her zwiſchen den ſchwarzen Stücken, daß bald Alles in heller, praſſelnder Gluth ſtand; und wenn Blümchen wieder vor dem Ofenthürchen geſeſſen wäre, hätte es ſehen können, wie all die Geſtalten, die früher eine nach der andern ſtehen geblieben waren, jetzt wieder rege wurden und im hellgewordenen Garten hin und her wandelten, ganz ſo wie zuvor, nur noch lebhafter und geſchäftiger. Auch der ſchöne Jüngling lag wieder auf den glührothen Roſenblättern in der Laube und las in dem Buche und ſchlug es auch wieder zu und küßte die rothgluthenen Deckel. Dann erhob er ſich und trat heraus und winkte ſeine Diener zu ſich und ertheilte ihnen Befehle. Und die Diener ſtoben nach allen Richtungen auseinander, und im nächſten Augenblicke ſtanden alle Rabbinen und die Herren und die Frauen um ihn im Kreiſe und verneigten ſich ehrerbietig und er ſprach zu ihnen: Seid bereit! denn ich führe Eure Königin

heute in meinem Palaſte ein und Ihr ſollt ein Feſt feiern, wie noch keines!

So ſprach er und in einen glühenden Mantel gehüllt ſchritt er hinaus aus dem Ofen. Hundert Diener folgten ihm und rannten mit ihren Rauchfäßchen in der Stube umher und erfüllten ſie mit dichten Wolken und hüllten Blümchens Bett in die lieblichſten Düfte.

Der ſchöne Jüngling aber trat näher heran an dasſelbe und lüftete die leiſe rauſchenden Vorhänge und ſah Blümchen mit innigem Wohlgefallen an, wie es da ſchlief und wie ſich die beiden Brauen hinbogen über die geſchloſſenen Augen gleich zwei ſchönen Kohlenſtreifen, und wie ein ſtilles Lächeln um die ſchönen Lippen ſpielte, gleich ſtillen Funken, die glimmend hin und her zucken, und neigte ſich zu ihr nieder, küßte ſie auf den ſchönen Mund und ſprach: Du ſollſt meine Braut ſein! Dann hüllte er ſie in ſeinen Mantel ein und trug ſie von hinnen.

Als Blümchen erwachte, da lag es auf einer Ottomane vom ſchönſten feuerrothen Damaſt und trug ein leichtes dünnes, in den anmuthigſten Falten niederfließendes Gewand, und die ſchwarzen Locken wanden ſich ihm wie ſpielende Schlangen um die weißen Schultern nieder. Und als es aufblickte, da ſah es erſt, daß es ſich in einem ſeltſamen Gemache befinde, in das von oben herab durch ein großes, von lauter Rubinen gebildetes Fenſter das lieblichſte rothe Licht fiel und Alles, Spiegel und Polſter, Fuß-

boden und Wände, Tiſche und Blumengeſchirr mit dem lieblichſten rothen Schimmer übergoß.

Es wagte in all' der Pracht noch kaum zu athmen, da erſchienen wohl zwanzig der ſchönſten Jungfrauen und brachten koſtbare Schleier und reiche Gewänder und funkelndes Geſchmeide, und ehe Blümchen recht fragen konnte, wo es ſich eigentlich befinde, wer ſie ſeien und was ſie wollten, knieten ſie zur Erde, kreuzten die Arme über die Bruſt und küßten die Teppiche des Fußbodens, und eine von ihnen ſprach: Wir ſind Deine Dienerinnen, Herrin! Erlaube, daß wir Dich ankleiden!

Dann legten ſie Blümchen die Gewänder an, hüllten es in die Schleier, hängten ihm die funkelnden Geſchmeide um, ſchmiegten ihm eine Krone aus Rubinen in die Locken, ſalbten es mit duftenden Oelen und legten ihm noch über alles einen rothgluthnen Mantel um die Schultern, gerade wie jener war, den es ſelbſt einmal für die Königin geſtickt. Dann küßten ſie ihm den Saum des Mantels und ſprachen: Bleib uns immer gnädig, o Herrin! und verließen das Gemach.

Unſere Kleine ließ das Alles geſchehen und ſtand noch lange, nachdem die Dienerinnen verſchwunden waren, in der Mitte des Gemaches und ſah voll Verwunderung ihr Bild aus den hundert Spiegeln und Edelſteinen an den Wänden ringsum wiederſtrahlen, und kannte ſich ſelbſt nicht mehr und hätte es ſich gewiß nicht geglaubt, daß ſie es wirklich ſei, die die königlichen Prunk-

gewänder trage, wenn ſie nicht ihr eignes Herz unter dem koſtbaren Schmucke hätte pochen fühlen, und wenn ſie es nicht deutlich gehört hätte, daß eine wohlbekannte Stimme rufe: Blümchen, mein Blümchen, wo biſt Du?

Diesmal aber war es nicht die Stimme der Mutter, die Abends ſpät heimkehrte, ſondern die des ſchönen Jünglings, der den rothwallenden Vorhang an der Stelle des Einganges theilte und hereintrat und ſich ihr näherte. Andächtig und liebevoll hob er die Augen zu ihrer Schönheit empor, verneigte ſich, beugte ein Knie und küßte die roſigen Spitzen ihrer Finger. Dann erhob er ſich und ſprach: Folge mir, ſchöne Königin! ſeit einer Stunde ſchon harren Deiner die Großen meines Reiches!

Und ſchön und ſtumm wie ein Bild, das erſt von des Malers Hand gekommen, wandelte ſie neben ihm dahin durch die hohen Säle und Hallen und über die breiten glutmarmornen Treppen in den weiten Hofraum hinab, in welchem die Großen des Reiches, Herren und Frauen, in glänzendem Aufzuge ſtanden und Pagen mit koſtbaren Geſchenken hervortraten und Muſikchöre eine rauſchende Muſik erhoben, ſo wie Blümchen erſchien. Und Alle beugten das Knie vor ihr und kreuzten die Arme über die Bruſt und ſangen einſtimmig: Sei uns gegrüßt, o Herrin, Auserleſene von Tauſenden!

Hierauf öffneten ſich zwei große Flügelthüren, und ſie trat am Arme des ſchönen Jünglings in einen herrlichen

Tempel, und das ganze Volk und die Großen des Reichs und die Pagen und die Muſiker folgten.

Im Hintergrunde des Tempels, den eben ſo wie alle Räume des Palaſtes ein mildes roſenfarbiges Licht erhellte, öffnete ſich nun von innen heraus eine kleine goldene Pforte, und man ſah hinter derſelben einen tiefen, dämmerdunkeln Raum, in deſſen Mitte ſich ein ſchlichter Altar von weißem Marmor erhob. Auf dem Altare aber glimmte ein kleines Sternlein, gerade als hätte Jemand es erſt aus der Ferne des Himmels herabgeholt und dahin gelegt.

An der Schwelle des dunklen Raumes kniete der ſchöne Jüngling nieder und zog unſer Blümchen ſanft nach ſich.

Da war es ihr, als hörte ſie aus dem dunklen Raume heraus rufen: Blümchen, mein Blümchen, wo biſt Du? Und ſie erbebte in ihrem Herzen und widerſtrebte dem ſchönen Jüngling.

Ihr war, als hielte eine Hand ſie zurück, indeß die andere ſie niederzog, und als wiſſe ſie nicht, welcher zu folgen. Die ſie aber niederzog war die ſtärkere, und ſie kniete neben den Jüngling hin.

Nun erhoben ſich wallende Töne wie aus der Ferne und ein tiefer, ernſter Geſang erfüllte, immer näher und näher heranwogend, die luftigen Räume des Tempels. Während der Geſang immer mächtiger und mächtiger heranſchwoll, entfaltete ſich auch das kleine Sternlein im finſtern Raume immer mehr und mehr, und wurde immer größer

und glänzender und ſchien immer näher zu rücken, wie aus der Ferne des Himmels zur dunklen Erde herab, bis es ein großes blendendes Geſtirn geworden, ein weißes Lichtmeer, in deſſen zitterndem Glanze jedes Auge erblindete. Alle Herzen und alle Pfeiler im weiten Raume erbebten vor dem donnernden Strome des allmächtigen Chores, und kein Auge wagte emporzuſchauen in das weiße Meer des Lichtes.

Da trat ein Prieſter aus dem dunklen Raume hervor, in deſſen Mitte das blendende Geſtirn gleich einem rieſigen Lichtball über dem Altar ſchwebte, und ſprach zu Blümchen: Du entſagſt dem Glauben der Erde und dem Wahne des Menſchenherzens, und verläſſeſt den Irrthum der Sterblichen, um das Licht anzubeten, das allbeſeligende. So weihe ich Dich denn im Namen des Lichtes, daß Du treu bleibeſt dem Lichte und ſelig werdeſt im Lichte!

Hierauf tauchte er eine goldene Schale in das zitternde Lichtmeer, hob ſie hoch empor und zeigte ſie der verſammelten Menge, die anbetend niederfiel, und goß ſie aus über die dunkeln Locken unſeres Blümchens.

Blümchen fuhr es dabei wie Feuer durch die Seele und wie ſchmelzende Kohle durch alle Adern. Sie wollte reden, ſie wollte entfliehen; aber ihre Zunge war wie gebunden, und wie mit eiſernen Klammern hielt es ſie an den Stufen, auf denen ſie kniete. Sie fühlte, daß ein Zauber über ihr walte, und den Zauber nur Einer zu löſen vermochte, und der Eine war der ſchöne Jüngling.

Dieſer küßte nun wieder die Spitzen ihrer Finger und küßte ihren Mund, und der Zauber war wirklich gelöſt; denn ſie konnte ſich nun an ſeinem Arme erheben und ſchritt zurück zwiſchen den glühenden Säulen des Tempels, indeß die verſammelte Menge ihr allenthalben zujubelte und: Heil der Königin! rief.

Vor dem Eingange des Tempels harrten vier Männer und trugen an vier goldenen Stangen einen glutrothen Baldachin. Unter dieſen trat der ſchöne Jüngling mit der jungen Königin, und unter Geſang und Jubel kamen beide in den Palaſt zurück, wo Alles bereitet war zum herrlichſten Feſte.

Ganz oben an der Tafel, ſo unabſehbar lang, daß man ihre beiden Enden nicht zugleich überſehen konnte, ſaß Blümchen an der Seite des ſchönen Jünglings auf einem herrlichen Throne; zu beiden Seiten die Gäſte. Tauſend Diener liefen ab und zu und kredenzten flüſſige Glut in Bechern von glühendem Edelſtein und duftende Speiſen auf Schüſſeln von glühendem Kryſtall, und Alles ſchwelgte in lärmender Freude und toſender Luſtigkeit, und die Becher klangen aneinander, daß die Funken umher ſprühten wie die Splitter zerſchlagener Sterne und ihr Inhalt überſtrömte wie die Lava aus kleinen Kratern, und alles dies durchtönte und überjubelte der Eine Ruf: Heil der Königin!

So währte es die ganze Nacht.

Erſt als es wieder Morgen zu werden begann, erhob ſich der ſchöne Jüngling von ſeinem Throne, führte Blümchen aus dem Saale, ſchlug ſeinen Mantel um ſie, brachte ſie eiligen Schrittes hinter die ſeidenen Vorhänge ihres Bettchens zurück und legte ſie hier in ihre weichen, weißen Kiſſen. Noch einmal ſah er ſie mit ſeligſtem Wohlgefallen an und küßte ſie auf den ſchönen Mund. Dann ſprach er: Leb wohl, meine liebe Braut! Bald biſt Du mein für immer! und verſchwand.

Und die hellen Gluten im Ofen verloſchen allmälig wieder, wie ſie ſich entzündet, und als die Wittwe erwachte, um das Frühſtück zu bereiten, war kein Fünkchen mehr im Ofen zu ſehen und nur kalte, graue Aſche lag auf den Stäben des Roſtes.

Leiſen Schrittes und auf den Zehen ging die Wittwe in der Stube umher. Sie wollte ihr Blümchen nicht wecken im ſüßeſten Morgenſchlaf. War es ihr ja theurer als je.

Als aber das Frühſtück ſchon auf dem Tiſche ſtand und Blümchen noch immer nicht erwachte, da ward die Wittwe beſorgt und wußte nicht, was es ſei, daß ihr Töchterlein ſo ungewöhnlich lange ſchlafe.

Ich muß doch nachſchauen, ſagte ſie, trat an Blümchens Bette, lugte durch eine ſchmale Lücke zwiſchen den Vorhängen nach ihrem geliebten Kinde hin, das da lag in lächelndem Schlummer ſo ſchön und doch ſo bleich, ſo friedlich und doch ſo ganz anders als ſonſt.

Das Kind muß heute Nacht wenig geſchlafen haben, ſprach die Wittwe vor ſich hin, ſchloß die Bettvorhänge noch dichter und ſetzte ſich allein an's Frühſtück.

Hab' ich doch ſelbſt ſchlecht geſchlafen, ſprach ſie weiter zu ſich ſelbſt. Jeden Augenblick war es mir, als ob meinem Blümchen irgend ein Leides geſchehe, und ich erinnere mich genau, daß ich einigemale im Schlafe nach ihr gerufen!

So ward es faſt Mittag, und die gute Mutter hatte unzählige Male nach dem ſeidenen Vorhange gelauſcht, ob ſich nichts dahinter regte, als Blümchen endlich erwachte und ganz erſtaunt um ſich ſah und nicht wußte, ob ſie ihren Augen trauen ſollte oder nicht. Sie ſuchte den ſchönen Jüngling, das ſchöne Gemach, die ſtrahlende Lichtkugel — und als ſie nichts ſah als ihre weißen Bettkiſſen und die grünſeidenen Vorhänge, und nichts hörte als die Stimme ihrer Mutter, die da fragte: Blümchen, biſt Du endlich wach? da ſtieg ſie traurig aus ihrem Bette und antwortete kaum auf Eine der hundert Fragen ihrer Mutter und blieb ſtill und traurig den ganzen Tag, und als die Mutter am Abend wieder ausgehen wollte, fieng ſie zu weinen und zu bitten an und ſprach: Bleib' doch zu Hauſe, lieb' Mütterchen! Mir iſt ſo bange ohne Dich!

Die Wittwe blieb denn zu Hauſe, denn ſie meinte, unſer Blümchen ſei nicht recht wohl, und ſetzte ſich neben ſie hin den ganzen Abend in den warmen Ofenwinkel und erzählte manche ſchöne Geſchichte, bis daß es Schlafenszeit

war. Dann segnete sie ihr Töchterlein und legte sich zu Bette.

Blümchen aber überfiel eine unsägliche Angst vor dem Schlafengehen. Sie legte sich wohl zu Bette, aber die Lampe löschte sie nicht aus, sondern stellte sie auf das kleine Nachttischchen hinter den Bettvorhängen und las die ganze Nacht in den Psalmen bis in den hellen Morgen hinein. Daß aber die Mutter nichts merke, stand sie so früh auf wie sonst, und sang muntere Lieder und hüpfte in der Stube umher und half der Wittwe Kuchen backen; denn es war Freitag und morgen sollte Rabbi Feiwel, der Goldschmied, mit seinem Sohne kommen, und die Wittwe freute sich, daß ihr Blümchen wieder wohl war.

Nur wenn sie allein war seufzte Blümchen tief auf und konnte es nicht hindern, daß ihr die Thränen ins Auge traten, denn sie dachte des schönen Jünglings. Vor der Nacht aber bangte es ihr wieder; und so sehr sie sich wünschte, ihn noch einmal wieder zu sehen, so mochte sie doch nicht schlafen, und wachte und betete die ganze Nacht.

Nun war der Sabbath da, und Rabbi Feiwel und sein Sohn ließen nicht lange auf sich warten.

Jakob Rabbi Feiwels war wirklich einer der schönsten Jungen, die es damals in der ganzen Stadt gab. Er war reich und Schönblümchen gefiel ihm. Als die Wittwe auch ihr Blümchen fragte, wie ihr Jakob gefalle, bekam sie nichts zur Antwort · als einen Strom heißer Thränen. Da kamen aber die Muhmen und die Basen und redeten ihr

zu, und ehe noch der Sabbath zu Ende war und man Licht anzünden durfte, war die Hochzeit verſprochen, und eine alte Muhme zerbrach einen ſchönen Steingutbecher in lauter kleine Scherben, zum Zeichen, daß das Bündniß eben ſo wenig je zerſchlagen werden ſolle, wie der Becher je wieder ganz werden könne, und ein Jüngel aus der Verwandtſchaft lief nach einem ſchriftgelehrten Rabbi, damit auch die Verlobungsſchrift geſchrieben werde.

Der Rabbi kam, und die Wittwe breitete ein weißes Tiſchtuch über den Tiſch und zündete zwei Wachskerzen an, und alle Anweſenden ſetzten ſich, und der Rabbi ſchrieb auf ein weißes Pergamentblatt das Verlöbniß und daß Blümchen und Jakob einander treu wollten ſein und ſich lieben bis in den Tod.

Als dies geſchrieben war, da freuten ſich Alle, und die Wittwe trug ein wohlbereitetes Abendmahl auf und nur Blümchen wollte ſich nicht freuen und erwiderte Jakobs zärtliche Theilnahme an ihrer Traurigkeit mit flehenden Blicken, als wollte ſie ſagen: — Laß mich! laß mich! ich kann ja doch nicht dein Weib werden, wenn ich es auch verſprochen; und wenn ich es werde, ſo darf ich es ja nicht bleiben!

So ging der Abend hin unter Frohſinn der Gäſte und Thränen der Braut, und es ward feſtgeſetzt, daß nach Verlauf von vier Wochen die Hochzeit gefeiert werden ſolle.

Lange ſchon hatten ſich die Gäſte verabſchiedet, als noch die Wittwe mit ihrem Blümchen am Tiſche ſaß und

ihr liebevoll zuredete und manchen Scherz darüber machte, wie ſich noch alles geben werde und wie ſie das kenne aus eigener Erfahrung.

Eine Stunde vor Mitternacht war es, als ſie zu Bette gingen: die Wittwe mit den lieblichſten Sorgen einer Mutter, Schönblümchen mit unſäglichem Bangen. Die Wittwe war über den hundert Gedanken, wie ſie die Hochzeit anrichten wollte, bald eingeſchlafen. Blümchen aber las in den Pſalmen. Müde vom vielen Weinen, erſchöpft von heimlichem Bangen und von der Angſt zweier ſchlafloſen Nächte kämpfte ſie vergeblich gegen den Schlummer. Ihre Augen ſchloſſen ſich endlich, wenn ſie es auch nicht wollte, und ſie hörte es nicht mehr, als von dem alten Domthurme herüber zwölf laute Glockenſchläge die Mitternacht verkündeten.

Im Ofen aber wurde Alles wieder lebendig.

Im heftigſten Zorne raſte der ſchöne Jüngling zwiſchen den glühenden Mauern ſeines Palaſtes und zwiſchen den lodernden Bäumen ſeines Gartens umher und rief ſeine Getreuen zuſammen, die in blanken Rüſtungen hin- und herrannten und flackernde Fackeln ſchwangen. — Rächet mich! rächet mich! ſo rief er. Das Kind der Finſterniß, das ich zur Fürſtin des Lichts erhoben, iſt Euch treulos geworden und Ihr habet wieder keine Königin! Nun könnt Ihr abermals tauſend Jahre lang alle Feuerheerde der Welt durchirren, bis Euch wieder eine wird und bis Ihr auf Erlöſung hoffen dürft aus den Feſſeln dieſes mächtigen

Menſchengeſchlechtes, das Euch bewältigt hat, daß Ihr ihm dienſtbar ſein müßt, indem Ihr nur zerſtöret!

Und zornentbrannten Blickes ſtürzten ſie heraus in die dämmernd ſtille Stube, die nur das ſchwache Halblicht des Lämpchens erleuchtete, das Blümchen während des Einſchlafens auszulöſchen vergeſſen; und im nächſten Augenblicke leckten die lichten Flammen an den ſeidnen Vorhängen empor, und nach einer Minute ſtand die ganze Stube in Flammen, und das Feuer ſchlug zum Fenſter hinaus und ſchwang ſich über das Dach empor, und die Sturmglocke vom Dome herab verkündete: Feuer! Feuer!

Da erwachte die Wittwe, aufgeſchreckt von der ungewohnten Hitze in der Stube und von der ungewohnten Helle. — Blümchen, mein Blümchen, wo biſt Du? Das war das erſte Wort, das ſie in der Angſt ihres Herzens hervorzubringen vermochte. — Herr Gott Iſraels, errette mir nur mein Kind! rief ſie dann wie eine Verzweifelnde und ſtreckte die langen Arme durch die jagenden Flammen nach dem Lager ihres Kindes aus. Da ſtürzten rauchend und glühend die Querbalken der Stubendecke hernieder und verſperrten ihr den Weg zu ihrem Kinde, wie einſt die feurigen Schwerter Gottes den erſten Menſchen den Weg zum Paradieſe, und verloren war ihr Blümchen für alle Tage dieſes Lebens, wenn ein Engel Gottes ſie nicht herausgetragen aus den Flammen oder bewahrt in der Glut, wie Gottes Barmherzigkeit einſt die frommen Jünglinge im Feuerofen geſchirmt; denn einſam brannte die

Hütte am Ufer und verlassen von aller Hilfe, und kein Rettungsruf war zu hören in der stillen Nacht außer dem Stöhnen der Sturmglocke vom Dome.

Jammernd stürzte die Wittwe in die Nacht hinaus. — Vielleicht, dachte sie, finde ich mein Kind draußen! Denn nichts hört später auf zu hoffen, als ein Mutterherz, und nichts sieht schärfer in der Angst, als ein Mutterauge.

— Blümchen, mein Blümchen, wo bist Du? So klagend lief sie am Ufer dahin. Aber, ach, all ihr Klagen war vergebens, denn nur das Jammern der Feuerglocke erwiderte ihren Angstruf, und die Aermste mußte es anschauen mit eigenen Augen, wie ihr Haus eine Beute der Flammen ward und sinkendes Gebälke ihr einziges Kind begrub. —

Unterdessen war der Morgen herangebrochen und die Tagwerker, die herabgekommen waren Eis zu hauen, fanden die Wittwe, wie sie wehklagend und verzweiflungsvoll herumirrte zwischen den kahlen Brandmauern ihres Hauses, und sahen sie, wie sie mit ihren Händen die heiße Asche und die verglimmenden Kohlen der noch rauchenden Brandstätte aufwühlte, und hörten sie rufen: Blümchen, mein Blümchen, wo bist Du?

Und als sich das Gerücht verbreitete vom nächtlichen Unfalle, da kamen die Leute aus der Gasse herbei, und mit ihnen Rabbi Feiwel, der Goldschmied, und Jakob, sein Sohn, und Keiner wußte, wie das Entsetzlichste geschehen, und Keiner wollte die Sturmglocke gehört haben, als hätte

ein böſer Zauber ihren Wehruf in Bann gehalten, daß er den Weg nicht finde zu den Herzen der ſchlafenden Stadt.

Die arme Wittwe aber ſaß auf einem verkohlten Balken und ſah Niemanden an und hörte auf Niemandes Rede und antwortete nicht wenn man ſie fragte. Nur ihre Thränen ſanken in die Aſche und ihr Mund nur rief zuweilen: Blümchen, mein Blümchen, wo biſt Du?

Doch lebte ſie noch viele Jahre lang nach jener ſchrecklichen Nacht; in Sammt und Seide aber ſtickte ſie nicht mehr und ſparte nicht mehr ſchöne Silberthaler, ſondern friſtete ihr Daſein von den Gaben milder Hände und ſchlief des Nachts im Kätzel, das iſt in der Gemeindeſtube, darin die Aermſten wohnen und die Obdachloſen, und ſaß des Tags auf einem verkohlten Balken der Brandſtätte ihres Hauſes und wühlte im Geſteine und ſprach wie im Traume vor ſich hin: Blümchen, mein Blümchen, wo biſt Du?

Nach einer Ueberſchwemmung, die in Folge eines ungewöhnlich ſtarken Eisganges vor mehreren Jahren eintrat und einige Tage lang anhielt, iſt die kohlige Stelle am Ufer nicht wieder zum Vorſchein gekommen. Jetzt geht die Moldau über ſie hin und man ſieht ſie nur manchmal aus der Tiefe des Stromes heraufdunkeln, wenn es windſtill iſt und die Wellen ruhig und klar gehn.

Hier ſchwieg Falk.

X.

Der Großhändler mit seinem Sohne war abgereist und Josef hatte ihn begleitet, um eine Zeitlang in der Hauptstadt zu verweilen und bei Gelegenheit mehrerer Geschäfte, mit denen ihn Herr Schönzweig beauftragt, sich zu bemühen, die ungünstige Meinung, die seine nunmehrige Braut früher von ihm gefaßt, zu widerlegen.

Wir wollen ihm nicht dahin folgen, wiewohl es nicht ohne Interesse wäre, eines von jenen Wesen kennen zu lernen, deren Geschick wir andeuteten, als wir den Töchtern gewisser Familien den Rath ertheilten, nicht zu lieben, die junge Freundin Hanna's aus den Zeiten des Pensionates, ausgerüstet mit allen Kenntnissen und aller Kenntniß der Gesellschaft, mit allen Anschauungen des modernen Lebens, mit allen Sitten und auch Bedürfnissen des Salons, deren Loos ein zwiefach schmerzvolles, zwiefach unglückliches hätte werden müssen, wenn sie nicht die große Kunst besessen hätte, während sie sich den Plänen ihres Vaters fügte, zugleich ihren eigenen Anforderungen nichts zu vergeben, indem sie den Mann, dem sie ihre Hand nun einmal reichen sollte, vorerst dahin brachte, ihr nachzustreben, ihr gleich, ihrer werth zu werden.

Wir wollen uns jedoch vom Hause Schönzweigs nicht allzuweit entfernen und den Gang der Begebenheiten daselbst weiter verfolgen.

Die Ruhe der einfachen Lebensweiſe und die Betriebſamkeit des gewohnten Geſchäftslebens war in dies Haus wiedergekehrt; nicht ſo die ſtille, glückliche Stimmung in Hanna's Seele. Falks Erzählung beſchäftigte ihre Phantaſie und klang in ihr nach, etwa wie Saiten, die noch nie getönt, mit Einemmale erzittern und noch lange nachklingen, wenn ſie von den Schwingungen eines Klanges berührt werden, der ihnen verwandt iſt. Herr Schönzweig und ſeine Frau belagerten ihr Herz, etwa wie ſchonende Feinde eine Feſtung nicht ſtürmen wollen, weil ſie ſie zu zerſtören fürchten und auf Ergebung nach freundlichem Zureden rechnen.

In den Augen des Großhändlers galten Hanna und der junge Herr ebenſo für erklärte Brautleute, wie ſeine Tochter und Joſef. Jeder andere Poſttag brachte Briefe von ihm; Briefe über Geſchäfte, die er mit Herrn Schönzweig, ſeit er in verwandtſchaftliche Verhältniſſe zu ihm getreten, öfter als früher vollzog; und jedem dieſer Briefe lag von der Hand des jungen Herrn ein zweiter als Einſchluß bei, in welchem ſich dieſer in einem eigenthümlichen Gemiſch von kaufmänniſchem und Liebesbriefſtyl gegen Hanna, die „Auserwählte ſeines Herzens" ergoß.

Ein ſolcher Einſchluß war es denn auch, der, mit zierlicher Comptoirſchrift an Hanna adreſſirt, eines Abends auf dem Tiſchchen lag, vor welchem Frau Schönzweig in der großen Fenſterniſche der Geſindeſtube ſaß und bei dem Scheine einer kümmerlichen Kerze ſtrickte. Herr Schön-

zweig maß die Stube mit langen Schritten auf und nieder, die Hände mit der langen Pfeife wie er es zu thun pflegte wenn ihn etwas ernſt und angelegentlich beſchäftigte, rückwärts über die Taſchen ſeines verbrauchten Kapottes gelegt.

— Was ſoll ich mit dem Brief? fragte Frau Schönzweig nach einer ziemlich langen Pauſe.

— Was Du ſollſt? Geben ſollſt Du ihr ihn! erwiderte Herr Schönzweig, ohne ſich in ſeiner Promenade zu unterbrechen.

— Was nützt es? Sie nimmt ihn und legt ihn hin und lieſt ihn nicht, gerade wie ſie's mit allen frühern gethan. Nicht einmal erbrochen hat ſie noch Einen!

— Dann red' mit ihr. Du biſt ihre Mutter!

— Was nützt das Reden? Sprich in die Mauer hinein! Sie geht einmal von ihrem Satz nicht ab!

— Was will ſie? Was begehrt ſie? Was hat ſie an dem jungen Menſchen auszuſetzen?

— Nichts.

— Iſt er ihr nicht ſchön genug? Ein Mann wie aus einem Bild geſchnitten! Iſt er ihr nicht reich genug? Man ſchätzt den Alten auf eine halbe Million; Alles iſt einmal ſein; will ſie noch weiter hinauf?

— Nein. Aber ſie beſteht darauf, daß ſie ihn nicht liebt.

— Lieben! Wie heißt „lieben?" Seit wann iſt ſo was erhört worden?

— Hilf Dir, wenn ſie ſich's einmal in den Kopf geſetzt hat!

— Was heißt: ſich in den Kopf geſetzt hat? Seit wann darf ſich ein Mädel etwas in den Kopf ſetzen? Zu meiner Zeit hätt' man einem Mädel den Kopf umgedreht, die ſich etwas in den Kopf geſetzt hätt'!

— Und wenn es doch geſchehen iſt; was willſt Du mit ihr anfangen? Ich muß einmal mit meinem Manne leben, ſagt ſie, nicht der Vater.

— Und wer muß das Geld hergeben? Ich oder ſie? Sich in den Kopf ſetzen! Lieben! Wie darf ſich Jemand für mein Geld etwas in ſeinen Kopf ſetzen? An dem Allen aber ſind nur die verdammten Bücher Schuld: Weltgeſchichte, Romane, Geographie und — was weiß ich, wie das Zeug Alles heißt! Ich wollt' es hätt' keines meiner Kinder ſein Lebtag ein ABC kennen gelernt; wär' beſſer!

— Dann thät' es Dich wieder ärgern, daß ſie ungebildet ſind, erwiderte Frau Schönzweig, die in der peinlichen Lage, in der ſie ſich befand, zum erſten Male ſeit dem Beſtande ihrer Ehe unwillkürlich aus dem Gedankengleiſe ihres Gatten heraus und in ein eignes gerathen. Wie ſehr ſie in Allem Herrn Schönzweigs Anſichten theilte; ſie war doch auch Mutter und das Leid ihres Kindes that auch ihr weh. — Wie ſoll man Dir recht thun? Wie Du weißt, hab' ich Dir nie ein Wort d'rein gered't, und rede Dir noch nichts drein. Aber wie man ſich bettet, ſagt ein Sprüchwort, ſo muß man liegen. Hätteſt Du Deine Kin-

der nichts lernen laſſen, ſo hätteſt Du zufrieden ſein müſſen, was aus ihnen geworden wär'; haſt Du gebildete Kinder haben wollen, ſo mußt Du mit dem zufrieden ſein, was aus der Bildung kommt.

So viele Worte auf einmal, Worte vollends, die ſogar eine Art Verwurf oder Zurechtweiſung für ihn enthielten, hatte Schönzweig noch nie von ſeiner Frau gehört. Er ſtutzte einen Augenblick, als überkäme ihn eine dunkle Ahnung von deren unwiderleglicher Wahrheit, ſchritt ein paar Mal auf und ab, und fuhr, indem er ſich gegen ſeine Frau wandte, fort:

— Bildung; Bildung iſt recht. Ich hab' auch gar nichts gegen die Bildung. Was iſt Geld ohne Bildung? Was Bildung ohne Geld iſt! Aber wie kommt Liebe zu Bildung? Das iſt nichts als eine neue Mode, welche die heutigen jungen Leut' aufgebracht haben! Wo hat man vor Zeiten von Liebe gehört? Wenn Alles nur aus Liebe heirathen will, wo bleibt dann der Verſtand? Liebe gehört für Bauernjungen; Liebe gehört in ein Theaterſtück; wie kommt Liebe in ein jüdiſch Haus? Wie kommt ſie in mein Haus? Der Mann muß eine Antwort haben, fuhr er nach einer Weile fort; der Mann iſt kein Schalksnarr und ſein Sohn kein Harlekin. Geh' noch einmal hin und red' mit ihr! Sag' ihr ... Sag' ihr ...

— Da nutzt alles Reden und alles Sagen nichts! beſtand Frau Schönzweig auf ihrer frühern Ausſage.

Wenn das Mädel einmal ein Wort red't, ſo bringt ſie kein Regiment Soldaten davon weg!

— Was ſoll ich dann ſagen? Mein Wort iſt auch kein Häckerling! Mein Wort iſt ein Kaufmannswort, ſo gut wie ein Wechſel! Der Großhändler hat's, der junge Menſch hat's. Joſef iſt verlobt; wird mir denn das Mädel mit ihrem Eigenſinn Alles verderben?

— Vielleicht könnt' . . .

— Sie liebt ihn nicht! Wen liebt ſie denn, wenn ſie ihn nicht liebt?

— Vielleicht ſpricht . . . fuhr Frau Schönzweig fort, indem ſie einen Gedanken, der ihr urplötzlich gekommen, zu verfolgen ſchien.

— Nun, was vielleicht? fuhr Herr Schönzweig ungeduldig empor. Wenn Du zu rathen weißt, ſo rath'!

— Vielleicht ſpricht ein Anderer mit ihr.

— Ein Anderer? Wer? der Holzknecht! die Küchenmagd! Wer ſoll mit ihr ſprechen? fragte Herr Schönzweig erſtaunt.

Als ob während der letzten Reden ihre Gedanken, ohne daß ſie ſich deſſen ſelbſt bewußt wurde, von geheimen Fäden auf einen dunklen, ferndämmernden Punkt hingezogen würden, ſann ſie noch eine Weile nach und nannte den Namen Falks.

— Falk! . . . ſtutzte Herr Schönzweig; So wahr ich leb', Du haſt recht; auf den Menſchen hält ſie was, der ſoll mit ihr reden!

XI.

Eine Scene eigenthümlicher Art hatte ſich, während das eben erwähnte Zwiegeſpräch in der Geſindeſtube zu ebener Erde ſtattfand, im obern Stockwerke in der Lehrſtube vorbereitet.

Schon Tags vorher hatte mir Joſua im ſtrengſten Vertrauen mitgetheilt, daß morgen Abend dort eine Ueberraſchung ſtattfinden werde; Herr Falk ſei es, der ſie den Kindern bereite; und wenn ich ein wenig helfen wollte, ſo ſollte ich nur hinauf kommen, ſobald es anfangen werde zu dunkeln.

Ich fehlte nicht.

Als ich eintrat, war die Stube nur noch ſpärlich von dem Widerſcheine des Abendgrauens erhellt, und Falk legte die letzte Hand an ein etwa ellenhohes pyramidenförmiges Gerüſte, das er im Hintergrunde der Stube auf ein beſonders dazu hergerichtetes und mit einem dunklen Tuche bedecktes Tiſchchen niederſetzte, und an den Kanten mit einer Reihe buntfarbiger Wachskerzchen ausſchmückte.

Worin wir ihm beizuſtehen hatten, war ſehr wenig. Es beſchränkte ſich auf das Verhängen der Fenſter und der Anordnung etlicher Stühle in einiger Entfernung der Pyramide gegenüber.

— Sieht man ſchon Sterne? fragte Falk, nachdem Alles in Ordnung war.

Joſua eilte nach dem Fenſter.

— Der Abendſtern — und noch einer — und noch zwei — viele! erwiederte er von dort aus.

— So hole die Kinder!

Joſua verſchwand, und nach einer kurzen Weile ſchon verkündete ein Durcheinander von treppaufwärts polternden Schritten die Rückkunft Joſuas mit ſeinen Geſchwiſtern.

Auf ein „Pſt!“ als deſſen Urheber Joſua zu erkennen war, ward es unmittelbar vor der Thüre wieder ſtille.

Falk öffnete, und mit dem Schweigen freudig banger Erwartung traten, Joſua folgend und Arm in Arm in einander geſchlungen, die beiden kleinern und die beiden größern Mädchen ein, und nahmen ihre Plätze.

— Darf ich nun beten? fragte Joſua.

Falk bejahete kopfnickend und Joſua ſprach ſtehend und gegen die Pyramide gewendet ein kurzes Abendgebet, das die Mädchen leiſe nachſprachen.

— Nun zünden wir wohl an? fragte Joſua ungeduldig, nachdem er das Gebet beendet.

— Laßt mich Euch erſt die Bedeutung des Feſtes auseinanderſetzen, entgegnete Falk, das wir heute beginnen. Es iſt das Chanukafeſt. Und in klarer, bündiger Auseinanderſetzung erklärte er den hiſtoriſchen Urſprung dieſes Halbfeſtes, das die Juden zur Erinnerung an die Einweihung des zweiten Tempels, den ihre Vorfahren einſt nach ihrer Rückkehr aus der babyloniſchen Gefangenſchaft zu Jeruſalem erbauten, acht Tage lang mit Geſängen zum Ruhme der heldenmüthigen Makkabäer und mit kleinen

Univ. u. Landesbibliothek Sachsen

häuslichen Illuminationen feiern. Hierauf zündete er mit einem Segensſpruche das oberſte Wachskerzchen der Pyramide an, und ließ die Kinder Eines nach dem Andern mit den übrigen Kerzchen das Gleiche thun.

In der Stube wurde es helle. In demſelben Augenblicke aber erhellte es ſich auch hinter der Pyramide und ein ſchön gemaltes Lichtbild entfaltete ſich in der Mitte derſelben auf ſchwarzem Grunde, das einen prächtigen, über den breiten Tafeln der zehn Gebote gewölbten Tempel darſtellte.

Ein allgemeines „Ah“ der Ueberraſchung lohnte dem glücklichen Jugendfreunde die gehabte Mühe. Wie Wenige wiſſen es, und wie Wenige von denen, die es wiſſen, daß eine ſinnige Kleinigkeit an der rechten Stelle der Quell der reinſten und tiefgehendſten Freude ſein kann, gönnen ſich das nicht minder reine und tiefe Glück, den Dank dafür zu erwerben!

— Wo iſt Hanna? ... Hanna hat es noch nicht geſehen! ... Hanna muß es ſehen! riefen die Kinder durcheinander, nachdem die erſte Ueberraſchung dem Gefühle der genießenden Bewunderung Platz gemacht.

— Sie ſieht es, antwortete eine Stimme aus der dunklen Ecke nächſt der Thüre.

Es war die Hanna's.

Unbemerkt war ſie während des Gebetes eingetreten, und, um nicht zu ſtören, in der dunklen Ecke an der Thüre ſtehen geblieben und hatte ſchweigend von da aus den eben

geſchilderten Moment mitgenoſſen. Vielleicht auch... hatte ſie kurz vorher geweint, und wollte nicht, daß man ihr es anmerke.

— Nun kann auch das Erzählen beginnen! riefen die kleinern Mädchen, indem ſie ſich an Hanna's Arme hängten und ſie nöthigten, ſich auf dem Kanapee niederzulaſſen.

Falk grüßte ſie mit vertrauter Freundlichkeit, ließ ſich dann ebenfalls nieder und begann:

— Die Geſchichte, die ich mir vorgenommen, Euch heute zu erzählen, nennen wir:

Die beiden Tempel,

eine Chanukageſchichte.

Ueber Jeruſalem, die auserwählte Stadt des Herrn, war das ewige Gericht des Schickſals ergangen, und ſeine Mauern und ſeine Paläſte waren in Schutt geſunken. Selbſt der Tempel war der Verwüſtung Raub geworden und um ſeine Zinnen ſchlug die verheerende Flamme empor.

In jener Nacht des Schreckens nun, als die Feuerbrände, von Römer-Hand geſchleudert, in's Allerheiligſte gefallen waren, ſah man zehn Männer mit ängſtlicher Haſt durch die Flammen des Tempels ſchreiten und hinauseilen aus den Trümmern Jeruſalems mit ihren Weibern und Kindern.

In blutrothe Tücher gehüllt trugen ſie die Lade des Bundes und eilten mit ihr nach derſelben Wüſte, aus der einſt ihre Väter ſie gebracht, und zogen mondenlang unſtät und

flüchtig mit dem geretteten Heiligthume umher, bis ſie es in die unbetretenen Einſamkeiten jener Berge geflüchtet hatten, die ſich jenſeits der Wüſte und über Egypten hinaus unter dem glühendſten Sonnenſtrahl des Himmels erheben und die wir Abyſſinien nennen.

Zwiſchen Felſen und Klüften, in die kein Auge noch gedrungen außer dem Auge des Tigers und des Leoparden, bauten ſie ſich hier Hütten und wohnten beiſammen als Wächter der heiligen Lade, und vermehrten ſich und wuchſen im Laufe der Jahre zu einer kleinen Gemeinde heran.

Die Lade des Bundes ſelbſt aber hielten ſie in einer Felſenhöhle aufbewahrt, die ſie an den Sabbathen und an den Feſten des Herrn aufſuchten, um hier zu beten und ſich zu erbauen; denn ſie hatten kein Gotteshaus.

So thaten ſie viel hundert Jahre lang, bis daß die kleine Felſenhöhle die Zahl der Beter kaum mehr zu faſſen vermochte.

Da that ein Mann aus ihrer Mitte das Gelöbniß, je den zehnten Theil ſeines Erwerbniſſes vor die Lade des Bundes hinzulegen, bis daß ſo viel erſpart wäre, daß man eine bequemere Stätte für die Beter des flüchtigen Iſrael erbauen könnte. Als er zu ſterben ging, da übermachte er ſeine Gelübde ſeinem Sohne. Dieſer that, wie ſein Vater gethan, bis daß auch er ſtarb, und ſo that Sohn um Sohn im Geiſte der Väter wohl zweihundert Jahre lang.

Da war es einmal zur Zeit des Chanukafeſtes, und es zog ein Mann hinaus in die Wüſte mit ſeinem Kameele,

um allerhand koſtbare Harze, die er in den Klüften der Berge eingeſammelt hatte, an vorüberziehende Kaufleute zu verkaufen.

Der Mann war Eſra, der letzte Sproſſe jenes Mannes, der das Gelöbniß gethan.

Der Zufall war ihm diesmal gewogener als ſonſt; denn nach fünf Tagereiſen ſchon begegnete er einer Karavane mauriſcher Kaufleute, die von Weſten gegen Oſten zog, ſetzte an ſie ſeine Harze gegen prachtvolle Teppiche, Thierfelle und etwas Gold um, und konnte ſo freudigen Muthes unerwartet bald ſeinen Rückzug antreten. Vorſichtigerweiſe jedoch zog er nichtsdeſtoweniger immer weiter gegen Weſten, dorthin, woher die Kaufleute gekommen waren, und ſchlug erſt, nachdem er noch eine Tagereiſe zurückgelegt, den Weg nach der Felſenſtadt ein.

— Gebenedeit! ſprach er, als er ſein Angeſicht gegen Morgen wandte, gebenedeiet ſeiſt Du, Ewiger, der Du mich auserkoren, das zu vollenden, was meine Väter aus frommem Herzen und zu Deiner Ehre begonnen! Noch Einmal nur laß mich hinausziehen in die Wüſte und Gewinn finden, und dann will ich das Haus bauen zu Deiner Wohnung und das Zelt ſpannen über Deine Lade, daß Deine Gemeinde vor Dich hintrete und Dich anbete in Verehrung; denn Du biſt der Herr der Welt und der König alles Lebens! Ein Jahr noch — und wenn ſie wieder hingehen, das Chanukafeſt zu feiern, zähle ich hundert und Ein Jahr meines Alters! — Herr, laß bis dorthin mich vollendet

ſchauen das Werk meines Herzens, mich ſelbſt aber bei Dir eingehen in Frieden!

So ſprach er und zog ſchweigend ſeines Weges, im Stillen bei ſich bedenkend, wie er das Haus des Herrn in Beſcheidenheit und Demuth wolle bauen, einfach und ſchlicht.

Als es aber am vierten Tage war, des Abends, da bemerkte er, daß ſich in einiger Entfernung hinter ihm eine Staubwolke erhebe, als verfolge ihn Jemand.

Er hielt an, um auf Alles gefaßt zu ſein, und machte ſeine Waffen zurecht.

Als die Staubwolke näher heran gekommen, da erkannte er, daß es ein einzelner Mann war, der die Schritte ſeines Kameeles auf ihn zulenkte. Ruhig erwartete er ſeine Ankunft, und rief ihm, als er nur noch etwa hundert Schritte entfernt war, entgegen: — Kommſt Du in Frieden, oder biſt Du Einer von den Räubern der Wüſte?

— Fürchte nichts! Ich komme in Frieden, antwortete der Angerufene, und bin ein Sohn Iſraels, wie Du ſelbſt!

— Wie kamſt Du hierher? frug Eſra den Unbekannten weiter, der ihn mittlerweile völlig eingeholt hatte.

— Seit vier Tagen folge ich Deiner Spur durch den brennenden Sand der Wüſte. Ich erkannte Dich als meinen Bruder, da Du den mauriſchen Kaufleuten Deine Harze verkaufteſt, und beſchloß, Hilfe bei Dir zu ſuchen und Ret-

tung; denn ein Unglücklicher bin ich und verlaſſen von aller Welt, und — alle Söhne Jakobs ſind Brüder!

— Wenn es wahr iſt, was Du ſprichſt, reichte Eſra dem Fremden die Hand, dann folge mir, und was ich vermag, will ich für Dich thun. Willſt Du mich aber auch wiſſen laſſen, wer Du eigentlich biſt?

Hierauf zogen Beide des Weges weiter und der Fremde hub alſo an zu erzählen:

— Das Land, aus welchem ich komme, liegt fern von hier jenſeits des Meeres und heißt Spanien. Vertrieben von dem Beſitzthume meiner Väter und entronnen der Flamme des Scheiterhaufens, weil ich nicht abſchwören wollte den Glauben Iſaaks, und einem Gott dienen, den ich nicht kannte, irre ich nun heimathlos umher. Ich bin nämlich ein Meiſter in der Kunſt des Baues, und habe Jahre lang darüber geſonnen, wie der Tempel Salomo's müſſe gebaut geweſen ſein, bis die Frucht mancher ſchlafloſen Nacht und vieler tauſend raſtloſen Tage in den Linien des endlich gefundenen Grundriſſes vor mir lag, nach welchem jenes Gotteswerk ausgeführt werden ſein mußte. Von nun an war es mein einzig Sinnen und die Seele all' meines Trachtens, Iſrael einen Tempel zu erbauen, jenem gleich, den Salomo in Jeruſalem erbaut. Da wurde es der Königin berichtet — Iſabella war ihr Name — wie derſelbe jüdiſche Meiſter, dem ihr Land manchen prächtigen Bau verdankte, dem Gott Iſraels einen Tempel bauen wolle, der an Größe und Pracht alle

Paläſte und alle Kirchen Spaniens übertreffen würde, falls er zu Stande käme, und ſie beſchied mich vor ihren Thron und befahl mir, nach meinem Entwurfe einen Tempel für die Gläubigen der Chriſtenheit zu errichten. Ich weigerte mich und ſprach: Das werde ich nun und nimmer thun! Da drohte ſie mir mit den Martern ihres peinlichen Gerichtes. Und als mich das nicht beugen konnte, bot ſie mir Schätze und die erſten Ehrenſtellen ihres Reiches. Ich aber beſtand auf meiner Rede. Da entbrannte ihr Zorn und ſie ließ mich mit Hunden aus dem Palaſte hetzen, den ich ihr gebaut. Ich eilte in mein Haus. Schon aber erwartete mich da die Kunde, es gereue die Königin, daß ſie mich aus dem Palaſte habe entkommen laſſen und ſie trachte mir nach dem Leben, und, ach! mein Weib und meine Kinder fand ich nicht mehr im Hauſe. Die Königin hatte ſie bereits in die tiefſten Kerker jener Gefangenthürme bringen laſſen, die ich, zu meiner Wunde nun, vor Jahren gebaut. Da nahm ich meinen Stab und floh aus den Thoren meiner Vaterſtadt. Denn ich fürchtete Alles, und hatte ein Heiligthum zu retten, das Heiligſte mir auf Erden — meinen Plan! Dieſer und einige koſtbare Edelſteine, einſt Geſchenke der Königin, ſind Alles, was ich mit mir nahm. Ein Schiffsherr, der eben nach Afrika überſegeln wollte, nahm mich an Bord, und ich vertraute mich dem Meere an; denn eher durfte ich hoffen den Stürmen des Meeres, als den Alles durchſpähenden Augen meiner Verfolger zu entgehen. Ich dachte nach

Fez. Da wollte es Gott, daß mich eines Tages die Schiffsleute über meinem Gebete überraschten. Ein Jude, riefen sie, ist auf dem Schiffe! Wir werden Unglück haben! und ließen nicht ab, und versagten dem Schiffsherrn den Gehorsam, bis dieser sich gezwungen sah, mich auf halbem Wege an einer unwirthlichen Stelle der Küste Afrikas ans Land zu setzen. Vierzig Tage und vierzig Nächte, jeder Tag und jede Nacht ein Jahr des Schmerzes und des Elends, irrte ich nun durch schattenlose Sandsteppen umher, wie einst unsere Väter vierzig Jahre lang gethan, um ein Kanaan meinem flüchtigen Fuße und ein Jerusalem dem einzigen Wunsche meiner Seele zu suchen, da ich dem Herrn ein Haus erbauen könnte, das würdig sei, daß er darin wohne. Und nicht rasten werde ich eher und mein Haupt nicht in die Grube zur Ruhe legen, als bis ich es erschaut, dastehend auf festem Erdboden, wie es prachtvoll und heilig vor meinen Sinnen steht!

— Was Du sinnst, erwiederte Esra nach einer Weile, während welcher er die Rede des Fremden zu überdenken schien, wahrlich, es ist ein Großes. Meine Seele aber vermag es nicht zu erfassen; denn wenn auch nach Aehnlichem, doch nicht nach so Hohem strebt mein Sinn. Auch ich will dem Herrn eine Hütte in dem Weinberge unsrer Gemeinde bauen. In jenen Bergen, die Du dort am Saume der Wüste weiß in den blauen Himmel hinausragen siehst — in jenen Bergen ist meine Heimath. Vor vierzehnhundert Jahren haben meine Väter aus den Flam-

men Jeruſalems dorthin die Lade des Bundes geflüchtet. Aus der Wüſte haben ſie das Licht des Herrn hinausgetragen, daß es den Völkern leuchte, und in die Wüſte haben ſie es wieder zurückgetragen, daß es hier in Verborgenheit des Tages harre, an dem es wieder hinausſtrahle in die Nacht der Zeiten und ſie erhelle. Seit vierzehnhundert Jahren haben ſie die Tafeln des Bundes in der Höhlung eines Felſens aufbewahrt und Tag und Nacht den Eingang dazu bewacht. Nun aber ſoll das Heiligthum in eine Hütte hinterlegt werden, die ich bald zu erbauen gedenke, ſo es Gottes Wille iſt; denn Er iſt Herr und ſein Wille allein der meine!

— Ein Fingerzeig Gottes hat mich Dich finden laſſen! rief Perez (ſo hieß der Fremde) aus da er dies hörte. In der Mitte Deiner Gemeinde wird ſich mein Tempel erheben!

— Wenn es Gottes Wille iſt! erwiederte Eſra, und ſchweigend zogen nun beide des Weges bis in die Felſenſtadt über dem Rande der Wüſte.

Noch am Tage ſeiner Ankunft trat Perez vor die Obern der Gemeinde und ſprach: Ich will einen Tempel unter Euch bauen, jenem gleich, der zu Königs Salomos Tagen in Jeruſalem ſtand. Ihr ſollt nicht beiſteuern, und Eure Männer ſollen nicht arbeiten ohne Löhnung! Ich will hinausziehen in die Wüſte und meine Schätze verkaufen und Cedernholz zurückbringen und Teppiche und

koſtbare Stoffe! Nur die Stelle für den Bau ſollt Ihr mir geben und Hände, die arbeiten!

Gerne willigten die Obern in ſeinen Vorſchlag, wieſen ihm einen Platz an und ließen Eſra wiſſen, er könne nun ſeinen erſparten Schatz für ſich behalten und brauche kein Haus mehr zu bauen für den Herrn.

Ohne Verzug zog nun Perez hinaus; kehrte aber auch bald wieder zurück und brachte Cedernholz, Teppiche und allerlei Werkzeuge, ließ Steine brechen und begann den Bau in einem der prächtigſten Thäler in der Nähe der Stadt. In Damascus aber hatte er bei kunſtvollen Schmieden goldene und ſilberne Geräthe für den Dienſt im Allerheiligſten beſtellt, an Form und Größe, an Schwere und Pracht gleich jenen im Tempel Salomo's, dann eherne Säulen und Becken, ein ehernes Meer, kurz Alles wie es in der Schrift beſchrieben und zu leſen.

Wochen vergingen ſo und die Monden wechſelten, und in der Tiefe des Thales ſtieg ein Mauerwerk aus dem Grunde, wie es noch nie unter jenem Himmel war erſchaut worden. Der Seele des Meiſters hingegen war die Ruhe fremder denn je; denn am Tage hatte er die tauſend Hände zu leiten, die ſich beim Baue regten, und die Nacht brachte er ſinnend und entwerfend über ſeinem Plane zu.

Mittlerweile war Eſra wieder einmal in die Wüſte gezogen, und reichlicher Gewinn war ihm da geworden, und als er heimgekehrt war, verſammelte er ſeine Söhne

um ſich und ſeine Töchter mit ihren Männern und ſeine Enkel und ſprach zu ihnen:

— Wohl erhebt ſich unten im Thale ein prachtvoller Tempel dem Herrn, und ſein Zeugniß wird nicht wohnen in der ſchlechten Hütte, die ich ihm zugedacht. Aber was meine Väter gelobt, das will ich treulich erfüllen. Kommt hinaus; am Ausgang jenes Thales will ich die Hütte bauen! Ihr aber ſollt mir helfen, da ſich die ganze Gemeinde von mir gewandt.

Und ſie gingen hin und trugen Steine zuſammen und huben an ein Haus zu bauen, ſchlicht, wie es Eſra angegeben und befohlen, vier Mauern von unbehauenen Steinen und weder mit Mörtel beworfen, noch mit Teppichen verdeckt oder anderm Zierrath.

So ging ein Jahr hin, und es nahte wieder das Feſt Chanuka, und aus Damascus waren indeſſen die ſilbernen und goldenen Geräthe angelangt, und auch die Säulen und das eherne Meer und der Tempel ſtand in all jener Pracht vollendet auf feſtem Erdboden da, wie er dem Meiſter ſeit Jahren vor der Seele geſchwebt: die Mauern ſchlank und die Bogen kühn gewölbt, die Wände getäfelt und mit koſtbarem Schnitzwerk belegt und die Eingänge mit goldgewirkten Teppichen und purpurner Wolle verhängt. Das Allerheiligſte verhüllte ein kunſtreicher Verhang, davor ſtand der ſiebenarmige Leuchter und die ewige Lampe, ein blendender Kryſtall hing an goldner Kette von der Decke nieder.

So ſtand das Prachtwerk vollendet. Nur die Gerüſte, die es von innen und außen als Schutz und Hülle umkleideten, waren noch nicht hinweggenommen. Sie ſollten erſt ſinken, wenn zur Vollendung des Tempels nichts mehr fehlte, damit er mit einem Male in ſeiner Pracht und Herrlichkeit den Augen der verſammelten Gemeinde ſichtbar werde, und als der Tag, an welchem dies geſchehen ſollte, war der erſte des Chanukafeſtes angeſetzt.

Als die letzte Nacht vor dieſem Tage gekommen war, da erhob ſich Perez von ſeinem Lager und ging hinaus und beſtieg einen Berg, um von dem Gipfel deſſelben noch einmal das Thal und den Bau, der ſich in deſſen Mitte erhob, zu überſchauen, ehe dieſer enthüllt wurde.

Als jedoch ſeine Blicke die kühnen und rieſigen Verhältniſſe maßen, dieſe Zinnen, dieſe Bogen, die er nimmer verwirklicht zu ſehen gehofft, da ward ihm bang in ſeiner Seele vor der Größe eines Werkes, dem kein zweites auf Erden gleich kam, und erfüllt von ſtaunendem Grauen vor der Kühnheit ſeiner eigenen Schöpfung eilte er in ſeine Kammer zurück, zündete die Ampel an, rollte die Rollen vor ſich auf, in denen die Pläne und die Berechnungen des Baues verzeichnet waren, und vertiefte ſich aufs Neue in die tauſenderlei Linien und Zahlen, welche die Pergamente bedeckten. Je tiefer er aber ſann, deſto tiefere Furchen gruben ſich in ſeine Stirne, deſto buſchiger hoben ſich ſeine Brauen. Seine Wimpern zuckten, der Schweiß an ſeiner Stirne glühte und ſein Auge, eine

reglose Flamme, stierte hin wie in einen bodenlosen Abgrund.

— Wehe mir! sprang er mit einem Male empor und schlug mit krampfhaft geballter Faust auf eine Stelle des Pergaments. Die Flamme seines Auges loderte auf, als wollte sie die heillose Stelle verzehren; ein wirrer Schrei entrang sich seinen zitternden Lippen; er schlug die Hände über seinem Antlitz zusammen ... und kraftverlassen sank sein Haupt auf die Pergamentrolle hin.

Bald jedoch raffte er sich empor, ergriff ein Blatt, schrieb mit bebender Hand einige Zeilen darauf, und stürzte mit dem entsetzlichen Wehruf: Wehe! Wehe! dreimal Wehe über mein Haupt! hinaus aus seiner Stube und hinaus in die Nacht, und durch Klüfte und Bergschlünde dem heißen Sturmwind entgegen, der sich von der Wüste her erhob und ihm glühende Sandwolken ins Angesicht warf. — —

Früher als gewöhnlich wurde es am nächsten Morgen in der Felsenstadt rege. Der Tag der Enthüllung war gekommen, und die Aeltesten der Gemeinde versammelten sich vor Perez's Hause, um den Meister in feierlichem Zuge hinaus zu begleiten, damit er die letzte Hand an sein Werk lege und anordne, wie die Gerüste abzunehmen seien.

— Vielleicht schläft er noch, meinten Einzelne, nachdem sie ihn mehrmals gerufen, und der Meister weder antwortete, noch an die Schwelle des Hauses kam. Vielleicht auch

iſt er in ſeine Pläne vertieft und hört uns nicht. Laßt uns zu ihm gehn! Und ſie traten ein.

Der Meiſter aber lag weder auf ſeinem Lager noch ſaß er an ſeinem Tiſche, wie ſie ihn wohl zuweilen noch am Morgen zu treffen pflegten. Dafür lagen die Bau-Rollen auf der Tafel zerſtreut und ein Blatt auf dem Boden, beſchrieben mit folgenden Worten:

Die Gnade Gottes mit Euch! Den Tempel, den ich erbaute, wird der Herr nicht bewohnen, denn er muß in Schutt und Trümmer ſinken, ſobald Ihr von ihm die Gerüſte nehmt, die ihn jetzt noch halten. Ich habe meine Berechnungen durchgeſehen und einen Fehler entdeckt. Der Schlußſtein der Kuppel erträgt die Laſt des Baues nicht! die Gnade Gottes mit Euch und mit mir!

Bleicher Schreck trat auf das Antlitz der Männer, da ſie dies laſen. Zur Stunde beriefen ſie die Gemeinde in die Thore der Stadt, erzählten, was geſchehen und beriethen, was nun zu thun ſei. Ein Mann, der älteſten und erfahrenſten Einer, meinte, man müſſe ſich nicht ſo ſchnell abſchrecken laſſen. Der Meiſter könne ebenſo auf ſonderbare Weiſe verſchwunden ſein, wie er gekommen. Man müſſe daher nichts unverſucht laſſen, um ſich von ſeiner Ausſage zu überzeugen, verſteht ſich mit aller Vorſicht. Am Beſten ſei, Feuerbrände unter das Gerüſte zu werfen und es in Flammen aufgehen zu laſſen; dann werde es ſich zeigen, ob der Bau dem Herrn genehm ſei oder nicht.

Und ſie folgten dem Rathe und legten brennendes Reiſig unter das Gerüſte und warfen Feuerbrände durch die hohen Bogenfenſter, und zogen ſich aus dem Thale auf den Gipfel eines Berges zurück, um von da aus zu ſchauen, was kommen werde.

Darüber ward es Abend, und die Flammen fingen an am Gebälke des äuſtern Gerüſtes emporzulecken, und Balken ſank um Balken, und das Innere des Tempels erfüllte ein wunderbar rother Widerſchein. Als es aber vollends Nacht geworden war, da begann auch das Gebälke des innern Gerüſtes zu lodern. Praſſelnd ſtoben die rothen Koblen umher, und mit dumpf widerhallendem Falle ſanken die glühenden Bäume hin, und es war anzuſchauen, als brauſte ein Meer von Flammen und Gluthen durch den ganzen Raum, erſt immer röther und wilder und mit wachſender Gewalt, dann aber immer ſchwächer und bläſſer und abnehmend, bis daß es endlich um die Dämmerzeit in den Fenſtern des Tempels völlig finſter ward und das Gerüſte ganz niedergebrannt war. Mit bangendem Erwarten ſpähten alle Blicke nach der Mitte des Thales hin. Noch ließen Rauch und Dämmerung nichts erkennen. Da mit einem Male theilten ſich beide und unverſehrt und glanzvoll ſtand der Tempel da, und über ſeinen Zinnen erhob ſich das Morgenroth. Da ſie dies ſah, jubelte die Gemeinde laut auf und ſang einen Pſalm Davids; denn furchtbar war die Weihefamme des erſten Chanuka-Abends.

die Macht des Herrn aber hatte sich als groß bewiesen und unergründlich.

Sogleich auch gingen die Aeltesten hin zur Felsenhöhle und hoben die Lade des Bundes von der Stelle, da sie länger denn tausend Jahre gestanden, und trugen sie in das Thal hinab, um sie ins Allerinnerste des neuen Tempels zu bringen. Und die ganze Gemeinde ging mit ihnen, Männer und Weiber, Kinder und Greise, alle in Festgewändern, und die Jungfrauen trugen Palmenzweige, und die Jünglinge Zweige vom Eßrogbaume, und die Kinder schlanke Lotosblumen und Aloeblüthen und wohlriechende Harze in Gefäßen aus kostbarem Rosenholze.

So zogen sie durch's Thal und sangen ein freudiges Hallelujah, und die Felsen ringsum stimmten mit ihnen ein in wunderbarem Nachhalle.

Als sie aber bei dem Tempel angelangt waren und die prächtigen hochgeschwungenen Hallen betraten, da war erst das Wunder in seiner ganzen Größe zu schauen. Denn verschwunden waren nicht nur die Gerüste, sondern auch die Spur jedes Brandes. Keine Asche lag auf dem Boden, keine Kohle an den Stufen des Altars, kein Vorhang und keine Tapete war versehrt, und nicht einmal das hölzerne Getäfel an den Wänden trug ein Merkmal verwüstender Flammen; sondern Alles stand da im herrlichsten Glanze, als hätten Engel des Herrn die heilige Stätte geschützt und die Spuren des Brandes hinweggefegt aus den Räumen der Gottesverehrung, oder als wären die

Flammen Flammen geweſen, die der Herr ſelbſt geſendet, daß ſie verzehren, was ungeweiht, und das Geweihte unberührt laſſen. Mit Einem Worte, es war, als hätte nie die Gewalt der Flamme in dieſen Räumen gewüthet. Die ewige Lampe aber brannte ſtill und fromm vor dem Eingange in's Allerheiligſte.

Da entzündeten ſie denn auch die ſiebenarmige Lampe und ſangen Dankgebete und Preislieder dem Herrn, und feierten ein Feſt vor dem Eingange des Tempels den ganzen Tag über.

Als es wieder Abend ward, traten ſie wieder hin vor den Altar und feierten den zweiten Abend des Chanukafeſtes, wie es Sitte iſt in Iſrael; dann aber kehrten ſie in die Stadt zurück, ein jeder in ſeine Hütte, und freuten ſich mit den Ihrigen noch die halbe Nacht hindurch und prieſen den Tag, an welchem der ſchönſte Tempel, den Iſrael beſitzt, in ihrer Mitte erſtanden. Nur Eines trübte ihre Freude — daß ein unglücklicher Wahn den Meiſter bethört haben müſſe, der, wie einſt Moſes das gelobte Land, das geahnte Werk von ferne ſehen, niemals aber darin einziehen und ſich deſſen erfreuen ſollte.

Als es wieder Morgen ward, da verſammelten ſie ſich wieder, um in feſtlichem Zuge nach dem Tempel zu ziehen. Denn acht Tage lang wollten ſie das Weihefeſt der neuen Gotteswohnung feiern, wie es einſt zu Jeruſalem geſchehen.

Als ſie aber den Berg erſtiegen hatten, von dem man

das Thal überſchauen konnte und über welchen der Weg führte — da wußten ſie nicht, wie ihnen geſchah; kein Baum war da unten zu ſchauen, kein Tempel ſtand in der Mitte des Thales, und das Thal ſelbſt war wie nie dagewesen. Ein großer See lag ausgebreitet darüber, ruhig und ſtill, und ſeine Oberfläche beſpülte faſt die Gipfel der Berge, die das Thal ringsum einſchloſſen.

Mitten aus dem See aber, nahe dem Ausgange des Thales, ragte ein kleines Hügeleiland aus den Waſſern empor, und auf dem Eilande ſtand ein ſchlichtes Haus, das Haus Eſra's, vier Mauern von unbehauenen Steinen, nicht mit Mörtel beworfen, und die Wände kahl, ohne Vorhänge und Tapeten. Der Eingang ſtand offen, und man konnte hineinſchauen in das Innere des Hauſes, und da ſah man ein ſchwaches Flämmchen flimmern, ſtill und fromm wie die ewige Lampe in dunkeln Tempelräumen. An der Schwelle lag ein Mann auf ſeinen Knieen, wie in brünſtigem Gebete und Niemand konnte ihn erkennen.

Da band man in Eile ein Floß aus Baumſtämmen und die Aelteſten der Gemeinde ſchifften auf das Eiland zu, um zu ſchauen, wer der Mann ſei.

Der Mann aber war Eſra, und lag entſeelt da, und hielt ſeine Arme wie ſchützend ausgeſtreckt über die Lade des Bundes. Denn die Wellen des See's hatten dieſe herausgehoben aus dem neuen Tempel und hineingetragen in das Haus Eſra's, das er erbaut hatte in Demuth. Und als er die heilige Lade in ſeinem Hauſe ſah, da war der

höchste Wunsch seines Lebens erfüllt und seine Sendung auf Erden vollendet, und seine Seele ging zu seinen Vätern ein, da er gerade das hundert und erste Jahr seines Alters beschlossen. — —

Tiefe Stille herrschte in der Stube, nachdem Falk seine Erzählung beendet.

Die Mädchen sahen unverwandten Blickes nach dem Lichtbilde, hinter welchem es auch allmälig zu dunkeln begann, so daß die Umrisse immer undeutlicher wurden, indeß die Wachskerzchen eines nach dem andern knisternd verloschen. Es war, als wiederhole sich dort im Kleinen, was sich in den Gebirgsklüften der Juden von Habesch im Großen begeben.

Hanna sah sinnend vor sich nieder.

Ein Geräusch an der Thüre unterbrach diese nachdauernde Stimmung. Es war Herr Schönzweig, der eintrat.

XII.

Die Unterredung, die Herr Schönzweig mit Falk hatte, währte lange.

Die Mittheilungen, die ihm jener während derselben gemacht, hatten diesen durchaus nicht überrascht, und dennoch fühlte er sich durch sie tief betroffen.

Er hatte Alles, was sich auf eine Vermählung Hanna's bezog, seither als etwas rein außer ihm Liegendes,

ihn nicht näher Berührendes betrachtet. Von den Grundsätzen, die ein Weib bei der Wahl ihres künftigen Lebensgefährten leiten müssen, hatte er nie zu ihr gesprochen, wie dies Erzieher und Erzieherinnen oft zu thun lieben; nicht weil er dieses Thema aus übertriebener Zartfühlerei vermied, sondern einzig und allein, weil er jede besondere Behandlung desselben für überflüssig hielt. Die Ueberzeugung, daß hierbei nur innere, nicht äußere Nothwendigkeit die einzige sittliche Richtschnur sei, war zu lebendig in ihm, schien ihm zu sehr natürliche Eingebung bei unverdorbenen Gemüthern und folgerichtige Erkenntniß aufgeklärter Geister, als daß er hätte befürchten sollen, sie würden sich bei einem Wesen, wie Hanna, ebenso wie bei jedem andern Menschen von besserem Stoffe nicht von selbst ergeben. Ueberdieß wußte er, daß gerade in diesem Punkte von außen hineingetragene Grundsätze am wenigsten fruchten. Wo diese nicht von selbst in der bessern Erkenntniß wurzeln, da wird sie Niemand hineinpflanzen; und wo die bessere Erkenntniß ist, dort kommen sie von selbst.

Auch die gegenwärtige Angelegenheit hatte er von diesem Gesichtspunkte angesehen, und würde ihr, hätte ihm die ungewöhnlich heftige Rückwirkung auf Hanna's Gemüth nicht als eine tiefgehende, reinvolle auffallen müssen, nicht mehr Aufmerksamkeit zugewandt haben, als mancher frühern ähnlichen. Indeß hatte er bis zu diesem Augenblicke sich darauf beschränkt, den Verlauf derselben stillschweigend zu beobachten, und so sehr ihm Hanna um ihres

ſichtlichen Leidens willen manche kummervolle Beſorgniß einflößte, das Weitere ihrem geſunden Sinne anheim zu ſtellen.

Es giebt Dinge, denen gegenüber wir uns, ſelbſt wenn ſie Perſonen betreffen, die uns näher ſtehen, mehr oder minder fern halten zu müſſen glauben, weil ſie dem Verhältniſſe, in welchem wir zu dieſen Perſonen ſtehen, fern zu liegen ſcheinen; nur die Liebe hat das Recht, daß ihr nichts fremd bleibe. Falk zählte dahin Alles, was ſich auf eine Vermählung Hanna's bezog. Ueber die Beziehung ſeiner ſelbſt zu einem ſolchen Falle hatte er nie nachgedacht. Erſt jetzt, da ein ſolcher in nahender Gewißheit und von dem vollen Nachdrucke elterlicher Autorität geſtützt, vor ſeine Seele trat, fühlte er mit einemmale, wie nahe er ihn eigentlich anging, und die Sache Hanna's war mit dieſem Gefühle plötzlich zur ſeinigen geworden. Vielleicht wäre dies nie geſchehen, wenn Hanna irgend einen Mann geliebt hätte. Er hätte in der Unergründlichkeit ſeines Wohlwollens für ſie, es ruhig mit anſehen können, wie ſie der Glückliche aus dem väterlichen Hauſe in das ſeine heimnahm, und ſeine beſten Segenswünſche hätten ſie begleitet. Seiner ſelbſt nicht gedenk, hätte er ſich glücklich gefühlt, in ihr eine werthe Freundin zu beſitzen. Die unwürdige Weiſe, in der ſie einer kaufmänniſchen Speculation geopfert werden ſollte, empörte ſein Gemüth und wühlte aus dem Sturme deſſelben ein Gefühl hervor, das vielleicht ſeit

lange darin geſchlummert, ohne daß er ſelbſt ſich deſſen bewußt war.

Im erſten Augenblicke ſeiner Aufwallung fehlte wenig, daß er Herrn Schönzweig ſeine ganze Entrüſtung über die Art und Weiſe ſowohl, wie dieſer die wichtigſte Lebensfrage ſeines Kindes behandelte, als über die Zumuthung, ihn zum Verbündeten derſelben zu machen, hätte empfinden laſſen.

Falk jedoch verſtand es, Herr ſeiner ſelbſt zu bleiben, und er fand, daß er nicht Urſache hatte es zu bereuen, ſobald die erſte Aufregung beſonnener Ueberlegung Platz gemacht. Je weniger er mit ſeinem mißachtenden Urtheile über Schönzweigs Lebensauffaſſung zurückhielt, je unbedingter er den Grund warum ſich Hanna weigerte, das gewünſchte Bündniß einzugehen, als berechtigt anerkannte, deſto mehr war für Hanna zu fürchten. Menſchen wie Schönzweig, abgehärtet im eigenen Kampfe mit dem Leben und altgeworden in der einſeitigen Werthſchätzung materieller Intereſſen, vertragen durchaus keinen Angriff auf ihre Anſichten. Je rückſichtsloſer, je heftiger ein ſolcher iſt, deſto weniger ſind ſie geneigt zu weichen; wohl aber kann die Beharrlichkeit, mit der ſie an ihrem Sinne feſthalten, bis zum Starrſinn, die Zähigkeit, mit welcher ſie auf die Anerkennung deſſelben beſtehen, bis zur Tyrannei geſteigert werden. Schönzweig war ſonſt kein ſchlechter Vater. Widerſtand von allen Seiten jedoch konnte ihn, wie jeden Menſchen ſeiner

Art, bis zum Härteſten reizen, und — Hanna ward das Opfer ſeiner Unbeugſamkeit.

Falk kannte nicht nur die andern Menſchen, er kannte auch ſich ſelbſt. Die Vorgänge in ſeinem Innern entgingen ihm nicht und er täuſchte ſich keinen Augenblick über die gefährliche Wendung, welche ſein bisher durchaus unſelbſtiſches Intereſſe für Hanna zu nehmen im Begriffe ſtand; — gefährlich, weil ihn eine flüchtige Zuſammenhaltung ſeiner eigenen Verhältniſſe mit den, im Hauſe Schönzweigs waltenden Anſichten, über die Unwahrſcheinlichkeit belehren mußte, die nothwendig aus dem neuerwachenden Gefühle ſich ergebenden Wünſche je erfüllt zu ſehen, und weil er vor dem Gedanken zurückſchauerte, ſich durch eine hoffnungsloſe Liebe aus der Bahn ſeiner geiſtigen Anſtrebungen herausgeſchleudert zu ſehen. Eine unglückliche Liebe kann Poeten förderlich werden. Manches Blatt in ihrem Kranze iſt durch eine klaffende Herzenswunde erkauft; aber es iſt ein Lorbeerblatt. Beſchauliche Charaktere wie Falk, deren Seele gleich jener Wunderblume des Ganges nur in friedlich ſtiller Gleichmäßigkeit ſich in ihrer ganzen Schöne zu entfalten im Stande iſt, werden durch ſie aus ihrer Harmonie geriſſen und zerſchellen, etwa wie ein Planet, der auf ſeiner ruhig hintönenden Bahn an einen Kometen geräth. Er war entſchloſſen, dies Gefühl in ſeinen erſten Regungen niederzukämpfen. Was ihn noch mehr als dieſe, wiewohl einem edlern, immerhin aber dem Egoismus anheimfallenden Grunde zu dieſem Entſchluſſe bewog,

war die Rückſicht für Hanna. Seine Liebe konnte ihr nur Unglück bringen. Nährte er ſie, dann konnte er kein Hehl daraus machen. Sein ganzes Weſen ertrug das nicht. Hanna's Hinopferung aber mußte dadurch nur beſchleunigt werden. Erwiderte ſie ſeine Liebe, ſo riß er auch ſie ins Märtyrerthum der Hoffnungsloſigkeit, und beides wollte er von ihr ferne halten.

So verſprach er denn mit ihr zu ſprechen.

— Wenn ſich eine Gelegenheit findet, Herr Falk, thun Sie's ſchon morgen! ſchloß Herr Schönzweig die lange Unterredung, indem er den ungewöhnlich düſtern Ausdruck in Falks Mienen, hinter denen ſich der, vielleicht nicht unheftige Kampf barg, den dieſer in ſeinem Innern durchkämpfte, für ein Zeichen des ernſten Nachdenkens nahm, wie Hanna für ſeinen Plan am beſten zu gewinnen ſei. Ihnen iſt Alles möglich, fügte er hinzu, indem er ſich erhob. Sie ſind ein geſchickter Menſch und meine Hanna hält was auf Sie. Eine Partbie, wie dieſe, trifft ſich nicht jeden Tag. Warum ſoll ſie ſich ihr widerſetzen? Wachſen denn die Millionen auf den Bäumen? Nicht einmal die Tauſende! Und der junge Menſch hat einmal, wenn auch keine ganze, doch eine halbe Million zu erwarten! Nun, wenn meine Hanna Ja ſagt, wird Schönzweig Falk auch nicht vergeſſen!

Hiermit brannte er ſeine Pfeife an und verließ die Stube.

— Alſo Morgen, wenn's ſein kann! wiederholte er noch einmal, unten an der Treppe angelangt, welche ihm

Falk hinableuchtete, da es bereits nahe vor Mitternacht und die Treppenlampe verlöſcht war. — Gute Nacht! Ueberlegen Sie ſich indeſſen die Sache ein wenig!

Falk antwortete mit einer ſtummen Kopfneigung und kehrte in die Stube zurück.

XIII.

Er war mit ſich ſelbſt im Reinen. Er hatte eine ſchlafloſe Nacht zugebracht — in derſelben Ecke des Kanapee's nächſt dem Ofen lehnend, von welcher aus ihn Hanna, umgeben von ihren Geſchwiſtern, ſo oft angehört, wenn er erzählte oder ſonſt über etwas ſprach — und glaubte der Gefühle, die ſich an ihn ſelbſt herandrängten, ſattſam Herr geworden zu ſein, um von ihnen Hanna gegenüber nicht mehr befangen zu ſein.

Der Weg, den er einſchlagen wollte, lag klar vor ſeinen Augen; jedes Wort, das er zu Hanna zu ſprechen gedachte, hatte er mit ſich erwogen.

Er kannte ſein Verhältniß zu Hanna zu genau, um nicht überzeugt zu ſein, daß es nicht Mangel an Vertrauen ſei, was ihm gerade in den Angelegenheiten ihrer Verbindung ihr Vertrauen vorenthielt, ſondern eher eine gewiſſe edle Scheu, eine zagende Zurückhaltung, die ihre tieferen Urſachen haben müſſe; mehr duldende Abſchließung in ſich ſelbſt, als ſelbſtgenügende Verſchloſſenheit, die ihr ſo ganz

fremd war. Nichts war vorgefallen, was es ihn glauben machen konnte, aber eine innere Nothwendigkeit ſprach ihm dafür, daß Hanna gewiß bereits unzählige Male damit umgegangen, ſich ihm zu nähern und Läuterung in einem Conflicte zu ſuchen, unter welchem ſie ſo unendlich litt, dem ihrer beſſern Geſinnung mit ihren kindlichen Gefühlen, und daß ihr vielleicht nur der Muth gefehlt habe, in einem Punkte ſo delikater Natur den erſten Schritt zu thun. Er machte ſich faſt Vorwürfe, nichts gethan zu haben, was ihr dieſen erleichtern konnte; das abſichtliche Stillſchweigen, das er gerade in einer Lage gegen ſie beobachtet, in welcher ſie eines rathenden Freundes am meiſten bedurft hätte, that ihm wehe, und er hielt es nun mehr für ſeine Pflicht, als für ſein Recht, ein Vertrauen zu ſuchen, das er im Grunde längſt beſeſſen. Nur ſo konnte es ihm möglich werden, wieder gut zu machen, was verſäumt zu haben ihn ſo tief ſchmerzte.

Hanna im Sinne ihres Vaters zu einem Bündniſſe zu bewegen, das ſie ablehnte und das er nach allem, was er beobachtet, ſelbſt verabſcheuete, lag ihm eben ſo fern, wie die Gründe widerlegen zu wollen, die ſie beſtimmten, ſo zu handeln und nicht anders. Herr Schönzweig, der von ſeinem Standpunkte aus die Berechtigung keines dieſer Gründe begriff, hatte ihm in ſeiner Unbefangenheit mitgetheilt, der Hauptgrund, warum Hanna allen Verbindungen bisher entgegen geweſen ſei, ſei kein anderer, als daß ſie den Mann, den man ihr erſah, nicht liebe. Ihm genügte

das vollkommen. Alles, was er ſich von einer Unterredung mit ihr verſprach, war einerſeits die Möglichkeit, Mittel zu erlangen, um auf die Denkweiſe ihres Vaters mildernd einzuwirken, andererſeits ihr ſelbſt in dem leidensvollen Werke des Sichklarwerdens behilflich zu ſein. Nur ſo gedachte er die Zwecke ſeiner äußeren Sendung mit denen ſeiner inneren vereinigen und das Glück und den Frieden einer Familie, der er ſo nahe ſtand, vor dem Unheile traurigen Zwieſpalts bewahren zu können.

— Vielleicht iſt jede Verbindung, eine einzige ausgenommen, für Hanna eine innere Unmöglichkeit, ſagte er ſich auf einem Gange durch die öden, verwinterlichen Felder, den er am frühen Morgen unternommen, um ſich an der friſchen Herbſtluft von den Aufregungen der durchwachten Nacht zu erholen. — Vielleicht liebt Hanna und hat nicht den Muth, es ihren Eltern zu bekennen; vielleicht ſogar unglücklich!

Er erſchrak bei dem Gedanken an dieſe Möglichkeit, ſo ſehr er dies auch zu leugnen ſuchte. In ſeinen Vorſätzen konnte es ihn jedoch nicht beirren. Sie bedurfte dann um ſo mehr eines theilnehmenden Freundes, vielleicht auch eines Anwalts, und der wollte er ihr ſein.

— Morgen noch, wenn möglich! hatte Herr Schönzweig gewünſcht, und er ſelbſt wünſchte nun nichts ſehnlicher, als baldmöglichſt mit Hanna allein und ungeſtört zu ſprechen. Es war um die Mitte des Morgens, als er heimkehrte.

Herr Schönzweig pflegte, seitdem er sich durch seine Söhne vertreten lassen konnte, seltener zu reisen, als sonst. Nur wo es sich um Dinge von Wichtigkeit handelte und sein persönliches Einschreiten unerläßlich war, pflegte er noch eine Ausnahme zu machen. Der Ankauf eines entfernten Meierhofes, den er für seinen zweitältesten Sohn beabsichtigte, hatte ihn eben heute bestimmt, für einen Tag zu verreisen.

Solche Tage, wie gesagt, waren selten, und pflegten, wie die Abwesenheit eines leitenden Hauptes immer, von den Heimgebliebenen nicht unbenutzt zu bleiben. Ein gewisser Stillstand trat dann in den Geschäften, eine gewisse Stille und Ruhe kehrte in dem sonst so lärm- und treibenvollen Hause ein. Frau Schönzweig musterte ihre Wäsch- und Silberkästen durch; die Mädchen vertheilten sich, um doch für die laufenden Geschäfte zur Hand zu sein, in den verschiedenen Räumen und arbeiteten hier an einer kleinen, lange liegen gebliebenen Handarbeit oder lasen in einem Buche.

So war es auch diesmal.

Frau Schönzweig hatte Stück für Stück die Ausstattung hervorgeholt, die Hanna zugedacht und seit Jahren für sie hinterlegt war. Eine reichliche, ja selbst reiche Ausstattung ihrer Töchter mit allen erdenklichen Sorten von Linnengegenständen, die diese einst als selbstständige Hausfrauen nöthig haben würden, gehörte zu ihren Schwächen, und wie sie ein Kunststück der Wirthschaftlichkeit darin sah, alle diese kostspieligen Stücke allmälig angeschafft zu haben,

ohne daß die Auslagen dafür im laufenden Hausbedarfe empfunden worden wären, so setzte sie ihren Stolz darein, behaupten zu können, daß vielleicht selbst die Töchter Seiner Excellenz, die Grafenkrone über den Namenszügen ausgenommen, nicht feiner und besser ausgestattet seien, als die ihren.

Die Mädchen arbeiteten heimlich an einer Stickerei, mit der sie die Braut Josefs zu überraschen gedachten.

Hanna hatte sich gleich nach der Abreise ihres Vaters in ihr Stübchen zurückgezogen und seitdem sich nicht wieder sehen lassen.

Hier suchte sie denn Falk auf.

Der Vorhang, der vor die Glasthür gezogen war, schloß nicht ganz. Er konnte sie an ihrem Nähtischchen sitzen und emsig schreiben sehen.

Vielleicht würde er sich zurückgezogen haben, wenn er nicht bereits angeklopft hätte.

Aufgeschreckt durch dies Anklopfen fuhr Hanna empor, warf die Feder hinweg, verbarg das halbbeschriebene Blatt unter die Papierhefte, deren sie sich als Unterlage bediente, und griff nach einer naheliegenden Handarbeit, um dann mit bebender Stimme „Herein!" zu rufen.

— Ich störe Sie, Hanna, Sie schreiben; blieb Falk in der halbgeöffneten Thür stehen. Ich komme später.

— O nein! Ich bitte, bleiben Sie! wandte sie sich gegen den Eintretenden, und eine tiefe Röthe überflog ihr

Angeſicht, um gleich wieder einer deſto auffallenderen Bläſſe zu weichen.

Ihre Verlegenheit konnte Falk nicht entgehen.

Zu einer anderen Zeit vielleicht hätte er dieſer Aufforderung nicht Folge geleiſtet und ſich, da er nun einmal eingetreten war, nach einem einfachen Morgengruße wieder entfernt, um Hanna ihre Arbeit fortſetzen zu laſſen. Was er jedoch in wenigen Augenblicken beobachtet, ſchien ihm mehr noch als Hanna's Einladung ihn zum Bleiben aufzufordern. Oft ſchon hatte er ſie ſchreibend gefunden, nie noch hatte ihr das Verlegenheit verurſacht. Jene innere Stimme, die ihn ſo oft das Richtige ahnen ließ, ſagte ihm auch hier, daß das, was er beobachtet, mit dem Zwecke ſeines Beſuches in zu nahem Zuſammenhange ſtehe, als daß er es nicht beachten ſollte.

Er blieb.

— So ſchreiben Sie wenigſtens, bemerkte er nach den Papierheften deutend; und es bleibt mir immer unangenehm, Sie unterbrochen zu haben.

— Es war nichts ... nichts von Bedeutung, erwiderte Hanna, ihre Faſſung allmälig wiedergewinnend; ein Brief, den ich auch ein anderes Mal fortſetzen kann. Sie waren heute ſehr zeitig außer Hauſe, ſuchte ſie nach einer kleinen Pauſe, deren ſelbſt Falk bedurfte, um ſich zu ſammeln, das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu lenken. Und doch ſcheint das Wetter eben nicht ſehr einladend!

— Ich bedurfte der Erholung ... der Zerſtreuung ... der Sammlung oder wie Sie es nennen wollen, Hanna! entgegnete Falk. Ich hatte um Ihretwillen eine ſchlafloſe Nacht.

— Um meinetwillen? ſah ihn Hanna an, und eine leiſe Röthe färbte für einen Augenblick wieder ihre Wangen.

— Um Ihretwillen. Ich habe ein ſchweres Unrecht an Ihnen begangen. Werde ich es wieder gut machen können?

— An mir? fragte Hanna mit befremdlichem Lächeln, ohne von ihrer Arbeit aufzuſehen.

— Laſſen Sie mich offen gegen Sie ſein; daß ich es nicht längſt war, iſt eben das Unrecht. ... Ich ſehe Sie leiden.

— Ich bin vollkommen wohl.

— Man muß nicht eben krank ſein, um zu leiden, fuhr Falk fort. Es giebt Leiden, die tiefer ſitzen; Leiden der Seele, des Gemüthes. Man kann ſich bemühen, ſie zu verbergen; dem befreundeten Auge jedoch entgehen ſie ſelbſt dann nicht.

— Auch ein befreundetes Auge kann ſich täuſchen, ſprach Hanna mit unſicherer Stimme.

— Nicht das meine, erwiderte Falk mit Beſtimmtheit ... Hanna, fuhr er nach einem Augenblicke fort, Sie haben etwas auf dem Herzen, das Niemand um Sie ver ſteht und das doch der Theilnahme bedarf. Sie bedürfen Jemandes, um ſich gegen ihn auszuſprechen. Ich habe

kein Recht, ich darf kein Recht haben, zu grollen, daß Sie es gegen mich nicht gethan. Werden Sie auch mir nicht grollen, daß ich ſo lange gezögert, Sie dazu aufzufordern?

Hanna ſchlug die Augen nieder. — Herr Falk, ſprach ſie zitternd, ... vergeben Sie mir; ich hatte nicht den Muth ...

— Nicht den Muth, ſich an Ihren Freund zu wenden?

— Ich war mehrmals daran, es zu verſuchen ...

— Sie haben Recht; mir gilt der Vorwurf! Die Schuld, zu ſehen und zu ſchweigen, iſt größer, als die Schuld, zu ſchweigen allein. Doch nun ... laſſen Sie das vorüber ſein! Sie leiden. Weiſen Sie den Freund nicht zurück, der Sie zu verſtehen glaubt und kommt, Ihnen reuig ſeine theilnehmende Hand zu bieten!

— Sie wird nicht helfen können! entgegnete Hanna mit leiſem Kopfſchütteln.

— Niemand iſt ſo unglücklich, daß ihm nicht zu helfen wäre, wenn er nur will und wenn es auf die rechte Weiſe geſchieht, erwiderte Falk. Sie aber, Hanna, ſind nicht unglücklich; Sie ſuchen — und daß ich das ſage, mag Ihnen beweiſen, daß ich mich mit Ihnen beſchäftigt, ſelbſt wenn ich theilnahmlos ſchien! — Sie ſuchen nur nach dem Wege, der zum Glücke führt.

— O, ich kenne ihn!

— Und die Schwierigkeiten, die man Ihnen in den Weg legt, dem Unglücke auszuweichen, ſind es, um deren Willen Sie leiden.

— Hanna! fuhr er nach einer weitern Pauſe fort, man will Sie vermählen. Man wollte es bereits mehrmals. Ich weiß es. Ihr Herz aber war niemals und iſt auch jetzt nicht dabei.

— Ich kann ihm nicht gebieten!

— Sie lehnen deshalb und nur deshalb Verbindungen ab, durch welche Ihre Eltern Ihr Glück zu ſichern glauben.

— Gereicht mir das zum Vorwurf?

— Nein, Hanna, das wollte nicht geſagt ſein! Wie Sie thaten, ſo mußten Sie thun; Sie konnten nicht anders. Liebe iſt der Grundſtein, über dem ſich allein der Tempel des häuslichen Glückes erbaut. Ohne ſie kann man wohl Paläſte errichten; ſchimmernde Prunkſäle, glänzende Gemächer beſitzen; aber es wohnt kein Gott darin. Ein Herz, wie das Ihre, Hanna, kann nicht, darf ſich ihrer nicht entſchlagen.

— Und doch verlangt man dies von mir!

— Weil man Sie nicht verſteht.

— Und wann wird man das?

— Hanna, eine Antwort auf dieſe Frage iſt ſchwer, erwiderte Falk. Es koſtet oft Mühe, und iſt noch öfter unmöglich, uns Menſchen verſtändlich zu machen, denen der Sinn für das abgeht, was ſie eben verſtehen ſollen. Elternherzen aber ſind wie Kinderherzen; ſie erſchließen ſich leicht. Nur muß man manchmal von ihnen weniger errathen, als

begriffen ſein wollen. Sprechen Sie mit Ihrem Vater oder machen Sie mich zu Ihrem Dolmetſch!

— Sie ſind es, wenn Sie zu ihm ſprechen, wie Sie denken. Ihre Anſichten ſind die meinigen ... ich habe nie andere gehabt.

Hanna ſprach dieſe Worte mit dem Ausdrucke des innigſten Zutrauens. Die Wirkung, die ſie auf Falk hervorbrachten, war eine mächtige. Er fühlte, daß er der eigenen Gefühle nicht ſo ganz Meiſter war, als er gedacht.

— Hanna!... rief er aus und erfaßte die Hand des Mädchens, jedoch nur, um ſie ſogleich wieder fahren zu laſſen und dem Ende einer Szene entgegen zu eilen, von deren weiterem Verfolg er für die Ausdauer ſeiner Selbſtbeherrſchung zu fürchten begann.

— Sagen Sie ihm, erklären Sie ihm, warum kein Beiſpiel, und ſelbſt nicht das Beiſpiel einer Jugendfreundin für mich maßgebend ſein kann. Erklären Sie ihm, daß es meine Schuld nicht iſt, daß ich eben anders geworden, als Andere, und daß ich nun auch anders denken, anders leben, anders handeln muß! Sagen Sie ihm, und Sie ſprechen ihm damit aus meiner vollſten Seele, daß ich keinen größern Schmerz kenne, als durch meine Beharrlichkeit das Glück meiner Schweſtern zu verzögern; daß es mich kein Opfer koſten wird, dem Glücke eines eigenen Heerdes für immer zu entſagen, wenn es nicht einſt an der Seite eines Mannes ſein ſoll, den ich liebe! Sagen Sie ihm ...

Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen hervor, die Stimme verſagte ihr.

— Hanna, ich habe es geahnt... ſprach Falk erblaſſend, aber mit dem Ausdrucke innigſter Theilnahme.

— Nehmen Sie das Blatt... es wird Ihnen das Uebrige ſagen! reichte ſie ihm zitternd das Papier hin das ſie bei ſeinem Eintritte verborgen hatte. Es ... enthält Alles!

— Sie lieben, Hanna! nahm Falk, ſich erhebend, das Blatt aus ihren Händen.

— O Gott, ich verſtehe mich ſelbſt nicht mehr! überließ ſie es ihm und ſank, ihr Angeſicht mit beiden Händen bedeckend und laut weinend vor ſich an den Arbeitstiſch hin, es hier in ihre Handarbeit bergend.

— Verlaſſen Sie ſich auf Ihren Freund! wollte Falk mit Feſtigkeit hinzufügen. Seine Stimme aber bebte, er fühlte ſich wanken und verließ eilends das Stübchen.

XIV.

Das Blatt war ein unvollendeter Brief an Bertha, Joſefs Braut, und lautete folgender Weiſe:

„Theuerſte Freundin!

„Mit inniger Freude begrüße ich Dich, meine Genoſſin einer kurzen, mir aber unvergeßlich ſchönen Zeit, als meine Verwandte. Gönne mir, liebe Bertha, daß ich Dich

Schweſter nenne! Es iſt dies ein ſchöner, inhaltsvoller Name, vor welchem wie vor einem Zauberworte alle Schranken der Seelen ſich erſchließen und alle Schleier der Herzen fallen. Was iſt dagegen der Name Schwägerin! Eine ewige Mahnung an eine dritte Perſon, welcher man es eigentlich zu danken hat, daß man aneinander gekommen iſt, und neben welcher man ſich immer nur als eine zufällige Beigabe, als eine Nebenperſon fühlt; eine abgemeſſene Formel der Convenienz, die, weil wir eben durch ſie zur Nebenſache werden, jedes engere Anſchließen mehr hindert als fördert und ein vollſtändiges Aufgehen der Gemüther ineinander vollends unmöglich macht. Eine Schwägerin gehört ihrem Manne an, eine Schweſter mir allein; und ich bin ſelbſtiſch genug, die Liebe mit der wir in den Jahren der Kindheit aneinander hingen, unbeeinträchtigt auch ferner beſitzen zu wollen. Und nun, liebe Schweſter, meine wärmſten, meine beſten, meine aufrichtigſten Glückwünſche zu Deinem Entſchluſſe, zu dem Stande, dem Du entgegengehſt! Wie freue ich mich Deiner lieben Briefe! Du haſt Dich mit Joſef ausgeſöhnt, Du haſt das harte Urtheil, das Du einmal über ihn ausgeſprochen, zurückgenommen, und giebſt mir die ſchmeichelhafte und zugleich beruhigende Verſicherung, Deinem Herzen, Deinen Anſichten dadurch nichts vergeben zu haben. Du findeſt ihn ungemein verändert, und wie Du ſagſt, zu ſeinem Vortheile. Du glaubſt ſogar, Du werdeſt ihn einſt recht innig lieben können. Das, liebe Schweſter, vermag ich nun

freilich nicht zu faſſen. Es geht mir das Verſtändniß dafür ab, wie man glauben kann, daß man Jemanden mit der Zeit werde lieben können. Ich habe immer geglaubt, daß es viel eher möglich iſt, daß man Jemanden ſeit lange liebt, und ſich erſt mit der Zeit deſſen bewußt wird. Ja, ich meinte ſogar, daß dies ſo die eigentliche Regel der Liebe ſei. Auf Liebe, dachte ich, läßt ſich nicht rechnen, nicht hoffen, eben ſo wenig, wie man ſie herbei zu beſchwören, herbei zu zwingen vermag. Ich hielt ſie immer für etwas, das ungerufen kommt, man weiß nicht wie, und durch deſſen Anweſenheit man ſich eines ſchönen Augenblicks plötzlich überraſcht fühlt. Doch darüber keine Erörterungen! Es giebt Millionen Menſchen; und eben ſo wenig, als Einer je dem Andern vollkommen gleich ſieht, eben ſo wenig fühlen, eben ſo wenig lieben ſie Alle gleich; und doch lieben ſie Alle! Auch zu dieſer glücklichen Weiſe Deines Gemüthes kann ich Dir nur Glück wünſchen. In der That iſt Joſef ein trefflicher Menſch. Sein innerſter Kern iſt gut und edel. Ich möchte ihn faſt einen Mann vom beſten Stoffe nennen, der unter andern Verhältniſſen auch ein beſter geworden wäre. Von Kindheit auf in Arbeit und Mühſal aufgewachſen, ſtreng, ja oft hart gehalten, fehlte ihm die Gelegenheit, die Anlagen, die in ihm ſchlummerten, zur Entwickelung zu bringen. So wurde er ein abgehärteter, emſiger, unermüdſam arbeitſamer Mann, eine Art raſtlos ſchaffender Elementarkraft, etwa wie jene der Cyclopen, wenn Dich das Gleichniß nicht abſchreckt. Die

Weiſe, wie Du ihn das erſte Mal von Dir wieſeſt, ließ ihn den ganzen Schmerz ſeiner geiſtigen Leere empfinden. Mit einer kindlichen Rückhaltloſigkeit, mit einer brennenden Begierde, die an dem hochgewachſenen, kräftigen Manne wahrhaft rührend war, warf er ſich auf's Nachholen des Verſäumten und ſcheute ſich ſelbſt nicht, bei den einfachſten Elementen anzufangen, die glücklichere Kinder ſonſt ſchon in den erſten Jahren ihrer Erziehung hinter ſich haben. Hunderte an ſeiner Stelle wären aus eitlem Dünkel oder aus falſcher Scham lieber geblieben, was ſie waren. Schon die Abweſenheit dieſer beiden Fehler, liebe Schweſter, iſt ein Zeugniß für die Tüchtigkeit des Charakters Joſefs, abgeſehen davon, daß er auch wirklich viele gute, treffliche Eigenſchaften beſitzt. Was er jetzt iſt, verdankt er, wie wir Alle, der milden Leitung Falks. Was er werden wird, das wird er Dir zu verdanken haben, und es iſt dies der einzige Standpunkt, von welchem aus ich Dein Liebeshoroſkop einigermaßen begreifen kann. Liebſt Du ihn einſt, biſt Du einſt glücklich an ſeiner Seite, ſo haſt Du es nur Zweien auf Erden zu verdanken — Dir und Falk; dieſem aber immer zuerſt! Hätte er der belebenden Nähe dieſer warmen Seele entbehrt, für die ich kein beſſeres Gleichniß weiß, als das einer Frühlingsſonne, die überall, wohin ihr Strahl fällt, die ſchlummernden Kräfte weckt und ein friſches, ſchönes, blüthenvolles Leben wach ruft, er hätte vielleicht Manches gelernt, aber der beſſere Keim in ihm wäre nie zur Entwicklung gekommen,

vielleicht ſogar unter dem Einfluſſe mancher Kränkung und Beſchämung zu Grunde gegangen. Falk iſt wie wenige Menſchen. Ich denke tauſendmal darüber nach, ob er die Regel iſt, wie die Menſchen eigentlich alle ſein ſollten, und nur deßhalb nicht ſind, weil Ideale überhaupt ſelten oder nie erreicht werden; oder eine Ausnahme, eine ſeltene Erſcheinung, eine Sendung, wenn Du willſt, von der wir nicht wiſſen, woher ſie gekommen, und zu der wir nur bewundernd hinaufſchauen können. Auf mich wenigſtens hat er den Eindruck einer ſolchen gemacht, und ich preiſe die Vorſehung, daß ſie ihre Bahn nach unſrem Hauſe geleitet. Preiſe ſie mit mir, Du haſt Grund dazu.

Du hoffſt, liebe Schweſter, unſre Herzen bald auch durch ein zweites Bündniß noch inniger an einander geknüpft zu ſehen. Bedurfte es hierzu nicht erſt eines erſten, warum ſollte es eines zweiten bedürfen? — — Ich habe, liebe Bertha, lange mit mir gerungen; allein ich kann Dir es nicht länger verſchweigen — — — ich theile dieſe Hoffnung nicht. Ich würde Dir dies nicht ſo unumwunden geſtehen, wenn ich fürchten könnte, Dich um Deines Bruders willen dadurch zu beleidigen.

Du wirſt mir Rechenſchaft abfordern; ich kann Dir keine, oder nur eine ſehr geringe, vielleicht nur in Deinen Augen, vielleicht wirklich ungenügende geben. Sie iſt in die wenigen Worte zuſammengefaßt: Ich liebe ihn nicht. Warum ich ihn nicht liebe? Ich weiß es nicht. Ich weiß

nur, daß es ſo iſt! Vielleicht liegt die Schuld an der Art und Weiſe, wie er ſich mir genähert, oder vielmehr, wie wir einander genähert wurden. Ich kann mich nun einmal mit dem Gedanken nicht vertraut machen, daß man das Lebensglück eines Menſchen, ſeine heiligſten Intereſſen zum Gegenſtande der Speculation; daß man das Weib zur Waare machen darf. Es macht mich an der Würde, an der Bedeutung des Weibes zweifeln, wenn man es zur Sclavin einer gewinnverheißenden Combination, einer vortheilverſprechenden Politik macht, gleichviel ob die Speculanten Krämer oder Könige heißen. Oder ſoll wirklich jeder Mann das Recht haben zu ſagen: Vater, gieb mir Deine Tochter! Und wenn man ihn frägt: Wer biſt Du, daß Du ſie begehrſt? nichts anderes zu antworten, als: ich bin reich; ich bin mächtig; darum will ich ſie!? Soll jedem Vater das Recht zuſtehn, über den Frieden, die Seelenruhe, das Glück eines ganzen Daſeins zu verfügen, weil er über ſeinen Beſitz verfügen kann? O dann wollte ich, es wären die Tage der Vorzeit wieder da, in welchen ein Eleazar zu Laban kam und ihm für Gold und Edelſteine ſeine ſchöne Tochter abkaufte, um ſie ſeinem Herrn zu bringen! Es lag doch etwas Poetiſches in dieſem Gebahren! Der Mann kaufte ſich ſein Weib; und wenn man für etwas ſein ſchweres Geld hingiebt, ſo muß man doch ſein Wohlgefallen daran haben. Sah ſich das Weib auch wie eine Sache behandelt, ſo konnte ſie in dieſem Gedanken ihren Troſt, ja eine ſchmeichelhafte Befriedigung

ihrer Eitelkeit finden, ſie konnte etwas auf ſich halten. Wie man uns aber zu Markte führt, wie man uns verhandelt, es hat alles Erniedrigende des alten Weiberkaufes ohne deſſen Poeſie; es iſt mehr einem Menſchenhandel ähnlich in den Bazaren von Fez und Marokko! Es mag hart klingen, liebe Bertha, was ich hier ſage; aber ich ſuche vergebens nach mildern Worten dafür. Meine ganze Gedankenwelt empört ſich dagegen, mein Herz für nicht mehr als eine Zugabe betrachtet zu ſehen, nach der man nicht frägt, während man den Handel abſchließt, und die man höchſtens dem Käufer aus beſonderer Großmuth noch in die volle Wagſchale wirft, wenn der Handel einmal abgeſchloſſen iſt. Hier, Käufer, iſt mein Geld, hier iſt das Deine; beide wiegen gleich, wir ſind Handels eins. Meine Tochter geb' ich Dir in den Kauf! Ob ihr Herz, dieſe Kleinigkeit, die ohnehin nicht ſchwer wiegt, mit dabei iſt oder nicht, daran wirſt Du hoffentlich keinen Anſtand nehmen. Wer immer von ſolchen Gedanken herbeigeführt und zu ſolchen Anſichten ſich bekennend ſeine Hand nach mir ausſtreckt; ſo lange ein Odem meine Bruſt hebt, ich will ihn von mir weiſen, ich will mich gegen ihn wehren!

Liebe Bertha, zürne mir nicht, daß ich ſo weit gegangen! Was ich hier ſprach, kann Deinem Bruder am allerwenigſten gelten. Er iſt jung, für einen Mann noch zu jung, als daß man ihm zürnen könnte. Ich bin deſſen gewiß, daß er nur ein gehorſames Kind war, als er that, als ob er um mich wärbe. Wenn auch älter als Du, ſo hat

er es doch noch nicht zu jener Selbſtſtändigkeit des Handelns gebracht, die Du Joſef gegenüber bewährteſt. Ich vergebe ihm; ſage ihm das. Ich werde ſogar nächſtens ſeine Briefe leſen, die bis heute noch uneröffnet auf meinem Tiſche liegen, und ihm antworten. Daß ich aber meinem Herzen nicht gebieten konnte, ihn zu lieben, das wirſt Du wohl nun begreiflich finden.

In Wahrheit, liebe Bertha, leide ich durch die Art und Weiſe, wie man mit mir verfährt und über mich verfügen zu können glaubt, unſäglich. Was meinen Schmerz erhöht, iſt, daß Du und mein eigenes Bewußtſein mir ſagen, daß es am Ende doch nur mein Glück ſei, was mein Vater will. (Von meiner Mutter kann ich hier füglich nicht zugleich ſprechen; die gute Frau kennt keinen Willen neben dem ſeinen.) Ich habe auch nie daran gezweifelt. Er liebt jedes ſeiner Kinder, wie ein Vater nur lieben kann; der Lohn eines halben Jahrhunderts von Mühſal, Arbeit, Entbehrung und Anſtrengung iſt ihm allein ihr Wohlergehen, und, wie ich es nur mit Beſchämung geſtehen muß, vor allem vielleicht das meine. Daß nicht das Glück aller ſeiner Kinder, meines wenigſtens nicht, dort blüht, wo er es ſucht, iſt weder ſeine Schuld, noch die unſre; es iſt unſer und vor allem mein Unglück. Was nützt es, daß Du die Gazelle in den ſchönſten Blumengarten ſperrſt? Ihr iſt am wohlſten im ſteilen kahlen Felsgebirge. Glaubſt Du, um mit den Poeten zu ſprechen, die Nachtigall glücklich zu machen, wenn Du ihr einen goldenen Käfig ſchenkſt, das

Reh, wenn Du es in Deiner Stube fütterſt? das Glück beider wohnt im Walde draußen, und willſt Du es ihnen gönnen, ſo mußt Du ſie hinauslaſſen, wohin es ſie zieht. Nicht das Behagen, nicht das Glück aller Menſchen iſt ein gleiches. Hätte das Menſchenherz eine Univerſalgeſchichte, man würde daraus die erſchreckende Lehre ziehen, daß von allen Menſchen, die je unglücklich waren, neun Zehntel es an dem Glücke wurden, das ihnen die andern zu bereiten vermeinten. Ich aber werde nur glücklich ſein, wo ich lieben kann.

Es iſt dies, liebe Schweſter, keine leere Redensart, die ich hier niederſchreibe. Mir iſt, indem ſie meiner Feder entfließt, als ſpräche ich mit Dir; und mein Herz iſt ſo voll, daß es ſich gegen Jemand ausſprechen muß, wenn es nicht brechen ſoll. Oft ſchon dachte ich daran, dies gegen Falk zu thun. Sein Blick iſt ſo klar und auch ſo durchdringend wie ein Lichtſtrahl; er dringt in die dunkelſten Räume der Seele und hellt ſie auf. Vor ſeinem Auge liegt das Menſchenherz offen wie ein aufgerolltes Blatt; er lieſt, er verſteht, er weiß darin jeden Zug zu deuten. Laſſ' ihn mit Dir einmal ſprechen, und er lieſt auch in Deiner Seele wie in einem Buche! So oft ich aber daran war, erſtarb mir das Wort auf den Lippen. Ich habe nie vor Falk ein Geheimniß gehabt; vor ſolchen Menſchen darf man keines haben wollen, denn es giebt für ſie keines, und braucht man auch keines zu haben. Und dennoch! Eine Macht, über die ich mir keine Rechenſchaft zu geben

weiß, und die das Unglückliche meiner Lage nur noch vermehrt, verurtheilt mich', gerade hierin gegen ihn verſchloſſen zu ſein. Es iſt mir immer, als liefe ich Gefahr, etwas zu verrathen, da ich doch nur Aufſchluß darüber ſuche; immer, als hätte die Sprache gar nicht die Worte, in die ich meine Fragen kleiden könnte, da jedes mehr ſagt, als ich eigentlich ſagen möchte, oder wenn Du willſt, zu wenig.

Sage mir, Bertha, muß man nicht auch achten, wo man liebt? Kann es eine Liebe ohne Achtung geben, wie es eine Achtung ohne Liebe giebt? Iſt das Gefühl, das in Achtung ſeinen Anfang nimmt; leiſe, als kleiner, unbeachteter Keim; und das dann, genährt von Bewunderung und groß gezogen von Dankbarkeit, zu einer Macht heranwächſt, die anfangs all unſer Denken und Handeln, und zuletzt unſer ganzes Sein beherrſcht, iſt das Liebe? Iſt es Liebe, wenn man zu Jemandem emporſchaut, wie zu einem höhern Weſen, und vertieft in Anſchauung ſeiner Vollendetheit, den Sinn für alles Andere ringsumher verliert; wenn man den Werth aller Andern nach dem Werthe des Einen mißt; wenn man im eigenen Thun keine andere Richtſchnur kennt, als die der Billigung und des Wohlgefallens dieſes Einen? Wenn das Liebe iſt, Bertha, dann ſehe ich den Stern klar vor meinen Augen, unter welchem allein mein Glück wohnt; dann begreife ich, was meine Zunge feſſelt, wenn ich zu Falk ſprechen will; dann, Schweſter ...

Der Satz war nicht zu Ende geschrieben. Hier war Hanna durch Falks Eintreten unterbrochen worden.

XV.

Herr Schönzweig hatte einen glücklichen Tag gehabt. Die Meierei war erstanden, und die Convention, unter welcher dies geschehen, eine sehr vortheilhafte.

Kaum zurückgekehrt, begab er sich zu Falk. Frau Schönzweig hatte ihm mitgetheilt, Hanna habe seit dem Morgen ihr Stübchen nicht verlassen und Falk sei ihr während des Mittagessens ungewöhnlich schweigsam und ernst vorgekommen. Er mußte also mit Hanna bereits gesprochen haben, und Herr Schönzweig wollte nicht säumen, sich über das Ergebniß der Rücksprache zu unterrichten.

Er fand den Instruktor im obern Stockwerke, in der Lehrstube.

Bleich zwar und für ein geübtes Auge mit den unverkennbaren Zeichen gewaltiger innerer Vorgänge in den Mienen, dabei aber ruhigen und sicheren Schrittes ging dieser hier auf und ab.

Falk war auf den Besuch gefaßt; kein Zweifel war ihm geblieben, wie er fortan zu handeln habe.

— Nun, Herr Falk! reichte ihm Herr Schönzweig die Hand; gesprochen?

Falk bejahte.

— Weiß Gott, Sie ſind ein braver Menſch! ſchüttelte Herr Schönzweig die dargebotene Rechte. Ich hab's immer geſagt; nur Ein Falk auf Erden, weiter keiner! Nun, was ſagt ſie?

— Werden Sie mich ruhig anhören können? fragte Falk.

— Warum nicht? 'S iſt ja mein Kind!

— Nun gut. Hanna kann nicht, Hanna wird nicht die Frau des Herrn Friedheimer werden.

Auf eine ſolche Wendung war Herr Schönzweig in ſeinem Vertrauen auf Falks Einfluß, nicht gefaßt.

— Was ſoll das ſein? trat er einen Schritt zurück.

— Sie wird überhaupt Niemandem angehören, als dem, der ihr Herz beſitzt, und der auch ſie liebt.

— Was iſt das wieder Neues? fuhr Herr Schönzweig noch weiter zurück, und ſeine kaum noch heitere und freundliche Miene verdüſterte ſich bis zum Ausdrucke verdrüßlichſter Gereiztheit. Wer darf ihr Herz beſitzen, ohne daß ich Etwas davon weiß? Bin ich der Niemand? Haben denn meine Kinder gar nichts mehr nach mir zu fragen?

— Sie verſprachen, mich ruhig anzuhören, verſuchte ihn Falk zu beruhigen. Thun Sie das, und ſprechen Sie dann Ihr Urtheil!

— Wozu ſoll ich anhören? Wozu ſoll ich ein Urtheil ſprechen? Kann ein Menſch daraus klug werden? Erſt will ſie Niemanden, als *wen* ſie liebt; dann wieder Nie-

manden, als wer ſie liebt. Iſt denn mein Haus ein Roman, daß nichts wie lauter Liebe drin vorgeht?

— Es handelt ſich um das Glück Ihres Kindes. Sie müſſen ſie verſtehen lernen!

— Kann ſie Einer verſteh'n? Weiß ſie ſelber, was ſie will?

— Ich verſtehe ſie, erwiederte Falk mit Nachdruck, und ſpreche zu Ihnen in einem Augenblicke, an welchem ein ganzes Leben hängt. Ihre Antwort wird über das Schickſal zweier Menſchen entſcheiden. Sie wollten, daß ich mit Hanna ſpreche, Sie müſſen mich nun auch anhören!

In Herrn Schönzweigs Seele ſtand einen Augenblick alles Denken ſtille. Dieſe Vorbereitungen beängſtigten ihn; er ahnte, daß etwas Außerordentliches kommen müſſe und ſammelte ſich, es zu vernehmen.

Der Brief Hannas hatte auf Falk gewirkt, als wäre mit einem Male ein Schleier geſunken, der ihm ſeit lange das Auge umdüſtert hielt. Daß Hanna liebe, das hatte er geahnt; daß er es ſei, dem ſich ihr Herz zugewandt, das für möglich zu halten, war ihm nicht eingefallen, als er ſich ſtark genug glaubte, vor ſie hinzutreten. Nur an ſie, nicht an ſich dachte er damals. Nun ſtand es klar und unzweifelhaft vor ſeiner Seele. Sie ſelbſt hat es ihm geſtanden, indem ſie ihm das Blatt gab, auf welches ſie das geheimſte und dunkelſte Gefühl ihres Herzens in demſelben Augenblicke ergoß, in welchem er zu ihr hereintrat um ihr zu helfen, ſich ſelbſt klar zu werden. Seine eigenen Gefühle

brauchten, ja durften jetzt kein Schwanken mehr kennen. Alle Rückſichten, alle Bedenken ſchwanden. Ein Bewußtſein, jenem des Meiſters der Schöpfung gleich, als er den Menſchen vollendet ſah, erfüllte ſein Herz. Er hatte ein Weſen gebildet, das ihm ähnlich war, und das er lieben durfte; es auch zu beglücken, war nur noch die Aufgabe ſeines Lebens. Er behielt vor Herrn Schönzweig kein Geheimniß.

— Herr Schönzweig, ſchloß er, ich kenne die ganze Größe der Forderung, die ich an Sie, die ich an Ihre Anſichten ſtelle; aber es iſt eine Forderung der innerſten Nothwendigkeit. Geben Sie mir Hanna zum Weibe.

— Ihnen ...! vermochte Herr Schönzweig vor Entſetzen kaum hervorzubringen.

— Sie nahmen mich in Ihr Haus, fuhr Falk fort; was nach den ewigen Geſetzen, welchen die Herzen folgen, kommen mußte, das mahnt nun als unbeabſichtigte, aber auch unabweisliche Folgerung. Sie können bereuen, daß Sie mich je Ihre Schwelle betreten ließen; aber Sie können weder mir noch Ihrem Kinde zürnen, daß geworden, was werden mußte!

— Einem Lehrer ....!

— Wir lieben einander, wir werden glücklich ſein.

— Einem Menſchen, der nichts iſt ...!

— Ich habe vor wenigen Wochen graduirt.

— der Nichts hat ...!

— Ich hab' etwas gelernt, und werde wiſſen ...!

— deſſen Kapital nichts weiter iſt, als was er im Kopfe trägt! Glauben Sie, daß ich dem Narrenthurm' entſprungen bin, oder erſt hinein geſperrt werden ſoll?

— Sie wollten mich ruhig . . .

— Ruhig anhören! Kann man Wahnſinn ruhig anhören? Iſt's Ihnen nicht genug, daß Sie mir das ganze Haus über dem Kopf' umgeſtürzt, meinen Kindern das Hirn verbrannt, die geſunden fünf Sinne verdreht, den Kopf mit überſpannten Dingen vernagelt haben, daß ich mich ſelbſt nicht mehr in ihnen auskenne? Jetzt ſoll ich nicht mehr Herr meines eigenen Kindes, meines Hab' und Gut's ſein? Wer ſind Sie? Was ſtellen Sie in der Welt vor? Was haben Sie, daß ich Ihnen mein Kind und mein Geld an den Hals werfen ſoll?

— Ich verlange nicht nach Ihrem Gelde! Geben Sie mir Hanna; ich werde für ſie ſorgen!

— Und mich verlangt nicht, daß mein Kind mit Ihnen verhungern ſoll!

— Herr Schönzweig . . .! verſuchte Falk weitere unverdiente Beleidigungen von ſich fern zu halten, Sie werden ungerecht!

— Ungerecht . . .! fuhr der in ſeinen innerſten Intereſſen verletzte Geſchäftsmann in höchſter Entrüſtung fort. Haben immer nur Ihre Bücher Recht, Ihre Philoſophie, Ihre . . . koſtbare Bildung, die mir den Boden unter den eigenen Füßen wegzieht und mein eigen Blut gegen mich hetzt? Mein Schweiß, meine Schwielen, mein ſauer er-

worbener Greſchen will auch einmal Recht haben! Ich will mich nicht fünfzig Jahre geplagt, den Rock vom Leibe, den Biſſen vom Mund' mir abgeſpart haben, um einen Igel mir ins Fleiſch zu ſetzen, der mich ausſaugt und aus-zapft, ſich an meinem Blut mäſtet und keinen Hund hinter dem Ofen hervorzulocken verſteht! Zeigen Sie, daß Sie etwas zu erwerben verſtehen! Handeln Sie meinetwegen mit Schwefelhölzchen; und Sie ſollen mein Kind haben; einen Bettler, der aus einem Buche in's andre lebt, zum Schwiegerſohn ... eher dreh' ich ihr den Hals um! ...

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde ſpäter rollte ein Einſpänner zum Orte hinaus. Es war der Wagen des Rentſchreibers. Der Mann, der darin ſaß, in einem leichten Mantel gehüllt, den kleinen Koffer hinter ſich auf dem Trittbrette, war Falk.

Ich begegnete ihm, als ich eben von den Feldern heimkehrte, wo ich den Nachmittag bei den Hirtenjungen zugebracht hatte. Ich ſah hoch auf, denn Reiſen war ſonſt nicht Falk's Sache; zudem war er erſt unlängſt in der Hauptſtadt geweſen, um ſein Doktordiplom zu holen. Er aber winkte mir einen Gruß mit der Hand zu, und hinaus rollte das Fuhrwerk in die niederbrechende Dämmerung, um nach hundert Schritten meinen Blicken entſchwunden zu ſein.

Falk hatte noch am selben Tage Schönzweigs Haus verlassen, wie es hieß, wichtiger Angelegenheiten halber, die er in der Hauptstadt hatte. Nur Herr Schönzweig wußte, daß es für immer geschah.

Noch einmal mit Hanna zu sprechen hatte er absichtlich vermieden; ihre Zurückgezogenheit kam ihm dabei zu Statten. Er wollte sich und ihr den Schmerz des Scheidens ersparen, vor Allem aber keinen Anlaß zum Austausch von Betheuerungen geben, deren er nicht bedurfte um seinem Vorsatze treu zu bleiben und durch welche Hanna ihr Gewissen nicht verpflichtet fühlen soll, wenn ihr Herz vielleicht die jugendliche Neigung längst überwunden. Er wollte ihr die Freiheit des Handelns selbst um den Preis des Verzichtens auf ein letztes Lebewohl bewahrt wissen. Nur in einem Bande Göthe's — es waren die Wahlverwandtschaften, — in welchem sie seit einigen Tagen las, und der seit gestern Abend in der Lehrstube liegen geblieben war, hatte er einige Zeilen an sie zurückgelassen. Er wußte, daß kein Anderer dies Buch lese, daß sie bald nach seiner Abreise auf die Lehrstube kommen und sich nach dem Buche umsehen werde.

Sie lauteten:

Liebe Hanna!

Ich habe das Blatt gelesen. Soll ich schildern, was mein Herz dabei durchstürmte? Die Zeit drängt, und Alles, was ich sagen könnte, ist ja doch nicht mehr und nicht weniger als sich in die kurzen Worte zusammenfassen läßt:

Wir verſtanden einander ſeit lange, um uns heute erſt ſelbſt zu verſtehen! Ich liebte Sie. Seit wann? Ich weiß es nicht! Auch die Welt mit ihren Schätzen und Schönheiten iſt da, und weiß nicht, wann ſie begonnen. Vielleicht ſeit der Stunde, da ich den erſten Blick in Ihre empfängliche Seele gethan. Aber ich ſollte mich deſſen erſt in dem Augenblicke bewußt werden, der mir eine Möglichkeit, über die ich früher nie nachgedacht, mit all ihrem Schmerz vor die Seele führte — die Möglichkeit, Sie zu verlieren! Nur im Beſitze iſt das Glück der Liebe; und Ihrem Vater war ich Aufklärung ſchuldig. Ich hielt es daher für meine Pflicht, gegen ihn offen zu ſein, ſagte ihm Alles, und glaubte um die Hand des Weibes werben zu dürfen, deſſen Herz ich mein wußte. Ich that ſo, weil ich nicht anders konnte. Der Erfolg meiner Werbung war eine Scene, nach welcher mein Aufenthalt in dieſem Hauſe fortan eine Unmöglichkeit geworden. Ich mußte es fühlen lernen, was es auf ſich habe die Mittel nicht zu beſitzen, welche das Glück, Ihre Hand zu beſitzen, bedingen. Ich gehe ſie ſuchen. Wohin? Noch habe ich in dieſem Augenblicke keinen Plan. Ich weiß nur, daß ich arm bin, und brenne vor Begierde reich zu werden — um Ihretwillen. Wo ich auch ſein werde, ich werde Ihnen nie darüber ſchreiben. Nicht als ob ich mir die Möglichkeit bewahren wollte, Ihrer zu vergeſſen! Kann man ſich ſeiner Seele entſchlagen? Kann man des innerſten Kerns ſeiner ſelbſt vergeſſen? Nur weil ich Sie frei wiſſen will; weil ich Ihrem Geſchick nicht durch

den Gedanken, an mich gebunden zu ſein, Ihrem Glück nicht durch erneuete Betheuerungen im Wege ſtehen will, unterziehe ich mich dem ſchweren Opfer, fern von Ihnen Ihnen auch geiſtig fern zu bleiben. Fremd werden, ich weiß es, kann ich Ihnen doch nie! Mein Stillſchweigen wird Ihnen ſagen, daß ich lebe, nur Ihnen lebe, und raſtlos dem einzigen Ziele meines Daſeins entgegenſtrebe, Sie zu erwerben, ohne den Grundſätzen Ihres Vater ein Opfer der Selbſtverleugnung abzufordern. Erhalten Sie je einen Brief, ſo iſt's von Freundeshand, die Ihnen anzeigt, daß ich dieſem Ziele nachzuſtreben, aber auch zu leben zugleich aufgehört. Winkt Ihnen das Glück an der Seite eines andern Mannes früher, als es mir gegönnt iſt Sie wieder zu ſehen, dann folgen Sie ihm! Kehr' ich auch dann wieder, ſo ſoll doch kein Wiederſehen den heutigen Tag Ihnen in's Gedächtniß rufen. Das Blatt an Bertha behalte ich als koſtbares und einziges Denkmal jener Stunde, die mich ein langgeliebtes Herz erwerben ließ, um es, wer weiß ob nur für lange Zeit, oder für immer, ſogleich wieder zu verlieren.

Noch heute verlaſſe ich dies Haus, worin ich drei Jahre gelebt, ein Armer, der nicht wußte, wie reich er war, und in der Stunde, da er es erfuhr, ein Reicher, der erſt fühlt, daß er — arm iſt. Meine Hoffnung, meine Gedanken bleiben bei Ihnen!

Falk.

Zwei von Falk's Geschichten

Aus der Erinnerung ihm nacherzählt.

Vom reichen Knaus.

Eine Geſchichte aus Falk's Heimath.

In meiner Kindheit — erzählte Falk eines Tages — hörte ich oft die Leute in unſerem Orte ſprechen: Es wird ihm einmal ergehen, wie dem reichen Knaus! Sie ſprachen ſo von Leuten, von denen es bekannt war, daß ſie den Armen die Thüre vor der Naſe zuſchlugen, ohne ihnen etwas zu geben, und ſelbſt die Kinder in der Schule riefen einander zu: Es wird Dir einmal gehen, wie es dem reichen Knaus ergangen! wenn Einer einmal ein paar Aepfel oder Nüſſe hatte und den Andern, die ihn darum baten, nichts davon geben wollte. Ich ſelbſt ſagte es oft, ohne zu wiſſen, woher das Sprüchwort kam. Erſt ſpäter einmal ſollte ich es erfahren.

Es lebte nämlich nicht fern von uns in einem ſchleſiſchen Orte ein Mann, den die Leute den reichen Knaus nannten. Eigentlich hieß er Klaus. Die Leute nannten ihn jedoch ſo, weil er ungemein reich war, dabei aber eben ſo geizig. Nicht nur erhielt nie von ihm ein Bettler auch nur einen ſchlechten Pfennig, nicht nur konnte ihn

nichts bewegen, einem armen Manne auch nur mit einem Gulden zu helfen, selbſt wenn er gewußt hätte, ihn mitſammt den Seinen dadurch vor dem ſichern Hungertode zu retten — es wäre denn gegen gute Zinſen, ſichere Pfänder und obendrein ſichere Bürgen geweſen — er behandelte ſich ſelbſt nicht beſſer, wie den Bettler vor ſeiner Thüre, wie den armen Mann, der zu ihm borgen kam, ja wo möglich noch viel ſchlechter. So wohnte er zum Beiſpiel in einer Stube, in der es ſelbſt ein Hund nicht hätte aushalten mögen. Nie hatte in der Stube ein Ofen geſtanden. Ein armer Tagelöhner, der vor ihm darin gewohnt, hatte für ſeine paar erſparte Groſchen einen hineinſetzen laſſen. Als Knaus die Stube bezog, war es juſt im härteſten Winter. Der Ofen lockte ihn, er kaufte für ein paar Pfennige Holz und heizte ſich ein. Das that ihm zwar wohl; des andern Tags aber ſchon brach er den Ofen mit eigener Hand ab, damit ihn der Anblick deſſelben nicht wieder dazu verleite, ſich einzubeizen, und die Pfennige auszugeben, die ihm das Holz koſten würde. Die Fenſterſcheiben waren ſchon vorher nicht im beſten Zuſtande geweſen. Der Tagelöhner hatte ſie notdürftig mit Papier verpickt. Ein heftiger Sturm, der einmal kam, zerſchlug ſie vollends und trug das Papier in Fetzen davon. Der reiche Knaus dachte eine Weile darüber nach, ob es nicht gut wäre, ſie wenigſtens wieder mit einigen Bogen Papier zu verpicken. Da aber Papier und Leim denn doch einige Pfennige gekoſtet hätten, ſo ließ er Fenſter Fenſter ſein, und Schnee, Regen

und Wind zogen ungehindert aus und ein. Den Rock, den er am Leibe hatte, trug er jahraus jahrein. Kein Menſch im ganzen Orte hatte ihn je in einem andern geſehen. Dieſer Rock war aber ſo ſchlecht und ſo zerriſſen, daß es, wie man ſagt, ſchwer geweſen wäre, für einen Kreuzer Salz darein zu wickeln, und daß die Leute, wenn ſie etwas als recht werthlos bezeichnen wollten, zu ſagen pflegten: das iſt ſo viel werth, wie des reichen Knaus ſein Rock. Ein Hemd trug er nur im Winter; im Sommer hielt er es für einen koſtſpieligen Aufwand, eines zu tragen. Sein Lager beſtand aus einem Häuflein modrigen Strohes, dem er nur noch in böſer Jahreszeit eine abgenützte wollene Pferdedecke hinzufügte, die ihm bei ſtarken Fröſten zugleich als Mantel und im Regen als Schutz für ſeinen Rock diente, den er zu verderben fürchtete. Genießen that Klaus nur Einmal im Tage etwas und das war nicht viel; Warmes ſelten; meiſt ein Stück trockenes Brod, ein paar angefaulte Aepfel oder ſonſt etwas, was nicht mehr als einen halben Pfennig koſtete, und daß er dieſen für ſeinen Leib ausgeben mußte, verurſachte ihm einen ſolchen Ingrimm, daß ihm ſelbſt das Wenige nicht bekam.

Dafür aber hatte Knaus eine andere Seligkeit, eine heimliche ſtille Wonne, von der er meinte, daß Niemand es wiſſe, und das war ſein vieles Geld. Die Leute ſchätzten es auf nahe an hunderttauſend Kronthaler. Wo er dieſes Geld hatte, wo er es verſteckt hielt, das wußte eigentlich kein Menſch. Einige meinten, er trage es in

lauter königlichen Pfandbriefen am Leibe, Andere wollten wiſſen, er bewahre es in einem maſſiven ſteinernen Opferſtock, den er einmal aus einer alten verfallenen Kirche davongeſchleppt und mit ſchweren eiſernen Klammern an den Fußboden ſeiner Stube geſchraubt. Denn in der That hatte er etwas Aehnliches in einer dunklen Ecke ſeiner Stube ſtehen, worauf er den ganzen Tag ſaß und deſſen er ſich zugleich als Tiſch bediente, das aber wieder Andere für einen umgeſtürzten ſteinernen Schweintrog hielten, den er irgendwo aufgetrieben und in beſagter Weiſe benutzte, weil er ſich fürchtete, ein hölzernes Einrichtungsſtück könnte zu ſehr abgenutzt werden.

Wenn ihm dies Geld eine Freude machte, ſo war ſein Herzeleid darüber, daß es nicht noch mehr ſei, gewiß noch größer als die Freude. Niemand ſah ihn je mit ſeinem Gelde beſchäftigt. Oft aber ſah man ihn mit einem Ausdruck des bitterſten Grams im Geſichte, ja ſelbſt mit Thränen in den grauen buſchigen Augen, und da ſagte man immer, er käme von ſeinem Gelde und gräme ſich, daß es nicht noch einmal, zweimal, noch vielmal ſo viel ſei.

Daß Knaus unter ſolchen Umſtänden in ewigen Sorgen um die Vermehrung ſeines Geldes und in ewiger Angſt um deſſen Beſitz lebte, verſteht ſich von ſelbſt. Da ihm aber der Muth fehlte, was Rechtes damit anzufangen, ſo beſchränkte er ſich auf kleine Wuchereien — das heißt auf kleine Beträge, für die er große Zinſen nahm — was ihm wieder neue Sorgen machte. Was ihn einigermaßen

beruhigte, war, die Leute glauben zu machen, daß er ein blutarmer Mann sei. Seine scheibenlosen Fenster kamen ihm dabei am besten zu statten. Denn wenn Jemand zu ihm sagte: Klaus, wie könnt Ihr nur Eure Fenster in einem solchen Zustande lassen! Wie leicht, daß da ein Dieb in der Nacht bei Euch einbricht und Euch Euer Geld raubt! antwortete er achselzuckend: Meint Ihr, daß ich meine Fenster so lassen würde, wenn ich nicht ein armer Mann wäre, bei dem Nichts zu holen ist?

Indeß natürlich glaubte ihm das Niemand.

Da brach der siebenjährige Krieg aus, und Schlesien wurde von preußischen Truppen überzogen. Eine unsägliche Angst bemächtigte sich des reichen Knaus. Hatte er auch weder Kind noch Rind, für die er zu fürchten gehabt hätte, so fürchtete er doch für sein Geld. Jeder Tag brachte neue Nachrichten, wie die Soldaten des großen Fritz mit den Leuten und ihrem Hab und Gut nicht eben glimpflich verfuhren, und wie sie hier ein Dorf gebrandschatzt, dort ein reiches Bauerngut ausgeplündert. Was seine Angst noch erhöhte, war die Kunde, daß starke Abtheilungen der beiderseitigen Heere gegen den Ort, in welchem er wohnte, im Anzuge seien, und daß es hier wahrscheinlich zu einem heftigen Zusammenstoß kommen werde. Schon fingen die Leute an, ihre Habseligkeiten zusammenzupacken und in entfernte Ortschaften in Sicherheit zu bringen. Kein Stein, hieß es, werde im ganzen Orte auf dem andern bleiben. Da hielt auch der reiche Knaus sein Geld

nicht mehr für ſicher, und dachte daran, es baldmöglichſt aus ſeiner Stube — denn in dieſer hatte er es, wenn auch Niemand wußte wie und wo, immer gehabt — an einen ſichern Ort zu bringen. Einen ganzen Tag ſchlich er in der Gegend umher, einen ſolchen auszukundſchaften. Nirgends aber wollte es ihm recht paſſen. In eine Kluft konnte ein Felsſtück herabrollen, in eine Schlucht ein heftiger Regenguß das Erdreich herabſchwemmen und ſeinen Schatz verſchütten. Hohle Bäume waren wegen verborgener Schätze von jeher verrufen, und deßhalb gewiß der am wenigſten ſicherſte Ort. Etwas Anderes ſchien es ihm mit einem Walde. Wem würde es einfallen, in einem Walde nach einem Schatze zu ſuchen? Und wenn es Jemandem einfiele, wo wollte er zuerſt ſuchen? Sturm und Wetter überdies konnten dem Schatze im Walde keinen Schaden thun und ihn weder verſchütten noch verſchwemmen. Er ging daher in den Wald, erſah hier einen Baum, (jedoch keinen von den einzeln ſtehenden und deßhalb auffallenden!) merkte ſich die Stelle, und vergrub darunter, nachdem er eine Kleinigkeit, um einige Zeit davon zu zehren, zurückbehalten, eine ganze Elle tief ſeinen Schatz.

Die Heeresabtheilungen rückten immer näher und man hörte bereits von einigen Vorpoſtengefechten. Die Leute aus dem Orte luden Weib und Kind auf ihre Wagen und wanderten aus. Der reiche Knaus wickelte das Häuflein Stroh, das ſein Lager ausmachte, in ſeine Wolldecke und ging ebenfalls. Noch einmal hätte er gerne nach dem

Walde geſehen, um ſich die Stelle, wo er ſeinen Schatz vergraben hatte, noch einmal anzuſchauen; der Weg dahin war aber bereits abgeſperrt. So mußte er es denn ſein laſſen, und wenn er es recht bedachte, war ihm das faſt lieb, denn wie leicht hätte es auffallen können, daß er in den Wald ging, wie leicht konnte ihm Jemand nachſpüren, und um ſein Geld war es dann gethan.

Die Vorpoſtengefechte dauerten noch eine gute Weile fort, ehe die eigentlichen Truppenkörper aneinander geriethen. Es hieß, Friedensverhandlungen ſeien im Zuge. Indeß blieb die Gegend immer noch unſicher und Niemand wagte es, in den Ort, in welchem die Preußen das Hauptquartier aufgeſchlagen hatten, zurückzukehren. Endlich aber kam es zur Schlacht. Die Oeſterreicher bewarfen den Ort mit Granaten und äſcherten ihn ein. Dafür ſteckten die Preußen ein Stück des Waldes in Brand, an deſſen Saum die Oeſterreicher eine ihrer verheerendſten Batterien poſtirt hatten. Am Ende behaupteten die Preußen das Schlachtfeld und rückten vor. Von allen Seiten zogen ſich die Leute vor ihnen zurück und verließen ihre Dörfer.

Schwerlich übte der Verluſt dieſer Schlacht auf die Kaiſerin, die er doch zunächſt betraf, einen ſo furchtbaren Eindruck aus, wie auf den reichen Knaus. Auch er mußte weiter. Die Angſt vor den Preußen fegte ordentlich vor ihnen her die Ortſchaften aus und nirgends war ein Halt. An eine Rückkehr nach dem Walde war nicht zu denken. Die Kette der Vorpoſten war dicht gezogen und wer ſich

nicht genau ausweiſen konnte, durfte weder hin noch her. Ja, es geſchah nicht ſelten, daß man Leuten, die an einem Orte etwas zu thun hatten, wo die Preußen ſaßen, eine Escorte dahin mitgab und ſie wieder ſo zurückführte. Wie wollte Knaus da durchkommen? Und wenn es ihm gelang, ſich durchzuſchleichen und ſeines Geldes wieder habhaft zu werden, wie leicht konnte er auf dem Rückwege von einer Streifſchaar aufgefangen und all' ſeines Hab und Gutes beraubt werden? Und was vollends dann, wenn er bei dem Durchbruche der Kette angehalten würde? Durfte er das Ziel ſeines Weges angeben? durfte er ſich von einer Escorte hinbegleiten laſſen? Lief er da nicht Gefahr für einen Spion gehalten und an dem nächſten beſten Pappelbaum aufgehängt zu werden? Alles das trieb ſich Tag und Nacht in ſeinem Kopfe umher und gönnte ſeinen Gedanken keinen Augenblick Ruhe. Manchen Tag rannte er wie ſinnlos in's Feld oder in einen Buſch hinaus und kehrte erſt mit der ſinkenden Nacht unter die Leute zurück, um ſeine müden Glieder auf ſein Häuflein modrigen Strohes hinzuwerfen und die Nacht in ſchlafloſer Verzweiflung zu durchwachen. Manchmal wieder brütete er ſprachlos ſtundenlang vor ſich hin, als glaubte er mit ſeinen Blicken den Erdboden durchbohren und ſo ſeines Geldes wieder habhaft werden zu können. Dabei vergönnte er ſich theils der Theuerung wegen, die der Krieg mit ſich führte, mehr noch aber aus verdreifachter Zähigkeit, mit der er in der Angſt um ſeinen Schatz nunmehr an dem Wenigen feſthielt,

das er davon mitgenommen, kaum mehr das tägliche Brod, das er sich bis zur Hälfte abkargte und manchen Tag sogar völlig entzog. Unter allem dem gewann sein Ansehen etwas furchtbar Kummervolles, Verstörtes, Abschreckendes. Die ohnehin tiefen, grauen Augen fielen noch mehr ein, das ohnehin hagere Angesicht schien nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen, so daß die Leute, wenn sie ihm begegneten, ordentlich zurückschraken.

Wie es aber im Kriege oft geht, so kam es auch hier. Die Ereignisse nahmen eine andere Wendung. Die Preußen verließen ihre Stellungen und die Oesterreicher, gefolgt von den ausgewanderten Bewohnern, zogen in die verlassenen Ortschaften wieder ein.

Knaus lebte von Neuem auf. Unter den ersten Schaaren, die in die gewonnenen Gegenden zurückkehrten, befand sich auch er. Mit einer Hast, die zu seiner ausgedörrten, entkräfteten Gestalt in keinem Verhältnisse stand, eilte er auf Feldwegen und über Bergsteige den Andern voran; er mied den Weg, den Alle gingen, geflissentlich, um durch die peinvolle Ungeduld, die er auf seinen eingesunkenen Wangen brennen fühlte, sich nicht zu verrathen. Ein Jeder, glaubte er, müsse ihm ansehen, daß er seinen Schatz wieder zu heben eile und er traute Niemandem.

Im Orte angelangt, ließ er sich kaum Zeit, das Bündel Stroh und die wollene Decke in seiner Stube abzulegen, welche aus dem einfachen Grunde von den Preußen verschont geblieben, weil diese selbst für einen Pferdestall

zu ſchlecht gefunden, holte das Grabſcheit, das er im Kaminloche verborgen hatte, hervor, und rannte, ſo ſpät es auch war, nach dem Walde.

Das Herz ſchlug ihm hoch an die Rippen, als er zwiſchen den erſten Bäumen hinſchlüpfte. Er ſah ſich um; keine lebendige Seele war weit und breit zu entdecken. Der Mond ſchien aus voller Scheibe hernieder.

Bald glaubte er die Stelle erreicht zu haben, an welcher er ſein Geld in den Boden verſenkt hatte, und fing an aus vollen Kräften zu graben. Wer aber beſchreibt das Entſetzen, das ihn überfiel, als er die Erde um den Baum bereits eine Elle tief herausgewühlt hatte, und das Gefäß mit dem Gelde noch immer nicht zum Vorſchein kam! Das Blut erſtarrte in ſeinen Adern. Er riß die Augen weit auf, um ſich den Baum zu beſehen, ob es auch der richtige ſei. Es war eine gewöhnliche Kiefer, nicht einzelſtehend, durch nichts beſonders auffallend, gerade ſo wie die, unter der er ſein Geld in Sicherheit gebracht. Aber hundert andere, eben ſo ausſehende, ſtanden ringsumher! Mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung ſetzte er ſeine Arbeit fort. Der Boden war bis auf die Tiefe einer Klafter ausgewühlt, der Schweiß glitt in ſchweren Tropfen von der Stirne, die Kräfte verſagten ihm — der Schatz war noch nicht wiedergefunden. Das konnte ſonach der rechte Baum nicht ſein! Er grub um den nächſten, er untergrub den dritten, den vierten — ſein Geld kam nicht zum Vorſchein. Ein Zweifel fuhr ihm wie ein glühender Mordſtahl durch die Seele.

War dies die richtige Stelle? War es auch nur die richtige Gegend? Es ſchwindelte ihm vor den Augen, der ganze Wald ſchwamm in ein formloſes, gräuliches Chaos zuſammen, woraus ihm ein Gewirre der ſcheußlichſten Hohngeſtalten entgegengrinſte. Hatte ihn ſein Gedächtniß verlaſſen? War der Wald ein anderer geworden? Er wußte ſich nicht mehr zu entſinnen und ſank bewußtlos zu Boden.

Nachdem er wieder zu ſich gekommen, raffte er ſein Grabſcheit vom Boden und rannte zu dem Wege hinaus, der aus dem Orte nach dem Walde führte, um ſich bei einem Denkſteine, der dort an erhöhter Stelle ſtand, zu orientiren. Rechts von dieſem war er einen ſchmalen Fußſteig hinabgegangen, als er ſeinen Schatz vergraben ging. Mit neuaufklopfendem Herzen, ja mit neuauflebenden Kräften flog er den Fußſteig hinab. Neues Entſetzen aber erwartete ihn am Ziele der bald zurückgelegten Strecke. Der Steg verlor ſich in einem ausgedehnten Kohlenfelde, auf dem ſich, ſo weit das Auge reichte, keine Spur von einem Baume erhob. Es war dies die Waldſtrecke, welche die Preußen über den Köpfen der Oeſterreicher in Brand geſetzt. Wo war hier der Baum geſtanden, unter den Knaus ſein Geld in Sicherheit gebracht? Eine halbe Stunde weit dehnte ſich der Kohlenplan hin; tauſende von Bäumen waren hier nebeneinander geſtanden; wo ſollte ſich Knaus hinwenden, um die Stelle zu finden, an welcher er das Erſparniß eines verkümmerten Lebens der Erde anvertraut?

Vielleicht war es auch hier nicht geweſen; vielleicht weiter hinaus! Seiner Sinne kaum mehr mächtig, eilte er über das Kohlenfeld hin, ob es nicht weiter hinaus noch Wald gäbe und ſein Gedächtniß ihn die verhängnißvolle Stelle wiederfinden ließe. Aber auch weiter hinaus war der Wald verſchwunden. Die Preußen hatten ihn ausgehauen und eine Unzahl friſchaufgeworfener Hügel bedeckte den Boden.

Ein Schrei der Verzweiflung entrang ſich der Bruſt Knauſens, da ſeine Blicke auch hier vergeblich einen Baum ſuchten.

„Mein Geld! Mein Geld! Gebt mir mein Geld!“ rief er mit dem Ausdrucke höchſter Rathloſigkeit. Niemand aber antwortete ihm, nicht einmal das Echo, und mit beiden Händen ſich das Haar raufend, warf er ſich verzweifelnd auf einen der Hügel.

So lag er bis es Morgen ward. Da raffte er ſich erſt wieder auf, doch nur um mit neuem Schrecken die Troſtloſigkeit ſeiner Lage ihrer ganzen Größe nach zu überſehen. Weit und breit umher hatten die Axt und die Fackel der Preußen die Gegend rein umgewandelt. Wieſen und Felder lagen zerſtampft von der Schlacht und vom Lager, der Boden allerorten war zu Erdſchanzen und Batterien aufgewühlt, Wege waren verſchwunden, wo früher welche geweſen, und wo keine waren, zogen ſich neue hin — er konnte ſich nicht mehr zurecht finden.

Eine Weile ſtand er über dieſen Anblick wie vernichtet. Als ob eine eiſige Hand ihm das Herz zuſammenpreßte, fühlte er es, daß es unmöglich ſei, in dieſer Oede, in der kein Baum, kein Strauch, kein Fußbreit Moos der Hoffnung einen Anhaltspunkt bot, ſein Geld wieder zu finden. Dann aber fuhr er empor und rief, indem er das Grabſcheit durch die Luft ſchwang, als wollte er dieſe Ueberzeugung mit Gewalt von ſich abwehren: „Und wenn ich die halbe Welt umkehren ſollte, mein Geld, mein Geld muß ich wieder haben!“ und ſchickte ſich an, an der Stelle gleich, wo er ſtand, ſeine Nachgrabungen zu erneuen.

Sein Grabſcheit griff tief; er arbeitete mit der Ueberkraft der Verzweiflung; nach wenigen Augenblicken war der Hügel halb offen gelegt. Statt des Schatzes aber kamen die verſtümmelten Theile einer Leiche zum Vorſchein; es war die Stelle, wo die Preußen die gefallenen Krieger begraben. Mit zurückgeworfenen Armen und ſtierem Blicke ſtarrte der unglückliche Gräber nach dem grauenerregenden Funde. Sollte er auch noch die andern Hügel bloslegen? Eine unſägliche Angſt überkam ihn und entſetzt floh er die furchtbare Stelle, ſo weit ihn ſeine Kräfte trugen.

Am nächſten Tage verfuchte Knaus ſein Glück auf dem Kohlenfelde. An zwanzig Stellen grub er ein, jedoch überall mit gleich troſtloſem Erfolge. Hier ein Menſchenknochen, dort eine Kanonenkugel, dort ein halber Säbel war Alles, was er fand. Von ſeinem Gelde keine Spur.

So kümmerlich und ſparſam auch Knaus lebte, die wenigen Groſchen, die er noch an ſich hatte, gingen denn doch zu Ende. Es kam ein Tag, an welchem er ſeinen letzten Pfennig für ein altbacken Brod hingab. Der Hungertod ſtand ihm vor Augen, wenn er ſein Geld nicht fand. Wo jedoch es finden? Wo es ſuchen? Da lag das Kohlenfeld, der Wald, die Leichenſtätte; irgendwo mußte auch ſein Geld da liegen; das wußte er. Wo jedoch? Konnte er zwei Meilen Land ausroden und umgraben, er, der vor Hunger und Jammer bereits ſo ſchwach geworden, daß er das Grabſcheit kaum mehr zu heben vermochte? Es war ihm furchtbarer zu Muthe, als jenem reichen Midas. Dieſer, wenn er auch verhungern mußte, durfte ſein Auge wenigſtens am Anblicke des Goldes weiden. Ihm war die Qual vorbehalten, ſich ſagen zu müſſen: Ich bin ein reicher Mann; hier in der Tiefe liegt mein Gold; aber weh mir, ich kann nicht dazu, ich ſoll es nicht einmal ſehen!

Er ging zu den Leuten, um von ihnen zu borgen. Am Ende, dachte er, muß ich, wenn ich Tag und Nacht und von Schritt zu Schritt nachſuche, dennoch zu meinem Gelde kommen; dann will ich zahlen.

Die Leute aber waren nicht wenig erſtaunt.

— Der reiche Knaus geht borgen? ſprachen ſie; nun hat er nicht einmal das Herz mehr, von ſeinem Reichthum einen Gulden zu nehmen, um davon einen Monat zu leben, und will ſich von fremder Leute Geld füttern!

Niemand lieh.

Knaus verſprach die unerhörteſten Zinſen, erinnerte an die eigenen, ſogar gegen mindere Zinſen erwieſenen Gefälligkeiten. Niemand jedoch mochte ihn begreifen, Niemand wollte mit ihm zu thun haben.

Hunger iſt ein mächtiger Tyrann. Er bricht Eiſen, ſagt man.. Er bricht aber mehr noch; er bricht den Stolz. Nun war zwar Knaus nie ſtolz geweſen, gebettelt aber hatte er doch nie. Nun mußte er es. Aber auch damit war er nicht glücklicher. Die Leute in der Gegend kannten ihn, und ſelbſt die mildthätigſten Menſchen konnten ſich des Lachens nicht enthalten, daß der reiche, reiche Knaus nun gar den Blinden und Lahmen den armſeligen Pfennig mißgönne und ihn ihnen vor dem Munde hinwegzubetteln trachte, wenn ſie nicht gar entrüſtet die Thüre vor ihm zuſchlugen. Weiter hinaus aber, wo ihn Niemand kannte und wo ſein elendes Ausſehen die Leute gewiß gerührt hätte, traute er ſich nicht. Wie konnte er ſeinen Schatz verlaſſen, wie konnte er es darauf ankommen laſſen, daß ein Anderer, indeß er ſelbſt in der Ferne um ein Stück Brod bettelte, zufällig vielleicht ſeinen Schatz hob und daran ein reicher Mann wurde?

Eine Woche, zwei vergingen ſo. Noth, Verzweiflung, Elend, Krankheit, Hohn von allen Seiten und kein Fünkchen Hoffnung; das hält ſelbſt ein Geizhals wie Knaus nicht aus.

Da ging Knaus noch einmal hinaus und grub noch einmal einen ganzen Tag lang. Es war wie immer, ver-

gebens. Die Nacht brach herein, seine Gliedmaßen zitterten, sein Herz schlug wie ein Hammer, sein ganzes Innere brannte vor Entkräftung. Ein furchtbarer Gedanke überkam ihn: Besser sich tödten, als sich so sterben sehen! Er schlang sein Halstuch an einen Baumast und erhängte sich.

Als des Morgens die Leute am Waldsaume vorüberkamen, fanden sie ihn so. Die Einwohner des ganzen Ortes liefen auf die schnellverbreitete Nachricht zusammen. Was thun? hieß es. Ihn abschneiden und vom Angermeister an der Stelle begraben lassen.

Der Angermeister kam und grub ein Grab am Fuße des Baumes. Kaum jedoch hatte er eine Elle tief gegraben, als er auf etwas Hartes gerieth — es war ein eisernes Gefäß mit dem Schatze des reichen Knaus....

Der seltsame Orach.

Es war eines Abends, erzählte Falk ein andermal, Rabbi Cheskel, bei dem ich zur Talmudschule ging, schlug den großen Folianten zu und sprach: Kinder, betet Euer Abendgebet, dann mögt Ihr nach Hause geh'n! Und müde des langen Sitzens auf den harten Bänken der Schulstube, schlugen wir die abgegriffenen Bücher zu, nahmen jeder unser Gebetbuch zur Hand und stellten uns hin, mit dem Antlitz gegen die Thüre gewandt, über welcher die große Tafel mit den zwei goldenen Löwen hing, die in ihren Tatzen das blaugemalte Schild Davids hielten, darin geschrieben stand:

O s t e n!

von dieser Seite weht der Odem Gottes!

und der älteste der Knaben betete laut vor und wir beteten still mit, und die Abendröthe warf ihre rothen Scheine auf unsere Büchlein.

Als wir zu Ende gebetet hatten, ging Rabbi Cheskel in seine Stube, die Knaben rafften ihre Schultaschen und ihre Rechentäfelchen zusammen und stürzten lärmend zur

Thüre hinaus, und polterten die Stiege hinunter und jagten einander durch das ſchmale Friedhofgäßchen hin in glücklicher Ungezogenheit. Ich aber blieb allein zurück und trat an's Fenſter und ſah ihnen nach, bis daß ſie um die Ecke verſchwanden, und ließ dann meine Blicke nach dem alten Friedhofe hinüberirren und nach den wirren Fliederbüſchen und den langen Reihen bemooſter Leichenſteine und Leichenhäuschen, die da in wirrer Unordnung unter einander ſtanden ſeit undenklichen Zeiten, und unter denen die Frommen ruhen und die Gläubigen, überdeckt von hundertjährigen Gräſern und hundertjährigem Vergeſſen. Wie war dort alles ſo ſtill! Kein Lüftchen wagte ſich die Ruhe des Laubes zu ſtören und nur hie und da regte ſich leiſe ein Blatt, als ſpräche es Erinnerungsgebete über den Gräbern oder als läſe es die halbverwitterte Inſchrift eines ſinkenden Geſteins. Alles war, wie es geſtern geweſen und vorgeſtern und vor hundert Jahren, als gäbe es keinen Wechſel mehr nach dem Sterben und als läge die Ewigkeit ſelber über den Stätten des irdiſchen Friedens.

Nur Eines ſuchte mein Auge heute vergebens: den alten Mann mit dem ſilberweißen Barte und dem dreieckigen Hute, mit dem verblichenen grauen Kittel und dem hohen ſpaniſchen Rohre, mit den ſchwarzſeidenen Strümpfen und den Schuhen mit Silberſchnallen, der oft bis in die ſinkende Nacht vor der Thüre des alten zerfallenden Häuschens am Friedhofeingange zu ſitzen pflegte, worin er wohnte, wenn er nicht eben zwiſchen den Grab-

ſteinen umherwandelte und von den Inſchriften das Moos ablas, oder ſie mit ſchwarzem Firniß anfriſchte. Der alte Mann war mir immer vorgekommen wie die verkörperte Seele des Friedhofs, unſterblich wie die Ewigkeit, unwandelbar wie der Friede. Und zwiefach todt ſchien mir heute die Stätte der Todten, da er ſie nicht belebte.

Aus den fliederumwachſenen Fenſtern des Häuschens ging dafür ein ſeltſamer Schimmer von brennenden Kerzen aus und rang mit dem Roth des Abends, faſt wie ein zu Ende flackerndes Leben mit dem Erwachen im Jenſeits. Ich ſchloß daraus, daß ſich der alte Mann heute in ſeiner Stube gehalten habe, vielleicht vertieft in die Todtenregiſter von Jahrhunderten, die er zu durchblättern liebte, um ſich den Sterbetag des Einen oder Andern in Erinnerung zu rufen; denn wie man ſagte, hielt er die Jahrestodtenfeier aller großen Rabbinen, und vielleicht auch hielt er heute eine ſolche Jahreszeit und brannten darum die Kerzen.

Mittlerweile war es dunkel geworden und ich ſetzte mich am Fenſter nieder, unter den ſchwarzen Bücherkaſten, und ſah hinein in die abendliche Dunkelheit der düſtern Stube und dachte weiter an den ſeltſamen, alten Mann vom alten Friedhof und an all' das Wunderbare, das man von ihm erzählte und wie er ſeit fünfzig Jahren in ſeinem ſinkenden Häuschen in weltvergeſſener Einſamkeit lebe und es nie verlaſſe, außer um einen Gang über den Friedhof zu machen, und mit Niemanden ſpreche außer mit

Enſel, dem Diener Rabbi Cheſkels, und mit Niemandem verkehre, außer mit den Sterberegiſtern und mit den Grabſteinen.

Da ging die Thüre auf und Enſel trat herein und ſetzte ſich ſchweigend neben mich hin an's Fenſter auf den andern Seſſel und rückte den geſchnittenen Hut tiefer in die Stirn. Und als der Mond aufging und ihm gerade ins Antlitz ſchien, da ſah ich, daß er ernſter war denn ſonſt und auch hinüberſah nach dem Häuschen des alten Mannes und nach den Fenſtern, aus denen der ſonderbare Lichtſchein kam, und nach dem Fliedergebüſche, das ſie verdeckte, und ich fragte ihn:

— Wißt Ihr nicht, Enſel, warum der alte Mann da drüben heute nicht in den Friedhof herausgekommen, und was der Lichtſchein in den Fenſtern ſeines Häuschens zu bedeuten hat?

— Jüngelchen, das Eine weiß ich nicht, antwortete Enſel. Aber woher der Lichtſchein kommt, das will ich Dir ſagen. Nach dem Abendgebete wollte ich hinüberſchauen zu dem Alten. Als ich aber an die Thür kam und anpochte, da wurde mir nicht aufgethan; und als ich wohl zehnmal vergeblich gepocht und die Klinke gezogen, da legte ich endlich mein Auge an's Schlüſſelloch und ſah hindurch. Da ſah ich denn, wie der Alte ſich ſein weißes Sterbegewand anzog und das weiße Käppchen aufſetzte, den hohen Lehnſtuhl hinrückte vor's Fenſter, Wachskerzen anzündete und ſie um denſelben herumſtellte und dann ein Buch

nahm, und sich hinsetzte in den Sessel und anfing zu beten. Das Buch erkannte ich genau, denn ich habe es wohl hundertmal von ihm geliehen, wenn sie Einen begruben oder wenn ich zu Einem gerufen wurde, der sterben wollte. Es war der Maabir Jabok*). Der Schein, den Du nun siehst, ist der Schein der angezündeten Kerzen.

— Und was meint Ihr, Rabbi Enfel, daß das wohl zu bedeuten habe? fragte ich weiter.

— Morgen ist der neunte Ab**) und den Tag begeht der Alte immer auf seine eigene Weise. Schon vor einigen Jahren sagte er mir, es werde ein neunter Ab kommen, den er besonders feierlich und mit nie gesehener Trauerfestlichkeit begehen werde. Vielleicht ist's der morgige, den der Alte längst erwartet.

— Und ist denn das Alles wahr, was man von ihm erzählt?

— Manches ist wahr, Manches ersonnen. Denn die des Alten Schicksal und Geschichte kannten, die liegen längst drüben, und was bekannt geblieben, das sind nur Meinungen und Auslegungen von dem, was man täglich an ihm bemerken kann. Die eigentliche und wahrhaftige Geschichte des alten Mannes aber, die weiß außer mir keine lebendige Seele auf Erden, und daß sie nicht in ewige

*) „Uebergang über den Strom Jabok," so heißt das Buch, welches die Sterbe- und Begräbnißgebete der Juden enthält.

**) Gedächtnißtag der Zerstörung Jerusalems.

Vergeſſenheit gerathe, wenn ſie auch mich einſt begraben, will ich Dir ſie erzählen.

Hierauf rückte Enſel ſeinen Stuhl zurecht, ſah noch einmal nach dem Lichtſcheine hinüber und begann:

Das Häuschen, in welchem der alte Mann wohnt, war vor alten Zeiten das Leichenhaus des vormaligen Friedhofes, darin die Todten gewaſchen wurden und eingekleidet und eingeſegnet, ehe man ſie begrub. Nachdem die letzte Leiche in dieſem Friedhofe begraben und der Gemeinde außerhalb der Stadt ein neuer angewieſen worden, nahm es der Alte in Beſitz und wohnt darin ſeit jener Zeit, zurückgezogen von aller Welt, ſchweigſam und einſam, wie Du es ſelbſt weißt. Als er es bezog, da war ich ein Knabe von etwa zehn Jahren, und der alte Mann, ehemals Tempeldiener in der Altneuſchule, mochte es gerne leiden, daß ich zu ihm kam in ſeine traurige Stube, in welcher noch die Bretter und die Tonnen umherſtanden, deren man ſich zum Waſchen der Leichen bedient hatte, und die Bahren und die Grabſcheite und andere dergleichen Geräthe mehr. Ich war ihm in Manchem dienlich, brachte ihm z. B. die milden Gaben, die ihm die Reichen zuwandten, friſches Obſt und manches Andere, was die unheimliche Stätte der Todten wohnlicher machen konnte. Dafür hörte ich von ſeinem Munde manche ſeltene Geſchichte längſt vergeſſener Zeiten und von längſt verſchollenen Leuten, darunter auch ſein eigenes wunderſames Loos.

Es war nämlich einmal des Freitags Abends vor

jenem Sabbath, der dem neunten Ab vorangeht und den man in Vorbereitung zur Trauer um Zions Fall und Jeruſalems Verwüſtung zu begehen pflegt. In der Altneuſchule ſang der Vorbeter den Segen über den Wein und der Gottesdienſt war zu Ende und die Leute gingen aus der Synagoge, um auch in ihren Wohnungen und im Kreiſe der Ihrigen den Sabbath zu verkünden, der eben angegangen war.

Zu beiden Seiten des Ausganges, auf den Stufen der Vorhalle, die aus der Tiefe des Gotteshauſes zur freien Straße hinausführen, ſtanden zahlreiche Orchim*) und harrten der Hausväter, bei denen ſie für den Sabbath zu Gaſte angenommen waren, ſowie die, die erſt ſpät des Abends vor Sabbatheingang in die Stadt gekommen, in Bekümmerniß warteten, ob ſich nicht einer der Herauskommenden ihrer annehmen und ſie an ſeinen Tiſch laden würde.

Die bereits verſorgt waren, boten ihren Wirthen in Demuth den Sabbathgruß und gingen mit ihnen. Auch die Spätgekommenen blieben nicht ſtehen. Gaſtfreundliche Männer nahmen ſich ihrer an und hießen ſie in Gottes Namen mitgehen.

Auf der unterſten der Stufen aber ſtand ein Orach, deſſen ſich Niemand annahm, und dem Niemand von Allen, die da herausgingen, die Hand zum Gruße reichte, denn er ſtand ſeitwärts von den Andern, und ſeine Augen ſchweif-

*) Gäſte, arme Fremdlinge.

ten nicht mitleidſüchtig umher, und ſein Wort drangte ſich Niemandem auf in ſchmeichelnder Anrede; den aber Alle bemerkt hatten, denn ſein Ausſehen war ein ungewöhnliches und ſeltſames, wie er da ſtand auf der unterſten der Stufen in zerſchliſſenem grauem Gewande, an einen Stab geſtützt, deſſen Laub noch friſch und grün war, als wäre er eben heute vom Baume gebrochen, und wie ihm der ſchneeweiße Bart bis zu dem Gürtel herabfiel und unter dem breiten, ſtaubbedeckten Hute von beiden Schläfen die ſchneeweißen Locken bis zu den Knien herabhingen, und wie er mit regungsloſer Miene dem Innern der Schule zugewandt die funkelnden Blicke an das ſchwarze Gemäuer heftete, und wie ihm eine glänzende Thräne in den Wimpern hing, als denke er längſtvergangener Tage.

Als endlich die ganze Gemeinde fort war, machte Rabbi Wolf, der Tempeldiener und nun der Bewohner des alten Leichenhauſes drüben, noch einmal die Runde durch das Gotteshaus, um nachzuſehen ob ſich nicht Jemand in der Andacht des Gebetes verſpätet, und trat dann in die Vorhalle, und ſah ſich auch in ihr um, eh' er ſie verſchloß.

Da bemerkte er den ſeltſamen Fremdling.

— Was ſäumt Ihr hier, wenn alles fortgegangen? redete er ihn an. Habt Ihr vielleicht Euer Sabbathgebet noch zu verrichten? So will ich warten, bis Ihr es verrichtet. Oder ſeid Ihr ein Trach, der keinen Gaſtherrn gefunden? Seid dann in Gottes Namen willkommen, und gebt mit mir. Ich bin zwar nur ein armer Mann und hab'

weder Weib noch Kind, doch denkt, daß auch Abraham die Engel blos unter einem Baume bewirthet, und kommt mit.

Auf diese Anrede neigte der Fremdling das Haupt, reichte dem Tempeldiener schweigend die Hand, und sie traten hinaus und Rabbi Wolf führte seinen Gast durch die stillen Straßen, in denen es so ruhig und friedlich war von der Feier des Sabbaths und so hell von den tausend Flämmchen der Sabbathlampen, die aus den verhängten Fenstern hinausleuchteten in die Stille der Freitagnacht, und in denen die Mädchen auf und abgingen und die Kinder der heimkehrenden Väter harrten um gesegnet zu werden.

In frommer Sitte grüßte Rabbi Wolf die Hausfrauen, die vor den Thüren standen, indeß sein Gast mit fragenden Mienen die alten verfallenden Häuser betrachtete, und dann die neugebauten, als suche er irgend eines und könne es nicht finden.

In der Nähe des alten Leichenhauses, an derselben Stelle, wo jetzt das hohe neue Haus steht, stand damals ein niedriges, kleines Häuschen mit hohem hölzernem Dache und hölzernem Vorgang. Vor diesem blieb Rabbi Wolf stehn, öffnete die Thüre und führte seinen Gast durch den finstern Gang in die sabbatlich erleuchtete Stube.

Ehe er jedoch eintrat, berührte er die Pfoste und sprach den üblichen Eingangssegen, den jeder Hausherr spricht, wenn er in seiner Wohnung aus- und eingeht und jeder Fremde sprechen soll, wo er als Gast einkehrt.

Dann breitete er seine Hände gegen die siebenarmige

Lampe aus, ſprach leiſe vor ſich hin den Lichtſegen — denn er mußte dies ſelbſt thun, da ihm kein Weib war, das es thäte — ſetzte ſich an den weißgedeckten Tiſch, auf dem bereits ein kärglich Mahl ſtand, und ſprach zu ſeinem Gaſte: — Setzt Euch zu mir, lieber Orach, und legt den Stab ab; denn es ſteht geſchrieben: kommt der Sabbath, dann kommt die Ruhe, und ſchlecht zur Ruhe paßt der Stab, das Werkzeug des Wanderns.

Der Orach aber, der eingetreten war, ohne die Pfoſte zu berühren oder den Sabbathgruß zu ſprechen, legte weder den Stab ab noch nahm er den Platz ein, den ihm Rabbi Wolf angeboten, ſondern trat ans Fenſter und ſah ſchweigend lange in die mondhelle Nacht hinaus.

— Sagt mir, Hausherr, wandte er ſich endlich gegen Rabbi Wolf, iſt das nicht der Friedhof draußen, auf dem der Mondſchein liegt?

— Er iſt's, erwiderte Rabbi Wolf. Doch möchte ich lieber, daß Ihr den Frieden unter meinem Dache ſuchtet und an meiner Sabbathruhe theilnähmet; denn Ihr ſcheint weit des Weges gekommen, fremd hier in unſern Landen, eben nicht der Freude und Luſtbarkeit halber zu reiſen und bedürft wohl vor allem der Ruhe.

— Wohl komme ich aus fernen Landen, erwiderte der Orach, aus Landen, die weder Ihr noch irgend ein Sterblicher kennt. Auch iſt meine Reiſe keine Reiſe der Luſt. Doch bin ich hier nicht fremd, ſondern ſtamme wie Ihr, aus dem Schooße der heiligen Gemeinde Prags.

Das laßt Euch genügen und dringt nicht weiter in mich mit Fragen. Das aber ſagt mir noch: was bedeutet jenes offene Grab dort, in das der Mond jetzt hineinleuchtet, daß man den Kieſel auf ſeinem Grunde kann zählen? Iſt es für einen Todten beſtimmt, den Ihr heute zu beerdigen verabſäumt? Oder iſt es Sitte bei Euch, Gräber in Vorrath zu graben, wie die böſen Geiſter mit Ungeduld der ſcheidenden Seelen harren?

— Keines von beiden! bedeutete Rabbi Wolf. Das Grab iſt das Grab eines Acher*) in Iſrael, das ſeit einem halben Jahrhundert offen liegt, und in das kein Schnee fällt und kein Regen, kein Thau und kein Reif, an deſſen Rande kein Gras gedeiht, und deſſen Nähe der Vogel in den Lüften meidet, damit er nicht todt hineinfalle. Es iſt das Grab des Acher Jehuda, der auf ſo ſeltſame Weiſe von der Erde verſchwunden und von dem man ſich ſo viel des Wunderbaren erzählt.

— Jehuda, ſpracht Ihr? fragte der Fremde. Und Wunderbares erzähle man ſich von ihm? Wohl übt der Herr Wunder; doch was des Menſchen Auge davon ſieht, iſt nur die undurchdringliche, oft rauhe Schale; der Kern iſt Milde und Weisheit. Laßt hören! Was ſpricht man von Jehuda?

— Vor langen, langen Jahren lebte hier in Prag ein Bachur**), erzählte Rabbi Wolf bereitwillig, Namens

*) latein. alienus, der ſich entfremdet.

**) Jünger.

Jehuda, der weit und breit im Rufe ſeltener Gelehrſamkeit ſtand. Er ging bei Rabbi Mejir, der damals das Oberhaupt des Beth-Din (Synode) war, zur Schule. Rabbi Mejir, der in ihm einen Bachur von ſeltener Schärfe des Verſtandes erkannt, achtete ihn mehr als ſeinen Freund, denn als ſeinen Schüler, und ſie forſchten und ſtritten mit einander und brachten Tage und Nächte zu in Ergründung des heiligen Wortes.

Als Jehuda achtzehn Jahre zählte, ſprach Rabbi Mejir zu ihm: Wenn Du fortfährſt, wie Du begonnen, ſo wird ſich an Dir die Verheißung bewahrheiten, daß in Iſrael ein Mann erſtehen wird, der Moſes übertrifft, und deſſen Name von einem Ende der Welt zum andern getragen wird werden, und deſſen Ruhm ſo weit reichen wird, als man den einzigen Gott bekennt. Jehuda aber antwortete: Ja wohl will ich zur Wahrheit machen die Verheißung! Zog jedoch Gott, als er Moſes die Tafeln des Geſetzes gab, an ihm unſichtbar im Zuge des Oſtwinds vorüber, ſo will ich ihn ſchauen von Aug' zu Aug', von Angeſicht zu Angeſicht; denn im Wiſſen liegen die Sprüche, die ſelbſt Gott bannen! Fragen will ich ihn dann, wornach zu fragen Moſes verſäumt hat und um deſſenwillen jetzt Iſrael in Knechtſchaft jammert und in Elend! — und vergrub ſich von Stund' an noch tiefer in die Geheimniſſe der Kabalah, die ſich ſeinem Geiſte ſo frühzeitig erſchloſſen.

Als ein Jahr herum war, ſprach Jehuda zu Rabbi

Mejir: Rabbi, erlaube, daß ich von den Stufen der Lade herab zur Gemeinde ſpreche!

Rabbi Mejir erlaubte es, und Jehuda hielt ſeine erſte Predigt am Sabbath vor dem neunten Ab, und die Kenner der Schrift ſtrömten von allen Enden des Landes herbei, ſo daß die Altneuſchule ihre und des Volkes Menge kaum zu faſſen vermochte, das herbeigekommen, die Rede Jehuda's mit anzuhören.

— Möge der Herr Deinen Geiſt beſchützen, ſprach Rabbi Mejir nach vollendeter Predigt zu Jehuda; Du biſt mir vorangeeilt in jungen Jahren! Ein Tag iſt Dir geweſen, was mir ſiebenzig Jahre, und ich nenne Dich meinen Meiſter. Womit kann ich Dir bezeugen, daß mein Mund ſpricht, wie meine Seele denkt? Es ſoll geſchehen!

— Rabbi, erwiderte Jehuda, Ihr habt eine Tochter, an Schönheit Rebekka und an Milde Rahel gleich. Laßt mich Euren Sohn ſein nicht nur dem Worte nach und im Geiſte, ſondern auch im Blute — gebt mir ſie zum Weibe!

— Es geſchehe nach Deinem Willen, entgegnete Rabbi Mejir, und nach wenigen Wochen ſchon lud er Freunde und Verwandte in ſein Haus, und Malke, ſein einziges Kind, wurde das Weib Jehuda's.

Als wieder ein Jahr um war, da die Zeit des Sabbaths vor dem neunten Ab kam, wurde Jehuda mit einem Male ſchweigſam und ernſt und ſprach weder mit Rabbi Mejir, noch mit ſeinem Weibe, ſondern ſperrte ſich in ſeine

Studirſtube und forſchte Tag und Nacht; denn er gedachte an jenem Sabbath eine Predigt zu halten, in der die Verheißung, daß einſt ein Mann über Moſes erſtehen werde, bewahrheitet werden ſollte, und die Kunde davon war bereits zu allen Gemeinden gedrungen, und die gelehrteſten Rabbinen und Schriftkenner kamen herbei, den Mann zu hören.

Am Freitag Abend vor dem beſtimmten Sabbath erſchien Jehuda in der Altneuſchule, und Rabbi Mejir nahm ſeinen Platz ihm zur Linken; denn, ſprach er, Du biſt mein Meiſter! Und Aller Augen waren auf den gerichtet, von deſſen Lippen morgen das Wort ſtrömen ſollte, das voller klingt als das Wort Moſis und tiefer gedrungen in den Geiſt des Herrn.

Jehuda aber ſprach auch hier mit Niemand; denn ſo verlangte es die Kabalah, daß, wer Gott will ſchau'n von Angeſicht zu Angeſicht, eine gewiſſe Zeit lang allen irdiſchen Verkehres und Geſpräches ſich enthalten müſſe. Aus der Schule ging er nach ſeiner Wohnung zurück, ſegnete hier ſchweigend Wein und Brod, nahm dann ſein graues Gewand und ſeinen Stab und machte ſich auf fortzugehen.

Da trat ſein Weib vor ihn hin, ihren Säugling, Jehuda's erſtgebornes und einziges Söhnlein, an der Bruſt. Rabbi, ſprach ſie, wo willſt Du hin am Sabbath in dem ſonderlichen Anzuge?

Jehuda aber erwiderte kein Wort, ſondern legte ſchweigend ſeine beiden Hände auf das Haupt des Kindes,

ſegnete es in Gedanken und ſegnete auch ſein Weib und verließ die Stube. Schweigend ſchritt er durch die dunklen Gaſſen, denn ſchon waren allenthalben die Sabbathlampen erloſchen und keine lebende Seele wandelte mehr zwiſchen den Häuſern.

Vor einem ſchwarzen Pförtlein endlich blieb er ſtehen, zog ein kleines Büchlein aus der Bruſttaſche und las daraus ein Gebet, deſſen Worte in wunderbaren Verſchlingungen den Namen des Unnennbaren enthielten. Hierauf pochte er mit dreimal drei Hammerſchlägen an das Pförtlein. — Wer biſt Du? ließ ſich eine Stimme von innen vernehmen.

Jehuda antwortete: Ich bin Jehuda, Sohn Naphthali's, des Sohnes Benjamin, aus dem Stamme der Leviten, aus welchem auch Moſes, der Lehrer, ſtammt und David, der König und Sänger!

— Wenn Du aus dem Stamme der Leviten biſt, und Moſis Lehre bekennſt, was nennſt Du ihn dann ſchlechtweg Moſes, den Lehrer, und nicht Moſes, unſern Lehrer, wie es geſchrieben iſt, und wie jeder andere Bekenner in Iſrael thut? fragte die Stimme.

— Weil Nichts, was lebte, unübertrefflich iſt, antwortete Jehuda, und weil zwiſchen den Zeilen geheimer Bücher verheißen iſt, daß einſt ein Mann kommen wird, der auch Moſes übertrifft!

— So zweifelſt Du an der Göttlichkeit Moſis? fragte die Stimme weiter.

— Nicht an der Göttlichkeit ſeiner Worte zweifle ich,

erwiderte Jehuda; doch daran, daß er uns das Weſen Gottes vollſtändig enthüllt. Darum will ich Gott ſelber ſchau'n, und bin an dieſe Pforte gekommen und fordre Einlaß!

— Wende Dich an die Schriften der Weiſen, die ſein Wort erläutert, ſprach die Stimme. Suche die Spuren, auf denen ſie gegangen, und Du wirſt daſſelbe Ziel erreichen, das ſie erreicht!

— Ich hab' es gethan, eh' Du es mir riethest! erwiderte Jehuda. Ungenügend ſind Moſis Worte, und Verwirrung und Finſterniß hat alles Forſchen über ſie gebracht. Darum will ich nicht weiter ſchreiten in dieſer Finſterniß, und bin zurückgekehrt zu Moſes ſelbſt, und will fortfahren wo er aufgehört. Was er verſchwiegen, das will ich kundgeben, und darum will ich Gott ſchauen von Angeſicht zu Angeſicht; nicht aber wie ihn Moſes ſah im Hauche des Oſtwind's! Und darum poche ich an dieſe Pforte des Lebens und fordere, daß ſie ſich aufthue!

Hiermit pochte er abermals mit dreimal drei Hammerſchlägen an das Pförtlein. Dieſes that ſich auf und ſchloß ſich hinter Jehuda, nachdem er eingetreten war, mit ungeheurem Getöſe wieder zu. Jehuda ſah ſich nach dem Pförtner um, der mit ihm geſprochen. Der aber war nirgend zu ſchauen. So weit ſein Auge reichte, ſah er nur weiße Leichenſteine und grüne Hügel. Der Ort, an welchem er ſich befand, war der alte Friedhof und die Ruhe des Todes lagerte rings auf Gräbern und Büſchen.

Jehuda ſetzte ſeinen Stab vorwärts und nahm ſeinen Weg rings an der Mauer hin, den ſchmalen Fußſteig entlang, der an den älteſten Gräbern hinführt. Denn ſo hat er erſonnen, daß er thun müſſe, wenn er finden wollte, was er ſuchte. Als er den Weg um die älteſten Gräber zurückgelegt und jenen um den jüngeren Gräberkreis antreten wollte, da ſah er eine Geſtalt auf einem Grabſteine ſitzen, ganz ſo in weiße Gewänder gehüllt, wie man die Leichen kleidet, bleich und regungslos.

Als er die Geſtalt gewahrte, blieb er ſtehen um zuzuſehen, wer ſie ſei und was ſie beginnen würde.

In der That auch erhob ſich die Geſtalt, ging ihm entgegen und redete ihn an: Jehuda, Sohn Naphthali's, warum hältſt Du inne in Deinem Schritt? Zauderſt Du, da Du ſo weit gegangen? Und ſo Du nicht zauderſt, ſprich, was ſuchſt Du an dieſer Stätte des Friedens und ſtörſt die Ruhe des Sabbaths aller Sabbathe?

— Kannſt Du mir Rede ſtehen, wenn ich frage, erwiderte Jehuda auf dieſe Anrede, ſo will ich Dir ſagen, was ich hier ſuche. Wo nicht, ſo laß mich meines Weges gehn, denn Du biſt nicht Gott!

— Wohl bin ich nicht Gott! ſprach die Geſtalt; doch kann ich über Manches Dir Rede ſtehen. Ich bin der erſte Todtengräber dieſes Friedhofes; und wenn auch ſelbſt ſeit länger denn tauſend Jahren todt, höre ich doch nicht auf, der Wächter dieſer Stätte zu ſein, und weiß vom Kinde bis

zum Greiſe, wer und wo hier ein Jeder begraben liegt, und wer noch hier wird begraben werden und an welcher Stelle!

— Nun wohlan! verſetzte hierauf Jehuda, ſo zeige mir die Stelle, die beſtimmt iſt, einſt mich aufzunehmen, denn die iſt's, die ich ſuche, und dieſe muß ich finden!

Die Geſtalt aber entgegnete: Sonſt ſucht Ihr Lebenden nur die Stellen, wo Eure Angehörigen liegen, daß Ihr ſie heimſuchet und für ſie betet. Warum ſuchſt Du gerade Dein Grab?

— Iſt das Grab nicht die Pforte, durch die man hinaustritt aus dieſem Leben, um in ein anderes einzugeben? fragte Jehuda. Und wenn es ſo iſt, ſo muß ein Lebender es erringen können, durch dieſe Pforte in die Ewigkeit zu blicken und Gott zu ſchauen, wie er dort waltet in Wahrheit. Ich habe den Muth, ihn deutlicher zu ſchauen, als es Moſes gewagt. Darum will ich hintreten an die Pforte meines Grabes, lebend wie ich bin, ich fühle die Kraft in mir es zu wagen und zu ertragen und von Gott zu erfragen, was er gegen Moſes verſchwiegen.

— Wenn dem ſo iſt, erwiderte die Geſtalt, ſo ſchreite vorwärts! Nicht fern vom jüngſten Kreiſe findeſt Du die Stelle, die Du ſucheſt.

Hiermit verſchwand die Geſtalt hinter einem der nächſten Büſche. Jehuda aber trug ſeinen Stab weiter und umging Kreis um Kreis, bis daß er auch den letzten zurückgelegt, worin die Todten der jüngſten Jahre begraben lagen.

Nach wenigen Schritten kam es ihm vor, als sähe er einen Stein aus der Erde steigen, weiß leuchtend im Mondschein, darauf geschrieben stand:

Hier ruht Jehuda, der Sohn Nayhthali's,
Der mehr sein wollte, denn Moses,
Und den Gottes Hand zurückgeführt
Durch das künftige Leben zu dem gegenwärtigen.

Als dies Jehuda sah, trat er vor den Grabstein hin und berührte ihn dreimal mit dem Stabe, indem er dabei die Namen gewaltiger Engel nannte, die nur die Kabalah nennen lehrt. Der Grabstein wankte, die Erde wich unter Jehuda's Füßen, verschlang ihn und verschloß sich nicht wieder.

Indessen harrte Malke zu Hause ihres Gatten, brachte die Nacht in Sorgen und Thränen zu, und als die Leute sich Morgens in der Altneuschule versammelten, Jehuda's Lehre zu hören, die die Lehren Mosis an Weisheit übertreffen sollte, und dieser nicht kam, gingen sie in seine Wohnung. — Wo weilt der Rabbi? fragten sie hier; weiß Niemand es zu sagen? — Gestern nach Sabbathbeginn ging er mit Gewand und Stab aus, erwiderte Malke weinend, und ist zur Stunde nicht heimgekehrt. Der Todtenwächter aber erzählte, er habe mit eigenen Augen in der letzten Nacht einen Mann gesehen, der in ein Grab gesunken, und der Mann habe ein graues Gewand getragen und einen Stab. Und als man auf den Friedhof kam um nachzuschauen, fand man an der bezeichneten Stelle

jenes offene Grab. So steht dies denn seit jenem Sabbath offen, und im Winter fällt kein Schnee hinein, und im Sommer kein Regen, des Morgens kein Thau und des Nachts kein Reif, und kein Gras will an seinem Rande gedeihen, und kein Vogel fliegt darüber hin, und wer über den Friedhof geht, der weicht dabei aus und geht zehn Schritte seitwärts.

Rabbi Mejir, der den eitlen Muth in Jehuda's Seele gepflanzt, und Malke grämten sich tief, mieden das Auge der Welt, und nach wenigen Monden trug man sie hinaus, und setzte sie nicht ferne von dem offenen Grabe zur Ruhe bei; denn so hatten es beide gewollt. Was aber aus dem Säugling geworden, das weiß Niemand. Auch gedachte seither Niemand des unglücklichen Kindes, ob es wohl Pflege gefunden und herangewachsen, oder ob es in jungem Elend gestorben. Nur ich denke zuweilen daran, welche Zukunft dem Armen geworden, wie freudelos das Leben und wie leer ihm die Welt geblieben sein mag, wenn ihm bestimmt war, Jüngling, Mann oder vielleicht gar Greis zu werden. Denn auch ich verlor in den ersten Morgenstunden meines Daseins Vater und Mutter, und kannte keines von Beiden und erfuhr nicht einmal ihre Namen, und wuchs heran unter fremden Händen; und wahrlich, die sind nicht die sanftesten!

Hier schwieg Rabbi Wolf.

Der Drach hatte ihm aufmerksam zugehört. Und wißt

Ihr ſonſt nichts von den Schickſalen Jehuda's zu erzählen? wandte er ſich hierauf gegen den Tempeldiener.

— Was jenſeits des Grabes geſchehen, das weiß kein Lebender, erwiderte dieſer. Auch von Jehuda's Geſchichte iſt keinem Sterblichen mehr bekannt worden.

— Nun wohlan! ſo will ich Euch erzählen, was ſich ferner begab, nahm der Orach das Wort und begann:

Die Geheimniſſe des Jenſeits, die Gott dem Moſes verhüllt, wollte Jehuda ſchauen, — ſpracht Ihr nicht alſo? Und wahrlich, er hat ſie erſchaut, jedoch zu ſeinem Leide und ſeiner Demuth! Wo das Menſchenſinnen beginnt, dort beginnt der Irrthum, und des Forſchens Anfang iſt der Keim des Hochmuths. Wohl dem, der da der Weisheit Pfade geht, ſo weit ihm ſie der Herr gezeichnet durch ſeine Diener, und der nicht darüber hinaus will ſchreiten, und weder rechts abweicht noch links. Der Herr aber iſt gnädig und huldvoll, und im Jenſeits waltet nur die Hand der Milde und nicht die des Schreckens. Schleier, die hier auf Erden die Seele umhüllen, lüftet dort ſeine Hand und löſt Schuppen von den Augen der Irrenden. Und das iſt die Qual im Jenſeits, daß die Seele geläutert wird von Irrthümern, deren ſie voll iſt und die in ihr haften mit tauſend Wurzeln; und die Schmerzen ſind die Schmerzen der Läuterung. Darum Heil der Seele, die nicht vor Gott erſcheint belaſtet mit Irrthum; Heil ihr, denn ſie geht ſchmerzlos ein im Herrn, von dem ſie gekommen! — Wohl ſchloß ſich über Jehuda's Haupte die Erde, und wilde

Donner umbrauſten ſeine Sinne, da ſie ſich zuthat, und es war ihm, als ſänke er durch bodenloſe Leeren immer tiefer und tiefer durch Finſterniß und jagende Stürme, und über ſich ſah er die Rinden der Erde ſchwinden in formloſen Fernen, als würden ſie allmälig zu wölbendem Gewölke, und unter ſich hörte er es brauſen wie aus tauſend ſtrömenden Quellen und ſah es dämmern in unklaren Formen. Und je tiefer er ſank, deſto mehr klärten ſich vor ſeinen Blikken die Formen und er erkannte Ströme und Seen, Berge und Thäler, Wälder und Städte, und als er endlich wieder feſten Boden unter ſeinen Sohlen fühlte, da ſah er ſich mitten auf einer wüſten Haide ohne Hügel und ohne Baum, ohne Kraut und Gras und Quell ſo weit ſein Auge reichte, und wußte nicht, wo er ſei und wohin ſich wenden, ob rechts oder links, ob vor oder rückwärts. Jehuda aber, der nie rückwärts gegangen, ermannte ſich bald und ſprach zu ſich ſelbſt: Dein Weg iſt vorwärts! und ſetzte dahin ſeinen Stab in raſtloſer Wanderſchaft, ohne einer lebenden Seele zu begegnen und ohne Erquikkung irgend einer Art.

Nach langem, ermüdendem Wege gewahrte er endlich die Zinnen einer Stadt aus einem Haine dunkler Cypreſſen und ſchattiger Cedern hervorragend. Durch die Thore wandelten paarweiſe und in langen Reihen ihre Bewohner, alle mit bleichen und ſelig heitern Geſichtern und in weiße Gewänder gehüllt, und zogen durch die Stadt in in feſtlichem Zuge, die Männer ſtrahlende Geſetzrollen tragend und die Jünglinge Geſangbücher und die Frauen und

Jungfrauen Kränze aus weißen Blumen, und die Kinder gingen paarweiſe vor ihnen einher und trugen weiße Fähnlein mit funkelnden Sternen darauf, und alle ſangen in wunderſeliger Weiſe das Lied Hoſiannah! Hoſiannah! Als Jehuda ſah, daß ſie alle durch eine hohe, dämmerdunkle Pforte in ein Haus ſchritten, dem an Pracht und Herrlichkeit keines von allen glich, die er je geſehen, da wartete er ab, bis daß der Zug vorüber war, und trat dann hinter dem Zuge mit in das Haus. Das Haus aber war der Tempel des Herrn, und das Feſt, das ſie feierten, das Feſt der Geſetzfreude.

Nachdem das Lied Hoſiannah zu Ende geſungen war, ſtieg ein Jüngling zur heiligen Lade hinan, zog den Vorhang zur Seite, der ganz ausſah, als wäre er aus blauen Wolken gewoben und mit Sonnen beſäet, öffnete ſie und hob eine Geſetzrolle heraus, und der ganze Tempel erfüllte ſich von wunderbar ſtrahlendem Glanze. Dabei ſang er: Dieſes iſt die Lehre, die da feſtgeſetzt hat Moſes! und die ganze Gemeinde ſtimmte mit ein. Der Jüngling aber legte die Geſetzrolle auf einen goldenen Tiſch, entrollte ſie und las mit klarer Stimme den letzten Abſchnitt des letzten Buches Moſis. Und als er den Vers geleſen hatte: Es erſtand kein Wiſſender mehr in Iſrael wie Moſes! da trat der Sängerkönig David hervor und ſang es zu den Klängen ſeiner Harfe, und auch die Frauen in den anſtoßenden Hallen ſtimmten ein und die Kinder an den Stufen der heiligen Lade und keine Lippe blieb ſtumm im ganzen Tem-

vel außer den Lippen Jehuda's, denn er konnte nicht einstimmen in den Preis Mosis und trat aus dem Tempel und eilte aus der Stadt; denn sie schien ihm von Wesen bewohnt, die Gott nicht näher standen, als sie Moses durch seine Lehre gestellt und wanderte unverdrossen fort durch Einöden und Wüsteneien. Und Wochen und Monde vergingen, und wieder war ein Jahr herum, und wieder sah er von Ferne die Zinnen einer Stadt. Und als er eingetreten war in die Stadt, da feierten die Einwohner wieder das Fest der Gesetzfreude und sangen: Kein Prophet erstand mehr in Israel wie Moses! und Jehuda stimmte wieder nicht ein und pilgerte weiter.

So wanderte er fünfzig Jahre von Stadt zu Stadt, und wohin er kam, da bekannten sie das Wort Mosis und sangen: Es erstand kein Prophet mehr in Israel wie Moses!

— Und als die fünfzig Jahre zu Ende waren, da fragte er den Pförtner der letzten Stadt, in der er gewesen: Sage mir, wo finde ich Gott, daß ich ihn schaue von Angesicht zu Angesicht? Und der Pförtner antwortete ihm: Du hast Gott gesehen jenseits des Grabes, wo die Menschen wandeln in Hüllen von Staub; Du hast ihn gesehen diesseits des Grabes, wo die Seelen wandeln, des Staubes entkleidet und in klarer Erkenntniß. Gott lebt im Leben derer, die an ihn glauben, und bei diesen kannst Du ihn finden. Wer ihn weiter sucht, der entfernt sich immer mehr von ihm; denn wie der Herr zu Moses gesprochen, sprach

er zu keinem Sterblichen mehr im Leben und nach dem Tode, und kein Prophet erſteht mehr in Iſrael wie dieſer!

Hierauf entließ der Pförtner Jehuda aus der Stadt, und wieder zog er durch Steppen und Haiden, bis er eines Morgens plötzlich aus einer finſtern Kluft hervortrat und den blauen Himmel ſah und die grüne Erde, und von ferne die Zinnen einer Stadt mit hundert Thürmen. Und als er auf ſie zuſchritt, da war es die heilige Gemeinde Prag, und es war eben der Vorabend des Sabbaths vor dem neunten Ab, und er ging zur Altneuſchule und hörte mit ſtummer Vernichtung mit an, wie man Moſes bekannte als den einzigen und einigen Erkenner Gottes, und verſpätete ſich in der Vorhalle, bis daß ihn der Tempeldiener ermahnte, daß es Zeit ſei fortzugehen und ihn mit ſich nahm nach Hauſe. Den Ihr hier vor Euch ſehet im grauen Gewande und mit dem Stabe, iſt Jehuda, der Bachur, der Schüler Rabbi Nejir's, der Gatte der unglücklichen Malke, der Vater Baruch's, des verlaſſenen Knäbleins, und ſein Hochmuth iſt gebrochen und die Schleier ſind genommen von ſeiner Seele und die Schuppen gelöſt von ſeinen Augen, und reumüthig trägt er ſein Loos, durch die Welt hinzuirren, bis daß er gefunden, womit er begonnen es zu ſuchen — ſein Grab!

Erſtaunt in der Tiefe ſeiner Seele antwortete Rabbi Wolf: Jehuda! ſeid Ihr es wirklich? Wie ein Wunder wecken Eure Worte mir die Erinnerung an die traurigen Jahre meiner erſten Kindheit, die ich unter dem Dache des

ärmſten Mannes dieſer Gemeinde verlebte. — Damals nannte er mich Baruch! Weil aber „Baruch“ der Name des „Geſegneten“ iſt, mochte mich frühzeitig Niemand mehr ſo nennen, und man nannte mich „Wolf“ von der Härte meines Geſchickes, und ich vergaß ſelbſt, daß ich einſt Baruch geheißen, weil ich es nie geweſen!

Als der Drach dies hörte, da rief er aus mit lauter Stimme: Gebenedeiet ſei der Richter, der gerechte! Baruch, mein Sohn, zu deinen Füßen ſtimme ich ein mit ganz Iſrael: Ewig iſt der Herr und allmächtig, langmüthig und voller Gnade, und wahrhaft, und kein Prophet erſteht mehr in Iſrael, wie Moſes!

So ſprach Jehuda und dies waren ſeine letzten Worte. Er lag entſeelt in den Armen Rabbi Wolf's, ſeines Sohnes, und Rabbi Wolf weinte über der Leiche ſeines Vaters und machte ſich auf noch in derſelben Nacht und trug ihn hinaus und legte ihn in das offene Grab und ſcharrte Erde ins Grab, und kehrte nicht mehr in ſeine Stube zurück, ſondern ging ins Leichenhäuschen, um daſelbſt zu trauern, und verließ es nicht, ſondern wohnte darin bis auf den heutigen Tag; denn damals hörte man eben auf, die Todten darin einzuſegnen, und führte ſie hinaus vor die Mauern der Stadt. Auf Jehuda's Grab aber fiel Schnee und Regen und Thau und Reif, und Gras überwuchs es in ſchwellendem Raſen. — —

Hier ſchwieg Enſel, der Diener Rabbi Cheſkels, und ſah hinüber nach dem Scheine der Kerzen, der da ſo wun-

derbar hervorleuchtete aus den fliederumwachſenen Fenſtern des alten Leichenhäuschens.

Nach einer Weile aber nahm er wieder das Wort und ſprach: — Ich muß doch wieder hinüberſchauen! und verließ die Stube.

Des andern Morgens kam er wieder und ſprach: — Der neunte Ab, den Rabbi Wolf ſeit ſo vielen Jahren erharrt, iſt endlich gekommen. Heute Nachmittag um vier Uhr wird er zur Erde beſtattet.

Abendroth.

XVI.

Meine Mutter war genesen, ich selbst nach einer Abwesenheit von wenigen Wochen in mein Vaterhaus zurückgeholt worden.

Jahre waren vergangen.

Da war es an einem frühen Sommermorgen, vor dem Posthause eines kleinen sächsischen Städtchens an der Nordwestgrenze Böhmens. An einem saubergedeckten Tische, über welchen breitlaubiges Weingeränke seine spielenden Schatten warf, saß ein Herr im Reiseanzug und nahm sein Frühstück.

Der Herr, eine jener uns zuweilen begegnenden Persönlichkeiten, die schon durch ihre Erscheinung allein unser Interesse erwecken, so daß unser Blick sich unwillkürlich gefesselt fühlt, und unsre Phantasie sich gerne damit beschäftigt, aus ihren Zügen eine merkwürdige Geschichte zu lesen, und zu errathen, wer sie wohl sein möchten, konnte ungefähr vierzig Jahre alt sein, wohl auch darüber. Eine hohe, von spärlichem schwarzen Haare umscheitelte Stirn, ein

Paar tiefliegende, ſinnende Augen, ein gewiſſer unergründlicher Ausdruck in den edlen Formen des ganzen Angeſichts, den man wohl am beſten den eines bedeutenden Seelenlebens nennen möchte, zeugten jedenfalls für einen nicht ganz gewöhnlichen Menſchen. Jenes gewiſſe Unbeſchreibliche in der ganzen Art ſich zu nehmen und zu befinden, für welches der Continent keinen zulänglichen Ausdruck hat, und welches er mit den Meiſtern darin Comfort nennt, ließ den überſeeiſchen Fremden vermuthen.

An der Straße vor dem Poſthauſe ſtand eine leichte Chaiſe. Die Pferde waren angeſpannt, der Poſtillon wartete am offenen Wagenſchlage. Es war die Extrapoſt, die des Reiſenden harrte.

Ich meinestheils, damals noch ein leichtbewegter Studioſus der edlen Heilkunſt, war nicht ſo glücklich, mich einer ſolchen Reiſegelegenheit bedienen zu können. Ich hatte die ſächſiſche Schweiz durchirrt und war Tags zuvor in dem Städtchen angekommen, um von hier aus am nächſten Morgen meine Rückreiſe nach Böhmen mit der Poſt anzutreten. Ich weiß nicht wie es kam; als ich aber früh Morgens vor dem Poſthauſe anlangte, war die Poſt bereits abgegangen, und ich mußte mich, da ich nicht mehr Luſt hatte, meine Reiſe zu Fuß fortzuſetzen, bequemen, ihre nächſte Abfahrt abzuwarten, die erſt am folgenden Tage wieder ſtatt finden ſollte.

Junge Leute wiſſen nichts von Geduld, junge Studenten noch weniger; am wenigſten aber war ſie von einem

österreichischen Studenten jener Zeit zu erwarten, wenn er einmal aus dem Lande, in welchem an den Universitäten noch die Schulzucht blühte, in das gelobte Land akademischer Freiheit hinauskam. Alles was Regel und Ordnung heißt, war ihm unerträglicher Zwang, der pünktliche Abgang eines Postwagens unerhörte Willkür, wenn er ihn verschlafen.

So glaubte denn auch mein Mißmuth allen Grund zu haben, sich gegen die pünktliche Einhaltung des königlich sächsischen Postreglements empören zu dürfen, und ich machte ihm Luft, indem ich einige Schritte weit von dem Reisenden mich auf eine Rasenbank niederließ, meine Reisetasche in den Sand hinwarf und die Ausdauer meines Ziegenhainers an einem unschuldigen Straßenstein erprobte, von dem ich ein Stück nach dem andern abschlug.

Die Bemerkung, die ich, nachdem ich eine Weile diesem Ausbruche meiner Entrüstung freien Lauf gelassen, zufällig machte, daß mich der fremde Herr nämlich beobachte, gab meinen Gedanken endlich eine andere Wendung. Ich schämte mich ein wenig meines kindischen Unmuthes, beschränkte mich darauf, die Arme verdrießlich in einander zu schlagen und meinerseits auch den Herrn zu beobachten, der mich allmälig zu interessiren begann.

Dieser hatte das Frühstück bald beendet, nahm seinen Stock und machte sich reisefertig.

— Junger Freund, klopfte er im Vorübergehen mir auf die Schulter; Sie dachten ebenfalls nach Böhmen zu reiſen?

Ich bejahte.

— Und der Poſtwagen war ſo ungalant, Ihnen Ihr Morgenſchläfchen zu mißgönnen? fuhr er lächelnd fort.

Ich verſicherte, meiner Uhr nach die Stunde pünktlich eingehalten zu haben.

— Einerlei! faßte mich der fremde Herr bei der Hand. Nehmen Sie Ihre Reiſetaſche! Kommen Sie! Ich gehe ebenfalls nach Böhmen; es ſoll mir angenehm ſein, wenn Sie ſich meiner Gelegenheit bedienen wollen!

Ich nahm das unerwartete Anerbieten dankbar an und nach wenigen Minuten blies der Poſtillon unſer Lebewohl dem ſächſiſchen Städtchen.

Es war ein herrlicher Morgen; wolkenlos, ſonnig, der Vorbote eines heißen Tages, aber noch friſch im Thau der Felder und Wieſen und im Rauſchen der duftenden Bergwälder, durch die uns der Weg der Grenze Böhmens entgegenführte.

Der fremde Herr beobachtete Anfangs ein tiefes Schweigen. Seine Blicke ſchweiften in der wechſelnden Landſchaft umher. Er ſchien zu vergeſſen oder nicht zu beachten, daß er einen Reiſegefährten habe.

Es giebt Menſchen, mit denen es nicht jedem leicht wird, ein Geſpräch anzuknüpfen, ſo wie es ſolche giebt, denen gegenüber es ſchwer wird zu ſchweigen. Man hält

ſie für zu bedeutend, um mit ihnen über etwas Alltägliches zu ſprechen, und ein Geſpräch über etwas Bedeutendes anzuknüpfen, hat man nicht den Muth. Huſten, ſchönes Wetter ſind da keine Ausgangspunkte und ſo ſchweigt man lieber und begnügt ſich damit, auch ihr Schweigen zu ehren.

So verging eine geraume Zeit.

— Alles, wie es war! hub endlich der fremde Herr an, als wir uns der Grenze immer mehr näherten. Die Natur bekommt keine Falten; ſie bleibt ewig jung und ſich gleich. Nur wo die Menſchen Hand an ſie legen, altert ſie und ſtirbt ſogar ab.

Es galt dieſe Bemerkung einer prächtigen Felspartie, wie ſie in jenen Gebirgsgegenden von Stelle zu Stelle noch vorkommen, in welche die ſächſiſche Schweiz ausläuft.

— Sie ſcheinen demnach hier bereits gereiſt zu ſein? nahm ich den angebotenen Faden des Geſpräches auf.

— Zu einer Zeit, da Sie, mein lieber Reiſegefährte, wahrſcheinlich noch keine Poſt verſchliefen, erwiderte der Unbekannte ſcherzend, und ich ſelber kaum etwas Anderes war, als Sie jetzt zu ſein ſcheinen — Student. Nur ging es damals gerade in entgegengeſetzter Richtung. Ich verließ mein Vaterland, um es erſt heute wiederzuſehen.

— Sie meinen Böhmen?

— Nicht ſo ganz; Oeſtreich im weitern Sinne; oder wenn Sie es eben auf Böhmen bezogen haben wollen, ein Land, das ehemals zu Böhmen gezählt ward. — Iſt

Böhmen Ihr Vaterland? fuhr er nach einer Weile fort. Ich glaube mich nicht zu irren wenn ich es annehme.

— Ich bin ein Böhme.

— Und das Fach, dem Sie sich gewidmet?

— Die Arzneiwissenschaft.

— Eine Wissenschaft, in der man ebensogut den Menschen in sich verlieren, als eigentlich erst recht wiederfinden kann. Keine führt so leicht zum Nihilismus, aber auch keine so leicht zur Erkenntniß der weisen Waltung in der Natur und des Menschen in dieser. Die Klippen, die man zu umschiffen hat, um dies Ziel zu erreichen, führen zwischen crassem Materialismus und exzentrischer Wunderanbeterei hin. Es ist nicht leicht, um sie herumzugelangen. Ich weiß, welche Mühen es mich selbst gekostet. Der große Haufe bleibt meist zwischen beiden auf der Sandbank des Indifferentismus liegen. Auch ich studirte einst Medizin.

— Und gaben sie wohl wieder auf?

— Nur für kurze Zeit, um . . .

Hier schwieg der Reisende eine Weile und blickte vor sich hin in die Landschaft hinaus, als ziehe er es vor, dem Gedanken, den er auszusprechen im Begriff war, einen Augenblick in schweigender Erinnerung zu leben.

Um später Europa zu verlassen, und dann eine lange Reihe von Jahren sie in Amerika auszuüben.

Das Interesse, das ich für den Reisenden gefaßt, konnte durch diese Mittheilung nur gewinnen. Die Bahn

der Unterhaltung war gebrochen, und die Meilensteine schwanden unter Schilderungen neuweltlicher Zustände und Verhältnisse an uns vorüber, als wären sie nur je hundert Schritte von einander entfernt. Der Reisende hatte sich Anfangs in New-York angesiedelt. Man hatte ihm in Europa gesagt, nichts sei leichter, als hier eine ärztliche Laufbahn zu machen. Bald jedoch hatte er sich von den Schwierigkeiten überzeugt, die dem deutschen Arzte neben dem englischen, französischen, ja fast neben jedem andern fremdländischen entgegenstehen. Gründlichkeit des Wissens vermag hier nicht zu helfen; man sieht sie oft kümmerlich nach Brod gehn, indeß Charlatanismus und Zeitungsgroßrednerei unter einer Bevölkerung den Sieg davon trägt, die vom Puff lebt und ihn deshalb auch leben läßt. Bescheidenheit wartet hier vergebens auf endliche Anerkennung. Der Wirkungskreis, den sie sich erwirbt, bleibt stets ein kleiner. Hierzu kömmt noch das Auseinanderstreben, das der deutsche Colonist aus seiner Heimath mithinübernimmt. Der Engländer in Amerika hält zum Engländer, der Franzose zum Franzosen; nur der Deutsche hält eher zu jedem Andern als zum Deutschen. Bald sah sich der junge Arzt, der kein Talent in sich verspürte, mit seinen englischen Collegen zu concurriren, genöthigt, New-York zu verlassen. Er schloß sich den Truppen an, die gegen Mexico zogen. Die Gelegenheit, Zeugnisse seiner Tüchtigkeit abzulegen, die er in New-York vergebens gesucht, ward ihm hier reichlich. Die Freundschaft eines ausgezeichneten, in der

Geſchichte Nordamerikas vielgenannten Generals und Staatsmanns, namhafter materieller Gewinn nicht gerechnet, war der Lohn zweijähriger Mühen auf den mexicaniſchen Schlachtfeldern. Dem einflußreichen Freunde, der, durch eine ſchwere Verwundung für den Heeresdienſt unfähig geworden, ſich nach Waſhington zurückzog, folgte der nunmehr anerkannte Arzt dahin. Sein Wirkungskreis ward hier bald ein ausgedehnter, und ließ es auch nicht an jenen goldenen Früchten fehlen, die auch noch in Europa dem Arzte zufallen, den das Vertrauen des Publikums in ſeinen Schutz genommen. Doch weder Wirkungskreis noch Schätze boten ihm Befriedigung, noch konnten ihn die angenehmſten Verhältniſſe, in denen er lebte, von der Sehnſucht abbringen, die ihn zurück nach Europa, zurück in ſein Vaterland zog. Nach einem Aufenthalte von fünfzehn Jahren verließ er die neue Welt. An meiner Seite betrat er die Grenzen Böhmens wieder.

Dieſe waren längſt überſchritten; der Mittag rückte heran, und wir näherten uns einem der beſuchteſten böhmiſchen Bäder, von welchem aus ich meine Wanderung zu Fuß fortzuſetzen gedachte.

Ich hatte auch von meinen wiederholten Ferienausflügen geſprochen.

— Sie kennen alſo Böhmen genau? wandte ſich der Reiſende an mich.

— Von Oſt bis Weſt, von Nord bis Süd! antwortete ich.

— Kennen Sie die Gegend von . . . ?

Er nannte eine Kreisſtadt, in deren Nähe der Ort gelegen war, deſſen in den frühern Blättern dieſer Geſchichte Erwähnung geſchah.

— Ich muß ſie paſſiren, um in meine eigene Heimath zu gelangen.

— Kennen Sie auch . . . . ?

Er nannte den Ort ſelbſt.

— Ich habe eine alte Verwandte dort, die ich ſeit fünfzehn Jahren nicht geſehen. Ich gedenke ſie bei dieſer Gelegenheit zu beſuchen.

— Sie nehmen alſo Ihren Weg durch dieſen Ort? Sie kennen ihn? O, das iſt allerliebſt! Wir fahren einen und denſelben Weg; ich rechne darauf, daß Sie meinen Wagen, um nicht zu ſagen meine Geſellſchaft, einer mühſamen Fußwanderung vorziehen.

Nach Tiſche und nach einer flüchtigen Beſichtigung des Bades ſetzten wir denn die Reiſe mitſammen fort.

— Erwähnten Sie nicht erſt, nahm der Reiſende das Geſpräch wieder auf, daß Sie vor fünfzehn Jahren in . . . . geweſen ſeien? Allerdings eine lange Zeit her. Sie werden ſich wenig mehr des Ortes entſinnen.

— So wenig, erwiderte ich, als man ſich überhaupt eines Ortes entſinnen kann, den man als kleiner Junge geſehen, und in welchem man ſich um nicht viel mehr intereſſirte, als um eine alte Verwandte, eine verzärtelte Katze, eine mürriſche Magd und ein reiches Judenhaus.

— Kennen Sie dies Haus? Kannten Sie es näher? fragte der Fremde mit sichtlichem Interesse.

— Ich rechne die Tage, die ich darin zugebracht, zu den glücklichsten meiner Kindheit; ja neben denen in meinem Elternhause zu den liebsten. Leider währten sie nicht lange. Den einzigen Freund, den ich besitze, und der auch mein Studiengenosse ist, lernte ich als Knaben darin kennen. Er ist der jüngste Sohn dieses Hauses.

— Wie kam es dann, daß Sie ein Haus, worin Sie so viel Angenehmes erfahren, daß Sie Ihren Freund durch fünfzehn Jahre kein einziges Mal in seiner Heimath besuchten? fragte der Reisende befremdet.

— Freunde als Knaben rücken einander bald aus den Augen. Zehn Jahre vergingen, ehe ich meinen Freund nur erst wiedersah. Erst im Anatomicum fanden wir uns wieder und erneuten die frühgeschlossene Freundschaft. Schönzweig, so heißt mein Freund, ist der Sohn reicher Leute und bringt seine Ferien stets auf weiten Reisen zu; diesmal zum Beispiel ging er nach Paris. So kam es denn nie dazu, daß ich mit ihm sein Elternhaus besuchen konnte. Vielleicht besuche ich es diesmal. Schönzweig gedachte um diese Zeit von Paris zurück zu sein und wir gaben uns sogar eine Art Rendezvous.

— Seine Eltern leben noch?

— So viel ich weiß, beide.

Der Fremde schien nachzudenken.

— Dann werden Sie ſich vielleicht auch eines jungen Mannes entſinnen, fuhr er nach einer Weile fort, der etwa um jene Zeit in jenem Hauſe Inſtructor war.

— Falks? Ob ich mich ſeiner entſinne! Es war ein junger, ſchmächtiger Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, an dem die Kinder und die jungen Leute mit einer Liebe, einer Verehrung hingen, von der mir nie wieder ein zweites Beiſpiel vorgekommen. Seine Züge zwar ſind mir entfallen; der Eindruck jedoch, den dieſer treffliche Mann auch auf mich ausgeübt, bleibt mir ein ewig haftender. Er verließ eben damals das Haus, als ich in .... war.

— Wiſſen Sie, was mit ihm ward?

— Oft erſchöpften wir uns, ich mit meinem Freunde — denn wenn wir beiſammen ſind, vergeht kein Tag, an dem wir nicht ſeiner gedächten — oft erſchöpften wir uns in Vermuthungen darüber, wo und ob er überhaupt noch leben mag. Mein Freund ſchrieb ſogar einmal an ſeine Eltern, die in Mähren leben, und erhielt nur zur Antwort, daß ihnen durch ein Bremer Haus regelmäßige Unterſtützungen im Auftrage ihres Sohnes zukämen; von ſeinem Aufenthalte jedoch wußten ſie eben ſo wenig, als ſonſt Jemand.

— Er lebte in Amerika, ſprach der Fremde, offenbar erfreut durch die Mittheilungen, die ich ihm machte.

— Sie kennen ihn? rief ich nicht minder freudig überraſcht.

— Sehr genau. Auch er wirkte dort als Arzt; auch er machte den Mexicaniſchen Feldzug mit und ließ ſich dann auf mein Anrathen in Waſhington nieder. Wir waren unzertrennliche Freunde. Glauben Sie, daß es die Familie Schönzweig intereſſiren wird, Nachrichten über ihn zu erhalten? Er wenigſtens gedachte ihrer faſt jeden Tag.

— Wie ſollt' es nicht! Verdanken doch Alle, was ſie jetzt ſind, ihm allein! Mein Freund wenigſtens ſpricht immer nur in dieſem Sinne von ihm. O, Sie müſſen ſie beſuchen! Es wäre grauſam von Ihnen, durch .... zu reiſen, ohne ſich eine Stunde bei Schönzweig's aufzuhalten. Thäten Sie es nicht — ich könnte es nicht auf dem Herzen behalten, daß ich mit Jemandem reiſte, der über Falk Auskunft weiß; und ſelbſt ohne Sie zu kennen, würden die Leute Ihnen dies nie vergeben!

— So wollen wir denn in .... eine Stunde Halt machen!

XVII.

Der Ort .... liegt ziemlich in der Mitte Böhmens.

Als wir uns ihm näherten, war die Sonne bereits untergegangen. Ueber Feldern, Wald und Gärten lag jedoch jene wohlthuende Abendhelle, in welcher die Vegetation, halb hingewelkt in der Schwüle des Tages, von

Neuem frisch aufzuathmen und die etwas abgekühlte Luft erst recht mit dem vollen Balsam ihrer Düfte zu durchwürzen pflegt. Das Peitschenspiel der Hirtenjungen, die ihre Heerden heimtrieben, scholl uns von ferne wie ein kleines Scharmützel entgegen. Es ist dies eine eigenthümliche Sitte in jener Gegend, die den Abenden einen eigenen Reiz verleiht. Ein Hirtenjunge, wo immer, fängt, wenn es Zeit zum Eintreiben wird, mit seiner Peitsche durch die Luft zu schnalzen an. Es hört sich das ungefähr so an, als ob in der Ferne ein Paar einzelne Schüsse fielen. [illegible]weiter, an einer andern Stelle, antwortet ihm in gleicher Weise; ein Dritter, ein Vierter thut es eben so, bis zwanzig, dreißig Peitschen untereinander knallen, daß es sich mit Hilfe des Echo's wie das schärfste Pelotonfeuer anhört. Allmälig rücken die Jungen auf der Straße zusammen und nun geht es unter ewigem Hiho! Halloh! und einem beständigen Peitschenmanöver bis mitten auf den Platz des Ortes, wo dann gleichsam das Haupttreffen geliefert wird und die Heerde, jedes einzelne Thier seine gewohnte Behausung aufsuchend, auseinandergeht.

Mir griff es an's Herz, als wir so durch die kleine Peitschenschlacht hinfuhren, daß ich mich nicht enthalten konnte, ein paar Mal auch mein Hiho! und Halloh! darein zu rufen; der Postillon, wahrscheinlich ein alter Kamerad aus diesen Feldzügen, that mit seiner Peitsche das Seinige hinzu. Auch der fremde Herr schien ergriffen.

Ein paar Mal kam es mir vor, als ob er ſich die Augen trocknete.

Das Städtchen .... war im Verlaufe der Zeit zu einer kaiſerlich-königlichen Poſtſtation erhoben worden. Die Poſtanſtalt befand ſich in einem neuerbauten Hauſe gleich am Eingange des Ortes. Hier machten wir Halt.

— Gleich weiter? fragte der Poſtmeiſter.

— Halten Sie die Pferde bereit; vielleicht in einer Stunde, antwortete der fremde Herr.

— Wollen Sie mich im Hauſe einführen? wandte er ſich dann gegen mich.

— Wen darf ich nennen?

— Einen Freund Falks. Bin ich als ſolcher gern geſehen, dann braucht's ja nicht gerade eines Namens.

So ſchritten wir denn dem großen Platze zu.

Wir mußten an dem niedrigen Häuschen vorbei, in welchem ich vor fünfzehn Jahren einige Zeit der Obhut der alten Verwandten anheimgegeben war.

Wie war das Häuschen ſo klein! War ich gewachſen, oder war es vor Alter eingegangen? Wer, der auf dem Lande geboren iſt, oder als Kind auf dem Lande gelebt hat und nach langer Abweſenheit und langjährigem Aufenthalte in einer großen Stadt als erwachſener Menſch wieder einmal dahin zurückkehrt, hat nicht an ſich die Erfahrung deſſelben Eindruckes gemacht? Die Hütte, in der er geboren worden oder gewohnt hat, war ihm damals eine halbe Welt; er mußte den Nacken zurückbeugen, um zum

Rande des Daches emporzuſchauen; nun langt er mit der Hand das Moos davon herab. Des Pfarrers Haus war ihm ein ehrfurchtgebietender Palaſt; nun ſieht er darin ein ſchlichtes Häuschen, wie es in den Städten nur dort vorzukommen pflegt, wo auch ſchon die Vorſtädte zu Ende gehn. Der Kirchthurm ſchien ihm die Wolken ſpießen zu wollen: nun hat er als Studioſus noch einmal ſo hoch gewohnt, als darin die Glocke hängt.

Der Reiſende beſtand darauf, daß ich erſt der alten Verwandten meinen Beſuch mache, ehe ich ihn nach dem Hauſe des Herrn Schönzweig führte.

Die alte Verwandte war zu Hauſe. Ein Mütterchen, uralt wie eine Sage, war ſie ſchon ſeit Jahren nicht außer dem Hauſe geweſen. Sie ſaß am Ofen in ihrem alten, braunledernen Lehnſtuhl und durchwärmte ſich ihre ſtarren Glieder. Sie glaubte mir auf mein Wort, daß ich derſelbe Straßenjunge ſei, mit welchem ſie vor fünzehn Jahren ſo viel Kreuz gehabt. Neues war unter ihrem Dache nicht vorgefallen. Ihre Söhne, zwei alte Junggeſellen, trieben ihre Geſchäfte nach wie vor; die alte Magd war zänkiſcher denn je, wiewohl ihre Todfeindin, die Katze, längſt zu ihren Müttern heimgegangen; und ihr ſelbſt ging es recht leidlich, nur daß ſie ſich nicht erinnern konnte, je einen ſo kalten Sommer erlebt zu haben.

— Was ſind das für neue Häuſer, Mütterchen, auf dem Platze drüben? fragte ich, einen Blick durchs Fenſter nach dem Platze werfend, wo mir in der Umgebung des

Schönzweig'ſchen Hauſes mehrere anſehnliche neue Bauten auffielen.

— Das ſind alles des Schönzweig's Häuſer, erwiderte die Alte huſtend. — Das eine, wo einmal der Garten war und wo die langen Rauchfänge herausgehen, iſt des Joſef's Fabrik; das andere, wo einmal die Scheuern geſtanden ſind, iſt des jüngern Sohnes Haus, und das, was erſt gebaut wird, gehört dem Mann der jüngſten Tochter. Sind gar reiche und gar brave Leut', die Schönzweig's, und die jungen Frauen ſind auch Alle brav; jeden Augenblick iſt Eins von Ihnen hierinnen. Reden auch von Dir manchmal; darfſt 'nüberſchauen zu ihnen!

— Das will ich auch gleich thun, Mütterchen, erwiderte ich und empfahl mich mit dem Verſprechen baldiger Wiederkehr, um meinen Reiſenden aufzuſuchen, der einſtweilen vor dem Hauſe hatte auf und ab gehen wollen.

Ich fand ihn, die Arme verſchränkt und in Betrachtung des Platzes verſunken.

— Nun, gehen wir? ſprach ich ihn an.

— Wie, Sie haben Ihren Beſuch ſchon beendet? fuhr er wie aus tiefem Nachdenken empor.

Und ſo ſchritten wir denn über den Platz auf das Haus des Herrn Schönzweig zu.

XVIII.

Wie Vieles war auf dieſem und um dieſen Platz ſeit den anderthalb Jahrzehnten anders geworden! Die ewigen Sümpfe, die ſich damals nach allen Richtungen hin über ihn verbreiteten und ihn nur für die Heerden und den weniger heiklichen Theil der Bevölkerung gangbar machten, waren einem ebenen, wegſamen Trottoir gewichen; der heilige Johannes hatte einen neuen Firnißanſtrich, eine neue goldene Fünfſternenaureole und vier friſche duftende Lindenbäume erhalten; die Fabrikgebäude Joſefs nahmen eine halbe Seite des Platzes für ſich allein ein und erſtreckten ſich tief in die Seitenſtraße; das Haus ſeines jüngern Bruders war ein kleines Palais mit Säulen zu beiden Seiten des Thores und einem Balkon darüber; das Haus, das noch im Baue begriffen war, verſprach noch hübſcher zu werden. Nur das alte Stammhaus, das meinen Augen ſonſt ſo groß geſchienen und ſich nun neben den jungen, neuen Gebäuden faſt wie ein altes Großmütterchen zwiſchen friſch aufblühenden, muntern Enkeln ausnahm, ſtand noch immer in ſeiner urſprünglichen Geſtalt da.

In der Fabrik mußte eben Feierabend gemacht worden ſein. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Leuten beiderlei Geſchlechts kamen von dorther an uns vorüber und grüßten ſehr höflich. Es waren Arbeitsleute aus derſelben.

Wir betraten das Haus des Herrn Schönzweig.

Schien dies nach Außen der verändernden Hand der Zeit widerſtanden zu haben, ſo waren die Veränderungen um ſo bedeutender, die es in ſeinem Innern erfahren. Weder Fäſſer noch Kiſten verengten die reinlich gehaltene Einfahrt. An die Stelle der alten finſtern Treppen, deren Erklimmung für den weniger Bekannten nicht ohne manche Gefahr zu bewerkſtelligen geweſen, waren neue, freundliche, lichte getreten. Alle Thüren und Fenſter hatten einen ſaubern Anſtrich. Sogar die innere Eintheilung ſchien einen völligen Umbau erfahren zu haben.

Wir fragten nach Herrn Schönzweig.

Er ſei bei der jungen Herrſchaft im Garten, hieß es, und man ließ uns durch einen Jungen hinweiſen.

Es war ein kleiner freundlicher Garten, in welchen wir traten, zwar noch von junger Anlage, aber ſorgſam und nicht ohne einen gewiſſen Luxus gepflegt.

Auf einem großen, grünen Platze in der Mitte deſſelben trieb eine ganze kleine Welt von hübſchen, geſunden Kindern, Knaben und Mädchen in den verſchiedenſten Altersabſtufungen durcheinander, nicht ohne die klare Abendluft mit lebhaftem Lärmen zu erfüllen, ihre muntern Spiele. Hier ſpielten Einige Soldaten, dort ſchwangen Andere das Schaukelbrett und kletterten wieder Andere einen Baum hinan; die Meiſten jagten einander unter ſchallendem Lachen umher. Lehrer und Lehrerinnen bewachten ſie; alle waren anſtändig, ſogar mit einem gewiſſen Aufwande gekleidet.

Um einen großen Tisch unter einem alten Birnbaum, den man aus einer frühern Zeit erhalten zu haben schien, saß eine kaum weniger zahlreiche Gesellschaft von Frauen und Männern. Obst und Butterbrod gingen in der Runde.

Auf sie gingen wir zu.

Obenan in einem gepolsterten Lehnstuhle, den man für ihn besonders herbeigeschafft zu haben schien, saß ein alter Mann mit schneeweißem dichtem Haar, ein sauberes Sammtkäppchen auf dem Kopf, in einen bequemen grauen Ueberrock gehüllt, eben damit beschäftigt, eine lange Pfeife anzurauchen, an die ihm eine der Frauen, eine schwächliche, frühgealterte Blondine, den brennenden Span hielt. Der Mann mochte über die siebenzig sein.

Ihm zur Seite saß in einem ähnlichen Stuhle eine nicht viel jüngere, starkbeleibte Frau, der eine andere der jungen Frauen mittelst einer kleinen Silberzange Zucker in den Kaffee that.

Herr Schönzweig hatte sich, außerdem daß sein Haar schneeweiß geworden, und Käppchen und Ueberrock so sauber waren, wie ich meiner Zeit es an ihm zu bemerken nie Gelegenheit gehabt, nicht so sehr verändert, daß ich ihn in dem alten Manne nicht hätte wieder erkennen sollen. Vor ihn trat ich denn hin und stellte mich als den Freund und Collegen seines jüngsten Sohnes vor.

— Kinder, was sagt Ihr dazu? wandte er sich gegen die Gesellschaft; hättet Ihr in dem Herrn den Knaben

erkannt, der vor — wie lang iſt es? — ſechzehn, ſiebzehn Jahren — wie alt war unſer Joſua damals?...

Joſua hatte in ſeinen Briefen meiner oft erwähnt und oft von mir geſprochen; ich fand mich von Allen, wenn auch nicht mehr erkannt, doch gekannt.

— Dieſer Herr... fuhr ich fort.

Tante! Tante! rief es vom Spielplatze, die Blinde-Kuh geht von Neuem an!

Ein Paar kleine Mädchen, die herbeigelaufen kamen, erläuterten dieſe aphoriſtiſche Depeſche, indem ſie ſich der gealterten Blondine an die Arme hängten und unter dem Triumphgeſchrei: Mitſpielen! Mitſpielen! ſie nach dem Raſenplatze entführten.

— Dieſer Herr, der eben aus Amerika kömmt, und mit dem ich auf meinem Rückwege aus der ſächſiſchen Schweiz zufällig zuſammentraf, iſt der Freund eines Inſtructors...

— Vielleicht gar Falk's...! riefen mehrere Stimmen erſchrocken durcheinander.

— Ein Freund Falks, fuhr ich fort. Ich habe ihn bewogen, da ihn ſein Weg durch .... führt, eine Stunde hier zu verzögern und Ihnen einen Beſuch zu machen. Vielleicht, dachte ich, wäre es Ihnen nicht unangenehm, Einiges über Herrn Falk zu erfahren.

Hiermit ſtellte ich den Fremden vor.

— Setzen Sie ſich, Herr! Setzen Sie ſich! Hieher zu mir! lud ihn Herr Schönzweig ein, indeß die Frauen

ſich um mich drängten, um Näheres über den Unbekannten zu erfahren, und die Herren ihre Stühle an den großen Lehnſeſſel des alten Mannes heranrückten.

Der Fremde ließ ſich unter dem Baume nieder.

— Es war ein vortrefflicher Menſch, der Falk, hub Herr Schönzweig an, nachdem er ein Paar ſtarke Züge aus ſeiner Pfeife gethan, weniger um dieſe zu entzünden, als um eine heftige Gemüthsbewegung, die ſich ſeiner bemächtigt zu haben ſchien, zu unterdrücken. Wir denken, ich kann ſagen, den ganzen Tag an ihn. Wo lebt er jetzt, ſagen Sie?

— Bis vor Kurzem in Amerika, erwiderte der Fremde, ſichtbar ergriffen durch die Rührung, mit welcher der Greis des ehemaligen Hausinſtructors gedachte.

— Und als was? Wie geht es ihm? Dem hat es gut ergehen müſſen, wenn es einen gerechten Gott giebt; er hat es um meine Kinder verdient...!

— Er fühlt ſich glücklich, verſicherte der Fremde, mit dem Tuche über ſeine hohe Stirn fahrend; ſehr glücklich.

— Hat ein wenig zu raſch gehandelt... Sie werden als ſein Freund die Geſchichte vielleicht wiſſen...

Der Fremde nickte bejahend.

— Unſer Eins iſt nun einmal anders aufgewachſen und find't ſich nicht ſo leicht in die neue Welt. Kommt Zeit, kommt Rath; 's hätt' ſich am End' Alles gemacht. Alle die, die da herum ſitzen, fuhr er fort, ſind meine Kin-

der und meine Schwiegerkinder, und die Kleinen dort — wie viel sind ihrer? — meine Enkel. Lauter brave, vortreffliche Leute, an denen ich in meinen alten Tagen meine Freude und mein Glück hab'; hätt' auch drunter sein können!...

Der Fremde durchflog mit suchendem Auge die Gesellschaft.

— Die zwei hier, fuhr der alte Schönzweig fort, indem er auf zwei junge, fast elegant gekleidete Frauen wies, sind die Weiber meiner Söhne; ein Paar Engel kann ich sagen. Die vier hier sind meine jüngern Töchter, alle verheirathet, und haben brave, tüchtige Männer — diese Herren hier; wohnen alle hier im Orte; hab' sie alle um mich, und so bilden wir so zu sagen immer noch Ein Haus, Eine Familie, wie zur Zeit Falks, und alle führen das Geschäft gemeinschaftlich. Nur geht es ein wenig anders her, wie damals. Die Leute arbeiten, sind fleißig, thätig, geschickte Kaufleute; aber sie plagen sich nicht nur ab, wie ich's gethan, sondern leben auch und bemühen sich vor Allem, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Ich hab's einmal nicht einsehen wollen, ich hab's nicht einsehen können; aber es ist doch besser so, 's ist besser, das muß ich sagen, wenn ich sie Alle um mich arbeitsam, zufrieden und glücklich seh'. Und wem verdank' ich zuletzt alles das? Keinem Andern als Falk! Ohne ihn wären meine Kinder herangewachsen wie ich, und hätten vielleicht erst zu leben angefangen, mit einem Fuß im Grabe, — wie ich!

Herrn Schönzweig waren die Thränen nahe.

— Sie sind glücklich unter ihnen, ergriff der Fremde seine Hand; Falk gönnt es Ihnen gewiß von ganzem Herzen!

— Glücklich? Nun ja, ich bin nicht unglücklich; aber es muß schon nicht anders sein: es giebt kein Glück auf Erden, das man nicht mit seinem Theil Unglück bezahlen muß. Hanna — meine älteste Tochter, von der Ihnen Falk erzählt haben wird ...

— Wir wollen sie herbeirufen, erhoben sich zwei Frauen, Hanna's jüngere Schwestern.

— Laßt sein! wehrte Frau Schönzweig ab; sonst weint sie wieder eine Woche lang. Ihr braucht ihr gar nicht zu sagen, daß der Herr von ihm gesprochen hat!

— Hanna, fuhr Herr Schönzweig fort, hat ihn lieber gehabt, als wir geglaubt. Jahre sind vergangen, die Söhne waren verheirathet, die jüngern Mädchen auch an der Reihe, sie war zu keinem Manne zu bewegen. Wir glaubten, daß sie sich entschließen würde, wenn einmal die jüngern Schwestern verheirathet wären. Sie ist aber immer bei ihrem Vorsatz geblieben: Falk oder Niemand! Wenn wir ihr vorstellten: Gott weiß wo Falk ist, ob er gar noch lebt? da sagte sie immer: Er lebt noch, denn ich habe keinen Brief von ihm, und er wird gewiß einmal zurückkommen. So haben ihre Schwestern der Reihe nach geheirathet, die jüngste vor sechs Jahren, sie selbst — ist ledig geblieben.

— Und wenn Falk einmal wiederkäme? fragte der Fremde mit zitternder Stimme.

— Ja wenn! seufzte der Alte kopfschüttelnd. Ich könnt' nicht mehr gut machen, was ich an ihm, was ich an meinem Kinde gethan. Hanna ist ein altes Mädchen...

— Sie sind reich...

— Unrecht und ein Leben sind nicht mit Millionen aufzuwiegen!

— Seine Bemühungen in Amerika waren vielleicht vergebens; er kann arm geblieben sein, wie er war...

— Meine Hanna ist ärmer, denn er ist ihr Alles, und...

Hanna war in diesem Augenblick herzugekommen, um nach der Pfeife des Alten zu sehen, die zu besorgen ihr Vorrecht zu sein schien.

— Und auch mein Alles! rief der Reisende, indem er die Arme ihr entgegenbreitete.

— Allmächtiger Gott... Falk! fiel ihm Hanna an die Brust.

Die letzten Strahlen des Abendroths beschienen das Paar, das, den Schmerz von anderthalb Jahrzehnten in einem Augenblicke von Seligkeit ausweinend, einander umschlungen hielt. — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Woche später — Josua war bereits zurückgekehrt — wurde an derselben Stelle eine Trauung vollzogen; die Falk's mit Hanna.

Ein zahlreicher Kreis von Schwestern, Brüdern, Schwägern und Schwägerinnen, sämmtlich jünger als das Brautpaar, umstand die Zeremonie, bei welcher der alte

Schönzweig mit ſeiner Frau, und Joſef mit Bertha als Beiſtände eintraten.

Die Wangen der Braut glänzten zwar nicht mehr vom Roſenſchimmer erſter Jugend; es war nur das Spätroth kaum mehr erhoffter Glückſeligkeit, das ſie in dieſem Augenblicke höher färbte, wie auch der Herbſt noch ſeine ſchönen Tage hat. Freilich ſind es nur mehr Herbſttage; einen verlornen Lenz bringt kein ſchönſter November mehr zurück. Ihr aber, die man täglich auf dem lauten Markte der Geſchäfte, ohne daß man nach Euren Herzen frägt, nur unter den beſten Ladenpreiſen loszuſchlagen ſucht, legt in ſtiller Nacht, wenn Eure Ohren von Tanten, Baſen und Mäklern einen Augenblick Ruhe haben, die Hand an Euer Herz und fragt Euch, was beſſer ſei: ein ſchöner Herbſt, oder ein glückloſes, und im beſten Falle — indifferentes ganzes Leben! — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Falk gedachte Anfangs nach Amerika zurückzukehren. Bald jedoch gab er dieſen Gedanken auf. In die Familie Schönzweigs war ein Geiſt eingezogen, ſo verſchieden von dem, der ehemals darin waltete, als durch Bildung und Sinn für alles Edle und Schöne getragene Betriebſamkeit von raſtloſer, beißhungriger, Geiſt und Gemüth tödtender Frohne. Die Männer in der Familie räumten dem Schönen neben dem Nützlichen, der Erholung neben der Arbeit, dem Belehrenden neben dem Erwerbenden ſeine Rechte ein. Tüchtige Lehrer und Lehrerinnen unterſtützten ſie in dem

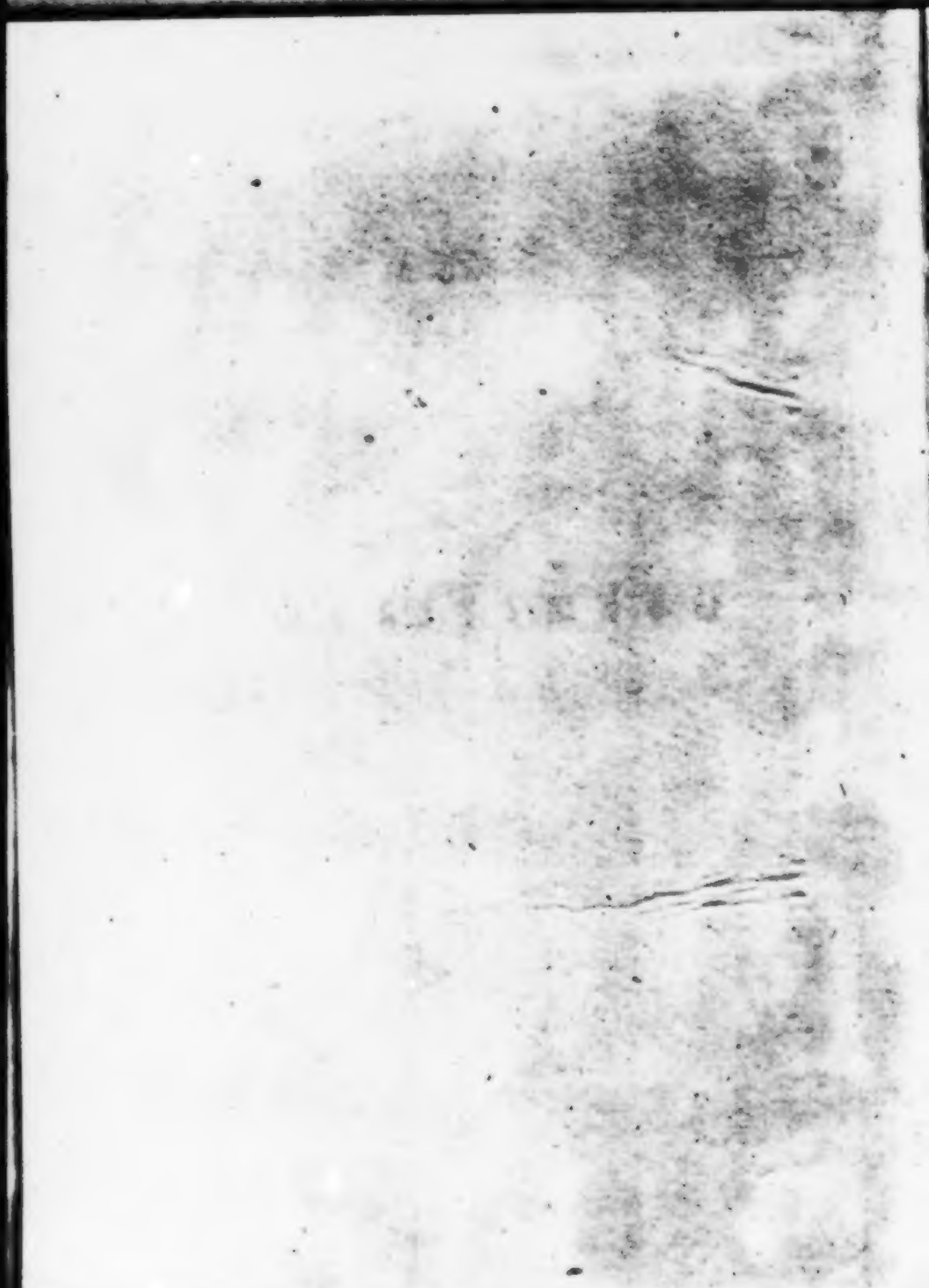
Bemühen für eine sorgfältige Erziehung ihrer Kinder. Die Frauen bewegten sich, fern vom entweihenden Lärm des Marktes, in der Welt ihres kleinen, aber beseligenden häuslichen Schaffens.

Herr Schönzweig hatte das Scepter längst aus den Händen gelegt und es den jüngern Kräften überlassen. Ihm und seiner Frau war die wärmste Liebe und Sorgfalt seiner Töchter und Schwiegertöchter zugewandt. Nie fehlte es seiner Pfeife an Tabak und er gewöhnte sich sogar an ein sauberes Sammtkäppchen.

Falk konnte sich in solcher Umgebung nur heimisch und glücklich fühlen. Er war bald der Arzt, zu dem das Vertrauen die Leute aus meilenweiter Entfernung zog. Seine Hand wirkte segensreich, und auch sein Geist war es bald wieder, in dessen erwärmendem und anregendem Lichte, um mit Hanna zu sprechen, sich Jung und Alt gern erhoben und gefördert fühlte.

Der kleine, blonde Knabe, der zuweilen an die Thür des Studirzimmers klopfte, das ich durch mehrere Sommer der Gastlichkeit eines Freundes verdanke, der nicht ferne von .... ein glückliches Landleben führt, ist der einzige Segen dieser Spätehe.

Nun ich die Erinnerungen niedergeschrieben, die mir seine Erscheinung immer wachrief, werde ich ihn nicht minder gern bei mir sehen; meine Gedanken aber werden von den Bildern, die ich eben zu zeichnen versucht, nicht mehr tagelang gefangen gehalten werden.



Rep. 4

Das

Böhmerland.

ŠÁRKA.

Nakladatel J. L. Kober v Praze. Verlag von J. L. Kober in Prag.

Das

Böhmerland.

Wanderungen und Ansichten

von

Siegfried Kapper. Wilhelm Kaudler.

Der Nordwest.

Mit 36 Stahlstichen.

Prag, 1863.

Verlag von J. L. Kober.

KOEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Druck von J. P. Faber in Prag.

I.

Von Prag an die Elbe.

I.

Ja, die Zeit iſt hingeflogen;
Die Erinn'rung weichet nie!

Uhland.

O Teufel! Teufel!
Wenn Weiberthränen ſchwängerten die Erde,
Ein jeder Tropfen zeugt' ein Krokodil!

Shakespeare.

Der eigentlich klaſſiſche Boden der Romantik unſeres lieben Böhmen, dieſes mitten im Herzen Europa's gelegenen, mit allem Bedarf des Daſeins reichlich ausgeſtatteten, von hochragenden Felſenwällen zu einer ſtarken natürlichen Burg umſchloſſenen Landes, das von Anbeginn dazu auserſehen geweſen zu ſein ſcheint, in der Geſchichte des Welttheils eine mächtig eingreifende Rolle auf ſich zu nehmen, eine Rolle, die in der That im Verlaufe des 13., 14., 15. und 16. Jahrhunderts zu ihren glänzendſten Momenten ſich emporſchwang, jedoch nur, um mit dem Beginn des 17. mitten im bedeutſamſten Aufſchwung ein deſto tragiſcheres vorfrühes Ende zu finden, — der vor allem klaſſiſche Boden dieſes unſeres erinnerungsreichen Heimatlandes iſt der weite Kreis der herrlichen Hügellandſchaft mitten in ſeinem eigenen Herzen, aus deſſen Mitte zu beiden Seiten des breitrauſchenden Moldauſtroms die uralte Metropole ihre hundert Thürme erhebt.

Hier, der Abdachung des Bodens und dem Laufe der Gewäſſer folgend, hatten frühzeitig die erſten Elemente eines gemeinſamen Volkslebens einander aufgeſucht und gefunden, nachdem der neue, aus den Steppen des fernen Oſten heraufgekommene Volksſtamm das dichtbewaldete, von üppigen Fluren bedeckte und nach außen ſo trefflich geſicherte Land zu ſeinem Wohnſitz erwählt. Hier, ungeachtet ihrer anfänglichen Unabhängigkeit von einander, hatten die über die Gauen des Landes zerſtreuten einzelnen Gruppen ſich bald zu einem ſtarken einheitlichen Ganzen vereint, um ſo in feſtem Zuſammenhalt den Grund zu einer verheißungsreichen, zu Großem

I.

Ja, die Zeit ist hingeflogen;
Die Erinn'rung weichet nie!

Uhland.

O Teufel! Teufel!
Wenn Weiberthränen schwängerten die Erde,
Ein jeder Tropfen zeugt' ein Krokodil!

Shakespeare.

Der eigentlich klassische Boden der Romantik unseres lieben Böhmen, dieses mitten im Herzen Europa's gelegenen, mit allem Bedarf des Daseins reichlich ausgestatteten, von hochragenden Felsenwällen zu einer starken natürlichen Burg umschlossenen Landes, das von Anbeginn dazu ausersehen gewesen zu sein scheint, in der Geschichte des Welttheils eine mächtig eingreifende Rolle auf sich zu nehmen, eine Rolle, die in der That im Verlaufe des 13., 14., 15. und 16. Jahrhunderts zu ihren glänzendsten Momenten sich emporschwang, jedoch nur, um mit dem Beginn des 17. mitten im bedeutsamsten Aufschwung ein desto tragischeres vorfrühes Ende zu finden, — der vor allem klassische Boden dieses unseres erinnerungsreichen Heimatlandes ist der weite Kreis der herrlichen Hügellandschaft mitten in seinem eigenen Herzen, aus dessen Mitte zu beiden Seiten des breitrauschenden Moldaustromes die uralte Metropole ihre hundert Thürme erhebt.

Hier, der Abdachung des Bodens und dem Laufe der Gewässer folgend, hatten frühzeitig die ersten Elemente eines gemeinsamen Volkslebens einander aufgesucht und gefunden, nachdem der neue, aus den Steppen des fernen Osten heraufgekommene Volksstamm das dichtbewaldete, von üppigen Fluren bedeckte und nach außen so trefflich gesicherte Land zu seinem Wohnsitz erwählt. Hier, ungeachtet ihrer anfänglichen Unabhängigkeit von einander, hatten die über die Gauen des Landes zerstreuten einzelnen Gruppen sich bald zu einem starken einheitlichen Ganzen vereint, um so in festem Zusammenhalt den Grund zu einer verheißungsreichen, zu Großem

berufenen Zukunft zu legen. Von hier, als dem Alles belebenden Herzen unseres Vaterlandes, ging seitdem alles Trachten und Streben aus, von welchem dieses je bewegt worden und durch das es seine Mission in der Geschichte zu erfüllen rang, und hieher wieder am mächtigsten und nachhaltigsten drangen alle Reflexe dieses Ringens und Strebens zurück in Freud so wie in Leid. Hier auch haben die Erinnerungen selbst der dunkleren Vorzeit, die das kritische Auge des Forschers nur mehr vergebens zu lichten sich bemüht, am reichsten und lebendigsten sich erhalten, vom Gedächtniß des Volkes verewigt durch Denkmale und Stätten, welche die fromme Tradition unter unseren Augen zu beredtem Zeugniß aufruft.

Dort, vom Gipfel jenes Berges im Nordwest, — wir werden ihn noch näher kennen lernen! — hatte Vater Čech das Land mit Wohlgefallen überblickt, das er den Seinen zum Erbe ausersehen. Auf jenem Felsen am rechten Ufer des Stromes drüben hatte Libuša mit klugem Frauenwort starren Männersinn regiert, und an ihrer Seite, vom Pfluge weg, der Stammvater eines ruhmreichen Fürstengeschlechtes seinen Sitz genommen, das die Glorie der čechischen Waffen bis an die Gestade zweier Meere trug. Jenseits des Stromes in waldiger Thalschlucht erhob sich die Burg Tetka's, der weisen Lehrerin milder Sitte und veredlender Hantirung. In den Forsten, die damals dieses Hügelland bedeckten, jagten Recken wie jener starke Přivoj, der mit unbewaffnetem Arm den grimmen Eber bezwang, und dafür die Hand der Fürstin erwarb. Auf der Höhe jenes Berges am linken Ufer der Moldau, mitten in diesen Forsten, hieß Libuše, den alten Vyšehrad verlassend, die neue Burg erstehen, in der nachmals die Könige von Böhmen als deutsche Kaiser thronten, und legte sie in prophetischer Stunde mit einer schlichten Schwelle den Grund zu jener Stadt, die berufen war bald zur mächtigsten und prächtigsten des ganzen Landes zu erblühen. Nicht fern davon im Südwesten, auf dem Gipfel des sagenumschleierten Vidovle, versammelte die stolze Vlasta ihre Gefährtinnen, um nach Libuše's Tode die Herrschaft ihrem Geschlechte zu wahren, und entflammte, da das hartnäckige Männergeschlecht sich durchaus nicht dazu verstehen wollte, dieser Politik einen weiteren Spielraum einzuräumen, als den des häuslichen Herdes, ihre kriegsmuthigen Genossinnen mit feuriger Rede und haßerzeugendem Zaubertrank zur ewigen Fehde gegen dasselbe. An ihren militärischen Frauenhofstaat erinnert noch das alte Motol, an die haarsträubende Entschlossenheit, mit welcher die Existenz des gesammten Menschengeschlechtes auf's ernstlichste in Frage zu stellen sie sich anschickte, die uneinnehmbare Mädchenburg „Děvin", die sie dort am linken Stromesufer und dem männlichen Vyšehrad zum offenbaren Trutz gerade gegenüber mit ihren Gefährtinnen aufführte, — wobei selbstverständlich kein Mann mit Hand anlegen durfte, — ein furchtbares Zwing-Uri dem ganzen Männergeschlecht! Hier . . .

Doch wir wollen nicht vergessen, daß es unsere Absicht nicht sein kann, das ganze gestaltenreiche Gemälde auseinander zu rollen, ehe wir noch einen Schritt hinausgesetzt in das Land selbst, und daß wir unsere Wanderung durch die Gallerie

unserer vaterländischen Erinnerungen von diesem klassischen Boden aus vielmehr erst anzutreten gedenken! Modernes fürs Erste wollen wir uns dabei möglichst fern halten. Wir verzichten daher auch auf die Bequemlichkeit, eine kurze Strecke weit im Schlepptau der Lokomotive dahinzubrausen, und wandern frischweg, die Umsicht unter den Schätzen unseres lieben theuren Prag als schönen Rest für den Schluß unserer Fahrten uns aufbewahrend, durch die Bruska und den Volksgarten zum Sandthore hinaus, überzeugt, daß unser Wahlspruch:

„In Wagen nicht und nicht zu Roß,
Nicht mit des Dampfes Schwingen,
In leichter Hand den leichten Stab,
So wollen wir bergauf, bergab
Die schöne Welt durchdringen!"

an freundlichem Geleite es uns nicht mangeln lassen werde! — —

Wall und Graben liegen hinter uns, und wir machen sofort einen Augenblick Halt, um, ehe wir weiter schreiten, uns in dem herrlichen Gelände umzuschauen, das zunächst den Mauern Prags rings um uns her sich ausbreitet. Da dehnt gleich zu unserer Rechten, umfangen von dem weiten Bogen, den die Moldau, nachdem sie Prag verlassen, gegen Osten hin macht, das altberühmte

Letné,

— zu deutsch etwa das „Sommerfeld" oder die „Sommerflur" — gegen den Strom sich hinab. Im 11. Jahrhunderte bereits wird dieses Gefildes urkundlich mit diesem Namen gedacht, — Bratislav II. schenkte damals, 1088, dem Vyšehrader Dom-Kapitel zwei Ansäßigkeiten daselbst, — und wohl schon lange zuvor, vielleicht noch aus der vorchristlichen Zeit her, mochte es ihn führen. Ob wohl unsere heidnischen Vorfahren auf diesem, von der Prager Burg nur durch die Bruska-Schlucht getrennten Plane sich zu versammeln pflegten, um angesichts des stolzen Sitzes ihrers Fürsten gewisse Sommerfeste zu feiern? Jedenfalls war es diese seine, zur Aufstellung feindlicher Schaaren, die es auf die Prager Burg absahen, ganz besonders einladende Lage, die diesem Felde den Ruhm eingebracht, frühzeitig und wiederholt der Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen zu sein. Insbesondere war dies in den erbitterten Fehden um den čechischen Thron der Fall, die das erste Jahrzehend des 12. Jahrhundertes kennzeichnen. So rückte im J. 1105 der Olmützer Swatopluk über dasselbe gegen die Prager Burg vor, um seinen Oheim, Bořivoj II. während dessen Abwesenheit von Prag der Herrschaft zu berauben. Die Mithilfe der gegen Bořivoj Verschworenen blieb jedoch aus, und Swatopluk, der es sich sogar gefallen lassen mußte, daß von den Wällen der Burg herab eine der Mägde ihn mit Schmähreden überschüttete, mußte, von Bořivoj bis an die Gränzen Mährens verfolgt, für diesmal unverrichteter Dinge abziehen. Nach zwei Jahren zwar stellte er auf dem Letné-Felde sich wieder ein, und Bořivoj unterlag dem Verrätherbunde,

dem nunmehr auch sein eigener Bruder Vladislav sich beigesellt. Allein nicht lange sollte er der durch List und Gewalt an sich gerissenen Herrschermacht sich zu erfreuen haben. Am 21. September 1105 schon erreichte ihn der Dolch des Rächers, den der schwerbeleidigte Johann von Vršovic wider ihn gedungen, in seinem Lager vor Glogau. Vladislav, der verrätherische Bruder Bořivoj's, bestieg nun den Thron. Aber auch Bořivoj glaubte nun den Augenblick gekommen, um der ihm schmählich entwundenen Gewalt sich wieder zu bemächtigen, und eilte aus Polen, wo er unterdessen im Exil gelebt, nach Prag zurück. Der Empfang, der ihm auf dem Letné-Felde wurde, war ein überaus freudiger. Bald trafen auf diesem Felde unter der Anführung des jungen Wenzel Vitrechtovic auch die Hilfstruppen ein, die sein Schwager Vitrecht ihm aus Meißen zusandte. Auch Vladislav jedoch war unterdessen gegen die Prager Burg gerückt, und es kam unter den Zinnen derselben am 11. Dezember 1109 zu einer mörderischen Schlacht. Zahllose Leichname bedeckten die Wahlstatt. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu, und wenn die persönliche Tapferkeit der beiden Führer hiezu berechtigen konnte, dann wohl auch mit Recht. In der That jedoch war die Palme des Tages auf der Seite des jungen Vitrechtovicen; denn was er gesollt, das hatte er glücklich vollführt, — er hatte sich mit dem Reste seiner Truppen zu seinem Oheim Bořivoj in die Prager Burg geworfen. Daß Vladislav seinerseits seinem Siege keine große Bedeutung beilegte, dies ergab sich wohl am einfachsten daraus, daß er ihn nicht weiter verfolgte, sondern — mit goldgefüllter Hand den Schiedsrichterspruch des deutschen Königs Heinrich anrief. König Heinrich kam nach Rokycan, und, nicht zum ersten- und nicht zum letztenmale in Böhmen, entschied die Gewalt die Frage des Rechtes. König Heinrich entschied zu Gunsten Vladislav's. Dieser weihte seine Regierung mit einem furchtbaren Blutgerichte ein, und Břetislav starb in Ungarn den Tod des Verbannten.

Anderthalb Jahrhunderte später sollte das blutgetränkte Schlachtfeld der Schauplatz eines der glänzendsten Feste sein, welche das Volk Böhmens je gesehen. Přemysl Otakar II., zu Weinachten 1261, feierte seine Vermählung mit der schönen russischen Prinzessin Kunigunde. Ein prachtvoller improvisirter Palast erhob sich auf der Anhöhe über dem Ufer der Moldau, in welchem die Blüthe des böhmischen Adels an reich besetzter Tafel die Becher schwang, indeß das von allen Seiten zu Tausenden herbeigeströmte Volk auf dem schneebedeckten Plane draußen jubelnd sich umhertummelte, und mit lauten Gesängen und Tänzen dem Königspaare sein Hoch ausbrachte und dem mörderischen Froste hohnsprach. Kein ähnliches Fest hat seitdem das Letné-Feld gesehen. Wohl aber ward von den Tagen Zizka's bis auf jene Friedrich's des Großen unter den Mauern Prags kein bedeutenderer Kampf gefochten, an dem [illegible] nicht gleichfalls seinen Antheil gehabt.

Doch wenden wir unsere Blicke weiter hinab gegen den Strom! Da ist es denn zunächst das uralte, am östlichen Abhange des Letné-Feldes und hart am linken Stromufer gelegene Dorf

Buden

mit den nur durch einen schmalen Flußarm getrennten Inseln, das unsere Aufmerksamkeit fesselt. Woher ihm der Name Buden geworden, der zu deutsch so viel wie „Baake“ bedeutet, das wissen wir nicht mehr anzugeben. Doch geschieht desselben unter diesem Namen schon im 11. Jahrhundert, gleichzeitig mit dem Letné-Felde, Erwähnung und besaßen damals bereits in demselben die Vyšehrader Domherren nicht weniger als sechs Ansäßigkeiten. Die Kirche, wie beinahe alle Kirchen aus den Zeiten der ersten Anfänge des Christenthums in Böhmen, dem heil. Clemens geweiht, zählt mit zu den ältesten des Landes, und überging sammt ihrem Stiftungsfonde bereits im J. 1234 in die Verwaltung der Kreuzherren von Zderas, denen der damalige Burgherr von Buden, ein Herr Zdislav, sie überwies. Sie wurde während des dreißigjährigen Krieges von den Schweden zerstört und 1656 von dem damaligen Gutsherrn auf Buden, Grafen Maximilian Valentin Martinic, in ihrer gegenwärtigen Gestalt wiedererbaut. Das Schloß dagegen, in welchem während der Erbfolgekriege im vorigen Jahrhundert Franzosen und Preußen um die Wette arg gehaust, und welches bald darauf ein Raub der Flammen wurde, blieb dem Verfalle überlassen und wurde so ein Schicksalsgenosse des nahen, von einem Grafen Kinsky erbauten prächtigen Sommersitzes Belvedere, das im Jahre 1745 die Miniere des Marschalls von Frankreich, François Marie Herzog von Broglie, zum Besten der Legitimität in die Luft sprengten, und das seitdem aus seinen Trümmern sich nicht wieder erhob. Seinen Ursprung und seine Bedeutung hatte der Ort unstreitig frühzeitig schon der nahe vorliegenden Gruppe der Moldauinseln, und unter diesen wieder zunächst der bedeutendsten von Allen, der

Schützinsel

zu verdanken. Im Laufe der Jahrtausende durch den Rückschlag, den die Gewässer der Moldau bei ihrer jähen Umbiegung gegen Osten hin von dem entgegenstehenden Gehänge des Letné-Hochfeldes erfuhren, in der nächsten Nähe der Umbiegungsstelle mitten im Strombett abgelagert, konnten diese Inseln als erleichternde Vermittler des Ueberganges über den Strom nicht lange unbeachtet bleiben. Es entstanden an beiden Ufern Ansiedlungen von Schiffern und an den Zwischenarmen kamen auch bald Mühlen hinzu. Ansiedlungen auf den Inseln selbst verbot jedoch das lockere, nur wenig über den Wasserspiegel sich erhebende Terrain derselben sowohl, wie die völlige Schutzlosigkeit vor den Gefahren der Überschwemmung. Im Jahre 1282 noch, zur Zeit der großen Sterblichkeit, von welcher Böhmen in Folge des vorhergegangenen Hungerjahres heimgesucht wurde, lagen diese, nur von einigem losen Gesträuche bewachsenen Inseln ganz öde und wurden, nachdem die acht, im Bereiche der Stadt eröffneten Schachten von Leichen bereits ganz erfüllt waren, zu Begräbnißplätzen benutzt. Im Frühjahr 1420 wählte Zizka die umfangreichste dieser Inseln zu seinem

Lagerplatze, und die Prager, nachdem sie die Weiber und Kinder der mit Jubel empfangenen Taboriten in der Stadt untergebracht, bereiteten diesen ihren kriegerischen Gästen hier eine gastliche Unterkunft, wobei wohl ebenso sehr der Mangel an Raum in der von den herbeigeströmten Massen überfüllten Stadt als die nothwendige Kampfbereitschaft bestimmend gewesen sein mochte. Von hier aus auch sofort am 22. Mai setzte der kühne Führer mit seinen Schaaren bei Buden auf das Letné-Feld über, um gegen eine Anzahl böhmischer Herren, die mit zahlreichen Kriegshaufen und einer langen Reihe von Proviantwägen zur Verstärkung der Prager Burg heranzogen, den glücklichen Handstreich bei Ovenec auszuführen, dem sodann die Belagerung des Prager Schlosses durch die Saazer, Schlaner, Prager und Taboriten folgte. Ob die Nutznießung dieser Insel schon vordem oder erst später den ersten Würdenträgern des Prager Communalwesens eingeräumt worden, wissen wir nicht anzugeben. Jedenfalls diesem Umstand aber verdankte sie ihren nachmaligen Namen „Primatoreninsel," sowie ihr später die Ansiedelung einiger nicht gerade im besten Rufe stehenden, aber von der lebenslustigen jungen Prager Welt viel besuchten Wirthschaften den etwas zweideutigen Namen „Groß Venedig" einbrachte. Aus diesem Umstande vielleicht mochte sich noch später die Benützung derselben zu den während des 17. und 18. Jahrhunderts auch in Prag sehr beliebten Thierhetzen, insbesondere Hahnenkämpfen, entwickelt haben, was zu ihrer Bezeichnung „štvanice", Hetzgarten oder Hetzinsel, die Veranlassung gab. Diese nicht sehr zartsinnigen Volksamüsements wurden erst unter der Regierung Kaiser Franzens im J. 1802 eingestellt. Der Name aber, den sie der Insel gegeben, ist dieser bis auf den heutigen Tag geblieben. Quer über die Insel, vom jenseitigen Ufer der Moldau aus dem volkreichen, frisch aufblühenden **Karolinenthal** herüberkommend, spannt sich nun mit ihrem vielbogigen Viadukte die Prag-Dresdner Eisenbahn, um, auch das Letné-feld quer durchschneidend, das linke Ufer des Stromes zu gewinnen und an diesem hin fortan ihren Lauf durch das Elbthal und nach Sachsen fortzusetzen.

Eine schattige Allee von unserem Standpunkte vor dem Sandthore führt uns nun länge des westlichen Saumes des Letné-Feldes mitten in die gartenduftige und clavierwiederhallende Sommerfrische des schmucken

Bubenec.

Mit eine der ältesten Ansiedlungen in der nächsten Umgegend Prags, und wahrscheinlich noch vor diesem bestanden, hatte dieser Ort, der ursprünglich Ovenec geheißen war, — (etwa von dem Wurzelworte ov, Schaf?) — seit unvordenklichen Zeiten bereits einen Theil jener Ländereien ausgemacht, deren Einkünfte als Emolument dem Prager Burggrafenamte zugewiesen waren. Spuren nicht unbedeutender heidnischer Wohnplätze in nächster Nähe sind in neuester Zeit erst, und zwar bei Gelegenheit der Erdarbeiten für die Prag-Dresdner Eisenbahn, aufgedeckt worden. Es fand sich da nämlich im Nordwesten des Orts, in der Gegend zwischen der

Kaisermühle, dem Světíchache und dem Belvarer Strasse eine bis gegen Podbad hinabreichende heidnische Begräbnißstätte, die nach der Schätzung unseres vaterländischen Archäologen P. Krolmus einen Flächenraum von nicht weniger als 160.000 Quadratklaftern umfaßt haben mußte. Die Ausgrabungen, die unter der Leitung des genannten emsigen Alterthumforschers hier vorgenommen wurden, förderten aus den kesselförmigen Gräbern nicht nur Aschenkrüge, die verschiedensten Thierzähne, Geweihe, menschliche Gerippe u. dgl. zu Tage, sondern auch Gegenstände aus Bronze und selbst Fragmente von Werkzeugen aus Stein, somit unstreitig aus einer bis wenigstens zur Mitte des vorigen Jahrtausendes zurückreichenden Zeit. Auch das von der frommen Rompilgerin Mladá, der Schwester Boleslav's II., zu Ende des vorigen Jahrtausends bei der Prager Burg gestiftete Jungfrauenkloster zu St. Georg besaß hier einige Gerechtsame, wie dessen in einer späteren Urkunde vom J. 1228 Erwähnung geschieht. Ein Theil desselben sammt Gründen und Liegenschaften war auch im J. 1320 von dem stets vielen Geldes benöthigenden König Johann v. Luxemburg an die Prager Dompropstei abgetreten worden. Diesem Umstande vielleicht mochte es die alte, dem heil. Gotthard geweihte Kirche des Ortes zu verdanken haben daß sie während der hussitischen Stürme dem streng katholischen Gottesdienste erhalten blieb. Thatsache wenigstens ist, daß, während das große Interdikt zu jener Zeit die Pforten aller Prager Kirchen verschlossen hielt, diese Kirche die fleißig aufgesuchte Zufluchtsstätte der Prager „Mohamedaner" gewesen, d. i. der von den Hussiten damals so zubenanntes glaubenstreuen Katholiken, die allsonntäglich schaarenweise zu derselben herauswallfahrteten, um der erbauenden Wohlthat eines korrekt katholischen Gottesdiensten nicht entbehren zu müssen. In jenen glaubensbewegten Tagen war es ein Bedürfniß des gekränkten Herzens, was die Prager an diesen Ort führte; die materiellbewegte Gegenwart hat an dessen Stelle ein anderes Bedürfniß gesetzt: das der salon- und spekulationkranken Nerven — nach einem Athemzuge frischer Luft. Und so ist denn das ehemalige Asyl der Mohamedaner des Glaubenskreuzes nunmehr das fashionable Asyl der orthodoxen Mohamedaner der Prager Salon- und Finanzkreuzes geworden!

Ein nicht minder beredtes Beispiel seltsamer Wandlung ist uns auch der nordöstlich von dem eben genannten Orte am Nordgehänge des Letné-Hochfeldes gelegene

Baumgarten.

Ein Theil jener mächtigen Forste, die ehemals die Umgegend der Prager Burg bis beinahe dicht an dieselbe heran bedeckten, und in welchen die Landesherren das ausschließliche Jagdrecht ausübten, war dieser, eine Area von über zweihundert Joch umfassende Raum frühzeitig, und wahrscheinlich schon während des 11. Jahrhundertes, mittelst einer weitläufigen Umzäunung zu einem landesfürstlichen Thiergarten abgeschlossen worden. Um die Mitte des zwölften

Jahrhunderts zierte Vladislav II. denselben mit einem, für die damaligen Zeiten prachtvollen Jagdschlosse, das, freilich nach mannigfachen Umbau, noch heutigen Tages besteht. Der Forst ringsum fiel allmählig unter der Axt der Kultur und den gelichteten Boden durchfurchte der Pflug. An dem Gezäune der „obora“ aber machten Axt und Pflug halt. Er blieb dem königlichen Jagdvergnügen durch alle Jahrhunderte hindurch erhalten. Auch zu glänzenden Festen und Kampfspielen wurden die freien, waldumschatteten Plätze innerhalb derselben gerne benutzt, wie uns denn auch die Erinnerung an ein solches — freilich nur bei der guten Absicht verbliebenes — aus den Tagen des allezeit lustig gesinnten Königs Johann von Luxemburg aufbewahrt geblieben. Es war nämlich am Tage St. Johann des Täufers anno 1319, an welchem dies hohe Tournierspiel unter dem romantischen Titel einer „Tafelrunde Arthur's“ hätte abgehalten werden sollen. Die Vorbereitungen dazu übertrafen Alles, was von ähnlichen Erlustigungen hierzulande je erlebt worden. Die Böhmen hatten ja Geld genug und König Johann bekanntlich hatte wenigstens die eine Regierungsgrund, mit dem Gelde seiner Unterthanen nicht zu sparen. Einladungen waren nicht nur an alle Großen des Landes, sondern auch an alle benachbarten Höfe ergangen. Allein der heil. Johann der Täufer kam wohl, nicht aber die auf denselben geladenen Gäste. Mochten sie nicht Zeugen einer verschwenderischen, dem allgemeinen Schmerze hohnsprechenden Komödie in einem Lande sein, das bereits aus tausend Wunden der Enttäuschung blutete, oder hatte sie vielleicht ein — Landwetter abgehalten? Die Blamage war jedenfalls groß und bitter genug, um dem Könige die Freude an seinem Thiergarten gründlich zu verderben. Allein König Johann war nicht der Mann, dergleichen sich sehr zu Herzen zu nehmen. Als er darauf Cyrnec an die Prager Comprobstei abtrat, nahm er den schönen Thiergarten von diesem Handel ausdrücklich aus, und es ist dies in der That eine der wenigen seiner Regierungsthaten, für welche ihm die Nachwelt noch heute zu Dank verbunden geblieben. Seine ganz besondere Vorliebe dem letzten Reste der einstigen Forste wandte Rudolf II. zu. Er ließ zu dem Teiche, den Ferdinand I. im J. 1548 innerhalb desselben hatte graben lassen, um das darin gehegte Wild mit dem nöthigen Wasser zu versorgen, von der Moldau herauf einen eigenen, 1797 Prager Ellen langen Stollen durch den Letne-Berg sprengen, und stellte zur Instandhaltung desselben eigens einen Steiger an, für den er bei Bubna, wo der Stollen begann, ein besonderes k. k. Steigerhaus zu erbauen befahl, ein Werk, dessen Vollendung nicht weniger als volle drei Jahre (1582—84) in Anspruch nahm. Seine väterliche Fürsorge auch für den Hunger der stattlichen Sechzehnender, der feisten Eber und der hörnigen Ure, welche sein königlicher Vorfahr und Vater, Maximilian, zur Komplettirung des forstlichen Ensembles eigens aus Preußen hatte kommen lassen, bewies er durch die Erbauung der Kaisermühle unten an der Moldau, die er ursprünglich und eigens zu dem Zwecke hatte einrichten lassen, damit die armen Thiere hier täglich ihren gehörig aufgeschütteten Futtertisch fänden. Die Kaisermühle,

zu welcher er überdies im J. 1585 mit großen Kosten einen Weg durch den Felsen sprengen ließ, wurde von nun an einer seiner Lieblingsaufhalte, und wenn er nicht gerade in seinem Marstalle spazieren ritt, oder in der nahen, gleichfalls von ihm errichteten k. k. Steinschleiferei dem Poliren kostbarer Edelsteine zusah, erfreute er sich hier mit Wohlbehagen an der Fütterung seiner zahmen Thiergartengäste. Auch eine schöne Badegrotte bei dieser Mühle ließ er errichten, 1594, zu welcher der italienische Steinmetz Antoni die Arbeiten lieferte. Bei Gelegenheit der Reichsversammlung, welche Kaiser Rudolf im Jahre 1613 nach Prag ausgeschrieben, um über die ihm von seinem Bruder, dem Könige Mathias von Ungarn, angethanen Injurien Beschwerde zu führen, gaben die beiden Erzherzoge Ferdinand und Maximilian den versammelten Churfürsten von Mainz, Köln und Sachsen, sodann den Herzogen von Baiern und Braunschweig nebst ihren Ministern in den prachtvoll ausgeschmückten Räumen dieser Lieblingsmühle des Kaisers eine glänzende Tafel, wobei zugleich eine große Fütterung des Wildes produzirt wurde. Aber auch des Thiergartens selbst, wurde aber diesem neugeschaffenen Lustort nicht vergessen. Um den Zugang zu demselben annehmlicher zu machen, wurden in der Umfassungsmauer sechs Thore geöffnet, und vom Sandthore gegen das Lustschloß, 1614, eine stattliche Lindenallee angelegt. Im J. 1689 ließen die Stände, als die eigentlichen Eigenthümer des Thiergartens, mitten im Teiche die noch vorhandene künstliche Insel aufwerfen, diese mit einem schmucken Tempel zieren, und das Lusthaus mit dem sogenannten Leopoldinischen Saale aufführen. Kaiser Leopold I., dem zu Ehren Alles dies geschehen, bewies den Ständen für ihre Aufmerksamkeit seinen Dank, indem er bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Prag denselben an Ort und Stelle ein großartiges Bestschießen gab. Herrliche Volksfeste fanden hier auch hundert Jahre später bei Gelegenheit der Krönungen Leopold's II. und Franzens II. statt. Von ihrem ursprünglichen Charakter indeß und ihrer ursprünglichen Bestimmung hatten der Thiergarten sowol wie die Kaisermühle mittlerweile Manches, und schließlich Alles eingebüßt. Den ersten Anstoß dazu hatte schon die Schweden- und Sachsenwirthschaft während des dreißigjährigen Krieges gegeben. Die Kämpfer der Glaubensfreiheit glaubten unter anderem sich auch die Freiheit herausnehmen zu dürfen, die Insaßen des königlichen Geheges für vogelfrei anzusehen. Eine schauderhaft wilde Vernichtungsjagd brach gegen die armen Thiere los, und als man zu Münster und Osnabrück Frieden machte, geschah dies eben noch zurecht, um dem letzten Edelwild im Lubeneder Thiergarten eine kurze Gnadenexistenz zu sichern. Bald hatte dieser vollends aufgehört, seinen Namen noch länger mit gutem Anstand führen zu können, und mußte daher auf denselben verzichten, um von nun an nurmehr schlechtweg mit dem eines „Baumgartens" sich zu begnügen. An die Wasserleitung machten sich im J. 1742 die Franzosen und thaten ihr Möglichstes, um sie recht gründlich zu zerstören. Auch das Verdienst, die schöne, mehr als hundertjährige Lindenallee hinwegzurasiren, wollten sie sich nicht entgehen lassen. Was die Axt ihrer Pioniere nicht fällte, daran hängten

ihre Profoßen ihre Diebe. Was endlich die Franzosen allenfalls noch aufrecht gelassen, dem machten die Preußen den Garaus, und so fand denn das neunzehnte Jahrhundert von der ehemaligen Herrlichkeit des königlichen Thiergartens sowohl, wie der kaiserlichen Mühle nur mehr die verkommenen Reste vor. Jenen, freilich in der veränderten Gestalt eines modernisirten Parkes, dem öffentlichen Vergnügen wiedergegeben zu haben, ist eines der schönen Verdienste der humanen Oberstburggrafen aus den ersten drei Jahrzehenden unseres Jahrhunderts und unter diesen wieder vor Allem der beiden Grafen Chotek. Dem Grafen Johann Rudolf v. Chotek verdankt die verschüttete Wasserleitung ihre theilweise Wiederherstellung, der Leopoldinische Saal seine Renovirung und die schönen Fresken, die ihn seit 1803 zieren. Ihm auch haben wir den Schatten der schönen Pappel- und Kastanienallee zu verdanken, die nun an die Stelle der freilich noch weit schöneren Linden getreten; seinem Sohne dagegen, dem kunstsinnigen und naturfreundlichen Grafen Karl, die prachtvollen Blumenanlagen, die vielfach sich kreuzenden Schattengänge, den Fahrdamm, so wie überhaupt die von allen zartempfindenden Prager Herzen nicht dankbar genug anzuerkennende Vollendung der Umwandlung dieses ehemaligen Zwingers röhrender Sechzehnender und brüllender Ure in den anmuthigen Aufenthalt flußflötender Nachtigallen und das trauliche Asyl liebeschwärmerischer Gemüther, das er nun ist. Die schöne Kaisermühle hat zu ihrer ehemaligen Glorie sich nicht wieder erhoben. Das Mühlrad stampft Lumpen für die Tagespresse, diese kolossale Futterungsanstalt der großen Masse. Die Sammlung schöngeschliffener Steine, die oben außerhalb des Schloßes in den Gemächern des Ferdinandeischen Pavillons in schönster Ordnung aufgestellt gewesen, wurde, als diese Räume in ein artilleristisches Laboratorium umgewandelt wurden, als werthloses Gerölle in Karren hinausgeführt und in den Graben der nahen Mariencschanze hinabgeschüttet, wo sie den Straßenjungen ein willkommener Fund für die Schleuder ward und wahrscheinlich auch gänzlich den Weg aller Kieselsteine geflogen wäre, hätte der geringe Rest nicht noch zeitlich genug in den Sälen des böhmischen Museums ein rettendes Asyl gefunden. Die Badegrotte ist ein Kühlkeller für Bier und Salat geworden, und nur wenn am Osterdienstag alljährlich die Jünger der Prager Bekleidungskunst auf dem alten Letné-Felde ihren „Strohsack" celebriren, wiederhallt auch die alte Kaisermühle von einem schwachen Nachhall aus ihren jungen Tagen. —

Wir nehmen Abschied von der nächsten Umgebung Prags und schreiten rüstig nordwärts weiter, die Belvarer Strasse entlang, entgegen jenem weißen Kirchlein, das dort am Saume des Horizonts von grünender Höhe als Wegweiser uns entgegenwinkt. Es ist dies eine der ältesten geweihten Stätten im ganzen Lande, als deren Stifter uns die Sage jenen frommen, um die Erhöhung des Christenthums in Böhmen ganz besonders verdienten Herzog Boleslav nennt, dem auch der bischöfliche Stuhl zu Prag seine Errichtung verdankt. Zu jener Zeit nämlich übten in den Prager Urwäldern nicht nur bissige Eber, sondern auch blutgierige Wölfe und

tatzige Bären ihr althergebrachtes Heimatsrecht aus. Von einem derlei zotigen Ureinwohner nun wurde der fromme Herzog auf einem seiner weidmännischen Streifzüge hier mitten in der Wildniß überfallen. Der Kampf zwischen dem fürstlichen Pionnier der Cultur und dem erbosten Vertheidiger des alten Hausrechts war ein sehr ungleicher und würde zweifelsohne einen für den Ersteren sehr bedauerlichen Ausgang genommen haben, hätte nicht rechtzeitig der heil. Mathias, in dessen Schutz angesichts so verzweifelter Lage der fromme Weidmann sich empfohlen, sich ins Mittel gelegt. Vor seiner Erscheinung sank das Unthier bewältigt zu Boden und gab sein Hausrecht sowohl wie auch sein Leben auf. Der dankbare Fürst aber weihte seinem Erretter an Ort und Stelle eine Kapelle. Sieben Jahrhunderte bewahrte diese das Angedenken an das wunderbare Ereigniß, bis im J. 1770 der Prager Domprost Franz X. Strachovsky von Strachovic an ihrer Stelle das nunmehrige freundliche Kirchlein erbauen ließ, dem freilich im Sommer 1838 ein höchst pietätloser zündender Blitz nicht unbedeutenden Schaden gethan.

An demselben vorüber und zur Seite der Eisenbahn längs des linken Moldauufers weiterwandernd, erreichen wir bald den nördlichen Saum des Prager Hügelgeländes, den hier der felsige Durchbruch markirt, mit welchem von da ab bis Kralup die Moldau durch das mächtige Schieferplateau ihren Weg sich weiter erzwingt. Hier auch ist es, wo im Mai 1757 Friedrich der Große eine Schiffbrücke über die Moldau schlagen ließ, um sich mit den Truppen Schwerin's und Bevern's, die längs des jenseitigen Ufers gegen Prag rückten, zu vereinen. Schwere Tage folgten hierauf für Prag. Wir werden später ihrer noch gedenken. Für diesmal ladet uns der Pfad, der zu unserer Linken hier von der Straße sich abzweigt, zur Fortsetzung unserer Wanderung durch die „wildromantische"

Šarka

ein, und wir wollen nicht zögern, dieser Einladung nachzukommen. Wir überschreiten den Bach, der mit der malerischen Thalschlucht, die wir eben zu durchwandern gedenken, den Namen theilt, und dieselbe von Südwesten herab ihrer ganzen Länge nach durchrieselt, unfern von seiner Einmündung in die Moldau. Eine kurze Strecke hierauf geleiten uns noch die zwischen buschigen Baumgruppen zerstreut gelegenen Häuser des Dorfes **Podbab**. Das Mathiaskirchlein grüßt uns wieder von seiner luftigen Höhe herab, die Hügel hinter unserem Rücken schließen an einander, und die friedliche, von keinem Laute gestörte Einsamkeit des Thales hält uns umfangen. Zu beiden Seiten die grünbekleidete, durch die röthlich verwitternde Hornblende stellenweise eigenthümlich schattirte Grauwackenhügelkette; an ihren Gehängen die wohlgehaltenen Obstgärten; an ihrem Fuß die grünwallende Thalsohle; diese mittenhindurch der im Sonnenschein flimmernde Bach; dazu vielleicht aus dem, in schroffen Felswänden sich auftürmenden Hintergrunde die Töne einer Hirtenpfeife; bald dar-

auf, nachdem wir fürderschreitend aus einer etwas engeren, gegen Süden gekehrten Thalumbiegung hervorgetreten, die anmuthig überraschende Wandelung des Gemäldes: im abgeschlossenen Umkreis ringsumher die zu beiden Seiten amphitheatralisch auseinander weichenden, bereits höheren und nur von vereinzelten Birkenständen gekrönten Hügelketten; zur Linken dort im südlichen Hintergrunde der überragende sogenannte „Rothe Berg," einst das finstere Haupt dieser Urwaldeinsamkeit, nun gleichsam der sonnige Hort des freundlichen Thales; ihr gegenüber die sanfteren, gleichfalls nur zum Theil bewaldeten Abhänge zur Seite der Johanniskapelle; dann die Mühle dort am Rande des Baches und unfern ihr das malerisch an den schattigen Hintergrund sich lehnende Lustschlößchen, endlich das gastliche, mit seinem Schilde getreulich seine ciceronische Pflicht übende Erfrischungshäuschen „Zur Šárka" — — wir begreifen ganz wohl, wie eine, der beklemmenden Atmosphäre der dunstigen Stadt entronnene Brust hier freier und glücklicher aufathmen und bei etwas erregter Phantasie in die (noch nicht geschauten) Thaltiefen von Schwyz und Appenzell sich versetzt fühlen kann, zumal . . . an einem comptoirfreien Sonntag! Eine solche Brust wahrscheinlich auch hat dem bei aller Fülle seiner Herrlichkeiten doch nur bescheidenen Thale das geradezu ironisch klingende Prädikat der „böhmischen Schweiz" octroyirt. Es sei ihr vergeben von des Ueberschwanges ihres Enthusiasmus wegen! Wer wollte auch ein, von den beiden Zaubertränken „Himmelblau" und „Saatengrün" berauschtes Gemüth für das Ueberschreiten der Zollinie erlaubter Hyperbeln verantwortlich machen? Indeß ist das, was wir bis jetzt kennen gelernt, doch nur der idullische Theil des Thales, die sogenannte „Kleine Šárka," welche man von den zarten Lippen feinsinniger Prager Naturfreundinnen zuweilen auch „Zahme Šárka" benamsen hören kann, im unstreitig logischen Gegensatze nämlich zu der zweiten Hälfte desselben, der sogenannten „Wilden Šárka," welche wir noch erst kennen zu lernen haben. Nach kurzer Wanderung zwischen den nunmehr wieder enger an einander rückenden Abhängen betreten wir sie. Schroff und ernst zu beiden Seiten stieben die kahlen Kieselschieferwände hinan, die in der Urzeit mit ihren schwarzen, klippigen Massen die Grauwacke hier durchbrochen, um verdüsternd über sie emporzuragen. Nur an den wenigen Stellen, wo die Felsenmassen in seltsam geformten Gruppen auseinander treten, hat einiges Strauchwerk sich angesiedelt, und nur einzelne Flächen bekleidet der bescheiden duftende Quindel oder auch ein leichter Rasen. Bäume, und darunter vorwiegend die genügsame Birke, haben nur am Fuße der felsigen Massen und hie und da an den schroffen Abschüßen Wurzel gefaßt. An die Stelle der lachenden Anmuth der Thalschlucht ist mit einemmale der strenge Ernst der Gebirgsschlucht getreten. Immer steiler indeß, je weiter wir vordringen, drängen die schwarzen Felsenwände sich an uns heran. Immer spärlicher wird die Vegetation und beinahe etwas unheimlich der Eindruck des gesammten, den Griffel des Malers so sehr anziehenden Ensembles, bis mit einemmale, nachdem wir bisher stets westwärts gewandert, der Zug des Gekluftes sich mit jäher Biegung

gegen Osten zurückwendet, um den Zugang in die enge labyrinthische Hauptschlucht uns kaum noch zu gestatten. Nur indem wir, nicht ohne Aufwand alles unseres turnerischen Könnens, über Stock und Stein hinwegsetzen, bald mitten durch den Bach waten und bald trotz leichtfüßigen Gemsen an den schroffen Abhängen hinklimmen, vermögen wir tiefer durch diese fatalistische Stätte vorzudringen, welche in der That ganz eigens von der Natur dazu produzirt worden zu sein scheint, um misanthropischen, besinnungsberauschende und haßerzeugende Zaubertränke brauenden Hexen zum sympathischen Etablissement zu dienen.

Und in der That, es hat auch einmal in den Tagen, oder vielmehr in den Nächten grauer Vorzeit eine Hexe, und noch dazu eine sehr gefährliche, hier ihr Laboratorium gehabt! Wenigstens berichtet so unser trefflicher Karl Egon Ebert, der als Dichter der „Blasta" hoffentlich in der Lage war, dies aus sicherster Quelle zu wissen. Diese liebenswürdigste aller Damen nämlich besaß ein Geheimniß, um das *Arthur Schopenhauer, wenn er damals gelebt hätte, sie gewiß beneidet haben würde,* nämlich das, durch einfache Kunststückchen der unversöhnlichen Entzweiung beider unerläßlichen Hälften des Menschengeschlechtes die weitere Existenz des Ganzen unmöglich zu machen. Hätte er sich mehr wünschen können, um das Ideal seiner Philosophie erreicht zu sehen? Zu ihr auch, hier an diese Stätte nahm Blasta ihre Zuflucht, um ihre ruchlosen, schopenhauerischen Pläne auszuführen. Der alten Hexe kam dies wie erwünscht, und wär' es nach ihrem Kopfe und nach ihrem Gebräu gegangen, so hätte bald das letzte Weib über dem Graben des letzten Mannes gejubelt. Viel des Unglücks ist dazumal geschehen. Was die Frauen der Gegenwart auf einem weiten (und oft sehr kostspieligen) Umwege dadurch erzielen, daß sie ihre Männer zur Verzweiflung treiben, das erreichten Blasta und ihre Gefährtinnen auf eine kürzere (und jedenfalls viel billigere) Art, indem sie den Männern ohne viel Federlesens das mörderische Eisen gleich selbst in die Brust stießen. Eine grauenerregende Historie dieser Art soll sich auch in unserer Thalschlucht zugetragen haben, und auf den es dabei gemünzt war, niemand Geringerer, als Herr Ctirad, einer der treuesten und weisesten Räthe des Herzogs Premysl, gewesen sein. Was dieser ehrenfeste Herr, außer daß er eben ein Mann war, den Damen von Dévin zu Leide gethan, das wußten damals nur die Götter allein, und noch heutzutage wissen es nicht einmal die Gelehrten. So viel nur ist gewiß, daß, als eines Tages der Herzog seinem wackeren Rath den Auftrag gab, sich nach dem Orte Kopanina zu begeben, um daselbst den zwischen zwei Edlen ausgebrochenen Streit beizulegen, die Damen dies alsbald erfuhren und ihren teuflischen Anschlag darnach faßten. Der genannte Ort nämlich liegt unfern dieser Thalschlucht, jenseits ihrer nördlichen Hügelkette und des Waldes Dzbán, und der Weg dahin mußte sonach Herrn Ctirad durch dieselbe führen. Hier nun, in diesem Kußnacht, sollte ihm aufgelauert werden. Allein es war den Damen auch bekannt worden, daß Herr Ctirad, gewitzigt durch das herbe Geschick, das von Frauenhand schon manchen seiner Freunde erreicht, die Vorsicht

gebraucht habe, auf so gefährliche Fahrt nicht ohne zahlreiches, wohlbewaffnetes Gefolge sich zu begeben; ein Umstand, der immerhin sein Bedenkliches hatte und im Hauptquartier auf Dèvin der Meinung die Oberhand sicherte, daß man eines Erfolges dießmal weit eher von einer fein angelegten List als von der bestgeführten Streitaxt sich versehen müsse. Die Inscenesetzung derselben übernahm eine der Schlimmsten des Bundes, Śárka mit Namen, ein Ausbund, wie die Chronik versichert, von Verwegenheit und weiblicher Tücke nicht allein, sondern auch „eine aus der Maßen mit weiblichen Schönheitsreizen begabte Madonna." An Ort und Stelle angelangt ließ diese dann von ihren Gefährtinnen, davon sie übrigens nicht weniger als „neunundvierzig Mann" mit hatte, vor Allem hart am Wege mittelst Stricken sich an einen der Baumstämme binden, vergaß auch nicht, ein Hüfthorn sich umhängen und einen Krug verzauberten Methes neben sich ins Moos stellen zu lassen. So harrte sie, einer Spinne gleich im Netze, ihres Opfers, indeß ihre Arrièregarde sich hinter einen nahen Felsenvorsprung in den Hinterhalt gelegt. Es währte auch nicht lange, und lautes Rossegestampf verkündete die Herankunft des Herrn Ctirad. Sofort nun erhob die „schöne Madonna" ein jammervolles Klagegeschrei, daß es selbst den Bäumen und Felsen um sie her, wenn sie welche gehabt hätten, die Herzen im Leibe hätte zum Schmelzen bringen müssen. Herr Ctirad seinerseits, der ein Herz, und zwar ein sehr leicht zu schmelzendes, allerdings sein nannte, hielt bei dem Anblicke der schönen Unglücklichen sein Roß an, und erkundigte sich theilnahmsvoll nach der Ursache dieser ihrer ebenso befremdlichen als peinvollen Lage. Unter einem Strome natürlichst geweinter Thränen erzählte ihm die „schöne Madonna," sie sei die Tochter des edlen Okořim, habe sich auf der Jagd in dieser Wildniß verirrt, und wie sie von den Mägden der scheußlichen Vlasta, da sie dazu sich nicht herbeilassen habe wollen, das ihrem Herzen widerstrebende Metier einer Männerfeindin zu ergreifen, an diesen Baum gefesselt worden sei, allwo sie nun dem grausen Tode entgegensehe. Tiefbewegt ob solchem Martyrium der Weiblichkeit entfesselte Herr Ctibor die „schöne Madonna" und bat, sie zu sich auf sein Roß heben zu dürfen, damit er sie zu ihrem Vater zurückbringen könne. Unter neuerlichen Thränen — diesmal des Dankes — nahm die schöne Erlöste das Anerbieten des Edelsten aller Männer an, erklärte sich jedoch ihrer ohnmachtgleichen Erschöpfung wegen für den Augenblick unfähig davon Gebrauch zu machen. Eine kleine Labung thue ihr zuvor noth, und auch ihrem edlen Retter werde eine Erfrischung aus ihrem Methkruge gar wohl thun. Herr Ctibor war nicht der Mann, der eine solche Einladung, zumal wenn sie von schönen Lippen kam, zu widerstehen vermocht hätte. Er stieg daher ab, machte im Moose an der Seite der holden Wirthin sich es bequem und sprach ihrem Methe nicht nur selbst wacker zu, sondern gönnte davon auch einem jeden seiner Reisigen ein Schlückchen. Nun forderte die „schöne Madonna" ihn auf, doch auch einmal den Klang ihres trefflichen Hüfthornes zu probiren. Herr Ctibor mochte um keinen Preis der Welt ungalant erscheinen. Er nahm das Horn — er blies, — —

in dem Augenblicke aber brachen die Neunundvierzig aus dem Hinterhalte hervor, hieben sein vom Zaubermeth betäubtes und Fliegen gleich, die Fliegenschwamm genossen, umhertaumelndes Gefolge nieder, nahmen ihn selbst gefangen und führten den Gefesselten mit Siegesjubel nach der Mägdeburg. Das Schicksal, das hier seiner harrte, war kein anderes, als so vieler Tausende seiner Vorgänger. Aus den Felsen der Thalschlucht hinter ihm aber erscholl ein höllisches Freudengelächter, von dem nicht zu zweifeln, daß der Teufel in eigener Person es gewesen, der es angestimmt; wie behauptet wird, über das Gelingen der schmählichen Unthat, wie wir selbst aber beinahe glauben möchten, — über das empfindsame Herz des Herrn Ctibor! Indeß, wir müssen uns leider für nicht genug bewandert in „Faust's Höllenzwang" bekennen, um in dieser wichtigen Frage uns ein entscheidendes Urtheil anzumassen, und uns damit begnügen, lediglich die Thatsache zu konstatiren, daß von jener Stunde an unsere Thalschlucht den Namen der „schönen Madonna" führe und „Šárka" heiße.

Hiemit sind wir aber zugleich am Ende, oder um geographisch richtiger zu sprechen, am eigentlichen Anfang der Schlucht angelangt, und es erübrigt uns nur noch, des überraschenden Anblicks zu genießen, der uns, nachdem wir mit einigen kühnen Sätzen bis an die äußerste Pforte vorgedrungen, für den Schluß unserer Wanderung durch dieselbe aufbehalten geblieben. Nicht neue gigantische Felsenmassen, nicht gähnende Schlünde und grausenerregende Abgründe; die schwarzen Kieselschiefermassen zu beiden Seiten enden plötzlich wie abgeschniten, und vor unseren Augen ausgebreitet liegt fluren-, baum- und dörferbedeckt die liebliche Hügellandschaft zu Füssen der Abhänge des Weißen Berges im Westen von Prag! Würden wir in dem Bache, der durch sie, vom fernen Westen herab, friedlich und unscheinbar uns sich entgegenwindet, die unwiderstehliche Kraft des Elementes vermuthen, das Jahrtausende lang gegen diese Felsen ankämpfte, bis es sich den Weg durch sie in das Bett der Mutter Moldau gebahnt?

Schweigend lassen wir den Blick über die lachende, vom Abendroth überglühte Landschaft schweifen. Wie still und in seligen Frieden gewiegt sie vor uns ruht! Und doch! Welch' lange Reihe von ernsten Gestalten taucht drüben am Horizont über dem Saume des Weißen Berges in die dunkelnde Abendluft empor? Priester mit der Pflugschar, . . Priester mit dem Kreuze in der einen und dem Schwerte in der anderen Hand, . . Könige, . . Kaiser, . . blutende Heerschaaren in wild entbranntem Kampfe, . . eine zweite Hunnenschlacht, in der ein Volk . . . . doch es ist eine lange, lange Reihe und eine lange, lange Geschichte! . . . . Die Nacht ist hereingebrochen und — — — wir kehren zu den beiden Hütten zurück, die mitten in der eben durchwanderten Wildniß vorsorgliche Gastlichkeit zum Heil aller müden Šárkawanderer errichtet, um bei einem erfrischenden Labtrunk und dem Geschnurre eines urvorweltlichen Dudelsacks den Tag zu beschließen.

II.

Jung und harmlos iſt die Natur, der Menſch nur altert.

Platen.

Wir haben den Armen des Schlummers und dem Schauplatze des hinterliſtigſten aller Attentate ſchöner Madonnen uns entwunden, und erklimmen, zu unſerer Weiterwanderung den Fahrweg wählend, der von der Prager Seite her das Šárkathal quermitten durchſchneidet, um jenſeits desſelben in die entferntere nördliche Umgebung der Hauptſtadt ſich fortzuſetzen, in ſonniger Morgenfriſche und vorüber an der bereits erwähnten Johanniskapelle die Höhe jenes uns gleichfalls bekannten Schieferplateau, das, vom fernen Weſten aus den Bürglitzer Forſten herniederkommend, zwiſchen Podbab und Kralup vom Moldaubette durchbrochen wird, um bald darauf unter den Plänerflächen des jenſeitigen Elbegeländes ſich zu verlieren. Es iſt dies einer der älteſten Wege Böhmens, den wir wandeln, die Heerſtraße, auf welcher die Schaaren Neklan's einſt gegen die Saazer und nach verlorener Schlacht der heldenmüthige Čeſtmir gegen den widerſpenſtigen Vlaſtav hinauszogen, etwa gegen das Ende des 8. oder zu Anfang des 9. Jahrhunderts, — die „große Landſtraße," die einſt die Prager Burg über Ounětic mit dem uralten Levý Hradec verband, und an welche die autentiſche Erinnerung uns noch in einer Urkunde vom Jahre 1132 aufbewahrt geblieben. Wir verfolgen, von der neuen Straſſe, die ſich nordweſtlich über das fruchtbare Plateau gegen Horoměřic zieht, ablenkend, ihren wahrſcheinlich einſtigen Verlauf nordöſtlich gegen das in einer kleinen Seitenſchlucht der Šárka idylliſch gelegene Dörfchen

Lyſolaje,

— im 13. Jahrhunderte ein von Premyſl Otakar II. beſtätigtes Benefiz des Sakriſtans der Prager Domkirche, welches demſelben nebſt noch anderen Gütern in ſeiner Eigenſchaft als Cuſtos des Grabes des heil. Wenzel zuſtand, und ſpäter ein Beſitzthum des Prager Burggrafenamtes, zu deſſen Appertinentien es als ein Theil der landſtändiſch-oberſtburggräflichen Güter auch noch jetzt gehört — und wenden uns von da durch das Gefilde nördlich bei dem Dörfchen

Buchýdol

der erſt in den Jahren 1845 und 1846 von Podbab in das Schlaner Gelände hinausgeführten Straſſe zu. Zur Zeit der Stiftung desſelben bereits war dieſes

inmitten trefflicher Obstgärten freundlich gelegene Dorf Eigenthum des Jungfrauenklosters zu St. Georg auf dem Prager Schloßberge. Es wechselte später wiederholt seine Besitzer, bis es endlich im Jahre 1679 aus dem Eigenthum eines Herrn Johann Kaspar Proy von Geißelberg und Findelstein in das des Benediktinerstiftes Emaus in der Neustadt Prags überging. In geringer Entfernung nördlich hinter dem Dorfe schimmert aus grünendem Baumgebüsch eine kleine, dem heil. Wenzel geweihte Kapelle in die saatenbedeckte Ebene nieder, neben welcher seit dem Jahre 1807 die Ordensmitglieder des genannten Stiftes ihre gemeinsame Begräbnißstätte haben.

Malerisch aus der Eintönigkeit des von fruchtwallenden Ackergründen und vereinzelten Obstbaumständen bedeckten Übergangschieferplateau erhebt im Westen des Dorfes der kahle

Ziegenrücken

seine bis zu 1018 Fuß emporstrebenden dunklen Kieselschiefermassen. Wir erklimmen ihn auf einem von der Strasse sich abzweigenden Seitenpfade, und lassen, ehe wir weiter ziehen, unsere Blicke noch einmal zurück über die eben durchwanderte Landschaft schweifen. Zu unserer Rechten, am Südwestabhange unseres Bergrückens liegt uns dann das gebüschumschlossene, dem Prämonstratenserstifte Strahow gehörige Dorf

Horomětic.

Es war diesem Stifte gleich bei dessen Gründung von König Vladislav II. geschenkt worden und ist seitdem mit nur zweimaliger kurzer Unterbrechung —, einmal im 15. Jahrhundert während der hussitischen Stürme, und das anderemal im 16., als Abt Johann IX. es verkauft hatte —, nachdem Abt Johann Loheline, der nachmalige Erzbischof von Prag, es im Jahre 1598 wieder zurückgekauft, bis auf den heutigen Tag bei demselben verblieben. In gerader Linie von diesem Dorfe und unter dem Südabhange des Ziegenrückens hinweg zieht sich die Strasse mit ihrer schattigen Doppelbaumreihe quer über das Plateau bis an den südlichen Saum desselben hin, um von da ab unseren Blicken in der Tiefe der Šarkaschlucht zu entschwinden. Jenseits der Strasse, am Fuße des dichtbewaldeten

Džbán,

der höchsten, bis zu 1189 Fuß sich erhebenden Kieselschieferklippe der Šárka, lagert sich in anmuthiger, waldumschlossener Terrainvertiefung das Dorf

Ubnušic,

gleichfalls seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bereits Eigenthum des Stiftes Strahow, und nur während des 16. Jahrhunders einige Dezennien lang im Besitze der Jesuiten des Prager Clementinums. Demselben nordwestlich gegenüber, am Fuße des Knězeveser, bis zu 1080 Fuß emporstrebenden Kieselschieferstockes gewahren wir das kleine, zerstreut gelagerte Dörflein

Lepenine,

das wir schon früher, als wir das tragische Schicksal des Herrn Ctibor erzählten, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Die alte, im Jahre 1779 für immer geschlossene und seitdem dem Verfalle überlieferte Kirche in diesem Orte soll ursprünglich die heil. Ludmilla, die fromme Großmutter und Erzieherin des heil. Wenzel, erbaut haben. Urkundlich ist dargethan, daß es Anfangs des 13. Jahrhunderts bereits einen eigenen, dem damaligen Dekanate von Orechov subordinirten Pfarrer hatte. Im J. 1572 wurde es von Kaiser Maximilian II. den Jesuiten anstatt einer Baarzahlung von 300 Schock meißnischer Groschen, welche laut des Stiftungsbriefes Kaiser Ferdinand's I. die königliche Kammer jährlich an dieselben zu bezahlen verbunden war, pfandweise überlassen, sieben Jahre darauf aber schon denselben auf ihr Andringen von Rudolf II. ins vollständige Eigenthum abgetreten. An die Zeiten ihrer Oberherrlichkeit erinnert noch im Orte eine der heil. Ludmilla geweihte Kapelle, die sie im Jahre 1712 erbauten. Nach der Aufhebung des Ordens der Jesuiten im Jahre 1773 wurde das Dorf mit der Herrschaft Tuchoměřic dem Ferdinandeischen adeligen Convict auf der Neustadt Prags zugewiesen.

Zwischen den beiden letzgenannten Orten hindurch eröffnet weiter gegen Südwest sich uns die Aussicht über das saatenreiche Gelände des bis zu 1189 Fuß sich erhebenden **Melniker Quadersandsteinplateau**, hinter welchem endlich die waldigen Kuppen des **Karabinský-Gebirges** den Horizont begränzen.

In gerader Richtung vor uns hin schweift das Auge über die Moldaukluft hinweg über die jenseitige Fortsetzung des mehrgenannten Schieferplateau, an dessen Saum, als letzter Hort gleichsam, aus dichtem Waldesdunkel der **Ladové** sein bis zu einer Seehöhe von 1128 Fuß emporstrebendes Kieselschieferhaupt erhebt.

Zu unserer Linken gegen Nordost hin folgen unsere Blicke dem Laufe des Ounětícer Baches bis an dessen Einmündung in die Moldau. Dort im gartengleichen Gelände längs des Stromufers liegt das ausgedehnte und volkreiche

Roztok,

seitdem die Eisenbahn daran vorüberführt, ein frischaufblühender und vielbesuchter Sammelpunkt der Prager Sommerausflügler und Villegiaturfreunde. Seinen Namen verdankt der Ort zweifelsohne dem durch die vorliegende Insel veranlaßten Auseinandertritte — roztok — des Stromes in zwei Arme, von deren einem sich auch noch eine kleine schmale Bucht abscheidet, die ehemals eine zweite Insel umfaßt zu haben scheint. Vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges hatte das Gut, dessen Mittelpunkt dieser Ort mit seinem uralten, in Castellform erbauten und ehemals mit einem Wassergraben umgebenen Schlosse ist, seine Besitzer vielfach gewechselt. Bei Gelegenheit der großen Enmasse-Confiscation nach der für Tausende von Adelsfamilien verhängnißvollen Weißenberger Schlacht wurde auch es, als ein der protestantischen Ritterfamilie Bořina von Lhota gehöriges Besitzthum als dem königlichen

Fiscus verfallen erklärt, und darauf von dem obersten Leiter des Gegenreformationsgeschäftes in Böhmen, dem kaiserlichen Commissarius und Statthalter Fürsten Karl von Lichtenstein, für ein Geringes käuflich an sich gebracht. Im Besitze der Nachfolger dieses zu jener Zeit in Böhmen ebenso gefürchteten als omnipotenten Herrn blieb es als Fideicommiß bis zu Anfang dieses Jahrhundertes. Im Jahre 1803 sodann erwarb es der reiche, nachmals in den Adelstand erhobene Prager Advokat Dr. Josef Löhner durch Kauf gemeinschaftlich mit seinem Schwiegervater, dem damaligen Professor der Rechte an der Prager Universität, Dr. Josef Mader, um es vier Jahre darauf für sich allein in den ungetheilten Besitz zu übernehmen. Von ihm nach seinem im J. 1837 erfolgten Tode erbte es sein Sohn Dr. Ludwig v. Löhner. Eine tiefe Wehmuth überkommt uns bei der Nennung dieses Namens! Er erweckt in uns die Erinnerung an nicht minder schmerzliche und düstere als freudvolle und schöne Tage. Ausgezeichnet durch Geist und Wissen zählte Ludwig Löhner in den dreißiger Jahren zu den verheißungsreichsten Zierden des damaligen deutschböhmischen Poetenkreises. In der bei den Söhnen Apoll's sonst so äußerst seltenen und für geistiges Schaffen doch so höchst unschätzbaren Lage, des niederhaltenden Druckes der materiellen Sorge gänzlich enthoben zu sein, verzichtete er auf jede öffentliche Laufbahn, und zog sich, um seinen dichterischen Bestrebungen ungetheilt leben zu können, zu Anfang der vierziger Jahre in die Einsamkeit des menschenwogenden Wien zurück. Ungestört und nur in einem engsten Kreise verwandter Geister sich bewegend, hing er hier seiner Muse nach, bis der Sturm des Jahres 1848 auch hin von der Mappe seiner Dichtungen hinweg auf die hochgehende See der Politik trieb. Er betrat als Abgeordneter für Rumburg die Paulskirche in Frankfurt und nahm als Abgeordneter für Saaz seinen Platz im constituirenden Reichstage zu Wien. Hervorragend durch ein gewaltiges, oft bis zum erschütternden Pathos sich erhebendes Rednertalent, flößte er jedoch um diese Zeit schon durch seine aufreibende Thätigkeit und durch die verzehrende Glut, mit welcher er sich derselben hingab, seinen Freunden die ernstesten Besorgnisse ein. Sie bewährten sich bald als nur zu sehr begründet. Zu viel Poet und zu satt getränkt aus dem vergiftenden Kelche des Weltschmerzes, hatte er der düstersten Anschauung der Dinge sich in den Arm geworfen. Seine Reden glichen oft dem Sturme, der dem Weltuntergange vorausbrausen will. Sein Körper brach darüber sichtlich zusammen, sein Haupthaar bleichte binnen weniger Monate und seine Stimme klang zuletzt wie aus dem Grabe. Vielleicht ahnte er es, wie nahe er demselben stand. Verfolgt von den düstersten Bildern, die er sich von der Zukunft machte, verließ er mit dem Umschwung, welchen die Dinge bald darauf nahmen, Oesterreich, und irrte, körperlich und geistig wahrhaft tief unglücklich, in die Welt hinaus, um unter einem milderen Himmelsstriche Genesung und Sammlung zu suchen. Er sollte sie nicht mehr finden. An der Küste des Mittelmeeres zu Marseille nahm ihm der erlösende Tod am 12. Mai 1852 die Last des Lebens ab, die zu tragen er in der besten Blüthe des Mannesalters bereits

zu schwach geworden war. Die Sammlung seiner dichterischen Schöpfungen unter dem Pseudonym Ludwig von Morain war jahrelang vorher schon in Leipzig zur Veröffentlichung gelangt. Ludwig Löhner stand mit seiner politischen Gesinnung in der vordersten Reihe der Vorkämpfer des Großdeutschthums. Soll man es eine Ironie des Schicksals nennen, daß er in seinen Knaben- und Jünglingsjahren wohl zu tausendenmalen an der Stätte gewandelt, an welche in Böhmen eine der ältesten und kostbarsten Erinnerungen altčechischen Lebens und altčechischer Kultur sich knüpft, ja daß er später selbst Herr und Gebieter dieser Stätte war? Dort im Norden, unfern von Roztok und zu demselben gehörig, in einer engen, in das Moldauthal ausmündenden und von einem kleinen Bache durchrieselten Thalschlucht liegt das Dörflein **Zálbo** und am Ausgange desselben, auf einem steil gegen das linke Moldauufer sich absenkenden, nur von der Seite des Dorfes zugänglichen kleinen Felsenrücken das ehrwürdige Kirchlein von

Lewý Hradec.

Es ist ein kleines, bescheidenes, mitten im rundummauerten Dorffriedhofe gelegenes Kirchlein mit ganz gewöhnlichem Giebeldache und einem nicht viel höheren kuppelförmig eingedeckten seitlichen Thurme, dessen schmuckloses, nicht einmal in architektonischer Hinsicht etwas Bemerkenswerthes bietendes Aeußere ebensowenig wie Innere den Beschauer die hohe Bedeutung der Stätte vermuthen lassen würde, die sein Fuß betritt. Das schlichte Gemäuer ist nach wiederholten früheren Nachbesserungen ein Umbau, vielleicht sogar größtentheils ein Neubau aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Noch spätere Renovirungen erfuhr es ihm J. 1751, wie die auf dem Dachboden von den Maurersleuten damals notirte Jahreszahl es bekundet. Das Altarblatt, das nach Einigen das Kirchlein in seiner ursprünglichen Gestalt, nach Anderen den Ort vorstellen soll, an welchem der heil. Kyrill, als er den Chasaren das Christenthum predigte, in der Krim die Reste des im J. 102 daselbst als Märtyrer in den Flammen umgekommenen heil. Clemens aufgefunden, ist eine, in neuester Zeit erst von dem Prager Maler Gruß renovirte Arbeit Karl Skreta's. Die wenigen noch erhaltenen Leichensteine ringsumher bezeichnen wahrscheinlich die Ruhestätten einiger der ehemaligen Besitzer des Gutes Roztok und reichen über das 16. Jahrhundert nicht zurück. Und doch ist es der Odem der grauesten Vorzeit des čechischen Stammes, der Geist des bedeutsamsten Momentes in dessen culturhistorischer Entwickelung, der in diesem Raume weht! Hier an dieser Stelle, unfern dem alten **Libčhrad**, dessen letzten Mauerrest wir an demselben Ufer weiter stromabwärts auf schroffer Felsenzinne gewahren, dem anmuthigen, ihren Namen tragenden Aufenthalt Libušens, und gegenüber dem nicht weit landeinwärts am jenseitigen Ufer gelegenen **Přemyslin**, der Burg ihres Gatten, Přemysl des Pflügers, stand einst die Burg Levý Hradec, als deren Erbauer die Tradition diesen Ahnherrn des glorreichen Geschlechtes der Přemysliden gleichfalls nennt, und der er,

wahrscheinlich im Gegensatze zu seiner, am rechten Ufer des Stromes gelegenen älteren Burg ihren Namen, „die linkseitige Burg," gab. Hier zu seinen Zeiten noch, als um die Hauptburg einer besonderen Župa, hatte eine volkreiche, gegen die Landseite zu von dreifachen Wällen und Gräbern umfaßte städtische Ansiedelung im Schutze seiner Burg sich niedergelassen. Sie blühte rasch empor, und war mit Prag, mit welchem sie bald um den Vorrang rivalisirte, durch die bereits erwähnte „große Heerstraße" verbunden. Hieher vor Allem wandten sich die Saazer in ihrem Su-

(Die Kirche zu Levý Hradec.)

prematiekampfe mit den Pragern. Die wohlbefestigte Stadt widerstand ihren Mauerbrechern und rettete vielleicht Prag so seine künftige Bedeutung und Größe. Hier glaubte Neklan, dem Unterliegen nahe, sich für geborgen halten zu dürfen, während Čestmir mit dem Aufgebote des letzten Restes der Prager Macht dem Hause Přemysl's das Uebergewicht und den Sieg errang, den er mit seinem Tode besiegelte. Diese Stätte, nachdem er im J. 871 mit seiner Gemalin Ludmilla die Taufe genommen, erkor Bořivoj I. als die würdigste und vor heidnischen Gewaltthätigkeiten gesichertste, als er zwei Jahre darauf an derselben Stelle, welche noch das gegenwärtige Kirchlein einnimmt, die erste christliche Kirche Böhmens baute, und an derselben den vom heil. Methodius ihm zugesandten Priester Paulus Kraich als den ersten Pfarrer in Böhmen anstellte, — ein Umstand, aus dem wohl mit Recht auf den vor allen

anderen vorgeschrittenen Culturgrad der Bewohner jener Stadt geschlossen werden darf. Hier aus allen Gauen fanden die edelsten Lechen mit ihren Angehörigen zu einem ebenso glänzenden als frommen Hofe sich ein, um in der Bekennung zur neuen Lehre den großen, immer noch widerstrebenden Massen des Volkes als Beispiel voranzugehen. Von hier endlich, heimgekehrt aus der Schule zu Magdeburg, bestieg im J. 985 der Sprosse eines der mächtigsten Geschlechter des Landes, der nachmalige Preußenapostel, St. Adalbert, der erste Eingeborene, den bischöflichen Stuhl zu Prag. Ein eigenes Mißgeschick, nachdem die alten Götter vor dem Kreuze ins ewige Exil gezogen, schien jedoch über den alten, noch aus den heidnischen Tagen stammenden Burgen und Städten zu walten! Nicht nur in der Anschauung der göttlichen Dinge waren Form sowol wie Wesen anders geworden, auch die Grundlagen des Lebens, des Hauses, der Familie, sowie überhaupt des gesammten Schaffens und Waltens hatten eine völlige Umwandlung erfahren, und führten mit der raschen Verallgemeinung der neuen gesellschaftlichen Prinzipien hier zum Verlassen bisheriger Wohnsitze, dort zur Gründung von neuen. Die Anlage von Kirchen in erster Linie trug hiezu nicht wenig bei. War das Volk bisher gewohnt gewesen, seine Götter an Felsenaltären auf weitausschauenden Bergesgipfeln oder im heiligen Schatten dunkler Lindenhaine zu verehren, so versammelte das Mysterium der Messe die Gläubigen nun in dem geschlossenen geweihten Raume der Kirche. Die Verfolgungen, welchen die neue Lehre anfänglich, und zwar noch auf lange hinaus, ausgesetzt gewesen, hatte die Errichtung solcher gottesdienstlichen Stätten entweder im Innern bereits vorhandener Burgen, oder, wo dies nicht ausführbar war, unter dem Schirm von Wällen und Gräben auf den abseitigen Vorsprüngen nicht sehr leicht zugänglicher Felsenrücken als räthlich erscheinen lassen. Es waren kleine Castelle, wie denn auch die Priester mit diesem nahe liegenden Namen sie bald bezeichneten, und derselbe im Munde des Volkes als „kostel“ bis auf den heutigen Tag noch sich erhalten hat. Die Bedürfniße der Glaubensübung und der besseren Sicherheit machten sie zu Anziehungspunkten neuer Niederlassungen, — wie denn noch heute gerade die ältesten Ortschaften ihre Kirchen meist gerade in ihrer Mitte haben, — indeß manche feste Burg und mancher volkreiche Ort darüber entvölkert und dem Verfalle überlassen wurde. Die Raschheit, mit welcher dieser Prozeß an manchen Orten von Statten ging, ist wahrhaft erstaunlich. Kaum mehr als ein Jahrhundert war seit der Erbauung des ersten christlichen Gotteshauses verstrichen und der Vater der böhmischen Geschichtsschreibung, Bischof Kosmas, nannte die alte Burg Krok's bereits einen mit Bäumen besetzten Platz, die Stelle der einst so mächtigen Burg der Kazi bezeichnete nur mehr ein riesiger Grabhügel, Tetin stand verwaist, und Libušin, die urbs tunc potentissima, „die dazumal noch so mächtige Stadt“, war zu einem unansehnlichen Dorfe herabgesunken. Auch Burg und Stadt Hradec, wiewohl hier offenbar auch noch andere Anläße zu Grunde lagen, sollten diesem Schicksale nicht entgehen. Galt es vielleicht das frischaufstrebende Prag von

einer nicht gerade gern gesehenen Nebenbuhlerschaft zu befreien, oder — sollte wirklich der Mangel an Trinkwasser auf dem übrigens nicht sehr hohen Felsen daran Schuld gewesen sein? Genug, der Hort, den sie innerhalb ihrer Mauern bargen, vermochte sie nicht vor dem völligen Untergang zu retten, dem sie geweiht waren, und, schien er auch zu zögern, so war er doch bald genug vollendet. Im Jahre 1232 nannte bereits der Priester Zbihněv in dem nahen Ounětic in einer von ihm niedergeschriebenen Urkunde Levý Hradec einen locus ad aratrum — eine Stätte für den Pflug. „Locus vero terrae," fährt er fort, „in ipso castro est," — der Ort dieses Ackergrundes aber ist im Innern der Burg selbst! Nur die Fragmente einer Treppe, die in neuerer Zeit ausgegraben worden und hie und da ein Bruchstück alten Gemäuers sind mehr die Reste all' der ehemaligen Herrlichkeit, die tausendjährige Ahnin aller Kirchen Böhmens aber ihr fortdauerndes Denkmal.

Wenden wir nun unserer Wanderung westwärts vom Ziegenrücken uns weiter zu! Zu unserer Rechten im Thalgrunde des zahlreiche Mühlen treibenden Ounéticer Baches bleibt uns

Ounětic,

über das einst die mehrerwähnte große Heerstraße von Prag nach Levý Hradec führte, mit seiner bereits im 13. Jahrhundert bestandenen, im J. 1770 aber wieder neuerbauten Kirche und der seit dem J. 1808 daselbst bestehenden Gruft der Domherren des Prager Domkapitels, das auch bis zum J. 1848 die Grundobrigkeit des Ortes war; — zu unseren Linken

Statinic,

das alte Stativnice, einst eine Präbende der dem Jungfrauenkloster zu St. Georg zugetheilten Priester, für welche diese, die sich zuweilen auch den Namen „Domherren von St. Georg" beizulegen pflegten, die geistlichen Funktionen bei dem genannten Kloster zu verrichten hatten; seit Karl IV. in weltlichem Besitz, und damals namentlich eines reichen Prager Bürgers, Namens Budek; später abwechselnd Eigenthum verschiedener bald religiöser Körperschaften, bald Laien, darunter eine Zeitlang auch des Grafen Rudolph von Spork und gegenwärtig der Grafen Khüenburg! — und weiter aufwärts im selben Thalgrunde das volkreiche, zu beiden Seiten des Baches malerisch gelegene Dorf

Luchomitic,

einst der Hauptort und Amtssitz einer der schönsten und einträglichsten Herrschaften, welche die Jesuiten von Ferdinand II. in Böhmen besaßen. Im 16. Jahrhundert hatte dieselbe den Herren Sluzky von Chlum gehört und war von den Letzten derselben, Heren Johann Sluzky von Chlum, im J. 1618, kurz vor dem Ausbruche

der großen, auf den Kampf um Sein und Nichtsein sich vorbereitenden protestantischen Erhebung an Herrn Heinrich Otto von Wartenberg verkauft worden. Ein eifriger Katholik und treuer Anhänger des Kaisers hatte dieser sofort nach der Wahl Friedrich's von der Pfalz zum Könige von Böhmen das Land verlassen. Der Fiskus darüber hatte alle Güter des Emigrirten und darunter auch Tuchoměřic eingezogen. Der Sieg der sogenannten Gegenreformation führte ihn wieder in seine Rechte ein, worauf er noch im selben Jahre, 1621, den eben erst ins Land berufenen Jesuiten die Herrschaft Tuchoměřic als Zeichen seiner besonderen Verehrung für einen verhältnißmäßig sehr geringen Kaufpreis abtrat. In dem Uebereifer, mit welchem er den kaiserlichen Restaurationscommissarien darauf in Verfolgung des protestantischen Landvolkes zur Hand war, fand Herr Heinrich Otto von Wartenberg bei Gelegenheit der im J. 1626 in der Gegend um Kaurim ausgebrochenen Erhebung der protestantischen Bauern von der Hand eines derselben den Tod. Die Jesuiten aber erweiterten die billig erworbene schöne Herrschaft bald durch neue Zukäufe, namentlich des benachbarten Stiedokluky, und erfreuten sich der reichen Einkünfte derselben bis zu der bekannten Bulle vom J. 1773, worauf Tuchoměřic gleich der übrigen großen, auf viele Millionen geschätzten Masse ihrer Liegenschaften dem für religiöse und Unterrichtszwecke gegründeten sogenannten Religionsfonde zufiel. An die Tage der Grundherrlichkeit dieser seiner einstigen geistlichen Herren und Gebieter hat Tuchoměřic übrigens nicht Ursache sich mit Klagen zu erinnern. Sie widmeten demselben stets ihre besondere Pflege, erwarben sich manch bleibendes Verdienst um die Bodenkultur und zierten es um die Mitte des 16. Jahrhunderts mit einem hübschen Schloße und bald darauf mit einer schönen, nach dem Modell ihrer eigenen Clemenskirche, zu Prag erbauten Kirche, welche selbst in künstlerischer Beziehung mit manchem Werthvollen auszustatten sie nicht unterließen.

Vor uns, nachdem wir bei dem kleinen Dorfe, das den seltsamen Namen „Černý vůl" — **Der schwarze Ochs** — führt, den Ounětícer Bach überschritten, breitet sich zu beiden Seiten der Strasse zwischen diesem und den Dörfern

Přílepy,

Kamyk, Neulomic und **Zyrkuč**, dann südlich von den Kieselschieferfelsen der 1064 Fuß hohen **Hajnice** und nördlich von der Kuppe **Pobid** begränzt das interessante altslavische Grabgefilde aus, welches bei Gelegenheit des Strassenbaues in den Jahren 1845 und 1846 zu Tag gelegt zu haben, gleichfalls ein Verdienst unseres unermüdlichen Archäologen P. Krolmus ist, und unseres Wissens das weitläufigste, das im Bereiche Böhmens bisher aufgedeckt worden. Gleich etwa vierthalbhundert Schritte von dem außerhalb des Dorfes rechts an der Strasse gelegenen Wirtshause, auf dem „Na Bečkolách" genannten Felde stoßen wir auf die erste heidnische Grabstätte, die hier, von der Strasse mitten durchschnitten, sich bis an den Bach hinab erstreckt; eine Viertelstunde weiter auf eine ähnliche zweite; bei Přílepy sodann

nördlich am Fuß des Hügels Stálka auf eine dritte; eine Viertelstunde hinter Prilepy am Abhange des Teyřin auf eine vierte; dann abseits der Strasse am Fuße des Pobid auf eine fünfte; unweit von dieser gegen Süden an den Abhängen der Horka auf eine sechste und wieder unfern der letztern auf den Darda-Aeckern bei Kamyk auf die siebente! Wie dichtbevölkert in alten Tagen mußte dieses Gelände sein, durch welches einst die Gränzmarken des Prager Gebietes über Tuchoměřic, Stiedokloky, Hostoun, Unhošt und Svárov an die Ufer der waldumragten Mies hinabzogen, und wie weit zurück nach dem Zeugnisse der hier ausgegrabenen Denkmale längst abgestorbener Culturepochen reichen diese Tage! Da fanden sich in den kesselförmigen, rohüberwölbten, mit halbgebranntem Letten ausgekleideten Gräbern Aschenkrüge von der rohesten und primitivsten Gestalt neben schöngeformten und selbst sinnreich verzierten; Geräthschaften und Werkzeuge von Stein, Knochen und Thon, neben bronzenen und eisernen; Haarnadeln aus Bein und Bronze neben Schmucksachen aus Kupfer und Gürteln aus Eisen; beinerne und steinerne Waffenstücke neben eisernen Hufen und mächtigen Schwertern. Selbst ein Blick in die höchst primitive Manipulation sollte uns hier gestattet sein, mit welcher unsere Vorfahren, und was uns wahrscheinlicher dünkt, ihre Vorgänger schon in den hier aufgefundenen kleinen, nicht minder primitiven Werköfen ihre Erze schmelzten. Welche lange Reihe von Jahrhunderten ließ ihre deutlichen Fußstapfen hier zurück! Welche Siege des Fortschritts sind über diese Stätte hingeschritten! Sie werden uns, wenn wir erst das benachbarte Kohlengelände betreten haben werden, dessen erste Vorboten uns bereits in den Kohlenhalden bei Prilepy mahnten, in ihrer vollen Größe entgegentreten!

Einen Blick noch indessen vom Pobid nordwärts über das Schlachtfeld Čestmir's bei **Turske**, dessen Hintergrund, 1040 Fuß über der Meeresfläche, die Kieselschieferfelsen bei **Kozinec** säumen, und unsere Wanderung weiter verfolgend wenden wir uns auf dem Feldwege über Neutomic vorerst gegen Westen, dem kleinen, in einem malerischen, von einem raschströmenden Bächlein durchrauschten Nebenthale des Zákolaner Baches gelegenen Dörflein

Okoř

zu, um unter den Ruinen des gleichnamigen alten Schlosses daselbst eine kurze Rast zu halten. Malerisch und romantisch! Es sind dies traurige Prädikate, die in den meisten Fällen von den Bauwerken vergangener Zeiten nur durch das Schicksal des Verfalles und der Verlassenheit erworben werden. Die fesellosen Konturen, die den Künstler entzücken, sie sind die Zeichen der Auflösung aller Bande der Existenz, des Todes, des Verwesens; die weltabgeschlossene, von keinem Laute gestörte Einsamkeit mit ihren grasüberwucherten Schwellen, schutterfüllten Gemächern und moosbekleideten Mauern, die empfindsame Seelen mit poetischen Wonneschauern erfüllt, sie ist nur Zeuge, daß der Fuß, der diese Schwellen einst betreten, diese Gemächer

durchwandelt, ihnen längst die Ferse gewiesen, das die weit weniger empfindsame Welt, dem Zuge veränderter Interessen folgend, sich von ihnen gewandt, um sie dem Nachgericht des Verderbens zu überliefern. Und ist das Maß alles dessen zugleich das Maß des Malerischen und der Romantik, dann steht das Schloß Okoř in Beidem voran, denn das Verderben ist hier mit wahrhaft beflügelter Eile geschritten! Wohl schon zu Anfang unseres Jahrtausendes, wiewohl wir die erste urkundliche Nachricht darüber erst aus dem dritten Jahrzehend des 13. Jahrhunderts haben, und zwar in einer Urkunde der damaligen Aebtissin Agnes, hatte die Veste Okoř mit den weitläufigen dazu gehörigen Gründen dem Kloster der Benediktinerinen zu St. Georg auf dem Prager Schlosse gehört. Herzog Boleslav, der Bruder der frommen Gründerin dieses Klosters, hatte nicht gesäumt, dasselbe aufs Reichlichste auszustatten. Wir haben auf unserer Wanderung bereits mehrere Orte kennen gelernt, die demselben eigen waren, und jene Urkunde nennt nicht weniger als 129 Vesten, Burgen und Dörfer, deren Erträgnisse dem Unterhalte der frommen Klosterdamen gewidmet waren, wozu noch die Zehnten kamen, welche die Insaßen aus 38 anderen Ortschaften in den Haushalt derselben abzuliefern hatten, eine Summe von Revenuen, die für jene Zeiten eine wahrhaft fürstliche genannt werden konnte, und den edlen Jungfrauen gewiß volle Muße gönnte, sich ungetheilt ihren frommen Bußübungen hinzugeben. Schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts indeß war außer anderen Besitzungen dieses wohlausgestatteten Klosters auch Okoř in weltlichen Besitz übergegangen. Im J. 1340 namentlich erscheint als Besitzer desselben ein Prager Bürger, Namens Nikolaus Rokycan, einer der geld- und daher auch ansehen- und einflußreichsten seiner Zeit. Er war der Sohn des reichen Meinhard von Rokycan, der, nachdem er aus dieser seiner Vaterstadt nach Prag übersiedelt war, durch glückliche merkantile und finanzielle Unternehmungen daselbst bald zu einem der ersten Kauf- und Geldherren sich emporgeschwungen. Er saß von 1312 bis 1322 zu wiederholten Malen im Rathe der Prager Schöffen, besaß mehrere Häuser und ausgedehnte Grundstücke, und in seinem Buche standen der Adel, die Klöster, die Gemeinden und selbst der König als Schuldner, obwohl dies gerade bei dem, in der Wahl seiner Gläubiger nicht sehr wähligen Könige Johann, nicht eben viel auf sich hatte. Möglich, daß auch Okoř in Folge eines solchen Schuldpostens in den Besitz seines Hauses kam. Eine noch hervorragendere Stellung in der dazumaligen Prager Handels- und Finanzwelt nahm sein Sohn Nikolaus ein. Er war Liferant des Königs und hatte bei demselben namentlich für holländische Tücher bedeutende Posten zu fordern, und ging in handelspolitischen Missionen nach Ungarn und Polen. Er bekleidete in Prag wiederholt die Ehrenämter eines Aeltesten und Schöffen und übte im Vereine mit seinen nicht minder reichen Brüdern Meinhard und Wenzel und seinen Vettern Ulrich, Bolek und Johel auf den Gang der städtischen Angelegenheiten einen oft maßgebenden Einfluß aus, wie wir ihn denn z. B. selbst im J. 1340, wiewohl er in diesem Jahre keinerlei Gemeindeamt bekleidete, bei

Okoř.

Nakladatel J. L. Kober v Praze. Verlag von J. L. Kober in Prag.

einer wichtigen Angelegenheit nebst einer Anzahl anderer angesehenen Bürger von den Schöffen besonders zu Rathe gezogen sehen. Er besaß außer Okoř auch noch die Burg Libodržic nebst ausgedehnten Liegenschaften im heutigen Chrudimer Kreise, und widmete in seinem Testamente einen Theil seines immensen Vermögens zur Gründung eines neuen Nonnenklosters zum heil. Geiste in der Altstadt Prags. Was er für die Burg Okoř gethan, ist uns nicht bekannt, wiewohl es nicht unwahrscheinlich ist, daß der reiche bürgerliche Burgherr es nicht versäumt haben wird, von dem Glanze seines Reichthums auch ihr Manches zu Gute kommen zu lassen. Ebenso wenig wissen wir, ob er, oder erst sein Nachfolger es gewesen, der den Adelstitel von derselben erworben. Als König Wenzel IV. im J. 1403, aus seiner Wiener Gefangenschaft zurückgekehrt, die sämmtlichen von seinem Bruder Sigismund mittlerweile eingesetzten Beamten beseitigte und mit völliger Umgehung des Herrenstandes sich mit einem neuen, durchaus dem niederen Adel entnommenen Rathe umgab, wählte er den Ritter Nikolaus von Okoř, wahrscheinlich den Enkel des Letztgenannten, zu seinem Landesunterkämmerer. Ebenso, nachdem er im J. 1411 mit Sigismund sich versöhnt, betraute er ihn nebst dem Churfürsten Rudolf von Sachsen, dem Patriarchen von Antiochien, dem Bischof von Olmüz und noch sechs anderen seiner Begünstigten mit der Stipulirung der Bedingnisse, unter denen er auch mit dem Erzbischof, dem Clerus und dem päpstlich gesinnten Adel sich aussöhnen wollte. Die von diesen Vertrauensmännern mit dem Erzbischofe als dem Haupte der Papisten vereinbarte Formel begann mit den Worten: „Der Erzbischof unterwerfe sich dem Könige, seinem Herrn und Gebieter, und rufe dessen Gnade an; zugleich schreibe er an den Pabst und thue ihm zu wissen, daß es in Böhmen weder irgend eine Irrlehre, noch irgend welches Ketzerthum gebe." Der Erzbischof bekanntlich anerkannte weder die königliche Autorität, noch schrieb er den Brief, und Ritter Nikolaus von Okoř, mittlerweile zum Oberstlandesschreiber in Böhmen erhoben, mußte seine eifrigen Bemühungen um die Erhaltung des Friedens also gescheitert sehen; die im Tode Hus'ens und in den Schrecken des darauf folgenden Bruderkrieges sich offenbarenden welterschütternden Folgen des erzbischöflichen Wortbruchs aber erlebte er nicht mehr. Nach seinem Tode auf Grund eines noch bei Lebzeiten geschlossenen Vertrages überging Okoř auf Herrn Heinrich Lefel von Lažan, der es jedoch seinerseits schon im J. 1416 dem reichen Prager Apotheker Ludwig Angeli käuflich abtrat. Ein prononcirter Gegner der national-religiösen Bewegung scheint dieser Mann, unbeschadet des Rufes, den seine seltsamen Pflanzen und heilkräftigen Droguen im ganzen Lande genoßen, den Verfolgungen von Seite der aufgeregten Massen ganz besonders ausgesetzt gewesen sein. Er wurde genöthigt, sein Schöffenamt niederzulegen, und als im Mai 1420 die Schlaner mit den Saazern und Launern gegen Prag zogen, ließen sie die Gelegenheit sich nicht entgehen, neben dem etwa anderthalb Stunden im selben Thale südwestlich gelegenen **Makotkas** auch in Okoř plündernd und verwüstend einzufallen. Die Lage des so arg Verfolgten mußte unter

dieſen Umſtänden eine ziemlich ſchlimme geworden ſein, da bald darauf der vorſichtige Oberſtlandſchreiber Nikolaus Lobkovic von Haſſenſtein, auf Grund einer Schuld, die er bei ihm außenſtehen hatte, auf Okoř Hand legte und es erſt im J. 1465 ſeinem Rechtsnachfolger und muthmaßlich Schwiegerſohne, Vořivoj von Lochovic, gelang, das in Beſchlag genommene Gut aus den Händen des Sohnes des mittlerweile verſtorbenen Occupenten im Wege eines langwierigen Prozeſſes zu erlöſen. Auf wie lange, iſt uns unbekannt, denn ſchon in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts finden wir Okoř im Beſitze der benachbarten Martinice auf Smečno. Herr Hynko Vořita von Martinic hatte es im J. 1516 von einem Herrn Johann von Dohna gekauft und ſein Neffe Vok darauf die utraquiſtiſche Seitenlinie „Martinic auf Okoř“ gegründet. Neu aufblühend ſah nun Burg Okoř wieder eine zeitlang die belebten Tage eines herrſchaftlichen Hofhaltes. Allein ſchon 1590 mit dem Sohne des Gründers, Herrn Johann Vořita von Martinic auf Okoř, ſtarb dieſe Linie aus, und Burg Okoř in der Perſon des nachmals mit dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges ſo verhängnißvoll verknüpften Stammhalters des Hauſes, Jaroſlav Vořita, fiel an die katholiſche Hauptlinie und in neuerliche Verlaſſenheit zurück. Als dieſer um die Reſtauration in Böhmen ſo vielſeitig verdiente Herr im J. 1649 ſtarb, vermachte er die bereits ſehr ſchadhaft gewordene Burg mit ſammt allen dazu gehörigen Liegenſchaften ſeinen Freunden und Schützlingen, den Jeſuiten, die den neuen Erwerb nun alsbald mit Tuchoměřic vereinten. Eines beſonderen Wohlgefallens indeß ſcheint unſere Burg von Seite ihrer neuen Herren ſich nie zu erfreuen gehabt zu haben. Sie richteten zwar, vornehmlich um dem gottesdienſtlichen Bedürfniſſe der Dorfinſaſſen zu genügen, in einem der unteren Geſchoße des fünf Stockwerke hohen Thurmes eine dem heil. Wenzel geweihte Kapelle ein, allein die weitläufigen Flügel, die hohen Säle, die geräumigen Gemächer blieben dem lautloſen aber ſtätigen Walten der Verödung überlaſſen. Nachdem im J. 1773 der Orden aufgehoben, die Kapelle geſchloſſen und das ganze Beſitzthum dem mehrerwähnten Religionsfonde übergeben worden war, war es da bereits unheimlich und öde genug, um die Phantaſie des Volkes zur Bevölkerung dieſer Räume mit den fabelhafteſten Geſtalten einzuladen. Es iſt ſeitdem noch öder, noch unheimlicher geworden. Mit raſender Eile fährt hier die Zerſtörung durch die glasloſen Fenſter, verſchütteten Gänge und verfallenen Gelaſſe und bröckelt Stein um Stein ab, um ihn über den Felſen hinabzurollen, und — die Dorfinſaſſen haben dabei treulich mit Hand angelegt! Halb Okoř, wie es heute iſt, ſagt man, ſei Dach von dem Dache und Mauer von den Mauern ſeiner ehemaligen Schirmburg, und der Wanderer, der dieſe heute ſieht, muß darauf gefaßt ſein, übers Jahr im Dorfe unten vielleicht eine neue Scheune, an dem Leibe der unglücklichen Ruine aber ein Stück Ringmauer, Zinne oder Thurm weniger zu ſehen.

III.

— — Slana dum pinguem conspicit agrum.
Mauritius Vogt.

Wir lenken unsere Schritte querfeldein über das Dörfchen **Zájezd** der Leipziger, oder wie man sie gemeinhin und wohl auch bezeichnender nennt, der Prag-Karlsbader Strasse zu. Vorüber an dem stattlichen, im J. 1700 von der Großherzogin Maria Anna von Toskana erbauten Schloße **Buštěhrad**, in welchem Karl X. von Frankreich während der dreißiger Jahre der Gastfreundschaft Oesterreichs genoß, und über Toskanisches Domänenterritorium fortwandernd, — es kam nach dem Tode des Herzogs Julius von Sachsen-Lauenburg durch dessen Tochter, die eben genannte Gemalin Johann Gaston's von Medicis als Allod an das großherzogliche Haus — haben wir bald **Stelčoves** und **Brandýsek** erreicht, und hinter letzterem Orte das mächtige **Pchery-Zelenicer Quadersandsteinplateau** erklommen. Die Landschaft, über welche von der Höhe dieses Plateau sich uns die Uebersicht eröffnet, ist eine von der bisher durchwanderten sowohl ihren äußeren Formen, als, wir möchten sagen, ihrem inneren Wesen nach gänzlich verschiedene. Der liebliche Wechsel von Thal und Berg ist verschwunden, an seine Stelle die Eintönigkeit des kleinen Hügels und der beinahe tafelförmigen Hochfläche getreten, die, nur hie und da von dem Rinnsale eines Baches durchbrochen, von den Ufern der Moldau bei Kralup in kaum merklicher terassenförmiger Steigerung bis zu den Höhen oberhalb Kladno's sich hinanstreckt, dort im Norden begränzt von den fruchtbaren Plänerebenen der Elbe und der Eger, hier im Süden von den Gesänken des Mittelgebirges und den erzreichen Zbirover und Bürglitzer Revieren. Es ist dies

Das Kralup-Kladnoer Kohlengebiet,

das unter seiner unscheinbaren Sandsteindecke den gewaltigen Nerv des rüstigen Schaffens einer neuen Aera birgt, die mittelböhmischen Steinkohlenflötze, das Lebenselement einer jungen, im riesigen Maßstabe sich entwickelnden Industrie, deren umbildender Einfluß auf die Gestaltung der materiellen Verhältnisse selbst des ganzen Landes fürs erste noch gar nicht abzusehen ist. Jetzt schon ist dieses Gebiet vermittelst einer Schienenbahn, welche die beiden Endpunkte desselben, **Kralup** und **Kladno**, verbindet, und vor einer großen Anzahl derlei Anstalten den sich selbst rühmenden Vorzug hat, zu den rentabelsten zu zählen, in das große europäische Verkehrsnetz hinein bezogen, und eine Fortsetzung derselben führt zu den südlich vom letzteren Orte eröffneten reichen Eisenlagern bis **Sušic**. Lange Reihen von Rauch-

ſäulen, hier bei **Votvovic** und **Vrtovic**, zu unſeren Füßen zu Brandyſek, dort bei Buštěhrad und Kladno, geben Zeugniß von der regen Geſchäftigkeit, welche in die vor Kurzem noch ſo ſtille Landſchaft eingekehrt und kennzeichnen mit ihren hochragenden Schlotten die Stätten, wo keuchende Dampfwerke die verkohlten Maſſen urweltlicher Vegationen zu Tage fördern, lautpochende Hämmer, ſtürzende Gewäſſer und burgenähnliche Hochöfen ſie dem erzbezwingenden Menſchengeiſt dienſtbar machen, während den Ueberfluß Tauſende von Karren auf beflügeltem Gleiſe den Werkſtätten entfernter Landſtriche zuführen. Wie dies Gelände ſo vor uns ausgebreitet liegt, iſt es eine verkörperte Bewähr des alten, ewig untrüglichen Wahrwortes: „Hilf dir ſelbſt!“ Es ſchmelzt mit ſeinen eigenen Kohlen ſein eigenes Erz, es ſchafft aus dieſem wiederum die gewaltigen Gliedmaſſen der Maſchinengiganten, mit denen es jene aus dem Schoße der Erde hebt und hat daraus die Schienen und Räder geformt, die Beiden die Bahn in die weite Welt geöffnet. Noch vor anderthalbhundert Jahren hatte von dem Vorhandenſein der unermeßlichen Schätze in dieſem Gelände ſo wenig irgend Jemand eine Ahnung, daß ſelbſt der umſichtige P. Mauritius Vogt, der die Schätze von Gold, Silber, Smaragden, Jaſpiſen, Rubinen, ja ſelbſt Diamanten, von denen er ganz Böhmen förmlich unterpflaſtert ſich dachte, nicht genug zu preiſen vermag, in ſeiner Beſchreibung des Königreichs Böhmen ausdrücklich bedauert, daß „dieſem Creis die Waldungen und Steinkohlen abgehen dann man ſelbſt mit Streh nicht nur heizen und kochen, ſondern auch bachen müſſe.“ Erſt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begann man die zufällig aufgefundene ſchwarze Scholle hie und da in den häuslichen Bedarf einzuführen. Im Jahre 1788 belief ſich die Zahl der bei Buštěhrad nur ganz nebenher betriebenen Gruben auf nicht mehr als drei, und ſelbſt im J. 1817, als bereits die bei Vrapic, Radnic, Votvovic und Schlan erſchloſſen waren, belief ſich die Ausbeute aus allen zuſammen auf noch nicht mehr als etwa 500.000 Centner. An einen Abbau im Großen und zu induſtriellen Zwecken dachte damals noch kein Menſch. Erſt dem Eifer zweier Männer, und das noch ein volles Vierteljahrhundert ſpäter, war es vorbehalten, die unerſchöpflichen Kohlenſchätze Böhmens, wenn auch nicht gerade in der Form von Diamanten, aus ihrer vorweltlichen Klauſur vollends zu erlöſen. Der Eine war der Mineralog Zippe, dem vor Allem das Verdienſt gebührt, den Schatz geiſtig entfeit zu haben, indem er über den Erdboden die Linien zog, innerhalb deren er gebannt liegen mußte; der Andere der ſchlichte Bergmann Jan Baùa, dem das nicht mindere Verdienſt zufallen ſollte, die Reſultate der theoretiſchen Forſchung mit ſeinem, von Kindheit auf in den Kohlengruben geübten, gleichſam inſtinktirten Scharfblicke erſt recht zu beleben. Es iſt ein ſchönes, einer beſonderen Beſchreibung in einem Volksbuche würdiges Stück Leben, das dieſer Mann von der Stunde durchgemacht, als er in der Nähe von Kladno, abſeits von der Stelle, an welcher auf des gelehrten Profeſſors Rath auf Regierungskoſten eingemuthet worden, an einem von ihm erſehenen Platze auf eigene Fauſt und Gefahr das

Grabscheit anlegte, bis auf den Tag, an welchem er nach jahrelangen Sorgen, Mühen und wechselvollen Geschicken sein „e pur si muove!“ endlich vom siegreichen Erfolge gekrönt sehen sollte. Durch sein Unternehmen, das seine kleine Habe in kurzer Zeit völlig verschlungen hatte, an den Bettelstab gebracht, bot er seinen Freunden und Bekannten vergebens seine Schätze an. Sie verlachten den Phantasten, der es besser verstehen wollte als ein Professor. Da fand er in seiner Verzweiflung nach langem Suchen in dem unternehmenden Prager Bürger und Mühlenbesitzer Wenzel Nowotny endlich einen Mann, der ihn nicht verlachte, sondern an die Ausführung seiner Pläne mit allen seinen großen Mitteln vertrauensvoll sich einsetzte. Allein als ob das Schicksal die Ausdauer des unglücklichen glücklichen Schatzgräbers bis auf das Äußerste hätte erproben wollen, entzog der bereits halb gehobene Fund sich plötzlich dem Blicke, und zum zweitenmale war alles in Frage gestellt. Unverdrossen wurde dem entschlüpften Schatze an anderer Stelle nachgemuthet, aber die kolossale Ausdehnung, welche die Arbeit darüber annahm, drohte nun auch die Mittel Nowotny's zu erschöpfen, und so wäre das große Werk möglicherweise auch noch jetzt gescheitert, wären nicht, gerade zu recht, zwei der unternehmendsten Industriellen Böhmens, der kundige Eisenbahnbauunternehmer Albert Klein und der reiche Budweiser Schiffsherr Adalbert Lana mit frischen Kräften an dasselbe herangetreten. Nun erst ging es von Statten. Riesige Bauten mit cyklopischen Maschinenarmen arbeiteten gemeinschaftlich mit der rastlosen Menschenhand, und schon im August 1848 in einer Tiefe von nur 64½ Klaftern und darauf im J. 1852 in einer Tiefe von 90 Klaftern kam die Aufdeckung des jahrelang per tot discrimina erstrebten Lagers zu Stande. Fünf Jahre später erst, 1857, und in der enormen Tiefe von 185 Klaftern lohnte der gleiche Erfolg die unter Zippe's Anleitung angelegte Grube. In letzterem Jahre auch zog das neuerdings verstärkte Consortium die obenerwähnten Eisenlager in das Bereich seiner Thätigkeit und weiterte sich durch die Heranziehung abermals frischer Kräfte in die „Prager Eisenindustrie-Gesellschaft“ aus, jetzt schon einer der umfassendsten und prosperirendsten industriellen Vereine des Continents. Und so ist denn wieder einmal die geistige That eines Gelehrten und die praktische eines Mannes aus dem Volke für unabsehbare Zeiten zum unerschöpflichen Borne nationalen Fortschrittes und Reichthums geworden! Der Gelehrte begnügte sich mit dem Ruhme seiner That, der Mann aus dem Volke mit dem ihm für sein Lebenlang überlassenen Leitung der Ausbeute des von ihm gehobenen Schatzes. —

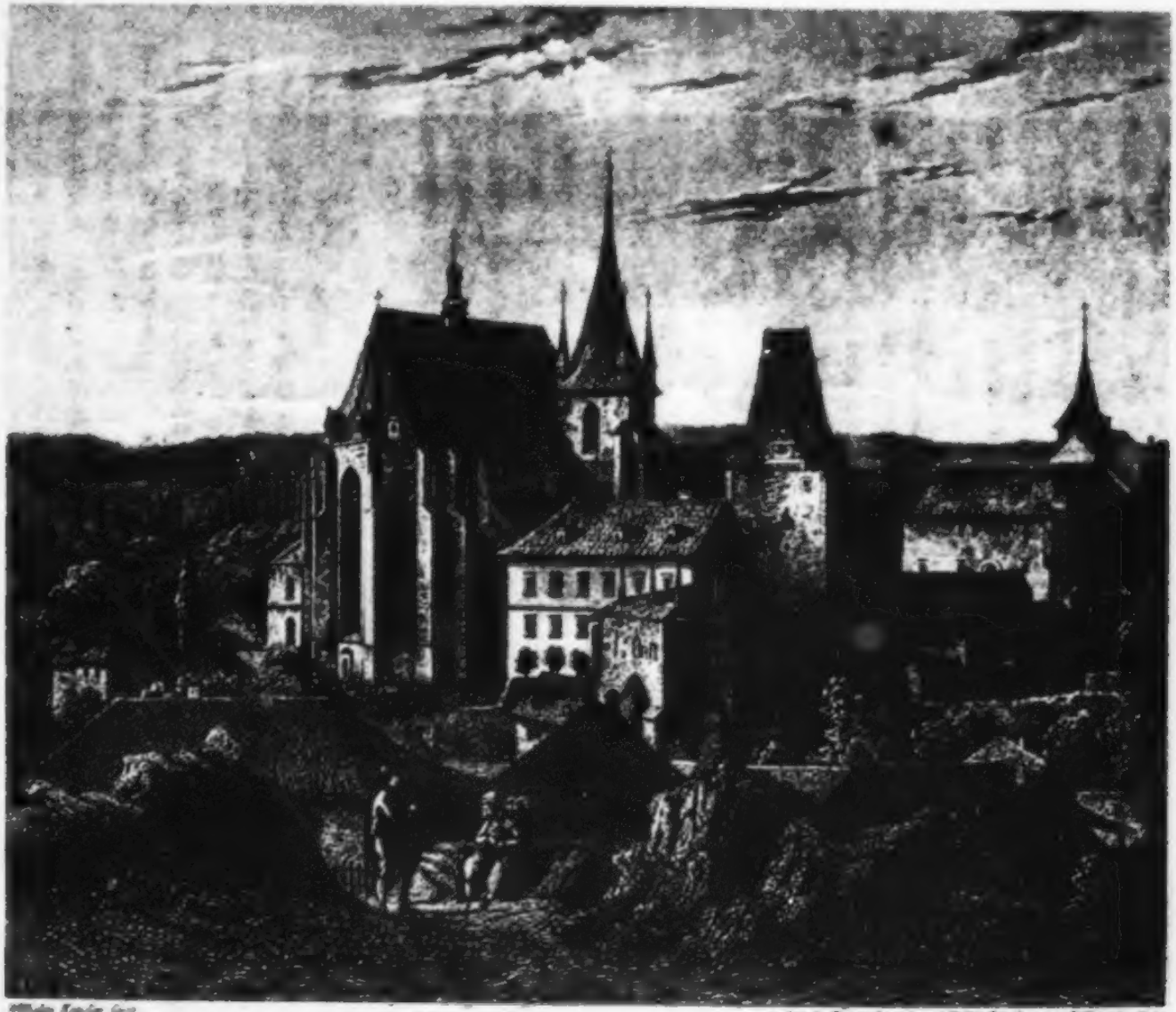
Die Strasse fürder wandernd, die in nordwestlicher Richtung weiter über das Plateau zur Thalfurche des Trebitoviccr Baches sich hinabsenkt, betreten wir das gesegnete

Schlaner Land.

von dem in uralten Zeiten ſchon der ſprichwörtliche Ruf ging, daß, was nach eingeheimster Ernte auf den Äckern hier liegen bleibe, mehr betrage, als was anderswo wachſe. Von dem Weine, der ehemals an den Gehängen ringsumher gedieh, führt der Vinaticer **Baſaltberg**, der mit ſeinen zwei Gipfeln ſüdweſtlich zu unſerer Linken bis zu 1300 Fuß emporſtrebt, noch heutzutage den Namen. Die kohlengeſchwärzten Halden zu beiden Seiten unſeres Weges, nachdem wir das alte, einſt dem Vyšehrader Domkapitel zugehörige Dorf **Knovis** durchſchritten, hier bei dem Dorfe **Jemnik**, dort bei **Podlesin** und **Slahotic**, zeugen von der Betriebſamkeit, mit welcher man auch hier daran iſt, die ſchwarze Brennſcholle unter den ſaatenprangenden Gefilden hervorzufördern. Zwiſchen ihnen hindurch erreichen wir den von fern ſchon mit ſeinem kreuzgekrönten Gipfel uns heranwinkenden **Schlaner Salzberg** und an dem ſüdlichen Abhange dieſes, 1141 Fuß hohen Baſaltkegels vorüber, den hiſtoriſch denkwürdigen Hauptort dieſer herrlichen Landſchaft, die Stadt

Schlan.

Es iſt die weſtliche, am rechten Ufer des Rothen Baches und am Fuße des Salzbergs ſich ausbreitende ſogenannte Prager Vorſtadt, mit dem unter Karl IV. bereits beſtandenen Bürgerhoſpiz und der dazu gehörigen, alterthümlichen Kapelle des heil. Laurentius, durch welche wir in dieſelbe einziehen. Als wir in unſerer glücklichen Knabenzeit einmal auf einer unſerer Ferienwanderungen desſelben Weges kamen, empfing uns hier das im ganzen Lande berühmte prächtige Schlaner Burgthor, mit ſeinem wappen- und niſchengeſchmückten vieleckigen Zwinger und ſeinem achtunggebietenden, hochragenden Thurme. Unſer junger Schlaner Schul- und Wandergenoſſe erzählte uns mit Stolz von den Königen Georg von Poděbrad und Vladiſlav II., während deren glorreicher Regierung die alte Župenſtadt mit dieſem Denkmal ſchönerer Tage geziert worden, und pries es uns als den koſtbarſten Schmuck ſeiner Vaterſtadt. Er ahnte damals nicht, daß ſchon wenige Jahre darauf der ſtattlichſte und beſte Theil des herrlichen Baues unter dem heroſtratiſchen Spaten pietätloſer Paſſageerweiterungsfanatiker in Schutt ſinken ſollte! Alles was von dem prachtvollen alterthümlichen Thore noch übrig geblieben, ſind einige mit genauer Noth dem zertrümmernden Hammer entriſſene alte Wappen und ein Bruchſtück der Statue König Georgs, das in den Mauern des nahen Schulgebäudes ein kümmerliches Aſyl gefunden. Auch an der wenige Schritte vom Letzteren ſich erhebenden uralten Dekanalkirche hat die leidige Renovirungsſucht mehr gethan, als vor dem Richterſtuhle des gebildeten Kunſtſinnes ſich verantworten läßt. Und als ob wir aus den Spuren eines beklagenswerthen Vandalismus gar nicht herauskommen ſollten, müſſen wir unſern von dieſem vielfach entſtellten gothiſchen Baue, in dem ſogenannten alten



STARÁ PRAŽSKÁ BRÁNA A HLAVNÍ CHRÁM V SLANÉM.

DAS ALTE PRAGER THOR UND DIE STAATSKIRCHE ZU SCHLAN.

Nakladatel J. L. Kober v Praze

Verlag von J. L. Kober in Prag

Konsistorium, hart an den alten Ringmauern, auch noch den arg verstümmelten Statuen Libuša's und Přemysl's begegnen!

Die Gründung Schlans, dessen čechischer Name „Slaný" mit unbestreitbarer Bestimmtheit auf die dem Westabhange des nahen Salzberges entquillende Sole als auf die erste und hauptsächlichste Veranlassung zu derselben hinweist, reicht unzweifelhaft auch bis zu den dunklen Tagen jenes Erzfürstenpaares zurück. Ob unsere Vorfahren bei ihrer Einwanderung diese Quelle von ihren Vorsassen bereits überkommen, oder ob sie dieselbe selbst erst entdeckt, dürfte wol kaum mehr ermittelt werden können, wiewohl das Erstere das Wahrscheinlichere sein dürfte. Jedenfalls aber, — die in nächster Nähe Schlans bei den Dörfern Netovice und Kvic gemachten Ausgrabungen zeugen dafür, — hatten deren frühzeitig schon hier sich niedergelassen und die Gewinnung des Salzes zu ihrer Beschäftigung gemacht. Der Fund eines so unentbehrlichen, wenn auch nicht in reinster Qualität und müheloß sich spendenden Lebensbehelfes war auch wichtig genug, um wiederholten Anlaß zu kriegerischen Versuchen der benachbarten Dynasten zu geben, denselben in ihren Besitz zu bekommen, wie denn in der Sage z. B. auch die Saazer als solche genannt werden. Ebenso unzweifelhaft mochte der junge Sudort in der Župa von Dřevic, in deren Bereiche er lag, frühzeitig eine hervorragende Bedeutung erlangt, und zu seinem Schutze bei demselben eine feste Burg sich erhoben haben, wie er denn in der That auch nicht lange darauf sich selbst zum Mittelpunkt und Hauptort derselben emporschwang. Im 10. Jahrhundert schon war das Župengericht hieher verlegt, — das Kloster Břevnov bezog den zehnten Theil der Sporteln desselben, so wie den Zoll von jedem zehnten hier abgehaltenen Markte, — im 11. Jahrhundert Dřevic bereits im Verfalle. Mit der Zufuhr reineren Salzes aus dem benachbarten Sachsen und den Alpen verlor die Schlaner Quelle zwar alle ihre Bedeutung und nur das ärmere Volk aus der Umgegend benutzte sie fortan. Der Bedeutung des Ortes jedoch vermochte dies keinen Eintrag mehr zu thun. Das städtische Leben war da bereits erstarkt und die bürgerliche Wohlhabenheit, Dank der Vorzüglichkeit der umliegenden Gefilde und der Einträglichkeit des ehemaligen Salzgeschäftes, dauernd begründet. Die Župe, in der die Stadt lag, führte nach wie vor ihren Namen, und als Wenzel II. zu Ende des 13. Jahrhunderts die 56 Župen Böhmens auf 29 reduzirte, blieb die Provincia Slanensis, nur noch vergrößert in ihrem Umfang, unter den fortbestehenden. Die Stadt selbst besaß in der Umgebung weitläufige Liegenschaften, Gehöfte und Dörfer, und übte über dieselbe die Rechte der Grundherrlichkeit aus. Zahlreiche, wohlbegüterte Schlaner genoßen zugleich in Prag bürgerliche Rechte und standen da in Amt und hohem Ansehen. Während unter der trostlosen Herrschaft Johann des Luxemburgers die Župen allmählig den centralisirenden Gewaltstreichen Heinrichs von Lipa erlagen, behauptete Schlan, wiewol es die Amtsverwaltung mit Prag theilen mußte, doch wenigstens die Unverkümmertheit seiner eigenen Rechtspflege. Zum Glanze der reichen Stadt hatte es gleichfalls nicht

wenig beigetragen, daß die Brevnover Benediktiner bei der Hauptkirche derſelben eine wohldotirte Probſtei gegründet.

Allein auch die Tage ſchwerer Heimſuchung ſollten der blühenden, mit ſtattlichen Thürmen und Mauern umgebenen Stadt nicht vorenthalten bleiben. Als ein düſterer Vorbote ging denſelben der unglückliche Pankratiustag des J. 1370 voran, an welchem eine furchtbare Feuersbrunſt, gerade da Tauſende von Fremden in den engen Straſſen zu Markte verſammelt waren, dieſelbe beinahe ganz in Aſche legte, und unter dieſer über zwei Tauſend Menſchen begrub. Die ſchweren Zeiten des Kampfes um Glaubens- und Gewiſſensfreiheit brachten das Weitere. Gleich beim Ausbruche des kirchlich-nationalen Zwieſpalts hatte Schlan ſich für huſitiſch erklärt, und 1419 ſchon die Benediktiner aus ihrer Probſtei und aus ſeinen Thoren gewieſen. Als König Sigismund, nachdem er von Breslau aus den Kreuzzug wider die Ketzer verkündigt, mit ſeinen Kreuzſchaaren in Böhmen einfiel, waren die Schlaner unter den Erſten, die zu den Waffen griffen, um den bedrohten Pragern zu Hilfe zu eilen. Allein während ſie an der Seite derſelben unter Zizka's Führung auf dem Letné-Felde fochten, zog Herr Vilem von Haſenburg in ihrer nur von wenigen Zurückgebliebenen vertheidigten Stadt ein, deren Thore ihm eine Lüge von ſeiner Seite und der Kleinmuth einiger Übergeängſtigten geöffnet. Er hatte nämlich vom Salzberg, auf welchem er ſein Lager aufgeſchlagen, der Bürgerſchaft verkünden laſſen, Prag ſei in den Händen des Königs, Zizka's Haufen aus einander geſprengt. Nur unverzügliche Unterwerfung vermöge ihrer Stadt die Gnade des Königs zu ſichern. Der König zwar auf dem weiten Umwege, welchen er ringsum Prag, das nicht gefallen war, nach Bürglitz zu nehmen ſich genöthigt ſah, ſtellte ſich unmittelbar darauf bei den Schlanern ein. Nicht ſo die ihnen zugeſicherte Gnade. Unter ſeinen Augen noch mußten die enttäuſchten Schlaner einen ihrer angeſehenſten Bürger und einen ihrer kelchneriſchen Prieſter den Scheiterhaufen beſteigen ſehen.

Erſt im März des folgenden Jahres, nachdem Zizka auf ſeinem Siegeszuge von Komotau die ſchwache königliche Beſatzung auch aus Schlan geworfen, durfte dieſes den Kelch wieder frei erheben.

Allein ſchon hatte, — das Schickſal aller Erhebungen für Freiheit und Menſchenrecht unter dem negirenden Drucke ihrer Widerſacher —, die huſitiſche Bewegung ſich ſelbſt überflügelt. Der im Schoße der Huſiten ſeit lange ſich vorbereitende Zerfall war nach dem Tode Zizka's zum endlichen Durchbruch gekommen und Schlan, auf Seite der Prager, erklärte ſich gegen den taboritiſchen Radikalismus. Schon zu Anfang April 1425 jedoch ſah die nunmehr ſelbſt bei den Taboriten als ketzeriſch und gotteslästerlich verſchriene Stadt ſich von den Wagenburgen der Waiſen umringt, und nach zwölftägiger heldenmüthiger Abwehr einem entſetzlichen Bachanale dämoniſcher Niedermetzelung, Plünderung und Brandlegung preisgegeben. Am folgenden Tage war ſie nur mehr ein entvölkerter Haufen von Schutt und Aſche. Ob es wahr, daß einige ihrer taboritiſch geſinnten eigenen Bürger durch ſchmählichen Ver-

dieſe Kataſtrophe über ſie herbeigeführt, mag dahin geſtellt bleiben. Thatſache iſt, daß die nur langſam von dieſem Verwüſtungsſchlage ſich erholenden Schlaner fortan nunmehr auf taboritiſcher Seite ſtanden, fortan aber auch für die ganze Dauer der noch nachfolgenden Ereigniſſe vom Schauplatze der Begebenheiten abgetreten blieben.

Erſt mit den Tagen Georgs von Poděbrad brachen auch für Schlan die Tage erneueten Aufblühens heran. Unter ihm gelangte es wieder in den Beſitz ſeiner vormaligen Gerichtsbarkeit, unter ihm um die beträchtlich erweiterte Stadt begann der Bau der neuen Mauern und Thore, — des Launers, Belvarers und Pragers —, der mit dem Letzteren erſt 1472 unter Vladiſlav II. zu Ende gedieh. Ackerbau, Gewerbe und Verkehr nahmen wieder ihren ehemaligen Aufſchwung, wichtige Privilegien ſicherten der emſigen Bürgerſchaft manches nicht unbedeutende Vorrecht, und außer einer Strafe von 2500 Schock Groſchen, welche ihr im J. 1547 das von Ferdinand I. zur Züchtigung der verfaſſungstreuen Stände und Städte auf dem Prager Schloſſe niedergeſetzte Ausnahmsgericht diktirte, unberührt von den manigfachen Ereigniſſen vielbewegter anderthalb Jahrhunderte, hatte die königliche Freiſtadt ihren alten Ruhm, eine der ſchönſten, reichſten und wohlgeordnetſten des Landes zu ſein, ſeit Langem wieder erlangt, als auch ſie die ſchwere Hand der Conſequenzen des 8. November 1620 erreichte. Schlan, das bis zum letzten Augenblick unerſchütterlich utraquiſtiſche, konnte nicht erwarten, vor den Augen des Gegenreformationstribunals Gnade zu finden. Es mußte, 1621, all' ſeine Privilegien und Güter in die Hand des kaiſerlichen Commiſſarius Herrn Georg Michna von Vacinov ausliefern, hörte auf eine königliche Freiſtadt zu ſein, wurde für ein dem Fiscus verfallenes Gut erklärt, und demgemäß am 3. März 1622 von Ferdinand III. an deſſen Günſtling, den um die Durchführung der Reſtauration ſo vielſeitig bemühten Grafen Jaroslav Bořita von Martinic, gegen eine Summe Geldes zuerſt verpfändet, und am 24. Juli 1628 als „Herrſchaft Schlan" vollends ins unumſchränkte Eigenthum überliefert. Nun erſt kehrte die nunmehr unterthänige Stadt, dem Willen ihres Gebieters ſich fügend, in den Schoß der katholiſchen Kirche zurück. Eine große Anzahl gerade der wohlhabendſten und intelligenteſten Bürgerfamilien wählte zwar hierüber das Loos der Auswanderung, wie dies in gleichem Falle in Böhmen allenthalben geſchah. Eine deſto größere Sorgfalt in religiöſen Dingen dagegen wandte die neue Grundobrigkeit den Zurückgebliebenen ihrer Unterthanen zu. Auf ihre Veranlaſſung, ſobald nur das Waffengetöſe des dreißigjährigen Krieges verklungen war, in deſſen Verlaufe die verarmte Stadt auch noch eine zweimalige Plünderung durch die Schweden, 1639 und 1648, zu erleiden gehabt, zogen im J. 1655 die Väter vom Orden des heil. Franziscus bei der, von der Stadt während der utraquiſtiſchen Zeiten erbauten heil. Dreifaltigkeitskirche in das ſtattliche Kloſter ein, welches der fromme Erbe des Grafen Jaroslav Martinic eigens für ſie aufführen ließ und ihnen zum Geſchenke gemacht. Auf ihren Ruf ließen ſich die Väter vom frommen Lehrerorden 1658 in der Stadt bei der im ſelben Jahre erbauten

Kirche zu Mariä Vermählung nieder und gründeten hier an derselben Stelle, an welcher einst die alte heidnische Zupenburg gestanden, ihr Collegium. Unter ihren Auspizien erhob sich, 1770, vor dem Velvarer Thore draußen auch die neue Kirche zu den heil. Vierzehn Nothhelfern, die jedoch 1786 schon in Folge des bekannten Dekretes Kaiser Josef's II. zugleich mit so vielen anderen Kirchen und Klöstern in Böhmen wieder geschlossen wurde. Auch sonst noch auf manigfache Art bewies die gräfliche Herrschaft der Stadt Schlan ihre väterliche Fürsorge, wie z. B. im J. 1751 durch die Erbauung eines neuen Amtshauses, 1795 durch Unterstützung der ärmeren Bürger im Wiederaufbau ihrer durch eine furchtbare Feuersbrunst eingeäscherten Wohnstätten, im J. 1820 durch den Bau einer Volksschule u. dgl. m. Und so verharrte die ehemals königliche Freistadt in der Grundunterthänigkeit des hochgräflichen Hauses Martinic länger als zwei Jahrhunderte, bis endlich das Jahr 1848 mit der Auflösung des Unterthänigkeitsverhältnisses im Umfange des ganzen Kaiserstaates auch ihr wenigstens einen Theil ihrer ehemaligen Unabhängigkeit wiedergab, — ein Preis, um den sie es verschmerzen durfte, daß sie bald darauf, nachdem sie den Ehrenplatz eines Vorortes nahezu durch ein volles Jahrtausend behauptet, auch aufhörte, eine der Kreisstädte Böhmens zu sein, um mit dem größten Theile ihres ehemaligen Kreisterritorium im Gebiete des neugebildeten Prager Kreises aufzugehen. Ihre ehemaligen Güter dagegen blieben nach wie vor bei dem Hause Martinic.

IV.

Das iſt das Schloß, das ſchaut hinaus
Ins Land ſeit manchem Hundert Jahr, —
Es zog vorbei viel Sturmgebraus,
Doch blieb's, gleichwie, der ein und aus
Drin geht, der alte Geiſt vom Haus,
Durch alle Zeit unwandelbar!

Unbekannter.

Was aber iſt der hohe Drang auf Erden,
Der freud'ge Rauſch, der Muth der Zuverſicht
Der Maſſen hintreibt, Märtyrer zu werden . . .?

Alfred Meißner.

Wir dürfen vom Schlaner Land nicht ſcheiden, ohne den ſtolzen Herrenſitz des in demſelben reichſtbegüterten und älteſtangeſeſſenen Grafenhauſes der Martinice zuvor uns beſehen haben! Der Weg dahin führt uns ſüdlich von Schlan, von welchem wir es in einer kleinen Stunde erreichen, die ſogenannte Budiner Straſſe entlang. Der **Rothe Bach**, üppige Wieſengründe durchrieſelnd, ſäumt denſelben zu unſerer Rechten, ein ſanftaufſteigender Hügelzug zur Linken, von deſſen Höhe ſchon von fern die Heiligen-Grab-Kapelle uns entgegenwinkt, welche 1664 der Erbauer des Franciskaner Kloſters zu Schlan, Graf Bernhard Ignaz von Martinic, nach dem Modelle des Heil. Grabes zu Jeruſalem errichten hat laſſen, nicht ohne zugleich für deren Dienſt und Bewachung durch die Stiftung eines Eremiten angemeſſene Sorge zu tragen. Der um das Seelenheil ſeiner Unterthanen ſo vielfach bekümmerte Herr dachte wohl kaum, daß der minder gottſelige Sinn einer ſpäteren Generation dieſe ſeine Lieblingsſchöpfung in ein höchſt weltliches Förſterhaus umwandeln werde! Dem Kirchlein zu Füßen liegen die beiden Dörfchen **Klein-Kvic** und **Groß-Kvic** mit ihren emſig klappernden Mühlen. Wir laſſen ſie rechts liegen, um nach kurzer Wanderung längs des Abhanges der Hügel vorerſt bei dem freundlichen, dem genannten Grafenhauſe ehemals unterthänigen, nunmehr aber gleichfalls ſelbſtſtändigen Städtchen

Munciſay

anzulangen. Es iſt dies ein kleines, überaus ſtilles Städtchen, deſſen etwas ſeltſam klingender Namen nichts deſto weniger bereits manchem Wanderer viel Kopfbrechens verurſacht. Unſern Leſern wollen wir nur gleich ſagen, daß ſie die Etymologie

dieſes räthſelhaften Namens ganz einfach in dem Lateiniſchen Mons fagi zu ſuchen haben, was zu čechiſch ſo viel wie „Buková hora“ und zu deutſch Buchenberg bedeuten würde. Eine Berechtigung jedoch, auf die Gründung des Ortes etwa durch die Römer zurückzuſchließen dürfen ſie hieraus nicht folgern wollen, zumal der gutčechiſche Urſprung desſelben außer Zweifel, und er in urvordenklichen Zeiten ſchon erwieſenermaſſen an dieſer Stelle unter dem Namen „Dolni Smečno,“ d. i. Unter-Smečno, beſtanden, im Gegenſatze zu der benachbarten, höher gelegenen Burg, welche den Namen „Horni Smečno,“ d. i. Ober-Smečno, führte, — freilich damals nur noch als ſimples Dorf, das auch wohl länger als ein halbes Jahrtauſend ſeinen altehrbaren čechiſchen Namen unverkümmert trug, bis einem ſeiner Gebieter, dem Herrn Johann Voříta von Martinic, der gnädige Einfall kam, für daſſelbe im J. 1510 von König Vladiſlav II. die Erhebung in den Marktflecken-ſtand, und gleich zehn Jahre darauf Herrn Hynek Voříta, die weitere Erhebung zur Würde einer Stadt zu erbitten, wobei es allerdings manches zu jener Zeit nicht gerade gering anzuſchlagende Privilegium gewann, dabei aber anſtatt ſeines guten — d. h. nur gutčechiſchen! — Namens jenen geradebrecht lateiniſchen mit in den Kauf bekam. An Ausdehnung und Bedeutſamkeit indeß mag die neue Stadt hiedurch nicht viel gewonnen haben, ebenſowenig wie es ihren Schutzherren trotz allen ihren Einflußes gelang, ihr Sitz und Stimme auf den Landtagen zu verſchaffen. An einen Anlauf zum Städtiſchen mahnen höchſtens die wenigen, einander näher gerückten Häuſer an jener Stelle, an der ſich der mit dem Stadtwappen gezierte Thorthurm erhoben haben mag. Im Übrigen hat ſie in ihrem Grundriſſe bis auf den heutigen Tag die charakteriſtiſchen Wahrzeichen des altčechiſchen Dorfes treu bewahrt.

Die Chauſſée entlang fürder wandernd, die das Städtchen ſeiner ganzen Länge nach durchzieht, betreten wir am Weſtende desſelben bei der ſtattlichen, pappelumſchatteten Kirche den eigentlichen Schloßrayon. An ihr vorüber von der Chauſſée rechts ablenkend und an einer künſtleriſch nicht gerade bedeutenden heil. Dreifaltigkeitskirche vorbei, nimmt uns ſodann eine dichtlaubige Kaſtanieallee in ihre dunklen Schatten auf, aus der hervor wir endlich an das gebieteriſch ernſte, ſeine gegen Norden gewandte Hauptfront uns zukehrende

Schloß Smečno

herantreten. Der Eindruck, den der ziemlich umfangreiche, in einem rechtwinkligen, von allen Seiten abgeſchloſſenen Viereck aufgeführte und von Wall und Graben umfaßte Bau mit ſeinen, das Umland weithin beherrſchenden Fronten und Thürmen auf uns hervorbringt, iſt durchaus der des ſelbſtbewußten Herrenthums, das durch die ſtrengſte Beharrlichkeit, aber auch durch vorſorgliches, rechtzeitiges Darzuthun den Ruhm, eine intereſſante Ruine zu ſein, von ſich fern zu halten weiß, — der Geiſt, der uns daraus entgegenweht, der des altreingewohnten, ſyſtematiſchen, unnahbar in ſich abgeſchloſſenen, dabei aber ſtets auf der hohen Warte der Bedachtſamkeit ſtehenden Con-

SMRČNA.

Nakladatel J. L. Kober v Praze

Verlag von J. L. Kober in Prag

servativismus. An die Stelle der allerersten, ursprünglichen, wahrscheinlich sehr beschränkten, vielleicht auch während der Hussitenstürme hart mitgenommenen Veste, die ein Anderer wahrscheinlich dem Verfalle preisgegeben haben würde, führte dieser Geist in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundertes eine wohlgerüstete Burg auf. An die Stelle dieser im feinsinnigen, prachtliebenden Zeitalter Rudolfs II. ließ er den minder düstern, regelrechten Schloßbau mit ebenmäßigen Fensterreihen und schmuckem Giebelkranz treten, behielt jedoch die abschließenden Gräben und die sichernden Wälle bei und wahrscheinlich auch den religiösen Hauptstamm der alten Burg, den gothischen Thurm mit der Kapelle. Als im 18. Jahrhundert die schweren Giebel dem Hause Schaden zu bereiten drohten, ließ er sie im Interesse der Erhaltung desselben abtragen, — bis auf Einen, der, gleichsam zur Wahrung der Rechtscontinuität, links über der Einfahrt vom Dachsaume heute noch auf uns niederschaut. Im 19. Jahrhundert endlich bei Gelegenheit der jüngsten Nachneuerung suchte er Vieles wieder in der Gestalt herzustellen, die es im 15. gehabt!

Doch treten wir näher! Eine feste, steinerne, an derselben Stelle über den mit Gebüsch erfüllten Graben gespannte Brücke, an welcher einst die kettenrasselnde Zugbrücke sich gesenkt und gehoben, führt uns an das Schloßthor, über welchem an der Vorderseite des von einer Gallerie umfaßten Wartthurms die Wappenschilder des Hauses und der mit demselben durch Verwandtschaft vielfach verbündeten Häuser Sternberg und Brbna prangen. Unter ihnen treten wir in die Einfahrt, aus welcher uns rechts die geräumige Haupttreppe in das obere Geschoß des nördlichen, zur Aufnahme von Gästen bestimmten Flügels leitet. Eine Wendeltreppe von hier führt uns zu den Räumlichkeiten des Wartthurms hinan, die, da dergleichen Vorkehrungen heutzutage keinen Zweck mehr haben, außerdem daß sie in einer noch ganz alterthümlich erhaltenen Stube das Archiv und eine der Sehenswürdigkeiten des Schlosses, einen Ofen mit dem Bildnisse des Grafen Jaroslav Martinic und seiner Gemalin Eusebia nebst Beider Wappen bewahren, leer stehen. Den Corridor durchschreitend, betreten wir den westlichen Flügel und mit ihm einen der Haupträume, — den Ahnensaal, zugleich die Bibliothek und den gesellschaftlichen Sammelplatz des Schlosses, in welchem der moderne Comfort und die rings zur Schau gestellten ausgestopften Weidmannstrophäen der umliegenden Reviere zu der, von den Wänden ringsumher im vollen Schmuck ihrer Ämter und Würden auf uns niederschauenden Tafelrunde allerdings nicht ganz recht zu passen scheinen. Eine steinerne Freitreppe aus diesem Saale führt uns in den wohlgepflegten, mit allen Annehmlichkeiten einer aristokratischen Sommerfrische ausgestatteten Park, — ein zweiter, mit altem Getäfel bekleideter Corridor aus diesem Flügel in den südlichen, die gräflichen Wohngemächer enthaltenden, — an diesem vorüber endlich eine Nebentreppe in den Schloßhof. Eine stattliche Reihe von Wappenschildern, angebracht als Fries über den Fenstern des Oberstockes, zieht hier zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich, die Genealogie der Herren dieses Schlosses und ihrer Gemalinen, beginnend am östlichen Flügel mit dem J. 1460 und ringsherum über den südlichen und westli-

chen nach dem nördlichen sich fortsetzend, um hier vorläufig mit der Gegenwart zu schließen. Unter den Arkaden des östlichen Erdgeschosses hinweg wenden wir uns dem ältesten Theile des Schlosses, der bereits erwähnten, der heil. Anna als Schutzpatronin des Hauses geweihten Kapelle mit dem Thurme zu. An den Erbauer derselben und zugleich der früheren Burg erinnert uns neben dem Präsbyterium hier die alte Inschrift: „Horzita de Martinicz, Anna Penziczka de Kunwald capellam hanc S. Annæ simul cum arce erexerunt A. D. 1483.“ — an deren entgothisirende Renovirung zur Zeit der Gegenreformation die rechts von der vorigen angebrachte Inschrift: „Jaroslav Horzita hrabě z Martinic, Maria Eusebia z Sternberka tuto kapli sv. Anny zcela obnovili okolo 1630“, — an die anerkennenswerthe Wiederherstellung des ursprünglichen Styls endlich in neuester Zeit die Gedenkzeilen neben dem Crucifixus: „Karel hrabě a pan z Clam Martinic, Lady Selina Karolina Meade této kapli sv. Anny starožitnou okrásu opět navrátili L. P. 1838.“

Was nun die Zeit der Gründung dieses, hauptsächlich durch den tiefgreifenden Einfluß denkwürdig gewordenen Edelsitzes anbelangt, den Einer seiner mächtigen Gebieter auf die Geschicke unseres Vaterlandes ausgeübt, so ist dieselbe bis nun gänzlich unbekannt, und wird es wohl für immer bleiben. Eben so wenig bekannt ist es, welches, und ob überhaupt vor dem gegenwärtigen irgend ein anderes Adelegeschlecht hier sässig gewesen. Gewiß nur ist, daß, soweit die Forschung die Vergangenheit bisher aufzuhellen vermocht, das alte sowie das neue Smečno — eine seltene Ausnahme in diesem von den erschütterndsten Stürmen so oft und so tief durchrütteten Lande — stets und ohne Unterbrechung im Besitze desselben alten Geschlechtes gewesen, welches es noch heutigen Tages inne hat. Auch seinen ursprünglichen Stammsitz hatte dies Geschlecht in nächster Nähe, auf der Burg **Martinic**, deren letzter Rest, unfern dem noch heute diesen Namen führenden Maierhofe bei dem Dorfe **Druck**, etwa anderthalb Stunden von Smečno, sich gleichfalls bis auf die Gegenwart erhalten. Von da scheint dasselbe während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts nach der, allem Anscheine nach damals schon ihm zugehörigen Burg Smečno übersiedelt zu sein, deren Name übrigens erst 1261, und zwar als Sitz eines Herrn Boleslav von Smečno, nachmaligen Oberstlandrichters in Böhmen, urkundlich genannt wird. Von den Vorfahren dieses ersten bekannten Herrn auf Smečno sind jedoch nur der Name seines Großvaters, Borita von Redhošť, und der seines Vaters, Borita von Vrtowic, bekannt, der 1253 Burggraf zu Veitmeric war. In neues Dunkel treten Smečno und seine Herren mit dem 14. Jahrhundert zurück und verharren in demselben selbst während der gesammten Hussitenzeit, um erst mit der andern Hälfte des 15. Jahrhunderts aus demselben hervorzutreten. Möglich indeß, daß die Niederlassung der benachbarten Martinice auf Smečno auch erst in diesem sturmbewegten Zeitraume stattfand. Der erste historisch Bekannte dieses Namens auf Smečno, und der somit vorläufig als der eigentliche Begründer des Hauses anzusehen, ist jeden

falls der „dominus generosus“ Boŕita von Martinic, der Erbauer der Burg, als welchen ihn außer der vorerwähnten auch noch eine zweite, an der Außenseite des Thurmes angebrachte Inschrift nennt. Daß sein Geschlecht indeß, wenngleich während der vorhergegangenen Epoche in hervortretender Weise nicht betheiligt, vordem schon zu den hervorragenderen des Landes gezählt haben mag, dafür spricht der Umstand, daß Herr Boŕita am Hofe des jungen Königs Ladislaus 1453 und die nächstfolgenden Jahre, die Obersthofmarschallswürde bekleidet und in dieser Eigenschaft an der glänzenden Gesandtschaft theilgenommen, die 1456 nach Frankreich ausgefertigt worden, um daselbst die schöne Tochter Karls VII., Magdalena, als königliche Braut von Böhmen zu begrüßen. Auch unter König Georg von Poděbrad verblieb Herr Boŕita in seiner Würde, bis er sie 1463 mit der des Obersthofmeisters der Königin Elisabeth, der Gemalin Georgs, vertauschte, als welcher er 1465 den Bruder der Königin, Herrn Ctibor von Rožmital, auf der von diesem selbst beschriebenen großen Reise durch Deutschland, Frankreich, England, Spanien und Italien begleitete. Von König Georg für seine treu bewährten Dienste mit der Schloßhauptmannswürde auf Landskron (Brüx) und manchem einträglichen Lehen belohnt genoß er auch das Vertrauen des Königs Vladislav II. und erfuhr von diesem die Auszeichnung selbst mehreren anderen Herren zu dem Congresse nach Troppau entsandt zu werden, um da einen Ausgleich in dem Streite mit König Mathias von Ungarn zu erzielen, der jedoch bekanntlich nicht zu Stande kam.

Von seinen beiden Söhnen Markwardt und Jan folgte auf Smečno der Letztere, ein von den Staatsangelegenheiten, wie es scheint, völlig zurückgezogen lebender Herr. Desto lebhafter an denselben betheiligte sich dessen Sohn und Nachfolger, Herr Hynek Boŕita. Ein eben so eifriger Katholik als sein Großvater ein eifriger Utraquist gewesen, ist er als derjenige anzusehen, der der politischen Haltung seines Hauses für alle Zukunft die entscheidende Richtung gegeben. Schon Vladislav II. durch seine streng kirchliche Haltung so sehr verpflichtend, daß dieser ihm nicht nur die, seinem Vorfahren einst von König Georg zum Nutzgenuß verliehenen, sondern überdieß auch noch einen Theil der, der Schlaner Benediktinerpropstei ehemals zugehörigen Güter ins Eigenthum überließ, bekleidete er nachmals unter König Ludwig, von 1516—1522, das Obersthofmarschallamt und, von 1522—1523, das Oberstlandrichteramt in Böhmen, und wurde, indem er durch einen im J. 1523 errichteten Act die Unveräußerlichkeit und Unverpfandbarkeit seiner, auch noch durch den Ankauf von Okoř bedeutend erweiterten Besitzungen sicherte, zugleich der eigentliche Begründer der materiellen Macht seines Hauses. Da er keine leiblichen Erben hinterließ, so theilten sich, wie er testamentarisch es vorgesehen, seine beiden Brudersöhne in seine Besitzungen. Vok, der jüngere, gründete auf Okoř die von uns bereits erwähnte utraquistische Nebenlinie, Jan Boŕita, der ältere, ließ sich auf Smečno nieder. Der Erbe zugleich der religiösen und politischen Grundsätze seines Oheims erwies Herr Jan Boŕita sich insbesondere im J. 1547, als die protestantischen Stände Böhmens sich erhoben, um, gestützt auf den Schmalkadischen

Bund, von Ferdinand I. die Gewährleistung der Religionsfreiheit und die Aufrechthaltung der dem Lande zustehenden verfassungsgemäßen Rechte zu erlangen, als treuer Verfechter der absoluten königlichen Autorität, und der dankbare Monarch setzte ihn dafür nicht nur, 1555, in das emolumentöse Burggrafenamt auf Karlstein ein, sondern ermöglichte ihm auch durch manigfache Begünstigungen die noch weitere Vermehrung der ererbten Güter. Von seinen drei Söhnen nach seinem, im J. 1577 erfolgten Ableben folgte ihm der älteste, Georg Bořita, unter Rudolf II., dessen besonderer Huld er sich erfreute, in ununterbrochener Aufeinanderfolge zuerst Obersthofrichter, dann Oberstlandrichter und schließlich bis 1598, in welchem Jahre er starb, Oberstkanzler der Krone Böhmens. Aufgewachsen und herangebildet am Hofe der Mutter Kaiser Rudolfs zählte auch er zu den unversöhnlichsten Widersachern des Katholicismus und ließ mit besonderem Eifer die Errichtung frommer Stiftungen sich angelegen sein, ohne jedoch darüber die stete Erweiterung der Besitzthümer seines Hauses außer Acht zu lassen. Er hatte das reiche Fräulein Elisabeth von Vrbna sich zum Gemahl erlesen, um seinen beiden Brüdern, den kaiserlichen Räthen und Kämmerern Zdislav und Jaroslav, die ihnen zukommenden Erbtheile von je 16000 Schock Groschen auszahlen zu können, ohne die ihm selbst zugefallene Herrschaft angreifen zu müssen. Er kaufte das Gut Stochov mit den uralten Ruinen der Burg Reklans und Drahomiras, erwarb die Güter Střebichovic, Říčany, Dobrá und Hrdlív, und unter ihm auch erfolgte der Heimfall der Güter der jüngeren utraquistischen an die Hauptlinie. Zur Nachfolge auf diesen sämmtlichen, bereits zu einem ziemlich bedeutenden Complexe angewachsenen Besitzungen, da Herr Georg Bořita keine männliche Descendenz hinterlassen, waren, beide noch im zartesten Knabenalter, die beiden Söhne seines Bruders Jaroslav berufen, Georg und Jaroslav Bořita. Sie hätten, wie einst die Brüdersöhne des Herrn Hynek Bořita, das Erbe theilen sollen, doch fiel dasselbe schon 1601, nach dem frühen Tode des älteren, ungetheilt dem jüngern der beiden Brüder zu, demselben, dem es zugleich beschieden sein sollte, in der Geschichte seines Hauses die historisch hervorragendste Rolle zu spielen. Den Jesuiten zur Erziehung übergeben, zog der auch geistig ungewöhnlich begabte reiche Erbe frühzeitig das Augenmerk sowohl des Kaisers wie der Häupter der katholischen Partei auf sich. Mit zurückgelegtem vierzehnten Lebensjahre schon erklärte sein kaiserlicher Gönner, Rudolf II., ihn für großjährig, und noch im selben Jahre gab ihm sein bisheriger Vormund, der einflußreiche Herr Adam von Sternberg, Oberstburggraf in Böhmen, seine noch nicht dreizehnjährige Tochter Eusebia zur Gemahlin. Ausgerüstet mit den kaiserlichen Empfehlungen begab der junge Edle in Gesellschaft des nur wenig älteren Grafen Wilhelm von Slawata sich nun auf Reisen. Die Aufnahme, welche er denselben zu verdanken hatte, war allenthalben, ganz besonders aber in Rom, eine höchst wohlwollende und auszeichnende. Papst Clemens VIII. ertheilte ihm den apostolischen Segen und machte ihm einen Stachel aus der Dornenkrone des Heilands zum Geschenke, und Jaroslav Bořita legte in die

Hände des heil. Vaters dagegen das Gelübde ab, für die Interessen der alleinseligmachenden Kirche all sein Lebenlang mit seinem Gut und Blut einstehen zu wollen. Herr Jaroslav Borita täuschte die in ihn gesetzten Erwartungen nicht. Von seinen Reisen heimgekehrt schwang er durch die entschiedene Feindseligkeit, mit der er dem Utraquismus sowol wie dem Lutheranismus und dem Brüderthum allenthalben sich entgegenstellte, in kurzer Frist zu einem der einflußreichsten Führer der katholischen Parthei sich empor. Als bei Gelegenheit des zwischen Rudolf und Mathias ausgebrochenen Successionszwistes die protestantischen Stände die Garantie der ihnen von Maximilian II. ertheilten Religionsfreiheit anstrebten, war vor allen Anderen er es, der diesem Begehren mit aller Macht sich widersetzte. Als auf dem nach wiederhergestelltem Frieden einberufenen Landtage dieselben Stände die Angelegenheit wieder zur Sprache brachten, und auf die endliche Erfüllung der ihnen vom Kaiser in den Tagen seiner Bedrängniß diesfalls gegebenen Zusagen mit erhöhtem Nachdrucke drangen, war es gleichfalls Herr Jaroslav Martinic, der all seinen Einfluß daran setzte, um den schwankenden Monarchen von jeder Nachgiebigkeit aufs eindringlichste abzuhalten. Als Rudolf nichtsdestoweniger den mit den protestantischen Ständen vereinbarten Majestätsbrief am 9. Juli 1609 ausfertigte, machte Herr Jaroslav Martinic aus seinem Schmerze über diese, dem Ketzerthum gemachte Concession so wenig ein Hehl, daß er nicht nur jede Theilnahme an derselben entschieden von sich wies, sondern auch dem Amnestievertrage, durch welchen die katholischen und akatholischen Stände Böhmens einander nunmehr Duldung, Frieden und Brüderlichkeit angelobten, seinen Beitritt verweigerte. Vom Kaiser an die Stelle des protestantischen Herrn Mathias von Thurn zum Burggrafen von Karlstein ernannt, und vom Könige Mathias nach dessen Krönung 1517 als einer der sieben katholischen Statthalter in das Zehndirektorencollegium zur Regierung Böhmens berufen, nahm er nicht minder jede Gelegenheit wahr, um seine den Akatholicismus bekämpfenden Grundsätze zu bethätigen, ebenso wenig der Satzungen die Majestätsbriefes wie der Stürme achtend, die er im protestantischen Lager damit wider sich heraufbeschwor. Die Sperrung des protestantischen Gotte[illegible]hauses zu Braunau und das den gesammten Majestätsbrief in Frage stellende Schr[illegible]ben des Königs über die diesfällige Beschwerde der protestantischen Stände, dessen I[illegible]halt denselben zu eröffnen Herr Jaroslav Martinic mitberufen war, brachte die langgenährte Er[illegible]erung endlich zum Ausbruch und führte für ihn und seinen Freund Wilhelm Slawata zu jenem verhängnißvollen Fenstersturz in den Hirschgraben des Prager Schlosses, dem eine welthistorische Bedeutung beschieden sein sollte. Herr Jaroslav Martinic, Dank einem Baumaste, ging aus dieser Katastrophe unversehrt hervor, und flüchtete sich verkleidet und auf Umwegen zuerst nach München, wohin ihm alsbald auch seine Gemahlin und seine Kinder folgten, und sodann nach Wien und nach Passau, um erst im Gefolge der blutigen Restauration, die nach der niederschmetternden Weißenberger Schlacht über Böhmen hereinbrach, zur Wiederaufnahme seiner früheren Thätigkeit dahin zurückzukehren. Von Ferdinand II.

zu den höchsten Ehrenämtern des Landes berufen bekleidete er nun ununterbrochen nacheinander die Würden des Oberstlandesrichters, Oberstlandeskämmerers, Obersthofmeisters, wirkte mit besonderem Eifer neben dem Erzbischof von Prag, dem Prälaten von Strahov, dem Kapuziner Valerian Maggi, dann den Herren Christof Bratislav von Mitrovic und Friedrich von Talemberg als Mitglied des sogenannten Reformationsgerichtes, welches Ferdinand II. 1627 zum Behufe der endlichen Durchführung der Katholisirung oder aber Landesverweisung der böhmischen Protestanten niedergesetzt, und genoß als Oberstburggraf von Böhmen, welchem Amte er von 1638 bis 1649 vorstand, noch kurz vor seinem, am 21. November des letztgenannten Jahres erfolgten Tode die Auszeichnung, Ferdinand IV. die böhmische Königskrone aufzusetzen. Auch an sonstigen Anerkennungen seiner Verdienste um die katholische Kirche und die monarchische Autorität hatte es Herrn Jaroslav Martinic nicht gefehlt. Noch vor seiner Rückkehr nach Böhmen hatte der erkenntliche Kaiser ihn in den Reichsgrafenstand erhoben und in das Karlsteiner Burggrafenthum wieder eingesetzt, ihm, „um ihn für die erlittenen Verluste zu entschädigen," die Immunität aller seiner Güter von allen wie immer Namen habenden Steuern, Abgaben und Lasten gewährt, und dem auch die pfandweise Überlassung Schlans und verschiedener anderer, protestantischen Herrn confiscirter Güter hinzugefügt. Wenige Jahre darauf folgte die Ertheilung des Ehrenvorrechtes für ihn und alle seine Successoren, den Titel „Regenten des Hauses Smečno" zu führen, so wie auf Grund desselben das Recht, auf den Landtagen jedesmal den ersten Sitz neben den Würdenträgern der Krone einzunehmen, und das Palatinat mit dem Rechte, gleich dem Landesfürsten selbst den Adel zu ertheilen. Ferdinand III. vollends überlieferte ihm Schlan ins vollständige Eigenthum und setzte ihn so in den Stand, noch vor dem Schluße seiner Tage aus seinem zu einem bedeutenden Umfange ausgeweiteten Besitzungen eines der wohlbestelltesten böhmischen Herrenmajorate zu stiften.

Graf Jaroslav Martinic, in jeder Hinsicht der Erhöher und Mehrer seines Hauses, hatte vier Frauen zum Altar geführt — die letzte derselben noch kurz vor seinem Tode — und hinterließ eine zahlreiche Familie, aus welcher im Majorate ihm zuerst sein ältester Sohn Georg Adam, nach dessen kinderlosem Ableben 1651, sein zweiter Sohn Bernhard Ignaz, und da auch dieser, 1684, keine Nachkommenschaft hinterließ, sein dritter Sohn aber, der Vyšehrader Probst Leopold Benno seines geistlichen Standes wegen zur Succession unfähig, und der vierte, Maximilian Valentin, im Jahre 1677 bereits gestorben war, sein Neffe Jaroslav Bernhard, ältester Sohn des Letztgenannten, folgten. Es waren dies sämmtlich sehr gelehrte, fromme Herren, die unter der Regide ihres einflußreichen Vaters frühzeitig in den Besitz der ersten Ämter des Landes gelangten. Georg Adam hatte 1628 von seinem Vater das Oberstlandeskämmereramt übernommen, und von 1644 bis zu seinem Tode der Oberstkanzlerwürde vorgestanden. Bernard Ignaz war von 1644—1648 Oberstlandesrichter, von 1648—1650 Oberstkämmerer gewesen und folgte seinem Vater,

1651, in der Oberstburggrafenwürde. Er verwendete einen großen Theil seiner bedeutenden Einkünfte zu frommen Stiftungen, Kirchenbauten, Klostergründungen, berief den Orden der Theatiner nach Böhmen, und erfuhr die Auszeichnung, im Prager Dom beigesetzt zu werden.

Graf Jaroslav Bernard starb noch in demselben Jahre, in welchem er das Majorat angetreten, um dasselbe auf seinen jüngeren Bruder, den Grafen Georg Adam II. weiter zu vererben. Er war ein prachtliebender, hofmännischer Cavalier, der unter Leopold I. durch längere Zeit den Posten eines Botschafters zu Rom und später unter Karl IV. die vicekönigliche Statthalterschaft zu Neapel bekleidete, und den die enormen Summen, die ihm zur Bestreitung seines oft ans fabelhafte gränzenden Aufwandes von seinen Gütern nachgesendet werden mußten, bei seinen Bauern daheim zum Helden der überschwenglichsten Krösusmärchen gemacht, so z. B. daß er seine Wohnung in Neapel mit Zimmt zu heizen pflegte, und nie anders als in goldbeschlagenen Karossen und mit goldbehuften Pferden ausfuhr. Verlor einmal eines seiner Rosse ein solches „Hufeisen" und wagte man es, den kostbaren Fund nach Smečna zurückzubringen, so betrachtete der edle Graf dieß für eine Beleidigung, und ließ den redlichen Finder in den Bock stecken; den Bettel aber mußte dieser wieder mitfortnehmen! Er hinterließ sechs Töchter und drei Söhne, von denen Letzteren ihm zuerst sein ältester, Adolf Bernard, 1712, und nach dessen kinderlosem Hintritte, 1735, sein zweitgeborener, Franz Michael, succedirte, mit welchem, 1773, nach mehr als drei Jahrhunderten die Hauptlinie des Martinicschen Grafengeschlecht abschloß. In den Besitz des Majorates auf Smečno trat nun die von dem Grafen Maximilian Guidobald, einem Sohne des Grafen Georg Adam II., auf Hagendorf gegründete Nebenlinie, jedoch nur, um schon mit ihrem ersten Repräsentanten, dem in aller Angedenken immer noch fortlebenden menschenfreudlichen Grafen Franz Karl, gleichfalls zu erlöschen. Graf Franz Karl, nachdem ihm, 1787, sein einziger Sohn vorausgegangen, starb der Letzte seines Geschlechtes im J. 1789, und hinterließ eine einzige Tochter, Maria Anna. Diese und ihre Bruderstochter, die Gräfin Marie Anne Althan, theilte nun die weitläufige Domäne in der Art, daß der Letzteren die ehemaligen Hagensdorfer Besitzungen, der Ersteren die des Majorats Smečno zufielen, worauf sie 1791 mit dem kaiserlichen Kämmerer und Gubernialrath in Böhmen, Grafen Carl Josef von Clam, sich vermählte, und so die Gründerin der bis auf den heutigen Tag auf Smečno blühenden Linie der Grafen Clam-Martinic ward. Von den beiden Söhnen aus dieser Ehe gelangte der ältere, Graf Karl, im J. 1830 zur Nachfolge auf Smečno. In seinen Adern quoll zugleich das militärische Blut der Clam und das staatsmännische der Martinic. Er hatte im J. 1809 als Freiwilliger im Corps des Grafen Kinsky die kriegerische Laufbahn gewählt, war Flügeladjutant des Generalissimus Fürsten Schwarzenberg geworden, hatte jedoch in dieser Stellung die Aufmerksamkeit des Marschalls insbesondere durch sein diplomatisches Talent bald in dem Maße auf sich gezogen, daß er nach der Capitulation

von Paris im April 1814 dazu ausersehen ward, an der Escortirung des Exkaisers Napoleon nach Elba Theil zu nehmen. Von dort zurückgekehrt, wandte er sich, ohne jedoch die militärische aufzugeben, der diplomatischen Carrière vollends zu, die, zumal nach der Schlacht bei Waterloo der Frieden nunmehr dauernd gesichert scheinen konnte, seinen Fähigkeiten einen weit dankbareren Wirkungskreis verhieß. Er arbeitete auf dem Congresse zu Wien, ging 1824 und 1826 in diplomatischer Mission nach Petersburg und 1831 im Interesse der Bekämpfung der Juli-Ideen nach Berlin und Mailand. Ein ebenso entschiedener Gegner der freiheitlichen Strömungen des Zeitgeistes als tüchtiger Kenner seines Faches, genoß er der Hochschätzung des Fürsten Metternich in vorzugsweisem Grade, wurde, Dank derselben, im Jahre 1835 Generaladjutant Kaiser Ferdinand I. und im Jahre darauf Chef des Hofkriegsrathes, in welcher Eigenschaft ihn jedoch schon 1840, im rüstigsten Mannesalter und auf dem Gipfel seiner, in militärischen Kreisen noch heute als ausgezeichnet gerühmten Thätigkeit, der Tod ereilte. Das Majorat auf Smekno fiel seinem einzigen Sohne, dem Grafen Heinrich, zu. Mit ihm sind wir bei der unmittelbarsten Gegenwart angelangt. Auch Graf Heinrich, den Traditionen seines, mit der Geschichte unseres Vaterlandes so tiefgreifend verknüpften Hauses getreu, hat frühzeitig das Forum der staatsmännischen Wirksamkeit betreten. Einer der begütertesten Cavaliere des Landes verschmähte er es nicht, dies von den untersten Stufen auf zu thun. Er versah bis 1853 zu Melnik das bescheidene Amt eines Bezirkshauptmannes, übernahm 1856 die Statthalterschaft zu Krakau, doch auch diese nur, um sie schon 1859 niederzulegen, und unabhängig von den Rücksichten, die der Staatsdienst auferlegte, der Führerschaft der conservativ-nationalen Parthei in seinem Vaterlande sich zu widmen. Entschiedener Gegner nicht minder der Demokratie wie der Centralisation vertritt er die Bestrebungen der Zeit nur bis zu einer gewissen Grenze und hat in diesem Sinne bisher auf dem Landtage zu Prag 1861 und im Abgeordnetenhause des Reichsrathes zu Wien 1861 und 1862 gewirkt. Reich begabt und ein thatkräftiger Charakter scheint er die Rolle erst noch zu erwarten, welche die Gegenwart ihm nicht zu gewähren vermag.

V.

Lieb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab.

Hölty.

Wir haben von Smečno aus auch noch den kleinen, etwa drei Viertelstunden nordwestlich vom Schlosse in Mitte freundlicher Parkanlagen gelegenen, einer zahlreicheren Benützung immerhin würdigen

Curort Sternberg

besucht, eine im J. 1611 von den Burggrafen von Donin an das Haus Martinic gelangte, ehemals Bilý Oujezdec genannte Besitzung, der die Gräfin Maria Anna, die erste Clam-Martinic, nachdem sie die beiden hier aufgefundenen Quellen der Errichtung einer Heilanstalt gewidmet und die hiezu nöthigen ersten Bauten angeordnet, in kindlicher Pietät den Namen ihrer Mutter, einer gebornen Gräfin Sternberg, gegeben, und sind hierauf nach Schlan zurückgekehrt, um nach durchrasteter Nacht unsere Wanderung durch das Velvarer Thor und vorüber an dem im J. 1655 von dem damaligen Oberstburggrafen Bernard Ignaz von Martinic erbauten Franziskanerkloster fortzusetzen. Wir lenken gleich bei diesem Kloster von der Budiner Chaussée ab, und schlagen den Landweg ein, der längs des ehedem mit Wein bewachsenen Südabhanges des **Háje**, zu dessen Füssen an beiden Ufern des Rothen Baches die Dörfchen **Gočary** und **Slahotic** lagern, nordostwärts in das ebene, weithin von wallenden Kornfeldern bedeckte Velvarer Alluvialgelände hinausführt. Die Landschaft, die wir hier durchschreiten, ist der südliche Saum der weitgedehnten Plänerfläche, die in kaum merklicher Steigerung sich nordwärts gegen die Elbe und die Eger hinanzieht, um jenseits beider Gewässer, durchbrochen von dem vulkanischen nordböhmischen Kegelgebirge, zu den malerischen Terassen des klustigen Elbesandsteingebirges sich zu erheben. Gleichsam als Hort desselben hebt zu unsrer Linken am Saume unseres Gesichtskreises der mächtige, kapellengekrönte **Říp** sein ehrwürdiges Basalthaupt empor.

Nach etwa dritthalbstündiger Wanderung, gerade zurecht, um Zeugen des, wie es uns scheint, von den Landleuten der Umgebung nicht gerade zum zahlreichsten besuchten Petri- und Pauli-Jahrmarktes zu sein, haben wir das kleine, freundlich gebaute Städtchen

erreicht. In früheren Zeiten, ehe der Verkehr sich andere Mittelpunkte gebildet, mögen die Märkte in diesem Orte allerdings ungleich lebhafter gewesen sein. Ihnen auch mag er sein Gedeihen, seine Bedeutung zu verdanken gehabt haben. Im 14. Jahrhundert noch war er ein dem Vyšehrader Domkapitel gehöriges Dorf, das die Vyšehrader Pröbste von ihren Kapitularien gerne in Pacht zu nehmen pflegten, und weßhalb dies, wiewol irrthümlich, in der von Karl IV. im J. 1356 ausgefertigten Bestätigungsurkunde als Eigenthum der gedachten Pröbste aufgeführt erscheint. Zur Stadt, wahrscheinlich in Folge seiner Bedeutung für den Verkehr, wurde er erst von Vladislav II. im J. 1497 erhoben, aus welcher Zeit auch die alten Mauern und Thore stammen, deren noch das heutige Velvarn als sprechender Denkmale seiner ehemaligen Wichtigkeit sich zu rühmen hat. Von der damaligen Wohlhabenheit der neuen Stadt zeugt es, daß sie bald darauf selbst in der Umgegend nicht unbedeutende Liegenschaften, Höfe und selbst Dörfer kaufte, und daß Rudolf II. sich bestimmt fand, den wichtigen Handels-, Mauth- und anderweitigen Vorrechten und Privilegien derselben auch noch die einer königlichen Freistadt hinzuzufügen. Was von der Sage zu halten, daß Velvarn ein ursprünglich magyarischer Ort sei, den die von den Ufern des Lech im 10. Jahrhundert nach Böhmen versprengten Schaaren Lehel's an dieser Stelle gegründet, wollen wir nicht erst zu entscheiden unternehmen. Wenn es hie und da einen Velvarner freut, sich für einen Abkömmling Attilas zu halten, so ist gegen diesen harmlosen Stolz nichts zu haben. Veranlassung zu dieser Sage gab wohl offenbar nur das an das magyarische város, Stadt, erinnernde vary. Wir für unsern Theil und mit uns wohl auch die weitaus überwiegende Majorität der Velvarer zweifeln keinen Augenblick an der altčechischen Ursprünglichkeit ihrer guten Stadt. Vielleicht ist es wahr, daß ihre Vorfahren vor langen Jahrhunderten bereits die Kunst verstanden, ein treffliches Bier zu brauen, und die Namen Velvary und Malvary, — so hieß nämlich noch im vorigen Jahrhundert ein benachbarter, zur Stadt gehöriger, nunmehr gänzlich verschwundener Lehnhof, — würden dann ganz einfach so viel wie „große" und „kleine Braustätte" bedeuten. Auch das uralte Volkslied:

„O Velvary, o Velvary!
Kdo jsou mé tolary?"

(O Velvarn, o Velvarn! Wo sind meine Thaler hin?) würde dann, freilich nur als eine Palingenesie aus der weit spätern Thalerzeit, seine interessante Illustration gefunden haben. Ob ein Sterblicher sich verleitet fühlen könnte, an dem Gerstensafte des heutigen Velvary seine Thaler zu verlieren, wollen wir — gleichfalls dahin gestellt sein lassen. Genug, es hat uns erfrischt, und so sagen wir denn den alten Mauern und Thoren Lebewohl, um unsern Stab gegen Osten hin weiter zu tragen, wo über dem linken Ufer der Moldau, das kleine Dörfchen **Kelahozeves** beherrschend, ein elegisches Bild gefallener Größe, das

Schloß Mühlhausen.

uns anzieht. Es ist ein in seiner Anlage durchaus imposanter und vornehmer Bau, der da am nördlichen Ausgange der schroff abschüssigen, von Kralup bis hieher den Strom säumenden Kohlensandsteinmassen, mitten in grünender, stiller, stromdurchschlängelter Landschaft von der herrschenden Höhe eines Quadersandsteinhügels sich erhebt. Von der westlichen Landseite, von welcher wir an ihn herantreten, scheidet ihn ein in den Stein gesprengter, nunmehr freilich im Verfalle begriffener Graben, über den ehemals die Zugbrücke, nun eine von Bogen und Pfeilern getragene steinerne Brücke an das einst prachtvolle, nunmehr nur die Spuren seiner ehemaligen Pracht zur Schau tragende Portal führt. Im Osten senkt der Felsen jäh an das schmale Ufer sich hinab, zu seinen Füßen das herrschaftliche Brauhaus und die strohgedeckten Hütten des Dorfes. Die massiven und doch dabei ebenmäßigen Formen des gegen Norden gekehrten Haupttraktes sowie der beiden im Osten und Westen sich an denselben anschließenden Seitenflügel und der die letztern im Süden verbindenden Abschließungsmauern, — die thurmartigen, vierkantigen Vorsprünge an allen vier Ecken des Baues, — die mächtigen, steingemeißelten, rundbogigen Dachgesimse ringsumher, — die Fülle phantastischer Arabesken allenthalben, der quaderartige Anwurf, im Hofe die schöne, reichgezierte Gallerie des Hauptgebäudes, und die pyramidentragenden Karyatiden an der Einfahrt neben dem Brunnen am östlichen Flügel erinnern an die prunkliebenden, der Kunst gewogenen Tage der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; die Reste alter Malereien an den Mauern allüberall mit ihrer charakteristischen Verschlingung mythologisch-classischer und christlich-moderner Vorwürfe an die Zeiten Rudolfs II., in welchen altclassische Bildung und rigoroschristliche Religiosität einander zu durchdringen oder wenigstens neben einander sich zu vertragen suchten, wie z. B. auch hier in dem ehemaligen kleinen Rittersaale im östlichen Flügel, wo Christus sich es gefallen lassen mußte, mitten in einem förmlichen Congreß römisch-heidnischer Cäsaren seinen Platz einzunehmen. Es ist übrigens eine seltsame Geschichte raschen, beinahe fabelhaften Emporkommens und eben so raschen Unterganges, welche dieser Saal, diese verödeten, einst mit Schätzen der Kunst und Literatur erfüllten und mit allem Luxus fürstlicher Lebensweise ausgestatteten Gemächer, diese kühngewölbten, gleichsam für ewige Dauer vorgesehenen Gemächer uns erzählen! Im Jahre 1530, bei Gelegenheit der Verhandlungen wegen seiner Wahl zum römischen König, lernte Ferdinand I. auf dem Reichstage zu Augsburg einen jungen, kaum noch einundzwanzigjährigen Mann kennen, Namens Fabian Griesbeck von Griesbach. Er war der Sohn des kaiserlichen Rathes zu Inspruck, Maximilian Griesbeck v. Griesbach, leitete seine Abkunft von einem niederbaierischen, zwar alten, aber wenig bemittelten Adelsstamme ab, und war hieher gekommen, um im Gefolge Kaiser Karls V. Dienst zu nehmen und eine Gelegenheit zu ersehen, wie er seinen Weg durch die Welt weiter machen könnte. Türken und Ketzer unterhielten die Welt eben in voller

Aufregung, und der Kaiser hatte gegen diese beiden Erbfeinde der alleinseligmachenden Kirche das ganze Reich zu den Waffen aufgerufen. Die darüber zwischen den katholischen und protestantischen Herren ausgebrochenen Differenzen gaben dem jungen Edlen Anlaß, der Partei der Ersteren, für die er, dem Magnete der Macht und des Glanzes folgend, sich rasch entschieden, vielfach sich dienlich zu erweisen. Es gelang ihm, die Aufmerksamkeit zuerst der katholischen Herren Böhmens und durch diese bald auch des Königs von Böhmen auf sich zu ziehen, und als dieser im Jahre darauf, nach seiner zu Cöln vollzogenen Krönung zum römischen König, in seine Lande zurückkehrte, saß der brauchbare junge Mann in der Gunst seines hohen Gönners bereits so fest, daß dieser ihn dahin mitnahm, und mit dem Titel eines königlichen Secretarius bei der böhmischen Kammer anstellte. Bald darauf auch zum königlichen Rathe erhoben, bewies Florian Griesbeck seinem fürstlichen Beschützer seine Dankbarkeit durch eine aufopfernde, unbedingte Hingebung an dessen Interesse und erndtete dafür aus dessen freigebig spendenden Händen reichlichen Lohn. Er begann nun in Prag Häuser zu bauen und im Lande nach Gütern sich umzuschauen. Allein die Mittel, deren er sich dazu bediente, um seinem königlichen Herrn seine treue Anhänglichkeit zu bethätigen, mögen nicht immer der rühmlichsten Art gewesen sein. Gewiß wenigstens ist, daß es keineswegs ausschließlich seine streng katholische Gesinnung war, die ihm bald in ganz ausnehmendem Grade die Entrüstung der protestantischen Stände zugezogen. Als diese, eingedenk der von König Georg einst mit Sachsen abgeschlossenen Erbeinigung, die ihnen zugemuthete Betheiligung an der von Karl V. gegen Johann Friedrich von Sachsen angeordneten Reichsexecution verweigerten, machte Florian Griesbeck es sich zur besondern Aufgabe, aus den Archiven der böhmischen Stände seinem königlichen Gönner die Behelfe an die Hand zu schaffen, durch welche der Bestand einer älteren Erbeinignng zwischen Böhmen und Oesterreich nachgewiesen werden sollte, die Documente dagegen, welche auf die sächsische Erbeinigung sich bezogen, zu vertilgen oder doch zu beschädigen. Auf dem Landtage im April 1547, da dieser Vorgang ruchbar geworden und in den Archiven namentlich die erst mit Moritz von Sachsen erneuerte Erbeinigung vergebens gesucht ward, brachen die Beschuldigungen gegen Florian Griesbeck in eine förmliche offene Anklage aus, und führten aus der stürmischen Versammlung ihn geraden Weges in die unheimliche Kerkernacht des Weißen Thurmes. Das Schicksal, das seiner hier harrte, konnte nicht zweifelhaft sein. Der 24. April jedoch, der bei Mühlberg das Schicksal des Schmalkaldischen Bundes und mit diesem das des Bundes der protestantischen Herren und Städte in Böhmen entschied, sprengte, ihm selbst gewiß am allerwenigsten erwartet, nach wenigen Tagen schon die Thore seines Kerkers, und ließ ihn aus demselben zu neuer Glorie hervorgehen. Die protestantischen Stände lagen niedergeschmettert, die über sie verhängten Confiscationen und Justificationen gingen vor sich, der „blutige Landtag" fügte in Allem sich dem Willen der sieghaften Gewalt, und Florian Griesbeck, der von des Königs Majestät sich eigends ein Unschuldstestimonium erbeten,

proſperirte nun um ſo trefflicher. Sein Vermögen hatte in der kürzeſten Friſt zu den Dimenſionen eines wahrhaft cröſusmäßigen Reichthums ſich ausgeweitet. Er kaufte Ländereien, Burgen, Höfe und Dörfer und hub an Schlöſſer zu bauen. In dieſer Zeit auch, 1562, war es, daß er einem obſcuren Rittersmann Namens Wenzel Domaſlicky von Reiſengrund zuerſt die eine demſelben gehörige Hälfte des Gutes Nelahozeves, und bald darauf, 1558, dem Prager Domkapitel die demſelben zugehörige andere Hälfte abkaufte, um ſofort auch auf dieſer neuerworbenen Beſitzung den Bau eines Schloſſes, — des eben in Rede ſtehenden, — in Angriff zu nehmen. Die Pracht, die er dabei entfaltete, bewies, daß er nicht nur fürſtliche Schätze zu erwerben, ſondern auch in der Verwendung derſelben mit Fürſten zu wetteifern verſtand. Der Bau indeß ging nur langſam von Statten; Florian Griesbeck, der nach dem Tode ſeines Gönners auch noch des Vertrauens der beiden Nachfolger deſſelben ſich erfreuen durfte, hatte für dieſe und für ſich ſelbſt auch noch andere Geſchäfte zu beſorgen. Die Bergwerke im Erzgebirge insbeſondere nahmen einen großen Theil ſeiner Zeit und ſeiner Aufmerkſamkeit in Anſpruch: eine nicht geringe Anzahl derſelben war in Folge der letzten Confiscationen an die königliche Kammer gekommen, manches auch dem umſichtigen Kammerrath zugefallen, und dieſer hatte viel bei denſelben nicht nur im Intereſſe der Krone, ſondern auch als ſelbſt Gewerke in ſeinem eigenen zu ſchaffen. Daher es denn geſchah, daß als Florian Griesbeck am 29. März 1588 in dem hohen Alter von 79 Jahren auf ſeinem Schloße Mühlhauſen, das er während der letzten Zeit ausſchließlich bewohnt hatte, ſtarb, dieſes immer noch nicht vollendet war. Die Verlaſſenſchaft, die nach dem Schützlinge dreier Monarchen zurückblieb, war in jeder Hinſicht eine ſehr bedeutende. Sie umfaßte außer einem großen Baarvermögen, reichen Bücher-, Kunſt- und Waffenſammlungen nicht weniger als eilf größere Güter in den verſchiedenen Kreiſen Böhmens, darunter Kralowic im Mittelgebirge, dem er von Ferdinand I. die Erhebung zur Stadt erwirkte und das noch heute ſein Wappen führt und die von ihm geſtiftete Gruft ſeiner Familie birgt, das gegenwärtig erzbiſchöfliche Roſmital, ferner Libſtein und außer Mühlhauſen noch die zwei gleichfalls von ihm erbauten Schlöſſer Florianeburg und Kačerow bei Kralovic. Es ſchien jedoch, als ſollte über dieſen Früchten eines hingebungs- und jedenfalls auch arbeitsvollen Dienerlebens kein weiterer Segen walten! Florian Griesbeck hatte zehn Töchter und ſieben Söhne hinterlaſſen. Anſtatt, wie ſein letzter Wille es ihnen befohlen, das reiche Erbe in geſchwiſterlicher Gemeinſchaft zu verwalten und treu zuſammenzuhalten, war man nach Kurzem ſchon zur Theilung und ſelbſt zu Entäußerungen geſchritten. Der Beginn des neuen Jahrhunderts fand den, wenn auch nicht ſonderlich mühevoll, ſo doch immerhin klug und emſig zuſammenerworbenen Complex unter eine Anzahl von Deszendenten jeden möglichen Grades zerhälftet und zerſplittert. Die meiſten der Nachkommen Florian Griesbecks überdieß, vielgereiſt und herangebildet an auswärtigen Univerſitäten, hatten das religiöſe und politiſche Glaubensbekenntniß ihres Ahnherrn und Vaters mit den Lehren

des Protestantismus vertauscht, und durch ihre Theilnahme an der protestantischen Erhebung des J. 1618 die rasche Rückkehr eines großen Theils der Griesbeck'schen Güter zu ihrer ursprünglichen Abkunft vermittelt, — der Confiskation. Mühlhausen war bei der Theilung an den jüngsten Sohn Florian Griesbecks gekommen, Blasius Griesbeck von Griesbach. Gleichfalls Protestant hatte dieser zwar klugerweise von jeder thätigen Betheiligung an den Zeitereignissen sich freigehalten und so wenigstens bis an das Ende seiner Tage, — freilich nur eine kurze Frist noch, — diesen letzten Rest der raschzerfallenen Macht des Griesbeck'schen Hauses in seinen Händen erhalten. Er hatte das Schloß ausgebaut und an ihn auch und an seine Gemahlin Sophie von Wrbna erinnern die beiden Wappen im Hofe mit der Jahreszahl 1614, und den Namensinitialen B. G. Z. G. und O. G. Z. G. Allein er hatte auf das Gut auch eine so enorme Schuldenlast gehäuft, daß, nachdem er zu Ende des J. 1620, wenige Wochen nach der Weißenberger Schlacht, gestorben war, seine Wittwe sich genöthigt sah, dasselbe den Gerichten zur öffentlichen Feilbietung zu überantworten. Mühlhausen bei dieser Gelegenheit fand zwar in dem Fürstenhause Lobkowic auf Raudnic einen neuen Besitzer, die schnellverrauschten Tage seines Glanzes aber sollten ihm damit nicht wiederkehren. Es ist, als lastete die düstere Behme wirklich darauf, unter deren erdrückender Wucht einst die große Tafelrunde von Florian Griesbecks Söhnen und Enkeln in diesem Rittersaale oben den Giftbecher die Runde soll haben machen lassen!

VI.

Das ist ein Zaubertrank; ich hab's
Entdeckt in meinem Gemüthe!

Heinrich Heine.

— Nach dem hellsten Tage folgt die Nacht,
Und nichts auf Erden soll Bestand gewinnen.

Fr. Bodenstedt.

Noch etwa drei Viertelstunden stromabwärts von Mühlhausen, zu dessen Füßen unterhalb des östlichen Flügels nun die Trains der Prager-Dresdner Eisenbahn vorüberbrausen, zieht sich längs des linken Moldauufers das Gehänge des Quadersandsteins hin, um sodann unter den fruchtbaren Alluvien sich zu verlieren, welche die Moldau bei dem Austritte aus ihrem felsigen Rinnsale gegen Norden hin in weiter Fläche abgelagert. Das Flußthal, das wir von Mühlhausen ab, wo es ziemlich schmal beginnt, durchwandern, erweitert bis dahin sich immer mehr und mehr, um endlich vollends in jene von den vieltausendjährigen Ablagerungen des Stromes gebildete, ehemals sumpfige, nunmehr von Aeckern und Wiesen bedeckte Ebene überzugehen. Zu unserer Linken am Ausgange desselben sehen wir an der Lehne die beiden kleinen Dörfchen **Podhokany** und **Hledsebe** lagern, — Namen, deren Ursprung aus den örtlichen Terrainverhältnissen nicht zu verkennen ist. Die weitgedehnte, sandige Plänerfläche, die hoch oben über den Sandsteinlehnen landeinwärts sich ausbreitet, heißt im Munde des Volkes noch heutzutage „**Hory**", das Gebirge, wohl im Gegensatze zu dem anrainenden Flachlande; „Hledsebe" aber d. i. soviel wie „Sieh dich für!" dürfte an die ebenerwähnten Moraste erinnern, die den Weg durch diese Gefilde für den Wanderer einst ziemlich unsicher gemacht haben mochten. Zu unsrer Rechten, jenseits des Stromes, überrascht unseren Blick aufs angenehmste das malerisch gelegene

Veltrus,

und unterhalb desselben im Strome, die von herrlichen, weitläufigen Parkanlagen bedeckte **Chotek-Insel**, mit ihrem schönen, aus dem Dunkel schattigen Baumgebüsches hervortauchenden und im Schooße der Fluten sich abspiegelnden Schlosse, eine Schöpfung des Grafen Johann Rudolf Chotek, eines der ausgezeichnetesten Staatsmänner der Josefinischen Aera. Unter Josef II. Kanzler der vereinigten Hofkanzlei — des damaligen Ministeriums des Innern — war er unter Leopold II. den österreichischen Finanzen vorgestanden, hatte nach dem Regierungsantritte Kaiser Franzens den Staats-

dienst verlassen, war erst im Jahre 1802 als Oberstburggraf von Böhmen in denselben zurückgekehrt, fungirte sodann von 1805—1809 als Staats- und Conferenzminister und schloß seine, besonders um die Förderung des Handels und der Industrie vielverdiente Laufbahn im J. 1824 als Präsident der allgemeinen Hofcommission zu Wien im Alter von 80 Jahren. An die Fürsorge, die er seinen Gutsunterthanen widmete, erinnert uns auch noch das schöne Schulhaus auf der Anhöhe oberhalb des Dörfchens **Vepřek**, das er für dieselben noch kurz vor seinem Tode erbauen ließ.

Von der Moldau sowohl, die nun in jähem Bogen ostwärts der Elbe sich zuwendet, wie von der Eisenbahn ablenkend, die in kürzerer Sehne quer durch das Flachland das Thal der Letzteren zu ereilen strebt, setzen wir unsere Wanderung über die kleinen Ortschaften **Vraňany**, **Lužec** und **Chrámoštek** fort, um bald wieder bei den beiden, an einem schmalen Arme desselben nahe bei einander gelegenen Dörfchen **Brosánek** und

Hořín

— zum letztenmal, ehe er an dem Ziele seines Laufes angelangt —, den kaum verlassenen Strom zu erreichen. Mit Bewunderung verweilen wir in dem zuletzt genannten Orte bei dem wahrhaft fürstlichen Herrensitze der jüngern Lobkowic'schen Linie, auf deren Territorium wir nun stehen. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir dies um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaute, von dem feinen Kunstsinn des Architekten nicht minder wie von der Munifizenz des Erbauers zeugende Schloß mit seiner marmorprächtigen Kapelle uud seinem ausnehmend geschmakvoll angelegten Garten eines der anmuthigsten und reizendsten Böhmens nennen. Wenn in irgend etwas, so spiegelt in diesen modernen Edelsitzen sich die gewaltige Wandelung der Zeit, die dem trutzigen mittelalterlichen Herrenthume nicht nur die eisernen Helme und Schienen abgeschnallt, sondern es auch von den hohen, unzugänglichen, dräuenden Felsenhorsten in die freundlichere Niederung, in die trauliche Mitte des Volkes herabgelockt!

Auch einen Gang auf den nahen Dorffriedhof dürfen wir nicht unterlassen, um der Gründer dieses herrlichen Baues auch an ihren Gräbern zu gedenken, die, während sie im Leben Schätze darauf verwendet, um ihr Haus mit allem Glanz auszustatten, den Reichthum und Kunst zu geben vermögen, im Tode alles irdische Vorrecht von sich abgestreift und nicht besser ruhen gewollt, als jeder andere Staubgeborene, und lenken sodann unsere Schritte, den Moldauarm überschreitend, durch die tiefdunklen, duftigen Schatten der sogenannten Lindeninsel dem Ufer der Elbe zu. Es ist eine der malerischesten Stätten Böhmens, an der wir hier Halt machen, um das noch ganz primitiv besegelte Fahrzeug zu erwarten, das uns an das jenseitige Ufer bringen soll. Um uns her die uralten Linden, durch deren dichtlaubige Kronen der Geist jener mythischen Tage weht, da noch im Schatten dieses heiligen Baumes den Göttern geopfert, das Gesetz berathen und den Streitenden Recht gesprochen wurde; zu unsrer Rechten an der Spitze der eichenüberschatteten Landzunge Úpor die Vermählungsstätte der Elbe mit der Moldau. Unwillkührlich wirft sich uns beim Anblicke

derſelben die Frage auf: Iſt es wirklich die Elbe, welche hier die Moldau, oder iſt es nicht vielmehr die Moldau, welche die Elbe aufnimmt? Rauſchen die Fluten jener nicht breiter und mächtiger daher? Hat ſie aus den Forſten des Böhmerwaldes bis hieher nicht einen nahezu noch einmal ſo weiten Weg zurückgelegt als jene von den Hochwieſen des Rieſengebirges? Iſt nicht ſie es, die ſeit Jahrhunderten den deutſchen Gauen aus jenen Forſten die Baumſtämme und von den Äckern des Landes die fruchtbeladenen Schiffe zuführt, nach denen wir auf der Elbe bis hieher vergebens uns umſchauen? Ihre verzichtenden Fluten ſchweigen, und auch die Forſchung weiß uns keine andere Antwort zu geben, als daß der ältere keltiſche Name des mindern über den jüngern ſlaviſchen Namen des bedeutenderen Gewäſſers eben den Sieg davongetragen, — ein fait accompli ſonach, angeſichts deſſen, wie ſo manches andere noch, uns gleichfalls nichts übrig bleibt, als zu verzichten. Das Fahrzeug indeſſen iſt herübergekommen, und wir wenden unſere Blicke, während der ſtämmige Fährmann mit uns wieder vom Lande ſtößt, dem jenſeitigen Ufer zu, über welchem von der Höhe eines mächtigen, 230 Fuß über den Waſſerſpiegel emporragenden Felſenrückens das einſt ſo ſtolze und nunmehr ſo verlaſſene Schloß

Mělník

mit einem Theile der gleichnamigen Stadt auf uns niederſchaut.

Bald ſind wir gelandet und klimmen zwiſchen den wenigen Häuſern des Uferdörfchens **Rybáki**, deſſen Namen die Erinnerung an die nicht unbedeutende Fiſcherei bewahrt hat, die an dieſer Stelle einſt betrieben worden, über eine Treppe den weſtlichen Abhang hinan. Zu unſrer Linken, oben angelangt, ſenkt die Straſſe zwiſchen Weingärten und zerſtreuten Häuſern über den nördlichen Abhang an das rechte Ufer der Elbe ſich hinab; zu unſrer Rechten, an der Stelle, an welcher ehemals das Elbthor ſeinen ſtattlichen Wartthurm erhoben, nimmt uns die einſt ſo lebensvolle und nunmehr ſo ſtille alte königliche Leibgedingſtadt auf. Wir betreten den Marktplatz, um den herum die wenigen Straſſen derſelben ſich ordnen, und wenden unſere Aufmerkſamkeit vor Allem dem alterthümlichen Rathhauſe zu, deſſen Arkaden, hervortretende Erker, hohe Giebel und ſpitzbogige Gewölbe trotz der entſtellenden Tünche und der ganz neuzeitigen Kanzleifenſter die Zeit Karls IV. als diejenige erkennen laſſen, in welcher die damals reiche und blühende Commune dieſen Bau aufgeführt. Das Innere iſt nunmehr freilich ganz und gar modernen Bedürfniſſen angepaßt: Amtsſtuben und Aktenbehältniſſe; den großen Rathſaal füllen die Couliſſen und Sitzbänke eines proviſoriſchen Dilettantentheaters. An die glorreiche autonome Vergangenheit mahnt nur noch die dem hl. Jakob und der hl. Barbara geweihte, bis auf den heutigen Tag in ihrem urſprünglichen Zuſtande erhaltene kleine Kapelle in dem öſtlichen Erker, welche im Jahre 1398 der wohlweiſe Rath zu dem Zwecke errichten ließ, damit für ewige Zeiten am erſten Tage eines jeden Monats für das Seelenheil aller ſeiner lebenden oder je gelebt habenden Mitglieder eine heil. Meſſe

geleſen werde, (was jedenfalls von rechtortiger Vorſicht zeugt!) ferner ein im Jahre 1582 von unbekannter Künſtlerhand aus einem einzigen Stücke geſchnitzter hölzerner Pokal, deſſen den beiden Teſtamenten entnommene Reliefs an die urſprünglich leichneriſche Beſtimmung nicht zweifeln laſſen. Vom Rathhauſe über den Marktplatz und durch die Kirchengaſſe wenden wir uns den ungleich größeren Denkwürdigkeiten Mělnike, dem alten Schloße und der Dekanalkirche, zu. Augenſcheinlich haben dieſe beiden Bauwerke in alten Zeiten ein zuſammenhöriges Ganzes ausgemacht und waren durch Wall und Graben von der Stadt getrennt. Man ſieht es dem kleinen Hauſe, das ſich rechterſeits an die der Stadt zugekehrte Schloßpforte lehnt, an, daß es ſich erſt nach der Ausfüllung des Letzteren zwiſchen Stadt und Schloß hineingedrängt, und auch die Lucken für die eiſernen Rollen, in denen ehemals die Brückenketten gegangen, haben das Gedächtniß jener Iſolirung noch bewahrt.

Dem Schloſſe ſelbſt, wer von dieſer Seite an daſſelbe herantritt, würde nun niemand mehr ſeine ehemalige Pracht, ſeine einſtige Bedeutung anmerken. Den geräumigen Hof, in den wir durch die offenſtehende ſpitzbogige Einfahrt gelangen, über welcher anſtatt der ſchmucken Zinnenkrone, die ſie einſt geziert, ſich nun ein höchſt dürftig dareinſchauender Quartierbau erhebt, füllen Tonnen, Tröge, Fäſſer, Karren und allerlei anderweitiges häusliches und Kellergeräthe neben unterſchiedlichen Schutt- und ähnlichen Anhäufungen. Die eine Ecke, den maleriſchen Effekt nicht gerade erhöhend, nimmt ein aus altem Lattenwerk nothdürftig zuſammengezimmerter Schuppen ein. Von den Flügeln, die ihn umſchließen, trägt der nördliche, der Stadt zugekehrte, außer dem Reſte eines alten Erkers keine Spur mehr alterthümlicher Denkwürdigkeit an ſich. Er iſt ein unanſehnlicher Zubau aus ſpäterer Zeit, aufgeführt vielleicht an der Stelle der Mauer, die das Schloß einſt von der Stadt ſchied. Der öſtliche iſt ein Umbau aus dem 16. Jahrhundert, unter deſſen Bogen den Gaſt zwar allerlei Schenkregalien zu einem Glaſe ächten Mělnikers zuvorkommend laden, nach Erinnerungen aus jenen Zeiten aber, da dieſer Flügel den Glanz fürſterlichen Hofſtaates beherbergt, das Auge vergebens umherforſcht. Nur die berühmten, tief hinab in den Felſen geſprengten Keller aus jener Zeit ſind geblieben, und zwei nächſt dem Eingange in dieſelben in primitivſtem Fresko an die Wand gemalte Mělniker Winzer, die eine ſelbſt das Fabelhafte überbietende Traube an einer Stange einhertragen, geben Kunde von dem köſtlichen Inhalt, den dieſe Räume bewahren. Noch neuer ſcheint der übrigens ganz kahle ſüdliche Flügel, der gegenwärtig nichts als die Wohnungen einiger fürſtlich Lobkowic'ſchen Bedienſteten enthält. Nur der weſtliche, dem Strome zugewandte und auf unſerer Abbildung den Hintergrund einnehmende, iſt einigermaßen in ſeiner altehrwürdigen Urſprünglichkeit erhalten geblieben. Es iſt dies aber auch der intereſſanteſte, der Haupttheil der alten Königsburg! Eine breite Treppe führt uns durch das thurmartig hervortretende Stiegenhaus in die auf den Hof ſehende, luftig gewölbte Gallerie derſelben hinan. Die Thüren aus dieſer, die einſt in die königlichen, auf das herrliche Stromgelände hinausſehenden Gemächer führten, dienen nun

ZÁMEK MĚLNICKY.

Nakladatel I. L. Kober v Praze

DAS SCHLOSS MELNIK.

Verlag von I. L. Kober in Prag

einer kleinen Gemeinde auf Ruhebrod geſetzter fürſtlicher Dienerſchaftsveteranen zum Aus- und Eingang in ihre Pfründerſtuben. Über denſelben prangen in deutſcher und böhmiſcher Inſchrift die Titel des ehemaligen „Pfandtß-Inhabers“ dieſes Schloſſes, des Grafen Johann Humprecht von „Tſchernün und Chudenitz“, aus dem J. 1677. Durch die hinterſte derſelben betreten wir eine der älteſten und denkwürdigſten Stätten Böhmens, die Geburtsſtätte der heil. Ludmilla, der nachmaligen Gemalin des erſten chriſtlichen Böhmerherzogs und Großmutter und Erzieherin des heil. Wenzel. Die Pietät der Nachkommen hat darauf verzichtet, ſie ferner zu bewohnen, und ſie dem Andenken der heiliggeſprochenen Ahnfrau zur Kapelle geweiht. Und ſo führt uns denn die Kunde, die wir in dem feierlichen Halbdunkel dieſes Raumes vernehmen, zugleich ein volles Jahrtauſend beinahe in die dunkle Vorzeit Mělniks zurück!

Unzweifelhaft ſofort bei der Einwanderung unſerer čechiſchen Vorfahren hat in dieſer Gegend, wo der Zuſammenfluß der bedeutendſten Gewäſſer des Landes nicht minder wie die Üppigkeit der Landſchaft dazu einlud, eine Niederlaſſung ſtattgefunden, — vielleicht zuerſt am jenſeitigen Ufer, an dem kleinen Nebenarme der Moldau, wo in letzter Zeit intereſſante Ausgrabungen gemacht wurden, die wir im Schloſſe zu Hořin drüben in einem kleinen Muſeum zuſammengeſtellt finden, und dann am dieſſeitigen Ufer bei der Einmündung des fiſchreichen Pěnka-Baches an der Stelle des gegenwärtigen Ortes Šopka. Zum Schutze des occupirten Geländes mochte ſich nach Kurzem ſchon auf dem vortrefflich gelegenen, daſſelbe ſo wie auch die Gewäſſer weithin beherrſchenden Felſenrücken, die urſprünglich Pěnv genannte Burg erhoben haben, auf welcher im 9. Jahrhundert noch der Vater der heil. Ludmilla, Slavibor, als unabhängiger Dynaſt ſaß. Mit ihr gleichzeitig hatte auf dem Nordabhange des Felſens auch noch eine weitere Anſiedelung Platz genommen, die, wie es ſcheint, von der Beſchäftigung ihrer erſten Inſaſſen mit dem Fiſchfange, den Namen Mělník (měl, Untiefe) annahm. Jedenfalls mußte dieſer neue Platz, Dank ſeiner ungleich geſicherteren Lage, über den urſprünglichen Burgflecken, das alte Pěnka, raſch den Vorrang gewonnen haben, denn ſchon im Laufe des 10. Jahrhunderts hatte nicht nur die ganze Župa, ſondern auch die Burg den bisher geführten mit dem Namen deſſelben vertauſcht. Als die Urenkelin der heil. Ludmilla das Jungfrauenkloſter zu St. Georg in Prag ſtiftete, 973, konnte dieſem unter Anderem auch ſchon der Zoll jedes neunten zu Mělník abgehaltenen Marktes zugetheilt werden, und als Emma von Burgund, die Gemahlin Boleslavs II., nach deſſen Tode, 999, in der Burg Mělník ihren Wittwenſitz bezog, hatte der Marktflecken ſich bereits zu dem Range einer Stadt emporgeſchwungen, wie dies die Umſchrift der Münzen „Civitas Melnic“, bekundet, welche dieſe Fürſtin hier prägen ließ. Als ſolche hatte Mělník ſtets der ganz beſonderen Gunſt der nachfolgenden Fürſten aus dem Hauſe der heil. Ludmilla ſich zu erfreuen. Sie ſtatteten den rüſtig emporſtrebenden Platz, bei welchem bald ein äußerſt lebhafter Schiffsverkehr ſich entwickelt hatte, mit den wichtigſten Privilegien in Dingen des Handels, der Schifffahrt und der Gewerbe aus,

und er gedieh dabei so vortrefflich, daß er nach nicht Langem schon sich erstarkt genug fühlte, um von der Schutzhoheit der Burg frei werden zu können. Wann indeß die Stadt Mělnik dieser neuerlichen Begünstigung theilhaftig wurde, ist uns unbekannt. Gewiß nur ist, daß die munizipale Unabhängigkeit derselben zu Ende des 11. Jahrhunderts bereits eine vollendete Thatsache war. Zu Ende des 12. Jahrhunderts hierauf fügte Vladislav I. dieser Gunstbezeugung auch noch die hinzu, daß er den Mělnikern an der Stelle der kleinen, ihrem Bedürfnisse nicht mehr genügenden Kirche, eine neue, große, — die gegenwärtige Dekanalkirche, — bauen ließ, und bei derselben zugleich eine reichdotirte Probstei gründete. Zu welchem Ansehen diese Stiftung sich bald erhob, davon zeugt unter Anderem, daß nicht nur der gelehrteste, sondern auch der vornehmste Clerus des Landes es nicht verschmähte, sich um dieselbe zu bewerben. Im zweiten Jahrzehend des 13. Jahrhundertes stand als Probst ihr der gelehrte Severus vor, welchem Bischof Cosmas einen Theil seiner Chronik dedizirte. Eine Zeitlang bekleidete diese Würde selbst ein Sohn Vladislavs II., der nachmalige Bischof von Salzburg, Adalbert. Zwei Pröbste von Mělnik, zuerst 1215 Andreas und sodann 1224 Peregrin, bestiegen den bischöflichen Stuhl von Prag. Auch die Burg Mělnik, seit der heil. Ludmilla das Erbe des Herrscherhauses der Přemysliden, erfreute sich der besonderen Vorliebe dieser Letzteren. Sie verwendeten große Summen auf die Verschönerung und Ausstattung der Burg sowol, als der Kirche, ließen diese, nachdem ein Blitzschlag im J. 1172 einen großen Theil davon in Trümmer gelegt, von Grund aus noch einmal neu aufführen und bedungen ihren Gemalinen hier den Wittwensitz, wie z. B. Přemysl II. bei seiner Vermählung mit der schönen Kunigunde, die nach dem tragischen Ende dieses heldenmüthigsten Fürsten seiner Zeit sich hieher zurückzog, um da bis an ihr eigenes Lebensende zu verweilen; und bald darauf auch der erste König aus dem Hause Österreich, Rudolf, der, den frommen Brauch der Přemysliden ehrend, bei seinem Tode, 1307, Mělnik nunmehr für alle Zukunft zum Leibgeding der Königinnen von Böhmen bestimmte. Einen Augenblick um diese Zeit zwar schien es, als sollte der Glanz Mělniks eine nicht geringe Verdunkelung erfahren. Wenzel II., in seiner übergroßen Frömmigkeit beflissen, seine Person mit einer möglichst großen Anzahl geistlicher Herren zu umgeben, um desto fleißiger seinen gottesfürchtigen Übungen obliegen zu können, hatte mit einemmale der Mělniker Probstei all' ihr Einkommen entzogen, und dasselbe der Allerheiligenkapelle des Prager Domes zugewandt. Alle Ornate, Kleinodien, Bücher und Reliquien waren nach Prag abgeführt worden, und die verarmte Probstei drohte zu veröden. Glücklicherweise indessen besann der fromme König sich bald eines Anderen, stattete der Probstei ihr reiches Einkommen mit sammt allem Fortgenommenen wieder zurück, und 1328, während Bischof Johann IV. in Frankreich weilt, verwaltet wieder ein Probst von Mělnik, Heinrich, die Prager Diözese und 1403 besteigt abermals ein Mělniker Probst, Zbyněk Zajic von Hasenburg, den erzbischöflichen Stuhl zu Prag. Es war übrigens ein betrübender Anblick, den während der

ersten Hälfte des 14. Jahrhundertes gerade das schwer heimgesuchte Böhmerland bot! Beinahe ausgeplündert von einem gekrönten Fremdling, der das Scepter mehr für eine Wünschelruthe ansah, mit der er Schätze aus dem Boden schlug, denn für das Symbol weiselenkender Herrschermacht, sah es auch noch die Vordersten seiner Söhne in zwei feindliche Lager gespalten, deren eines es berauben half, während das andere in machtlosem Ankämpfen gegen den Ruin sich aufrieb. Die Unglücklichste unter diesen Unglücklichen, die Königin Elisabeth, die letzte Hoffnung ihres Volkes, verstoßen von ihrem Gemal, dem regierungsunfähigen Johann von Luxemburg, beweinte damals das Mißgeschick des Vaterlandes in der stillen Zurückgezogenheit des Mělniker Schlosses, um später, selbst hier noch verfolgt, ein Asyl in Baiern zu suchen. Ihre Versöhnung mit dem Könige, zu der sie, 1324, von dort nach Böhmen zurückkehrte, war nur eine scheinbare. Ihre freudlosen Tage, die sie abwechselnd in Prag, in Königsaal und in Mělnik verlebte, waren bereits gezählt. Sie starb am 28. September 1330, kaum neununddreißig Jahre alt. Ihr Andenken hat in Mělnik bis auf den heutigen Tag in dem von ihr daselbst im Jahre 1328 gestifteten Armenhospiz sich erhalten.

Eine neue Epoche des Aufschwungs begann für Mělnik mit Karl IV., dem glorreichen Sohne Elisabeths. Nach allen Seiten hin bedacht, das durch das Mißregiment seines Vaters beinahe an den Rand des Verderbens gebrachte Land durch kräftige Förderung des geistigen Lebens sowohl wie der materiellen Interessen zu neuer Blüthe zu erheben, konnte von dem umsichtigen Auge Karls auch der alte Ahnensitz der Přemysliden nicht unbeachtet bleiben. Er bestättigte den Mělnikern nicht nur ihre alten Privilegien, darunter eines der wichtigsten das von Přemysl Otakar II. ihnen einst verliehene Vorrecht des Salzhandels aus Sachsen mittelst eigener Schiffe; er gewährte ihnen nicht nur das neue, alle den Raubrittern in der Umgegend abgenommenen Burgen als Eigenthum ihrer Stadt behalten zu dürfen, sondern erschloß dieser durch die Verpflanzung der edlen Burgunderrebe in ihr nächstumliegendes Gelände auch noch einen neuen Quell des Wohlstandes, der, wie sehr auch Zeiten und Verhältnisse seitdem sich geändert, noch heutigen Tages reichlich zu fließen nicht aufgehört hat. Wein zwar war auch schon vor Karl, und das seit wenigstens einem halben Jahrtausend gebaut worden. Gewisser Weingärten im Moldauthale um Prag geschieht schon in der Stiftungsurkunde des Břevnover Klosters vom J. 993 Erwähnung, und Cosmas in seiner Chronik rühmt vom J. 1122, daß in demselben die „vindemia pleno cornu abundavit.“ Auch an den sonnigen Lehnen längs der Elbe gedieh die Rebe frühzeitig, wie uns eine Leitmeritzer Urkunde vom J. 1057 belehrt, und zu Anfang des 14. Jahrhunderts vollends war die Gegend von Mělnik in Prag bereits durch einen eigenen Weinschenken Namens Heinz Glas, zubekannt „der Mělniker,“ vertreten, der zwischen 1318 und 1327 nebenher zu wiederholtenmalen als Geschworener der Altstadt daselbst fungirte. Wenn daher auch nicht, wie vielfach gemeint wird, das Verdienst, den Weinbau in Böhmen überhaupt eingeführt zu haben, so war doch das nicht geringere, diesen wich-

tigen Culturzweig in unſerem Vaterlande zu einer vordem nicht gekannten Bedeutung zu erheben, der umſichtigen Fürſorge erſt dieſes trefflichen Herrſchers vorbehalten geblieben. Die Mělniker Hügel aber bewieſen für dieſe ihnen zugewandte Fürſorge ſich auch in ganz vorzüglicher Weiſe dankbar. Der Saft ihrer Trauben in guten Jahrgängen wetteiferte und wetteifert auch heute noch mit dem Burgunds an Kraft und edlem Feuer, und der mildere Geſchmack, durch den er ſich von dieſem unterſcheidet, darf ſogar für einen Vorzug vor demſelben gelten. Die competenteſten Feinſchmecker des ganzen Landes, — die reichen Klöſter und die adeligen Herren, — bewieſen auch bald, wie ſehr ſie den Anwerth dieſer „flüſſigen böhmiſchen Granate" zu ſchätzen verſtanden, indem ſie nach wenigen Jahrzehenden ſchon des Beſitzes des größten Theils der Weingärten um Mělnik ſich zu verſichern gewußt. Der ganze Zug der Hügellehnen elbaufwärts bis Liboch und noch weiter landeinwärts über den Chlomek hinweg hatte binnen weniger als einem halben Jahrhundert ſich mit den Kelterhäuſern und Villen belebt, in denen die frommen Äbte und Äbtiſſinen nicht minder wie die edlen Ritter und hohen Herren die frohe Zeit der Weinleſe zuzubringen liebten, und ihre Keller mit dem köſtlichen vaterländiſchen Naß zu verſorgen aufs eifrigſte bedacht waren. Manche dieſer Bauten, die im Laufe der Zeit zu Mittelpunkten der Anſiedelung einer dichten Winzerbevölkerung wurden, geſtalteten ſich ſelbſt zu förmlichen kleinen Schlöſſern, wie denn auch heutigen Tages die Winzereien des Stiftes Tepl, der ehemaligen Cöleſtinerinen, der Auersperg, Waldſtein, Thun, Kaunic, Clam, Neuperg u. a. als ſolche ſich uns präſentiren. Darf nun aber, hören wir fragen, der Wanderer nicht auch erwarten, mitten in der Fülle des Segens einem Denkmale des Begründers desſelben zu begegnen? Gedemüthigt müſſen wir antworten, daß man bis zur Stunde vergebens nach einem ſolchen ſich umſchauen würde. Im Rathhauſe zu Mělnik oben wird uns zwar eine Kiſte gezeigt, in welcher ſeit Jahren ein den königlichen Förderer des Mělniker Weinbaues vorſtellendes Standbild aufbewahrt liegen ſoll. Zur Aufſtellung desſelben, bedeutet man uns weiter, habe noch immer kein geeigneter Platz ſich finden wollen. Ihr rebenprankenden Hügel um Mělnik! Hätte der treffliche Karl ſo lange nach einem Platze für ſeine aus Burgund herübergeholten Reben geſucht, ihr trüget noch heute das ſaure Getränk, das Heinz Glas vor fünf hundert Jahren in Prag geſchenkt! Unterdeſſen aber bleibt immer noch eines der ſchönſten Verdienſte dieſes väterlich vorſorgenden Herrſchers lediglich auf die von einem Privaten ihm dargebrachte Huldigung beſchränkt, — einen kleinen Tempel mit ſeinem Reliefbildniſſe und der Inſchrift „Karol IV. Ř. C. Č. K. révi burgundské vysaditi dal v tomto okoli r. 1348" (Karl IV., Röm. Kaiſer, König Böhmens, ließ im J. 1348 in dies Gelände die Rebe Burgunds verpflanzen), welche der brave Juris Doktor Joſef Neumann im Jubeljahre 1848 in ſeinem, nächſt der Prager Straſſe gelegenen Weingarten hat errichten laſſen!

Der Anbruch des ereignißreichen 15. Jahrhunderts fand Mělnik unter den anſehnlichſten und beſtconditionirten Städten des Landes, ausgerüſtet mit den Privi-

legien ſtarkbeſuchter Märkte, mit dem Monopole der ſtädtiſchen Gewerbe auf eine ganze Meile im Umkreis und mit dem Rechte der Halsgerichtsbarkeit. Die im Sonnenſcheine beſonderer königlicher Gewogenheit und im Abglanze ihrer Probſtei ſo wohl gediehene Stadt zeigte ſich aber auch durchaus nicht geneigt, den neuen, gegen die Autorität des Königthums nicht minder wie der Kirche gerichteten neuen Ideen dieſes Jahrhunderts den Zulaß innerhalb ihrer Mauern zu geſtatten. Als König Sigismund im Frühjahr 1420 auf ſeiner bereits erwähnten Reiſe um Prag auch Mělnik berührte, durfte er ſich hier der freudigſten Aufnahme erfreuen. Und wenn auch die Mělniker ſchon wenige Wochen darauf ihren Beitritt zu den berühmten vier ketzeriſchen Prager Artikeln erklärten, ſo thaten ſie dies doch ungleich weniger aus eigener ketzeriſcher Überzeugung, als um all das Ungemach, das andernfalls ihre Stadt möglicherweiſe bedrohen hätte können, von derſelben abzuwenden, — ein Beweggrund, der zweifelsohne auch im folgenden Jahre ſie dazu beſtimmte, den von Komotau nach Prag zurückkehrenden ſiegreichen Schaaren Ziſkas die Thore zu öffnen, ohne einen Angriff auf dieſelben auch nur erſt abzuwarten. Wie wenig ernſt ſie es mit den beſagten „Vier Artikeln“ hielten, bewieſen ſie denn auch offenkundig im J. 1434 durch ihren Beitritt zu dem Bündniſſe der katholiſchen Herren und Städte, das die Vertheidigung der Sache des Königs und des Papſtes ſich zur Aufgabe geſtellt. König Sigismund dagegen war ihnen auch ſehr huldvoll zugethan, beſtätigte und erweiterte ihnen im J. 1436 alle ihre Privilegien, und nachdem er im Jahre darauf geſtorben war, nahm ſeine Wittwe, die geiſtreiche und energiſche Barbara von Cilly, 1441 im hieſigen Schloſſe ihren Wohnſitz, ſtarb auch hier nach zehn Jahren, wurde jedoch in der Domkirche zu Prag beigeſetzt. Die Ideen der Zeit indeß ſcheinen in Mělnik denn doch auch allmälig Eingang gefunden und daſelbſt einen immerhin bemerkenswerthen Umſchwung der Geſinnung zu Wege gebracht zu haben. Denn nach dem Tode Sigismunds, im Mai 1438, als es den utraquiſtiſchen Ständen darum zu thun war, gegen Albrecht von Öſterreich die Wahl des jungen polniſchen Prinzen Kazimir zum Könige von Böhmen durchzuſetzen, wählten ſie Mělnik zu ihrem Verſammlungsorte, und als ſie nach dem jähen Tode Albrechts dieſe ihre Wahl aufrecht zu halten ſich anſchickten, zu Ende J. 1439, wurde Mělnik abermals der Ausgangspunkt ihrer Unternehmungen. Beinahe zwei Jahrhunderte hindurch blieb nun Mělnik utraquiſtiſch und ſpäter proteſtantiſch, ſtets jedoch innerhalb der Gränzen einer gewiſſen Reſerve, in der es jede pronoucirte Theilnahme an den Begebenheiten, ſei es nach der einen oder der anderen Seite, von ſich fern hielt. Der utraquiſtiſche König Georg daher war der ſubmiſſen Stadt nicht minder gewogen als ſein Nachfolger, der katholiſche Vladislav II., und das Vertrauen, das der Letztere in die treue Geſinnung der Mělniker ſetzte, war ſo groß, daß er im J. 1490, um den vermeintlichen Nachſtellungen Heinrichs von Münſterberg, des Sohnes König Georgs, zu entgehen, von dem er wähnte, daß er ihm nach Krone und Leben trachte, in ihrer Mitte Schutz und Sicherheit ſuchte. Die entſchiedenſte That, zu welcher der Proteſtantismus in Mělnik ſich aufſchwang, war der

Anschluß an den allgemeinen Protest, den der Angriff Ferdinands I. auf die Verfassung Böhmens im Jahre 1547 im ganzen Lande hervorrief. Die Mělniker dafür waren aber auch unter den Ersten, die nach der Schlacht bei Mühlberg der Leitmeritzer Proklamation nachzukommen und ihre reumüthigen Abgeordneten zu Füssen des erzürnten Kaisers zu entsenden sich beeilten, was jedoch nicht zu hindern vermochte, daß ihre Stadt gleich so vielen Anderen aller ihrer seitherigen Privilegien für verlustig erklärt und überdieß zu einer Baarstrafe von 2000 Schock Groschen condemnirt wurde. Die einzige Bevorzugung, die sie bei dieser, die Geschicke Böhmens für alle Zukunft mächtig umgestaltenden Katastrophe sich zu erfreuen hatte, war die, daß sie ihre Privilegien nach vorhergängiger entsprechender Revision zurück erhielt. Der größte Theil ihrer Besitzungen aber war und blieb confiscirt. Auch das Schloß mittlerweile, nachdem am 12. Nov. 1475, vier Jahre nach dem Tode ihres Gatten, Johanna von Rožmital, Königs Georgs zweite Gemalin, hier gestorben und in der Probsteikirche beigesetzt war, hatte eine für alle Zeiten entscheidende Wendung seiner Geschicke erfahren. Es war dies die letzte der Königinen Böhmens, die hier ihren Wittwensitz genommen. Mělnik, da es nach einem Statute Karls IV. nie verkauft werden durfte, mußte die Bedürfnisse der Krone nun wenigstens als Unterpfand bedecken helfen, und die verschiedensten Pfandinhaber folgten nun einander in der Herrschaft über dasselbe. Die Reihe derselben eröffnete 1476 der Stiefsohn der Königinn Johanna selbst, Prinz Heinrich von Münsterberg. Von ihm zwar löste König Vladislav II. das Pfand bald wieder aus, überantwortete es jedoch nach Kurzem schon neuerdings den Herren von Guttenstein, welche es wieder ihrerseits im J. 1537 an Herrn Christof von Wartenberg abtraten, der wieder seines Theils schon 1557 an Herrn Zdislav Berka von Duba es cedirte, den späteren Obersthofmeister, Oberstlandrichter unter Ferdinand I. und einer der vierundzwanzig Bevollmächtigten der Stände Böhmens, die diesen im Oktober 1526 zum Könige gewählt hatten. Von ihm, der an dem Schlosse bedeutende Umbauten ausgeführt, überging die Pfandschaft an seine beiden Bruderssöhne Zbynko und Zdislav, deren Letzterer sie 1579 wieder dem zuletzt so unglücklichen wie ehedem mächtigen Günstling Rudolfs II., Georg Popel von Lobkovic, übertrug. Nach dem tragischen Ende dieses Staatsmannes, von welchem zu sprechen wir noch Gelegenheit haben werden, hielt die königliche Kammer sich für berechtigt, ihre sämmtliche auf Mělnik haftende Verpflichtungen für erloschen zu erklären, verpfändete dasselbe jedoch gleich neuerdings an die beiden Herren Joachim und Johann Kolovrat-Novohradsky, und löste es von diesen nach Kurzem wieder ein, um es schließlich an Georg Sinapius, einen der alchymistischen Wundermänner und Glücksritter aus den Tagen Rudolfs II., in dessen so wie in der Jesuiten hoher Gunst derselbe stand, — abermals zu verpfänden.

Mußte dieser stete Wechsel schon für das altehrwürdige Königsschloß den Grund zu seinem nachmaligen Verfalle legen, so litt darunter nicht minder auch die Stadt. Das schöne, beinahe patriarchalische Verhältniß zwischen beiden vor Allem nahm in

Folge der Uebergriffe, welche die Pfandherren gegen die Städte immer mehr und mehr sich herausnahmen, bald ein Ende. Es kam zu Klagen, und konnten die Könige auch nicht umhin, die Stadt in ihren Schutz zu nehmen und den Pfandinhabern selbst unter Androhung strengster Strafen jede Beeinträchtigung der Gerechtsamen denselben zu untersagen, so gewannen sie selbst dabei doch am allerwenigsten. Die Probstei vollends verkümmerte gänzlich und die Kanonici zuletzt sahen sich einem solchen Mangel selbst an den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens preisgegeben, daß sie ihre Posten freiwillig verließen, und man sich genöthigt sah, die ganze fromme Stiftung in ein bescheidenes Dekanat umzuwandeln. So fanden Mělnik die mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts über Böhmen hereingebrochenen Ereignisse. Die Mělniker ihrerseits, mit ihrem Pfandherrn, dem reichen und vielmächtigen Geheimmittelbereiter und Jesuitenschützling Georgius Sinapius in steter Fehde, hielten umso entschiedener zur Sache der Protestanten, je unermüdlicher er selbst gegen dieselbe eiferte. Sie hatten zwar die Genugthuung, den Gehaßten im Sommer 1618 von dem protestantischen Landesdirektorium aller seiner Aemter und Würden entkleidet, seiner Besitzungen für verlustig erklärt, in den Kerker geworfen, schließlich des Landes verwiesen und an statt seiner einen der protestantischen Direktoren, den tapfern Felix Wenzel Pětipeský von Chyš, als Pfandherrn auf Mělnik eingesetzt zu sehen. Allein schon 1621 dagegen sandte das Tribunal der siegreichen Gegenreformation diesen auf das Blutgerüst und von da zu ewiger Gefangenschaft in die Kerker des Schlosses Zbirov, Georgius Sinapius aus der Verbannung kehrte triumphirend wieder nach Mělnik zurück, und die Mělniker hatten nicht nur ihren unbeliebten Pfandherrn wieder, sondern verloren, — zum zweitenmale — überdies auch alle ihre Privilegien und den Rest ihrer Besitzthümer. Die schleunige Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche vermochte ebensowenig ihnen als Herrn Felix Wenzel Pětipeský viel mehr zu nützen, als daß dieser zwar alsbald seine Freiheit, keineswegs aber seine ehemaligen Besitzungen wieder erlangte, sie selbst aber, von Ferdinand II. wieder zu Gnaden aufgenommen, im J. 1628 einen Theil ihrer Privilegien zurückerhielten. Tief gebeugt hatte die Stadt Mělnik nun auch allen Schrecken des dreißigjährigen Krieges über sich ergehen zu lassen. Nach der Einnahme Prags, 1631, hausten in ihren Mauern die Sachsen; ein Jahr später, nach der Rückeroberung Prags, die Schaaren Albrechts von Waldstein, die jene daraus hinausgeworfen hatten. Im J. 1634 bemächtigten sich ihrer die schwedischen Haufen Banner's zum erstenmale, und im Jahre 1640 gab dieser General auf seinem Rückzuge vor den Kaiserlichen sie der Plünderung seiner Soldateska zum zweitenmale preis. Im J. 1643 endlich bereitete ihr General Torstensohn, als er von Meißen in Böhmen einfiel, dasselbe Schicksal zum drittenmale. Stadt, Schloß und Herrschaft Mělnik waren über alle dem so tief herabgekommen, daß Herr Wilhelm Slawata, welchem nach dem Tode Georg Sinapius' Kaiser Ferdinand II. die Pfandschaft daselbst überlassen, gar bald nichts sehnlicher wünschen konnte, als dieses Beweises kaiserlicher Huld, der statt des gehofften Gewinnes ihm nichts als fortwährende Aufzahlungen aus

ſeinem Eigenen einbrachte, in möglichſter Bälde wieder enthoben zu werden. Seiner dringenden Bitte zu willfahren fand erſt Kaiſer Ferdinand III. im J. 1645 ſich bewogen, indem er die Pfandſchaft auf Mělnik zugleich dem um die katholiſche und kaiſerliche Sache nicht minder verdienten Grafen Herman von Černin und Chudenic übertrug. Im Beſitze des Hauſes Černin iſt Mělnik ſeitdem verblieben, und zwar, nachdem im J. 1687 der Enkel des Grafen Herman, Graf Herman Jakob, der Geſandte Leopold's I. am Hofe Johann Sobieſki's, von der königlichen Kammer es endlich gekauft, als Allod und in männlicher Nachfolge bis zum J. 1739, in welchem Jahre die Linie der Grafen Černin auf Mělnik mit dem Grafen Franz Anton ausſtarb, in weiblicher Nachfolge aber bis auf den heutigen Tag. Die Černine hatten das Mělniker Schloß wieder in guten Stand geſetzt, und zu wiederholten daſelbſt reſidirt. Sie hatten aber von ihren Vorgängern auch die leidigen Reibungen mit den Städtern übernommen, und die Erbitterung beiderſeits war nachgerade zu einem ſolchen Grade gediehen, daß Graf Franz Anton endlich den Entſchluß faßte, das Schloß für alle Zeiten aufzugeben, jenſeits der Elbe in das Dörfchen Horin überſiedelte, und auf ſeinem Sterbelager noch ſeiner Gemahlin, der Gräfin Marie Iſabella, die Erbauung eines neuen Schloſſes in dieſem Dörfchen teſtamentariſch zur Pflicht machte. Wir haben geſehen, in welcher Weiſe die kunſtſinnige Wittwe den letzten Willen ihres Gemahls geehrt. Bald zog auch in dieſem Schloſſe ein neues Herrengeſchlecht ein. Die einzige Tochter und Erbin des Grafen Franz Anton, Maria Ludmilla, eine der gefeierteſten jungen Damen ihrer Zeit, führte nämlich im J. 1753 Fürſt Auguſt Anton Lobkovic heim, Sohn des berühmten Feldherrn, Fürſten Johann Georg Chriſtian Lobkowic, und gründete hier die bis auf den heutigen Tag blühende jüngere Linie der Fürſten Lobkowic-Horin. Schloß Mělnik aber ſeitdem ſcheint unwiderruflich dem Verfalle geweiht zu ſein. —

II.

Von Mělnik Elbabwärts.

I.

Colit semet ipsum, qui Musas colit.

Wenden wir uns von Mělnik nordwärts in die Thalfläche der Elbe hinab, um unsere Wanderung vorerst längs des rechten Ufers dieser letzteren fortzusetzen! Dichtbevölkerte Ortschaften, die der Weincultur an den umliegenden Sandstein- und Plänerabhängen seit mehr als einem halben Jahrtausend, wenn auch nicht ihre Gründung, so doch ihre Ausbreitung verdanken, lagern hier, zum Theil über die rebenprangenden Gehänge zerstreut, zum Theil am Fuße derselben, in einer Ausdehnung von mehr als einer Stunde und in beinahe ununterbrochener Folge die Strasse entlang: zuerst die unmittelbaren Nachbarn Mělnik's und gleichsam dessen Vorstädte **Zádná**, **Okrouhlik** und das uralte **Sepka** mit seinen rastlos klappernden Mühlen am klarflutigen Forellenbache und seinem, aus dem 13. Jahrhundert stammenden, unter Kaiser Josef II. aufgehobenen und seitdem einigen fürstlich Lobkowic'schen Oekonomiebeamten zur Behausung dienenden Augustinerkloster; dann das malerisch inmitten Weingärten gelegene Winzerdorf **Mlasic**, und gleich darauf das hoch oben auf steiler, von den Fluten der Elbe umspülter Höhe gelegene Dörflein **Pchlovic**, die nördliche Gränzmarke des Mělniker Weinbaues. Zu unserer Rechten längs dieser unserer Wanderung hebt bis zu etwa 700 Fuß Seehöhe der Hauptträger der Mělniker Rebe, der **Chlomek**, mit seiner weithin sichtbaren, um die Mite des 17. Jahrhunderts erbauten Dreifaltigkeits-Kapelle sich empor, zu welcher am gleichnamigen Feste zwar auch heutzutage noch die Weingartenbesitzer der Umgegend mit ihren Winzern in feierlicher Prozession hinauf wallfahrten, um vom Himmel ein gesegnetes Weinjahr zu erbitten, wo aber in früheren Jahren die Kellerherren ihren braven Leuten am selben Tage außerdem noch eine treffliche Collation mit Musik, Tanz und allerlei andere Lustbar-

keiten zu spendiren pflegten. Zu unserer Linken jenseits des Stromes breitet sich von Hořin das auige Elbegefilde herauf, aus dessen Vordergrunde die blendenden Gemäuer des Pfarrdorfes **Weißkirchen** herüberschimmern, während den Hintergrund die waldigen Höhen **Černušek** und **Běchlin** säumen.

Bald haben wir die Lehne von Vehlovice erklommen, und steigen, die an das Elbeufer neuerdings sich hinabsenkende Strasse weiterverfolgend, in das Gebiet der sogenannten „Gründe" nieder, wie hier, an der Gränzscheide des čechischen und deutschen Elementes, die vielfachen Einklüftungen des gegen Norden und Osten hin sich ausbreitenden Quadersandsteinhochlandes im Volksmunde heißen, um alsbald die Ausmündung des Libocher „Grundes" in das Elbethal und darin das reizend und stadtgleich wohlgebaute

Liboch

— čechisch Liběchov — zu erreichen, den Hauptort eines bedeutenden, in stundenweiter Ausdehnung von hier nordwärts sich ausbreitenden Domänencomplexes, den zu Anfang dieses Jahrhunderts der reiche Handelsherr und Lieferungenunternehmer Jakob Veith durch allmäligen Ankauf erworben, und dessen Name seitdem, Dank der munifizenten Pflege, welche insbesondere die Kunst hier gefunden, ein auch über die Gränzen des Landes hinaus mit Auszeichnung genannter geworden. Schon bei unserem Eintritte in den Ort begrüßt uns der kunstfreundliche Sinn, der hier waltet, in einem trefflich modellirten Merkur als Rainhüter, den Herr Anton Veith an der Stelle setzen ließ, wo ehedem die Marken dreier Kreise Böhmens, — des Bunzlauer, Leitmeritzer, und Rakonicer, — einander berührten, und der zugleich wol auch die Erinnerung an die emsige Betriebsamkeit des schlichten Begründers der nunmehr in echt edelmännischer Weise hier residirenden Bürger-Familie bewahren soll. Derselbe Geist, nicht minder beflissen, die Denkmale der Vergangenheit zu erhalten, wie die Gegenwart lieblich zu gestalten, weht uns weiterhin aus der Kapelle rechts am Wege entgegen, einem Baue aus dem 17. Jahrhundert, den Karel Skreta einst mit trefflichen Gemälden geziert, und der nun, nachdem diese in die Pfarrkirche unten übertragen worden, die Begräbnißstätte der Familie Veith umschließt, so wie er in dem stattlichen, während der letzten Jahrzehende mit so ausnehmendem Geschmacke verschönerten Schlosse allenthalben an uns herantritt, das jenseits des Baches von freundlicher Anhöhe uns entgegenwinkt. Die mannigfachen Sammlungen und Kunstschätze, die dieses in seinen prachtvoll ausgestatteten Räumen birgt, erregen durch ihren Werth sowohl wie durch die kennerische Wahl unser lebhaftes Interesse. Die Bibliothek, insbesondere im Gebiete der vaterländischen und nationalen Literatur, eine der reichhaltigsten und am sorgfältigsten nachergänzten der privaten Büchersammlungen im ganzen Lande, rechtfertigt vollkommen den Ruf, dessen sie genießt. Das „böhmische Zimmer" versetzt uns mit einemmale mitten in den Kreis der hervorragendsten Geister unseres Vaterlandes, deren Bildnisse von Cosmas bis auf Veleslavin, von Hus bis auf Ko-

menſky und den berühmten Orientreiſenden Harant von Polzic, eine wahrhaftige Ahnengallerie der Nation, rings an den Wänden prangen. Was aber dem vorher kaum über ſeine nächſte Nachbarſchaft hinaus genannten Orte vor allem andern eine dauernde Bedeutung ſichert, das iſt, wie bereits erwähnt, die Aufnahme, welche vorzugsweiſe der formenden Kunſt hier geworden, und zwar zuförderſt in der Erwerbung einiger der herrlichſten, um der dargeſtellten Objekte willen uns zwiefach werthen Werke Schwanthalers, ſodann aber auch in der liberalen Förderung eines der ſchönſten unſerer heimatlichen Talente, des gegenwärtig in Rom lebenden Bildhauers Wenzel Levy, einer vom Hauche wahrer Poeſie angewehten Künſtlernatur, die, in dem kleinen Dorfe Kitic bei Rakonic unter den ärmlichſten und ungünſtigſten Verhältniſſen in die Welt getreten, mit unſäglicher Mühe, aber auch mit beiſpielloſer Ausdauer vom Hammer des Tagewerkes, an welche ſie von Kindheit auf gebannt geweſen, unter der Aegide des genannten Großmeiſters des Meißels und Dank der Munificenz des Herrn Veith, zur künſtleriſchen Vollendung ſich emporgerungen. Den Arbeiten Levy's begegnen wir in und um Liboch, wir möchten beinahe ſagen, wohin wir uns wenden. Sie zieren hier dankbar das Haus und den Garten ſeines Mecän ſo wie auch das ganze Gelände umher. Wir nennen von denſelben nur die ſchönen Reliefs in der Fronte des Gewächshauſes und über dem Portale des Dorffriedhofes, ſodann eine kleine Viertelſtunde außerhalb des Ortes in der dem Dichter Klácel geweihten und nach ihm genannten Felſengrotte „Klácelka“ die geiſtreich gemeiſelten Illuſtrationen zu deſſen ſatyriſchem Gedichte „Ferina Lišák“ und die ſchwungvollen Standbilder der beiden Helden der Huſſitenzeit, Zizka und Prokop des Großen. Dem Meißel Schwanthaler's ſelbſt waren die Niſchen des **Vlasin** vorbehalten, der čechiſchen Ruhmeshalle, die etwa drei Viertelſtunden weiter aufwärts im Libocher Grunde in der Nähe des Dörfchens **Lupadel** von maleriſchem Bergesgipfel ihren nahen bei hundert Fuß hohen, ſechskantigen Zinnenthurm in die blauen Lüfte erhebt. Sie birgt neben den impoſanten Statuen des Tatarenbewältigers Jaroslav Sternberg und des erſten Prager Erzbiſchofs Arneſt von Pardubic das ſchöne Standbild der Mutter Karl's IV., der glorreichen und vielgeprüften Eliſabeth, und in dem wunderbar lieblichen und zugleich majeſtätiſch gebieteriſchen Standbilde Libuša's, das anerkannt vortrefflichſte unter den bekleideten Werken des Meiſters. Zu früh, als daß er auch noch die übrigen Niſchen beleben hätte können, entwand der Tod dieſem den Meißel, und bleibt uns ein Wunſch, indem wir von dieſer Stätte ſcheiden, ſo iſt es der, den ſo herrlich und groß eröffneten Reigen von der Hand ſeines vor Allen dazu berufenen Schülers in gleichem Geiſte fortgeführt zu ſehen! —

Eine kurze Strecke zurückwandernd ſetzen wir nun oberhalbs Liboch's an das linke Ufer der Elbe nach dem längs desſelben freundlich gelagerten Dorfe

Unter Kothowic

über, dem in friſchem Aufblühen begriffenen Knotenpunkt eines großen Theiles des lebhaften Verkehres zwiſchen dem öſtlichen und weſtlichen Norden Böhmens. Wir be-

sichtigen hier die fürstlich Lobkowic'sche Zuckerfabrik, eines der größten Etablissements dieser Art in Böhmen, sodann das allem Anscheine nach zu Ende des 16. Jahrhunderts erbaute und im J. 1853 erst prachtvoll renovirte Schloß, zu jener Zeit der Sitz der protestantischen Herren von Nostic und Bělvic, denen damals auch Liboch gehört, und gegenwärtig der Mittelpunkt der Domäne Unter Beřkovic-Citov, welche im Jahre 1832 Fürst Ferdinand Lobkowic seinem jüngern Bruder, dem Fürsten Josef, unter dem Bedinge des Rückfalls im Falle des Aussterbens der Linie des Letztern, aus dem umfangreichen Complexe der herzoglich Raudnic'schen Herrschaften abgetreten, und wenden uns hierauf, nachdem wir die Eisenbahn unfern dem Orte überschritten, querfeldein und westwärts jenem waldigen, allmälig emporsteigenden Hügellande zu, aus dessen Mitte, gleichsam als Wahrzeichen und Wegweiser, der mächtige, bis nahe zu dritthalb Tausend Fuß sich aufthürmende Basaltkegel des Řip sein kapellengekröntes Haupt emporhebt. Zu unserer Rechten, indem wir über die Höhe der Terasse dahinschreiten, bedecken in unabsehbarer Ausdehnung die Forste von Podčáp und Běchlin die felsigen Rücken der **Vyšina**, des **Vlčivrch** und des **Broukov**. Namen, wie „Vlči" und „Podvlči", haben bis auf den heutigen Tag hier das Gedächtniß jener Urwaldzeit bewahrt, da in den Tiefen dieser Klüfte noch der „Wolf" sein unverkümmertes Hausrecht geübt, so wie weiter hin gegen Nordwesten der Name „Jezero", den eine Partie des Forstes bei Běchlin führt, uns noch weiter in jene graue Urzeit zurückführt, da den nahen Řip die Wogen des nordböhmischen Binnenmeere's umflutet, dessen letzten Rest jener, erst im vorigen Jahrhundert ausgetrocknete „See" vielleicht gewesen. Zu unserer Linken am Saume der Terasse, dort wo diese zu der alluvialen Moldau-Elbe-Ebene sich hinabsenkt, schimmern aus grünem Baumgebüsch das Schlößchen und die Kirche von **Citov** hervor und weiterhin gegen Südwest aus dem Schatten der dunklen Forste von **Černušec** das anmuthig gelegene Dörfchen

Ober-Beřkowic

mit seinem schönen neuen Schlosse, seinem herrlichen Parke und seinen berühmten Obstgärten. Im 14. und 15. Jahrhunderte saßen dort die in der Umgegend bis an die Elbe und auch noch über diese hinaus reich begüterten Ritter von Běškovic, deren Einer, der Ritter Albrecht, von dem im Februar 1436 zu Prag tagenden Landtage unter Andern dazu ausersehen war, um dem Kaiser Sigismund die Nachricht von der auf den beredten Verfechter der utraquistischen Lehre zu Basel, den Meister Johann von Rokycan, gefallene Wahl zum Erzbischof von Prag, nach Ungarn zu hinterbringen. Nach mannigfaltigem Wechsel während des 16. und 17. Jahrhunderts gelangte der schöne Besitz, der ehedem mit Unter-Beřkowic Eins gewesen, im Jahre 1698 durch Heirat endlich an die nachmals in den Grafenstand erhobene Freiherrenfamilie von Hartig, welcher er sodann andauernd verblieb, bis im Jahre 1821 Graf Franz Hartig, der bekannte Staatsmann, ihn durch Verkauf an seine Schwester, die Gräfin Theresia von Ledebur-Wicheln, abtrat, wodurch er nunmehr an dieses letzt-

genannten Grafenhaus kam. Bald haben wir auch das im höhenumschlossenen Thalgrunde gelegene Dörfchen **Lidkowic** erreicht und stehen, nachdem wir eine kurze Strecke hinter demselben, das Kirchendorf **Kosomlaty** links lassend, einen Seitenpfad durch die Gefilde eingeschlagen, am Fusse des aus meilenweiter Entfernung von uns bereits geschauten, die Landschaft bis fernhin an die Eger, Elbe und Moldau beherrschenden

Říp.

Der Eindruck, den dieser in schön conturirter, von Norden gegen Süden etwas oblonger Glockenform isolirt emporstrebende Basaltgigant auf uns hervorbringt, ist in der That ein im hohen Grade bewältigender, und wir bekennen bei seinem Anblicke uns gerne für überzeugt, daß die Chronik, den im Gedächtnisse des Volkes fortlebenden Traditionen nur treulich nachberichtet habe, wenn sie diesen gewaltigen, in grauer Vorzeit einst das von dichtem Urwald bedeckte, weglose Hügelmeer im weiten Umkreise leuchtthurmgleich überragenden Coloß als den „Berg zwischen zwei Strömen" bezeichnet, den der Erzvater Čech auf seiner Wanderung mit den Seinen sich zum Ziele und Leitstern ersehen. Dort von Norden und über den westlichen Abhang empor führt der Weg zu seinem Gipfel hinan! Hier hinan mit seinen Aeltesten und Priestern mag auch Čech seinen Führerstab getragen haben, und wir folgen ihm frischen und gehobenen Muthes. In riesigen Dimensionen, je höher wir emporklimmen, wächst die Fernsicht um uns her, gegen Osten hin bis an den Saum der Sudeten, gegen Norden bis zu den Wällen des Jeschken- und Riesengebirges, gegen Süden bis über das Prager Hügelgelände hinweg. Die Landschaft zu unseren Füßen liegt wie ein unabsehbarer, aus Feldern und Wäldern gewobener Teppich, in welchem die „zwei Ströme" sich wie silberne Bänder und die zerstreuten Dörfer, Städte und Schlösser mit ihrem weißen Gemäuer und ihren rothen Dächern wie eingestickte Blumen ausnehmen. Aber immer noch weiter wird der Kreis, den unser umherschweifendes Auge kaum mehr zu überschauen vermag, bis wir endlich den Gipfel glücklich erklommen, und im blauenden Zauberschleier unermeßlicher Fernen das ganze prächtige, bergumwallte Land tief unter uns und endlos weit um uns her ausgebreitet schauen, das Čech so schön und so voll alles Segens gefunden, daß er mit den Seinen darin zu bleiben beschlossen. An der Stelle, an der wir jetzt, versunken in die wundervolle Umschau und uns zurückversetzend in jene wundersame Mythenzeit, stille stehen, mochte als ewiges Denkmal dieser Besitznahme sich damals ein riesiger Felsenaltar erhoben haben. Vielleicht sind die Steine, die rings um uns her am Boden lagern die letzten Reste desselben. Das Kreuz wurde bald darauf in den Gauen da unten aufgerichtet. Die den Göttern geweihten Haine lichteten sich, die Altäre wurden umgestürzt, und auch der Altar hier oben sank unter dem Beile schon der ersten Christen in Trümmer und an seiner Stelle erhob sich eine, dem ersten eingebornen Bischofe, dem heil. Adalbert, geweihte Kapelle. Von dem Berge selbst nahm das umliegende Gelände als selbstständige Župa den Namen „Řipsko-

an, und führte denselben, bis diese während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, im Gebiete von Prag aufgegangen war.

Nachdem Sobéslav I. den deutschen Kaiser Lothar, der den Böhmen das Recht streitig zu machen gesucht, ihren Beherrscher sich selbst zu wählen, im Februar 1126 in den Engpässen hinter Aussig auf's Haupt geschlagen, ließ er zum Angedenken an den Sieg, durch welchen das Erbe Čech's seinem Volke gleichsam zum zweitenmale überantwortet worden, an der Stelle des alten ein neues Gotteshaus aufführen und weihte einen Altar darin dem heil. Georg, dem Bewältiger des Lindwurms. Das Volk von nun an, um das Gedächtniß dieses entscheidenden Sieges zu feiern, wallfahrtete alljährlich am Tage des genannten Heiligen in frommer Prozession zum Gipfel des Říp hinan, und seitdem auch für diesen, namentlich bei den nahe angesiedelten Deutschen, kam der Name St. Georgsberg in Gebrauch, während er im Munde des böhmischen Volkes den althergebrachten Namen nach wie vor beibehielt. Bald darauf bei der Gründung des Prämonstratenser-Stiftes Strahov übertrug König Wladislav II., um diesem von ihm mit so viel Vorliebe ausgestatteten Kloster ein Zeichen seines besonderen Wohlwollens zu geben, demselben auch diese Kirche mit den am Fusse des Berges gelegenen Dörfern **Mnětěs** und **Černčer**, einst dem Sitze des mächtigen Geschlechtes der Vrš vice, und sie verblieb dabei bis sie im Jahre 1577 mit sammt dem Říp an die Stadt Raudnic kam, zu welcher sie auch heutigen Tages noch eingepfarrt ist. Ihre letzte Renovirung erfuhr diese Kirche im Jahre 1826. Die Wallfahrten zu derselben, nachdem sie während der stürmisch bewegten Zeiten des 15. und 16. Jahrhunderts beinahe ganz in Vergessenheit gerathen waren, kamen erst gegen das Ende der Regierungszeit Kaiser Rudolf's II. wieder in Aufnahme, freilich in durchaus kirchlichem und dem eigentlich nationalen Motive völlig entfremdetem Style. Erst der neuesten Zeit sollte es vorbehalten bleiben, die Bedeutung dieses Letzteren in ihr uraltes Recht wieder einzusetzen und wer am Sonntag nach dem Georgstag 1862 den festlichen Zug der Tausende gesehen, die herbeigeströmt von allen Enden des Landes, mit ihren wallenden Bannern und weithinschallenden Chören zu dieser denkwürdigen Stätte emporpilgerten, dem mochte wohl klar geworden sein, daß seine Berechtigung allerdings noch lange nicht erloschen sei. Eine Weile noch, ehe wir von dieser Stätte scheiden, mag unser Blick dort unten, südöstlich am Fuße des Berges, bei dem Dörfchen **Chinovec** säumen, welches die Sage als die Begräbnißstätte Čech's bezeichnet, und erfüllt von den Eindrücken des Geschauten und des in der Erinnerung Nacherlebten treten wir von dem im Wiederscheine der untergehenden Sonne noch lange fortglühenden Gipfel unsern Rückweg in die bereits dämmernde Niederung an.

II.

Wir haben die Nacht am Fuße des Kip in dem kleinen Dörfchen **Roving** zugebracht, durch deſſen Namen wir daran erinnert werden, daß wir hier zugleich am Weſtſaume der weiten, von dieſem Baſaltcoloſſe in grauer Urzeit einſt durchbrochenen ſedimentären „Hochebene“ angelangt ſind, die wir unſern von Unterdeikowic zu durchwandern begonnen. Wir laſſen das, eine kleine Viertelſtunde gegen Norden am ſelben Saume gelegene, zum größten Theile von Proteſtanten bewohnte Dorf **Krabdic**, an deſſen Eingange gleich die Augsburgiſchen und die Helvetiſchen ihre geſonderten Bethäuſer in friedlicher Nachbarſchaft einander gegenüberſtehen haben, rechts liegen, und ſchlagen den Fußſteig nordweſtwärts nach dem nur wenige Hütten zählenden Dörfchen **Veſec** ein, um nach kaum einſtündiger, ſtets niederwärts führender Wanderung zwiſchen Baumgruppen, Feldern und Weingärten Stadt und Schloß

Raudnic

zu erreichen. Wir treten an die, längs des nördlichen Abhanges eines ehemals mit ausgedehnten Weinpflanzungen bedeckten Hügelzuges hart am linken Elbufer gelegene Stadt von ihrer ſüdlichen Landſeite heran, ihrer ehemaligen, heute noch die Reſte alter Schanzenmauern zeigenden Fronte, in welcher ſich zwei gethürmte Thore den von Prag und der Mělniker Gegend herabkommende Straſſen aufgethan, die freilich nunmehr, ſeitdem die Eiſenbahn am Elbufer unten ihren Halteplatz und ihre Magazine etablirt, ihre ganz beſchiedene Rückſeite geworden. Zu unſerer Rechten, indem wir ihr Weichbild betreten, breitet der, ſeiner kunſtreichen Anlagen wegen einſt ſo vielgerühmte fürſtliche Park ſich aus, zu unſerer Linken der hochgelegene und weitläufige, größtentheils noch von alterthümlichen Häuſern umſtandene Marktplatz, über welchen wir durch die belebte Hauptſtraſſe und an dem alten, von einer hölzernen Gallerie gekrönten Wachtthurm vorüber in die niedriger gelegenen Stadttheile und an das Ufer des Stromes gelangen. Ein Bild regen Lebens erſchließt ſich hier unſeren Blicken: lange Reihen von Wagenzügen, über denen ungeduldig das ſchwarze Banner wogender Rauchwolken wallt; buntbewimpelte Zillen mit den Farben Oeſterreichs und Sachſens, von denen der Ruf geſchäftigter Schiffer zu uns herübertönt; längs des Perron und längs des Ufers aufgeſtappelte Frachten von Getreide, Obſt und Hopfen, in deren Verladung Schiene und Ruder ſich theilen, und dazwiſchen jene raſtlos hin und her haſtende

Geschäftigkeit einer bunten Menge, wie wir eben nur dort ihr zu begegnen gewohnt sind, wo die Hauptmotoren eines größeren Verkehres, Strom und Schiene, einander so unmittelbar berühren, wie eben hier. Ernst zwar und würdevoll, dabei jedoch nichts weniger als düster und verdrüßlich über dies höchst unaristokratische Treiben, schaut von seiner stolzen, gebüschumkränzten Höhe auf dies rege Walten der prachtvolle Sitz der Herzoge von Raudnic nieder, das vierflügelige Schloß mit seinen doppelten Reihen spiegelblanker Fenster, einer der imposantesten aristokratischen Baue Böhmens aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, gleich anziehend durch seine wundervolle Lage, von welcher es nach allen Seiten hin den in weitem Bogen vorüber rauschenden Elbstrom beherrscht, wie durch die reichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen, die es in seinen fürstlich geschmückten Sälen birgt. Schloß Raudnic ist so oft schon aufs ausführlichste geschildert, über seine mehr als 40000 Bände, darunter 1200 Incunabeln und 500 der werthvollsten Manuscripte umfassende Bibliothek, so wie über seine Gemäldegallerie, in welcher wir die Ahnen- und Zeitgenossenbilder der Pernstein, der Popel von Lobkovic, der späteren Fürsten von Lobkovic und Herzoge von Raudnic, der Mendoza und der Sternberge neben den Werken von Albrecht Dürer, Lukas Cranach, Hanns Holbein, Breughel, Tintoretto und Hochstraaten aufgestellt finden, so oft schon eingehend berichtet worden, daß wir füglich an der stillschweigenden Bewunderung aller dieser Kostbarkeiten es uns genügen lassen dürfen, deren auch nur flüchtige Aufzählung und Würdigung weit mehr Zeit und Raum beanspruchen würde, als wir daran zu wenden vermögen, zumal wir ja auch noch in der Chronik dieses berühmten Fürstensitzes eine kleine Umschau zu halten haben.

Was nun zuvörderst den Ursprung und die Gründung desselben anbelangt, so weiß die Chronik darüber auch nur halbweg Verbürgtes durchaus nicht zu berichten. Als gewiß nur kann gelten, daß die Ansiedelung, welche von einer eisenhaltigen, heutigen Tages noch dort unten, westwärts vom Schlosse, im Garten der Propstei hervorsickernden Quelle den Namen „Rudnice" oder „Roudnice" (ruda, Erz) angenommen haben soll, der Niederlassung des Stammes überhaupt, der unter der Anführung Čech's in dem Gelände um den Říp seine bleibenden Wohnstätten aufschlug, an Alter in nichts nachstehe. Auch das noch ist uns bekannt, daß schon während der Anfänge der christlichen Aera in Böhmen die Bischöfe zu Prag den freundlich gelegenen Ort frühzeitig genug zu ihrem Sommeraufenthalte ersahen, um dadurch den Grund zu seiner späteren vorwiegenden Bedeutung zu sichern. Als Bischof Cosmas während der zweiten Hälfte des 11. Jahrhundertes seine Chronik schrieb, bezeichnete er die Besitzthümer, welche zu seiner Zeit das Prager Bisthum inne hatte, als demselben bereits von Boleslav's II. Zeiten gehörig, und Raudnic damals zählte schon zu denselben.

Im 12. Jahrhundert war es der Sitz eines Archidiakonates, welches die kirchliche Leitung in der Župa Říp̌sko zu besorgen hatte. Zur urkundlichen Erwähnung als bischöfliches Besitzthum gelangt uns das Gut von Raudnic, welches später der

ZÁMEK ROUDNICE NAD LABEM.

Nakladatel J. L. Kober v Praze

SCHLOSS RAUDNITZ AN DER ELBE.

Verlag von J. L. Kober in Prag

Sohn des unglücklichen Premysl Otakar II., König Wenzel II., durch namhafte Spendungen noch erweiterte, indeß erst unter dem kriegerischen Bischof Herzog Bretislav Heinrich im J. 1184. Als in dem unglückseligen Vormundschaftsstreite nach dem Tode Premysl Otakar's der Bischof Eberhard von Brandenburg als Stellvertreter des habsüchtigen, vor dem im ganzen Lande wider ihn drohenden Aufstande flüchtig gewordenen Otto von Brandenburg im Sommer 1279 in Böhmen einfiel, legte er auch Hand auf das bischöfliche Schloß und Gut Raudnic, welche beide damals, als bald darauf die Brandenburger sich zum Abzug genöthigt sahen, die plündernde Wuth derselben schwer zu empfinden bekamen. Die bald wiederhergestellte Ordnung und die Friedensherrschaft Wenzel's II. gaben dafür der um die bischöfliche Sommerburg allmälig emporgeblühten Stadt um so erwünschtere Gelegenheit, sich von diesem harten Schlage zu erholen. Der muthige Bekämpfer Otto's von Brandenburg, der neugewählte Bischof Tobias von Bechyné, trug durch Schenkungen und Begünstigungen reichlich das Seinige dazu bei, und ihm auch verdankt die Stadt die Erbauung der altehrwürdigen Probsteikirche, die, der mannigfachen Umbauten und Renovirungen ungeachtet, welche sie während sechs Jahrhunderten erfahren, sie heute noch als ihr kostbarstes Denkmal ziert. Seine besondere Gunst wandte der Stadt Raudnic der feingebildete und kunstsinnige Bischof Johann IV. von Drazic zu, der Gegner des übelwirthschaftenden Heinrich von Kärnthen, der während der beiden, durch seine Enthebung von der bischöflichen Würde auf länger als ein Jahrzehend unterbrochenen Zeiträume seines Episkopates zu wiederholtenmalen hier seinen längeren Aufenthalt nahm. Als Johann von Luxemburg, von ganz Böhmen heiß ersehnt und freudig erwartet, im Jahre 1310 an der Spitze des Reichsheeres, welches sein Vater, Kaiser Heinrich, ihm mitgegeben, von Eger gegen Prag aufbrach, um dieses aus der Hand des Markgrafen von Meißen zu befreien, sandte er seine Boten an Bischof Johann nach Raudnic, um sich seinen Anschluß und Zuzug zu erbitten. Bischof Johann, der seine gesammte, nicht unbedeutende Streitmacht damals bei Raudnic zusammengezogen hatte, stellte sich sofort an der Spitze derselben dem jungen Könige, dazumal noch der Hoffnung der Nation, persönlich zur Verfügung, und hatte die Genugthuung, seine Raudnicer in dem erstürmten Prag, dem Könige voran, die Ersten einziehen zu sehen. Der bittern Enttäuschung, die Böhmen in der Person König Johann's bald erfuhr, versuchte der lauterdenkende Bischof sich so lange als möglich zu verschließen und zog sich dadurch zuerst den Haß des gesammten böhmischen Adels zu. Die nicht genügende Strenge, mit der er einigen Zeloten gegen die gleichzeitig in Böhmen auftauchenden Waldenser einzuschreiten schien, deren Einige sogar den Inquisitoren und dem Scheiterhaufen zu entreißen er sich vermaß, luden den Haß der Fanatiker unter dem Clerus auf sein Haupt. Heinrich von Schönburg, ein Thüringischer Bastard und Domherr auf Wyšehrad, gab den vereinten Gegnern des leutseligen Bischofs sich zum Werkzeuge und Ankläger her. Papst Johann der XXII. entsetzte ihn, am 1. April 1318, seines bischöflichen Amtes. Eilf Jahre hier-

auf brachte Johann von Drazic am päpstlichen Hofe in Avignon zu, ehe es ihm gelang, die von seinen Verläumdern gegen ihn erhobenen Anklagen zu entkräften. Zurückgekehrt und in seine Würde unter großen Feierlichkeiten und allgemeinem Jubel wieder eingesetzt, wandte er mit unerloschener Vorliebe sich wieder seinen Raudnicern zu, gründete ihnen ein Armenhospital, stiftete in ihrer Stadt, gegenüber der Probstei, 1232, ein reich dotirtes Augustinerkloster, und ließ ihnen, 1233, über die Elbe eine Brücke bauen, eine Begünstigung, der die Stadt Raudnic wol ganz insbesondere den Aufschwung zu verdanken hatte, den sie als einer der wichtigsten Punkte des Verkehres zwischen beiden Elbufern von nun an nahm. Beinahe ein volles Jahrhundert des besten Gedeihens begann nun für unsere Stadt, während dessen die nun folgenden Erzbischöfe von Prag, und unter diesen besonders der einflußreiche und hochgebildete Freund und Rath Karl's IV., Arnest von Pardubic, die Förderung derselben auf's eifrigste sich angelegen sein ließen. Erzbischof Arnest verschönerte und erweiterte das bis dahin ziemlich unansehnliche Sommerschloß zu einer stattlichen Burg, und umgab diese so wie auch die Stadt mit festen Zinnenmauern. Die benachbarten Hügel unter ihm, dem Beispiele Mělnik's folgend, bedeckten sich mit veredelten Reben, die belebten Märkte zogen den Handelsverkehr aus weiter Umgebung heran, und führten der emsigen Bürgerschaft reichen Gewinn zu. Die Wohlhabenheit dieser Letzteren war während dieses Zeitraumes so hoch gestiegen, daß sie bereits mit dem Gedanken sich tragen konnte, die Stadt von dem bischöflichen Hörigkeitsverhältnisse loszulösen, als mit einemmale die religiösen Stürme, mit welchen das 15. Jahrhundert seinen welterschütternden Lauf eröffnete, auch für die Geschichte von Raudnic eine tiefgreifende Wendung herbeiführten. Geboren gleichsam und herangewachsen unter dem unmittelbaren Walten des Krummstabes konnte Raudnic selbstverständlich am allerwenigsten der Boden sein, in welchem die neuen Ideen irgendwie Wurzel zu fassen vermochten, und es durfte vor denselben so wohl verwahrt scheinen, daß der unbeugsame Widersacher des Hussitismus, der Erzbischof Zbyněk Zajic von Hasenburg, als es ihm eines Tages gerathen schien, die reichen Schätze der Prager Domkirche aus dem Weichbilde Prags zu entfernen, dazu keinen sicherern Ort zu ersehen wußte, als eben Raudnic. Allein gerade von dort her, von wo man diese Stadt dem neuen Zeitgeiste am allerunzugänglichsten verschlossen glauben mußte, fand er in dieselbe den unverhofften Eingang. Erzbischof Konrad, am 21. April 1421, erklärte sich persönlich für die berühmten Vier Prager Artikel. Es war dieß der schmerzlichste Schlag, der der katholischen Partei im Lande widerfahren konnte, und Raudnic, dem dritten dieser Artikel gemäß, sah sich gleich den übrigen erzbischöflichen Gütern nicht nur mit einemmale säcularisirt, sondern auch, der geistlichen Herrschaft einmal entledigt, in den vollen Strom der kirchlichen Bewegung mit hineingezogen. Es war nun, so zu sagen, mit einem Schlage hussitisch und weltlich geworden. Die nun nothwendig gewordene Ordnung der kirchlichen Dinge in Böhmen auf Grundlage des Uebertritts des Erzbischofs zu den Vier Artikeln, behufs welcher Erzbischof

Konrad einen Prälatentag nach Raudnic auf den 14. Mai desselben Jahres berief, kam zwar nicht zu Stande. Ein bedeutender Theil des Clerus kündigte ihm mittelst eines offenen Schreibens vom 28. April den Gehorsam, und wandte an Papst Martin V. sich mit der Bitte, die Wahl eines neuen Erzbischofs zu gestatten. Der Papst sprach am 2. Jänner 1426 über den abtrünnigen Kirchenobern selbst den Bannfluch aus. Allein an der faktischen Sachlage vermochte dieß nunmehr nichts zu ändern. Der Bewegung bis zu ihren extremen Grenzen zu folgen, dazu waren die kaum noch streng katholischen Raudnicer allerdings nicht angethan. Sie standen und hielten zu den gemäßigten Pragern, und hatten dafür auch von Seite der Waisen die ganze Schwere einer rächenden Heimsuchung zu erfahren. Im Frühjahr 1425 nämlich, nachdem diese Schlan verwüstet, wandten sie sich auch gegen Raudnic, demolirten das prächtige Augustinerkloster, dessen nur mehr dürftige Spuren wir in den Trümmern eines herrlichen gothischen Kreuzganges im Garten der Probstei unten gewahren, und legten, da sie vergebens die Burg zu erstürmen sich bemühten, den größten Theil der Stadt in Asche. Die Periode episkopaler Oberhoheit jedoch war für Raudnic, wiewohl es dem Erzbischofe Konrad bis zu seinem, am 25. Dezember 1431 erfolgten Tode überlassen blieb, ein für allemal beendigt. Es war ein der Krone Anheimgefallenes Gut geworden und es folgte nun für dasselbe ein freilich meist nicht viel erfreulicherer Wechsel von Pfandunterwürfigkeit aus einer Hand in die andere.

Der Erste, an den es verpfändet wurde, war der Beschützer des Erzbischofs Konrad bis an dessen Lebensende selbst, der thatkräftige Anhänger Johann's von Korybut und Führer der Kelchner, Jan Smiřický von Smiřic, einer der hervorragendsten Charaktere seiner Zeit, dem das tragische Loos zu Theil geworden, nachdem er durch länger als drei Jahrzehende auf dem Schauplatze der Begebenheiten mit seinem Schwerte sowohl wie mit seinem Worte stets voran gestanden, schließlich als eben so eifriger Katholik, wie er ehedem eifriger Kelchner gewesen, am 6. September 1453 auf dem Altstädter Ringe zu Prag unter dem Pranger den Tod des Verräthers zu sterben, zu welchem er sich selbst verurtheilt. Rasch nach ihm folgten einander im Besitze der Pfandschaft auf Raudnic die mächtigen katholischen Herren Ulrich von Rosenberg und Zdenko von Sternberg. Herr Zdenko stand nachmals an der Spitze der katholischen Adelspartei, die gegen den utraquistischen König Georg von Poděbrad, 1467, in offenem Aufstand sich erhob, und Raudnic bekam diese Politik seines Pfandherrn durch eine schwere, beinahe dreimonatliche Belagerung von Seiten der Königlichen zu büßen, die damit endigte, daß die Burg, nachdem die unbetheiligte Stadt unsäglichen Schaden gelitten, die erste unter allen katholischen Burgen, dem Könige sich unterwarf, hierauf dem Herrn Zdenko von Sternberg entzogen, sogleich neuerdings aber dem Ritter Ješek Svojanovský von Bezkowic pfandweise überantwortet wurde. Noch vor Abschluß des Jahrhunderts sehen wir Raudnic von diesem seinem Pfandinhaber an den Herrn Puta Švihovský von Riesenberg abgetreten und bald nach Beginn des neuen 16. Jahrhunderts von diesem gleich wieder an einen

Herrn Wenzel Haugvic von Biskupic. Die Lage der Raudnicer mochte unter diesem beständigen Wechsel keineswegs eine sehr erquickliche gewesen sein, und so kam es denn, daß sie, als die Krone von diesem letzteren das Gut, 1527, endlich einmal einlöste, um fernerhin eines dergleichen Wechselgeschickes enthoben zu sein, ganz ernstlich daran gingen, die ganze Herrschaft Raudnic durch Kauf von der königlichen Kammer an sich zu lösen. Allein es sollte, wie bereits einmal, eben nur bei dem schönen Wunsche bleiben. Eine Feuersbrunst im selben Jahre stürzte die Bürgerschaft in solche Armut, daß an die Wiederaufnahme des Gedankens der Freiwerdung auf lange hinaus weiter nicht zu denken war. Ein Jahrhundert lang unterdessen drängten die wechselnden Pfandherren einander auf Raudnic mit einer beinahe beispiellosen Hast. Zuerst erschien Herr Karl Tubanſky von Tuban, dann sein Sohn Herr Ulrich Tubanſky von Tuban, dann 1544 der polnische Edelmann Johann Christof von Tarnov, dann gleich wieder 1567 dessen Frau Schwester Sophie, die Gemalin des Vojvoden von Krakau, Constanzie von Ostrog, zu deren Handen, da sie nie nach Böhmen kam, der nachmalige Oberstburggraf, Herr Wilhelm von Rosenberg, es administrirte. Beinahe, als um diese Zeit Ferdinand I. das seit 1431 erledigt gebliebene Prager Erzbisthum in der Person des ehemaligen Bischofs von Wien und nunmehrigen Generalgroßmeisters der Kreuzherrn in Prag, des gelehrten Mährers Anton Brus, wieder besetzte, hätten die Raudnicer gewünscht, wieder unter den erzbischöflichen Krummstab zu kommen. Allein die chevalereske Munificenz des prachtliebenden Oberstburggrafen, der die Herrschaft, 1577, durch Kauf vollends an sich brachte, versöhnte sie bald mit ihrem Mißgeschicke wenigstens einigermaßen. Die Tage, die Raudnic unter dem in Böhmen allmächtigen Herrn Wilhelm von Rosenberg sah, zählen zu den glänzendsten in seinen Annalen. Fest folgte auf Fest, die hervorragendsten Persönlichkeiten der Zeit stellten zu Jagden und Banketten sich hier ein. Dabei wurde in einemfort viel gebaut und verschönert, und die Raudnicer fanden mit vollen Händen dabei ihre Rechnung. Herr Wilhelm von Rosenberg, der vier Frauen zum Altar geführt, und die letzte derselben kurz vor seinem Tode, starb 1592 kinderlos, hinterließ Raudnic als Witthum seiner vierten Gemalin Polyxena, Tochter Wratislav's von Pernstein und der Spanierin Maria Maximiliana de Lara aus dem Hause der Mendoza, deren herrliches Porträt, auf welchem die südlich schöne und stolze Frau zugleich ihr kleines Töchterlein Polyxena umschlungen hält, neben dem ihres Gemals, des vornehm und doch klug darein schauenden Oberst-Kanzlers, wir im vierten Saale der Gallerie bewundern. Dem Porträte Polyxena's, die im Jahre 1603, in einem Alter von sechsunddreißig Jahren mit dem streng katholischen Herrn Zdenko Adalbert von Lobkowic ihr zweites Ehebündniß schloß, und so die Ahnfrau der noch heute auf Schloß Raudnic gebietenden Fürstenfamilie wurde, begegnen wir außerdem in der Gallerie noch als Jungfrau, als Gattin und als Matrone, in einem Bildercyclus, aus dessen Zügen die Geschichte dieser merkwürdigen Frau zu deuten den Physiognomikern vielleicht nicht schwer würde. Gleich ausge-

zeichnet durch ihre imponirende Erscheinung wie durch ihren Geist und ihre Energie ist sie es nämlich vor Allem, der das Prädikat der wahren Mehrerin des Hauses gebührt. Katholisch vor Allem und kaiserlich gesinnt bis zum Enthusiasmus übte sie auf ihren Gatten den entscheidendsten Einfluß aus, und hatte einen nicht geringen Antheil an seiner politischen Wirksamkeit und deren Erfolgen. Seiner bediente sich Rudolf II., um die ihm abgedrungene Abdankung zu Gunsten des Erzherzogs Mathias unter der mildern Form einer Botschaft an die Stände Böhmens zu vollziehen; seiner die katholische Partei in Böhmen, um den ganz wol gerechtfertigten Befürchtungen der Protestanten gegenüber die Berufung Ferdinand's I. auf den böhmischen Königsthron zu sichern. In seinem Hause auf dem Hradschin, dem ehemals Pernstein'schen, suchten die am 23. Mai 1618 aus dem Fenster des Landhauses Gestürzten Schutz und fanden daselbst in Frau Polyxena nicht nur eine aufopfernde Pflegerin, sondern auch mannhaft muthige Vertheidigerin vor der Wuth der anstürmenden erbitterten Volkshaufen. Ihrer Klugheit und Entschlossenheit verdankten sie die Mittel zur Flucht und damit ihre Rettung. Als die Niederlage der katholischen Partei endlich eine vollendete war und der Sieg der Protestanten in der Wahl Friedrich's von der Pfalz zum Könige von Böhmen ihren vermeintlichen festen Halt gefunden hatte, kehrte Frau Polyxena mit ihrem Gemal und ihrem Sohne Wenzel Euseb, ihrer Besitzungen zwar entsetzt, in ihrer Zuversicht aber nicht gebrochen, dem Lande den Rücken, nicht ohne die Prophezeiung, daß sie nur in desto glänzenderem Triumphe in dasselbe bald wieder zurückkehren werde. Die kluge Frau hatte mit klarerem Auge als alle ihre zeitgenössischen Staatsmänner die Zerfahrenheit der Dinge im gegnerischen Lager durchblickt, und ihre Prophezeiung ging in Erfüllung. Raudnic sah sie 1624 nur erst an der Seite ihres, von Ferdinand I. in den Fürstenstand erhobenen Gemales wieder. Vier Jahre darauf starb dieser. Fürstin Polyxena aber, der Raudnic die Erbauung des Kapuzinerklosters, südöstlich vom Schlosse, und der Marienkirche nächst der Elbe am Fuße des Schlosses, welche letztere unter Kaiser Josef als überflüßig allerdings wieder geschlossen wurde, zu verdanken hatte, begann erst jetzt an der Erweiterung ihrer Besitzungen rüstig zu schaffen. Die an den Gütern des theils verurtheilten, theils aus dem Lande geflohenen protestantischen Adels vollzogenen Confiscationen boten ihr hiezu die reichlichste Gelegenheit, und sie unterließ es nicht, dieselbe mit bester Möglichkeit auszunutzen. Der ganze Complex der gegenwärtigen Raudnicer Herrschaft nahezu ist ihre Erwerbung aus jenen Tagen. Die Schrecken des dreißigjährigen Krieges, die sie beinahe ein Vierteljahrhundert mitdurchlebte, und während dessen sie, 1631, die schöne Elbbrücke von den Sachsen für immer in Trümmer gelegt und Raudnic, 1639, von den Schweden zum zweitenmale geplündert sah, vermochten sie in dem rastlosen Eifer, mit welchem sie ihrem Mehrungsgeschäfte oblag, nicht zu stören. Sie starb im Jahre 1642, sechsundsiebenzig Jahre alt, nachdem sie nicht nur die Letzten ihres eigenen väterlichen Hauses, sondern auch des ihres ersten Gemals zu Grabe geleitet.

Noch bei ihren Lebzeiten, 1637, in demſelben Jahre, in welchem Ferdinand III. den Thron beſtieg, war ihr Sohn Wenzel Euſebius, deſſen ſtattlichem Bildniſſe wir im ſechſten Saale der Gallerie begegnen, in der Regierung der Raudnicer Herrſchaften gefolgt. Kaum ſechs und zwanzig Jahre alt, hatte er zu dieſer Zeit auf den Schlachtfeldern des dreißigjährigen Krieges bereits eine glänzende militäriſche Laufbahn hinter ſich, die er auch jetzt noch nicht verließ, und erſt nach wiederhergeſtelltem Frieden, bekleidet mit dem Range eines Feldmarſchalls, mit der ſtaatsmänniſchen vertauſchte. Er war noch unter Ferdinand III. Präſident des Hofkriegsrathes und Oberſthofmeiſter geweſen, und wurde von Leopold I. nach der Entlaſſung des Reichsfürſten Johann Weikart von Auersperg, der im Verdachte ſtand, mit der türkenfreundlichen Politik Frankreichs heimlich einverſtanden zu ſein, 1668, mit der Würde des erſten Miniſters zur Leitung der öſterreichiſchen Staatsgeſchäfte berufen. Allein auch er hegte Sympathien für Ludwig XIV., und erklärte ſich, entgegen dem ganzen Hofe, der darauf förmlich brannte, entſchieden gegen einen Krieg mit Frankreich, ſo wie er ſpäter, nachdem Ludwig XIV. in Holland eingefallen war, der vom Kaiſer beabſichtigten Intervention in dieſem Lande mit nicht minderer Entſchiedenheit ſeine Gutheißung verſagte. Umringt von Feinden bei Hofe, die ſein ſtets ſchlagfertiger, ſarkaſtiſch ätzender Witz ihm zugezogen, und die ſeit lange ſchon zu ſeinem Untergange ſich verſchworen, konnte es nach alle dieſem nicht fehlen, daß auch ihn das Schickſal Auersperg's ereilte. Er wurde in der Weiſe eines Staatsverbrechers 1674 nach Raudnic in die Verbannung verwieſen, und ſtarb hier am 22. April 1677 im Alter von acht und ſechzig Jahren, erbittert in ſeinem Innerſten, und nicht ohne daß das Geſchick, das er erfahren, ihn nahe an den Rand des Irrſinns gebracht. Der gegenwärtige prachtvolle Schloßbau iſt ſein Werk. Er hat ihn auf dem Gipfelpunkte ſeiner glänzenden Laufbahn begonnen und mit dem Untergange ſeines Sternes zu vollenden unterlaſſen. Auch ſein Verſuch, den er im J. 1670 machte, die Seidenwürmerzucht auf ſeiner Herrſchaft einzubürgern, der erſte dieſer Art in Böhmen, hat ſein Angedenken bei den Raudnicern in lebhafter Erinnerung erhalten. Den Umfang ſeiner Beſitzthümer hatte er gleich nach deren Uebernahme, 1646, durch den Ankauf des Herzogthums Sagan, das ſeit 1624 Albrecht von Waldſtein beſeſſen, und nach deſſen tragiſchem Ende von Kaiſer Ferdinand III. als confiscirt erklärt worden, vermehrt, und dadurch den Herzogstitel an ſein Haus gebracht.

In dem Beſitze des gleichfalls von ihm geſtifteten Fideicommiſſes auf Raudnic folgte ihm ſein älteſter Sohn Ferdinand Auguſt, deſſen Porträt wir gleichfalls im ſechſten Saale gewahren, ein feingebildeter Weltmann, gerngeſehen am Hofe Joſef's I., an welchem er Jahrelang als Oberſthofmeiſter der Kaiſerin fungirte. Seine beiden jüngeren Söhne, Auguſt Anton und Chriſtian Georg, deren Bildniſſe wir gleich im erſten Saale der Gallerie inmitten kriegeriſcher Trophäen und der Offiziere des von ihnen beiden commandirten Reiterregimentes prangen ſchauen, erwarben auf den Schlachtfeldern gegen die Türken den Ruhm tapferer Generale. Der erſtere, noch in

der Blüthe des Lebens, fiel 1717 unter den Mauern von Belgrad, der andere befehligte zuerst als Generalgouverneur in Siebenbürgen, focht dann im österreichischen Successionskriege in Oberösterreich und Böhmen gegen Karl Albrecht von Baiern und den Marschall von Frankreich Marquis Broglie, half die Franzosen unter Marschall Belleisle 1744 aus Prag verdrängen, kämpfte im folgenden Jahre mit besonderer persönlicher Auszeichnung gegen die Preußen bei Soer, darauf in Italien gegen die Spanier, und starb 1753 als General der Cavallerie in Wien. Fürst Ferdinand August war bereits 1715 gestorben, gefolgt auf Raudnic von seinem älteren Sohne, dem Fürsten Philipp Hyacynth, während sein jüngerer Sohn, Fürst Georg, den wir bereits kennen gelernt, Stifter der jüngeren Linie der Lobkovic auf Mělnik wurde. Philipp Hyacynth vollendete den von seinem Großvater begonnenen Schloßbau und hinterließ bei seinem, im J. 1734 erfolgten Ableben das Fiedeicommiß Raudnic nebst Sagan seinem jungen Sohne Wenzel Ferdinand, der jedoch schon 1739, und zwar kinderlos, starb, gefolgt von seinem Bruder Ferdinand Philipp, einem der Förderung der industriellen Interessen mit besonderer Vorliebe zugethanen Herrn, der, da es mit dem von seinem Urgroßvater angestellten Versuche mit der Seidencultur nicht ging, es wenigstens mit der Baumwolle versuchen wollte, und nach dem in England eben erst in Aufnahme gekommenen Vorgange, in Raudnic, in dem noch jetzt bestehenden sogenannten Biliner Hause, eine Cottonfabrik gründete, darin die Baumwolle unter Einem Dache gesponnen, gewoben und gedruckt wurde, die jedoch gleichfalls nach kurzem Bestehen wieder einging. Er starb, nachdem er fünfundvierzig Jahre auf Raudnic regiert, im J. 1784, gefolgt von seinem minderjährigen Sohne Josef Franz Maxmilian. Noch ehe dieser die Regierung der weitläufigen Besitzthümer selbst anzutreten vermochte, 1786, wurde das Herzogthum Sagan an Peter Biron, Herzog von Curland, den Sohn des bekannten Günstlings der Kaiserin Anna von Rußland, verkauft, wogegen Kaiser Josef II., auf dessen Wunsch zum großen Theil dieser Verkauf geschehen, den Herzogstitel von dort auf Raudnic übertrug.

Josef Franz, der erste Herzog von Raudnic, hatte eine vorzügliche Erziehung genossen, in seinen Jünglingsjahren den größten Theil von Europa gesehen, an allen Höfen gelebt und Verbindungen angeknüpft, und unter ihm, einem der splendidesten Mäcene seiner Zeit, der Alles, was die klassische Aera zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts an künstlerischen Capacitäten aufzuweisen hatte, an sich heranzuziehen wußte, sah Schloß Raudnic die Tage Wilhelm's von Rosenberg in veredeltem Style wiederkehren. Als die Legitimität in Europa sich zum Vernichtungskampfe gegen die französische Revolution rüstete, warb und rüstete er auf eigene Kosten ein Bataillon Jäger, das er auch als Obrist und später als General selbst befehligte. Er starb bald nach Abschluß der napoleonischen Kriege, am 15. December 1816, bei Gelegenheit eines Besuches in Wittingau. Sein Porträt, das uns einen Cavalier voll Geist und Energie zeigt, finden wir in dem bereits mehrerwähnten Ahnensaale.

Mit seinem Sohne und Nachfolger, dem gegenwärtig noch auf Raudnic regierenden Fürsten und Herzog Ferdinand, sind wir bei der unmittelbaren Gegenwart, angelangt und scheiden von dem herrlichen Schlosse, an welches das Angedenken so wechselvoller Geschicke und so bedeutender Namen sich knüpft.

III.

Raudnic — und zwar in der unmittelbaren Nähe der Probstei, und von dieser, sowie von der übrigen Stadt ehemals durch ein besonderes Thor geschieden, um die dichtzusammengepferchten Insassen desselben abzuhalten, daß sie an Sonn- und Festtagen die Andacht der frommen Christenheit nicht stören — hat auch sein besonderes Ghetto, ein Conglomerat nicht besserer und nicht schlechterer uralter kammerknechtlicher Behausungen, wie wir ihnen in den Judenquartieren böhmischer Landstädte zu begegnen gewohnt sind. Wir nehmen zwischen ihnen hindurch unsern Weg, um quer über die Straße, die auf der Anhöhe links der Eisenbahn nordwärts längs des linken Ufers der Elbe hinabführt, nach einer kleinen Viertelstunde das Dörfchen **Podlusk**, das vormals der Stadt Raudnic unterthänig gewesen, und mit diesem das nordwestlich gegen die Eger sich hinabziehende seichte Thälchen des **Zippelbaches** zu erreichen. Wir überschreiten in demselben den Bach, und verfolgen auf dem Fußpfade längs dieses Letzteren unsere Wanderung weiter und vorüber an der einsam gelegenen Neumühle, um hinter derselben das Raudnic'sche Territorium endlich zu verlassen, und jenes der Baron Lexa von Aehrenthal'schen Herrschaft Doksan zu betreten. In der Niederung und an den sanften Lehnen zerstreute Hopfenstände kündigen hier schon die Nähe des berühmten böhmischen Hopfenlandes an. Den Weinbau hat eine fleißige Obstcultur und den Wald zum größten Theile die Pflugschar verdrängt. Bald haben wir auch das kleine Dörfchen **Neudorf** hinter uns, und vor uns auf einer sanften, gegen die Eger sich abdachenden und das flache Gelände jenseits derselben beherrschenden Anhöhe erhebt sich das stattliche ehemalige Prämonstratenserincnstift

Doksan

mit seiner schönen, in ihrem Baue mit dem Kloster selbst wohl gleich alten, im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts jedoch durch den Historiografen dieses Stiftes, den Probst Josef Mika, restaurirten und mit einer neuen Kuppel geschmückten Ma-

rienkirche. Im J. 1144 von der frommen Gemalin König Vladislav's II., Gertrud, gegründet und mit weitläufigen Ländereien zu beiden Seiten der Eger und am linken Ufer der Elbe ausgestattet, hatte dies Kloster ursprünglich eine nicht minder schöne als wichtige Bestimmung. Die Treibhäuser für junge Damen, Pensionen genannt, waren damals nämlich noch nicht erfunden, und so sollte denn, der Absicht der frommen Stifterin gemäß, dem Bildungsbedürfnisse der Töchter der böhmischen Vornehmen hier unter Obhut und Leitung der gottesfürchtigen Nonnen vom Orden des heil. Norbertus Genüge geleistet werden. Die Königin selbst übergab ihnen ihre Tochter Agnes, die nachmalige Aebtissin des Jungfrauenklosters zu Sct. Georg nächst dem Prager Schlosse, zur Erziehung. Treulich auch erfüllten die fleißigen Klosterfrauen lange Jahrhunderte hindurch ihre Pflicht. Sie übten die zarten Fräulein nicht nur im Beten, im Gesang und in Handarbeiten, sondern auch in der eleganten Conversationssprache der hohen Kreise jener Zeit, im Latein. Allein Kaiser Josef II., der große gekrönte Pädagog, glaubte die Mission dieser uralten Anstalt endlich abgelaufen, und hob sie auf, worauf sie, gleich so vielen ähnlichen und unähnlichen kirchlichen Instituten des Mittelalters, mitsammt ihren Besitzungen dem bereits mehrerwähnten Religionsfonde zufiel, und schließlich mit dem Jahre 1804 in weltliche Hände überging.

Einen Blick noch vom Klosterhügel wenden wir der zu Füßen desselben gegen Süden sich ausbreitenden Niederung zu, einer im Osten von der Eger und im Westen von einem schmalen Nebenarme dieses Flusses zu einer Insel abgeschlossenen, etwa eine halbe Stunde langen und eine Viertelstunde breiten Fläche, die den Namen **St. Clemens-Insel** führt. Unstreitig ging in jenem Nebenarm, der längs der Abhänge der gegenüberliegenden Höhen sich hinzieht, ehemals das Hauptbett der Eger, und wurde allmählig, da diese der Ablagerung der Alluvien unüberwindliche Hindernisse entgegensetzten, gegen Westen hin verdrängt, — eine Erscheinung, die sich auch im Westen des Rip an der bogenförmigen Ausweichung der Moldau und Elbe beobachten läßt, nur daß dort das ehemalige Bett gänzlich verschwunden. Vielleicht auch daß mit dieser Umgestaltung des Terrains die Sage von der Stadt Mur zusammenhängt, die im Bereiche desselben ehemals gestanden haben soll, und von welcher die Einschichte **St. Clemens** noch als der letzte Rest bezeichnet wird. Jetzt liegt am südlichen Ende der Insel das Dörfchen **Hostenic**, am nördlichen der ehemals dem Fürsten Lobkovic auf Raudnic gehörige Markt **Brozan**.

Von Dobsan weiter führt die Chaussee in etwa einviertelstündiger Entfernung vom rechten Ufer der Eger über das bewaldete Plänerplateau von **Dolánek** in das freundliche Hügelgelände hinaus, das zwischen Eger und Elbe nordwärts bis an den Fuß des Leitmeritzer Gebirges sich hinabzieht, und welches bei dem Dorfe

Ürdin,

das wir nach drei Viertelstunden erreicht haben, die Eisenbahn, plötzlich von dem bisher verfolgten linken Elbufer ablenkend, in westlicher Richtung quer durchschneidet, —

eine nichts weniger als angenehme und förderliche oder durch das Bedürfniß gebotene Abweichung von dem Natürlichen, bei welcher der offenbare Vortheil des handelsthätigen Leitmeric vor den strategischen Ansprüchen des nahen Theresienstadt wahrscheinlich hat zurücktreten müssen. Hrdly, čechisch auch Hřídel geheißen, mit dem umliegenden Gelände bis an die Elbe hinab und mit der Eger bis zu deren Einmündung in diese, hatte dem Kloster Břevnov auf dem Weißen Berge bei Prag schon bei dessen Gründung zu Ende des vorigen Jahrtausends gehört, und gehört demselben auch noch heutzutage. Mit den benachbarten Prämonstratenserinen aber scheinen die gelehrten Benediktiner nicht immer das freundnachbarlichste Einvernehmen beobachtet zu haben, wie wir sie denn wiederholt mit denselben, bald wegen gewisser Wald-, bald wegen Fischerei- und Ueberfuhrrechten, in Processe verwickelt finden. Auf dem Landwege, der bei diesem Orte von der Chaussée sich abzweigt, und die Eisenbahn kreuzt, wenden wir uns über die Eger dem Pfarrdorfe **Lukovic** zu, von welchem wir nach einer kleinen Viertelstunde in der königlichen Stadt und Festung

Theresienstadt

unsern durchaus unaggressiven Einmarsch halten. Wir bekennen auch in Vorhinein, daß wir diesem kriegerischen Etablissement, welches lediglich der Vorsorge Kaiser Josef's, einem künftigen Friedrich dem Großen das Handwerk zu legen, seine Entstehung zu verdanken hat, durchaus nicht mit der Absicht uns nähern, darin fortificatorische Studien zu machen. Wir begnügen uns daher damit, lediglich zu verrathen, daß es aus der großen, oder innern, und der kleinen Festung, oder dem sogenannten Vorwerke, bestehe, und daß die erstere am linken, das letztere am rechten Ufer der Eger liege, durch das letztere aber überdieß auch noch ein Nebenarm der Eger, die sogenannte alte Eger fließe, indem wir über Gräben, Wälle, Cavalliere, Casematten, Redouten und alles sonst in die hohe Vertheidigungswissenswürdigkeit Einschlägige ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachten. Dieß schließt jedoch nicht die Zulässigkeit der Anerkennung aus, daß, wenn an der Elbe irgendwo ein befestigtes Kriegslager gegen die Schwerine und Bevern der Zukunft schon errichtet werden sollte, der hierzu gewählte Platz an dieser Stelle allerdings der geeignetste war. In mehr als hinlänglicher Entfernung um die dräuenden, in verderbendergender Unsichtbarkeit in den Boden gegrabenen Werke dehnt nach allen vier Weltgegenden sich die beinahe mathematisch plane Leitmericer Ebene aus. Die Vorläufer des Mittelgebirges im Westen, die des Leitmericer Gebirges jenseits der Elbe im Norden, und das Plateau von Hrdly und Dolánek im Süden und Osten beobachten gleichfalls eine respectvolle Fernhaltung, und von einen Beherrschen der Festung konnte zu einer Zeit, wo Armstrong noch nicht geboren, der Gußstahl noch nicht einmal erfunden war, füglich nicht die Rede sein. Dazu empfahl sich überdieß der natürliche Vortheil, den der Zusammenfluß dreier Wasserarme bot, bei denen aber die Wiederholung der bei Dossan bereits beobachteten Erscheinung uns mehr interessirt, nämlich die allmälige Verdrängung aus ihrem alten Bette, um bei ihrer Ein-

mündung in die Elbe ein bescheidenes Delta zu bilden. Den Grundstein nun zu dieser Festung, für welche der Raum nur durch die Delogirung zweier Dörfer, Deutsch-Kopist und Trabóic, gewonnen werden konnte, legte am 10. Oktober 1780 Kaiser Josef mit eigener Hand, und gab ihr zugleich zur Ehre des Angedenkens seiner kurz zuvor verstorbenen glorreichen Mutter deren Namen. Den Bau leitete der Genie-Obrist Niklas Freiherr von Steinmetz, der auch später als General der erste Kommandant der Festung ward, und dessen Verdienste auf dem nahen Garnisonsfriedhof ein prächtiges Grabmal verewigt. Um dem neu gegründeten Platze auch die Vortheile einer bürgerlichen Bevölkerung zuzuwenden, erhob Kaiser Josef denselben nach zwei Jahren schon, da der Bau noch kaum recht begonnen, zu einer königlichen Stadt, indem er denjenigen, die sich in dieser anbauen würden, auch noch die annehmbarsten Begünstigungen zusicherte. Der Andrang war nichtsdestoweniger ein sehr bescheidener. Nach 43 Jahren betrug derselbe 540 civile Seelen in 72 Häusern, woran freilich die Ungunst der napoleonischen Kriegszeiten und die Finanzcalamitäten, die sie als Mit- und Nachwehen mit und nach sich zogen, am meisten Schuld gewesen sein mochten. Gegenwärtig, nach achtzig Jahren de dato des Ansiedelungspatentes, zählt Theresienstadt etwa 1800 nicht militärische Einwohner, hat eine unter Kaiser Franz im Jahre 1806 begonnene und im Jahre 1810 zu Ende gebaute schöne Garnisonskirche, hält im Jahre vier große Märkte ab, erfreut sich aller Freuden und Leiden eines vollständig entwickelten Festungslebens, und wenn auf dem geräumigen, mit Linden bepflanzten Paradeplatze zufällig die große Militärmusik aufspielt, so bleibt dem Fremden, der es besucht, zu wünschen weiter nichts übrig.

IV.

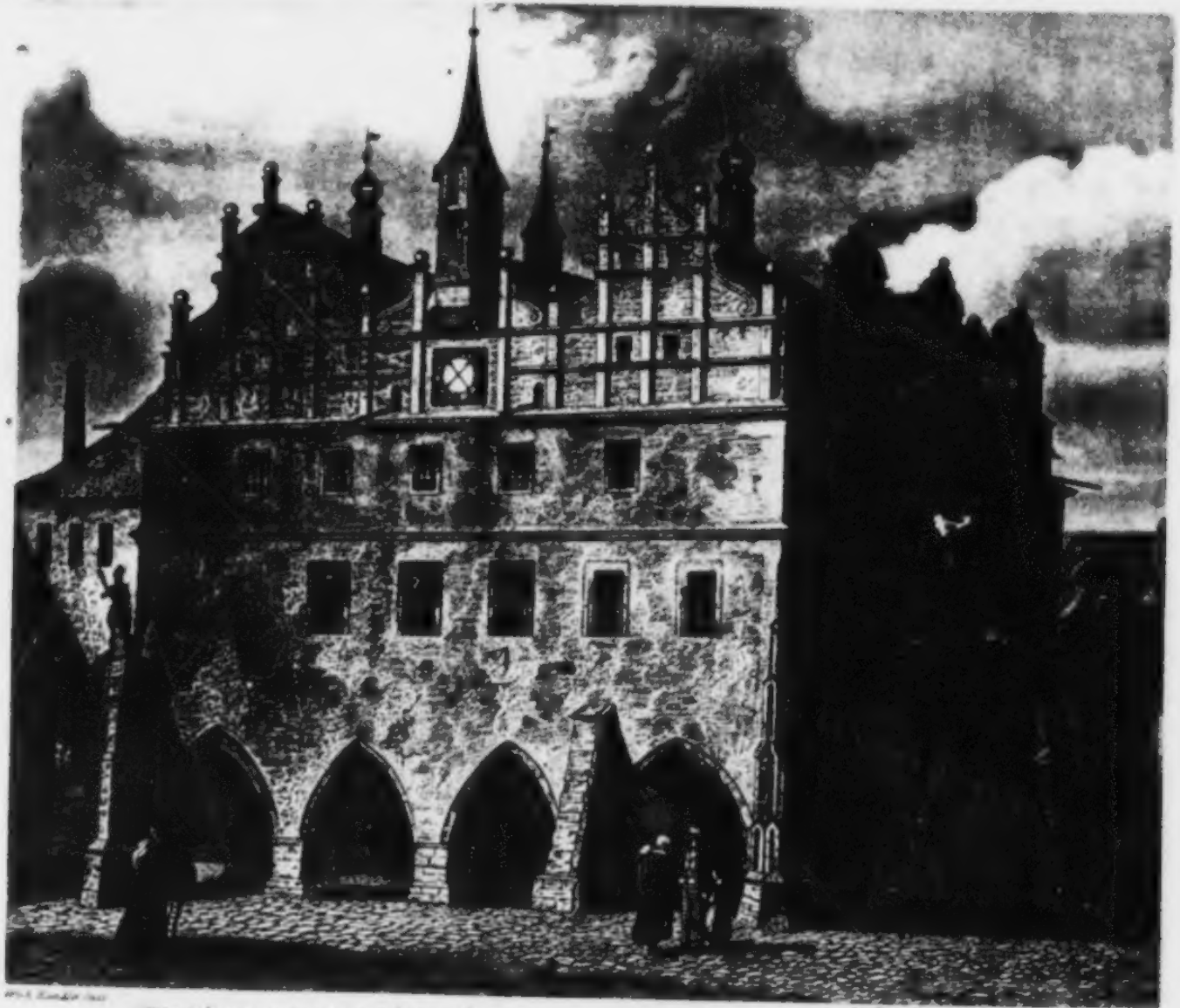
Gefolgt von den Wiederhallen des eigenthümlichen Concertes, welches die übenden Tamboure und Trompeter unterschiedlicher Regimenter auf ihren Trommeln und Signalhörnern auf dem Exerzierplatze der Festung hinter uns produciren, und begleitet von dem Staube, den die verschiedenen Omnibusse, Postkutschen und Privatchaisen, welche die Communication zwischen der Eisenbahn und Leitmeric vermitteln, unter sich emporwirbeln, schreiten wir von Theresienstadt die Strasse entlang nordwärts durch einen Theil jener Gefilde hin, die der Böhme mit Stolz den Garten seines Landes zu nennen gewohnt ist. Die üppigen Ackerböden, die saftgrünen Wiesen, die fruchtprangenden Obstgärten, die hochragenden Hopfenstände und die dichtrankenden Weingelände neben uns und vor uns, soweit unser Auge nur zu reichen vermag, legen

in ihrer fröhlich anmutenden Fülle Zeugniß dafür ab, daß der patriotiſche Enthuſiasmus mit jener Bezeichnung nichts weniger als zu hoch gegriffen. Wir betreten hier in der That die liebliche Frucht- und Kornkammer Böhmens, die vor den gleichgerühmten Landſtrichen anderer Länder nur noch die herrliche Staffage voraus hat, welche der von ſchmucken Städten, Dörfern und Schlöſſern bedeckte Gebirgskranz ringsumher ihr gewähren.

Unbemerkt, während unſer Auge die Conturen der in duftiger, nur geringer Ferne vor uns über die Plänerhügel jenſeits der Elbe ſich emporthürmenden Baſaltkegel des Mittelgebirges maß, haben wir dieſen Strom erreicht, unfern der Stelle zu unſerer Rechten, an welcher die Eger in ihn mündet, und ſchreiten bereits über die 1740 Fuß lange, von ſechs ſteinernen Pfeilern getragene, nach Wiebeking'ſchem Syſtem gezimmerte Brücke der freundlichen Kreisſtadt

Leitmeritz

zu. Wir benützen die geraume Weile, die unſer Uebergang über die Brücke in Anſpruch nimmt, um, ehe wir ſie ſelbſt betreten, das Panorama der im Vordergrunde gründunkler Höhen maleriſch ſich uns präſentirenden Stadt zu überblicken. Auf den Gehängen zweier, dicht an das Ufer der Elbe ſich hinabſenkender, einander gegenüber eine ſchmale Bachkluft einſchließender, mäßiger Anhöhen erbaut, deren eine gegen Oſten hin plateauartig ſich weiterdehnt, während die andere gegen Weſten allmählig ſich zur Baſaltkuppe des mächtigen **Radobyl** emporgipfelt, bedeckt Leitmeritz mit ſeinen ſtattlichen Häuſergruppen, ſeinen verhältnißmäßig zahlreich aus denſelben emporſtrebenden Thürmen und Thürmchen, ſeinem ſtattlichen Biſchofsſitze und ſeiner dichtbeſiedelten nächſten Umgebung einen anſehnlichen Raum zu beiden Seiten der Brücke längs des rechten Elbufers und auch gegen Norden hin landeinwärts. Es umfaßt die eigentliche auf der öſtlichen Anhöhe lagernde alte Stadt, die ehemals mit ſtarken doppelten Mauern umgeben war, durch welche vier Thore führten, und die gegen Oſten und Norden hin theilweiſe ſich noch erhalten haben, ſodann die hinzugekommene neue Stadt auf der weſtlichen Anhöhe, welche zum großen Theile die epiſcopalen Baulichkeiten einnehmen, und endlich acht Vorſtädte, von denen wir die Mühlen-, die Fiſcher- und die Brücken-Vorſtadt längs des Ufers unmittelbar vor uns haben. Wir durchſchreiten die Letztere, die von der eigentlichen Stadt vor wenigen Jahrzehenden noch durch das ſogenannte Brückenthor geſchieden war, und betreten den geräumigen, von Oſten gegen Weſten hin in einem unregelmäßigen länglichen Viereck ſich ausbreitenden Marktplatz. Gleich zu unſerer Rechten nimmt ein alterthümlicher, vor zehn Jahren mit dankenswerther Pietät und rühmenswerthem Verſtändniß reſtaurirter Bau unſere Aufmerkſamkeit hier in Anſpruch, das dieſen Blättern in einer Abbildung aus der Zeit unmittelbar vor dieſer Reſtauration beigegebene Rathhaus. Schon im 13. Jahrhundert ſoll hier ein Rathhaus geſtanden haben, in dem großen



STARÁ RADNICE LITOMĚŘICKÁ.

Nakladatel: J. L. Kober v Praze.

DAS ALTE RATHHAUS ZU LEITMERITZ.

Verlag von J. L. Kober in Prag.

Brande 1297 aber mit eingeäschert worden sein. Im Jahre 1337 wurde an dessen Stelle ein neues, und mit Benützung der Grundmauern des Letztern im Jahre 1538 das gegenwärtige erbaut, das ungeachtet einer, im Jahre 1662 bereits nöthig gewordenen Restauration im Wesentlichen bis auf den heutigen Tag uns erhalten geblieben. Die große Halle im Innern namentlich, im ersten Stockwerke, in der die allgemeinen Bürgerversammlungen abgehalten zu werden pflegten und auch die Könige Böhmens nicht selten die Stände des Landes vor sich beschieden, ferner der kunstvoll getäfelte Rathssaal, in welchem die Schöppen und Aeltesten von Leitmeric zu Rath und Gericht zu sitzen pflegten, haben ziemlich vollständig noch ihren ursprünglichen Charakter bewahrt. Gegenwärtig hat i.. diesem merkwürdigen Alterthum das k. k. Kreisgericht seinen Sitz, während die Räthe der Stadt in einiger Entfernung links davon, an der Südseite des Platzes, in dem uns nicht minder anziehenden sogenannten Proviantthause tagen, einem Baue aus dem 16. Jahrhundert, in dessen, in der Form eines riesigen Kelches ausgeführtem Thurme die kelchnerische Baukunst jener Zeit ein interessantes Denkmal sich gesetzt. Wir schreiten über den Markt daran vorüber, um den westlichen Stadttheil und in diesem den durch eine weitläufige Mauer von der übrigen Stadt geschiedenen Bischofshof mit der stattlichen, hochgelegenen und die Elbe und ihr Gelände meilenweit überschauenden bischöflichen Residenz, und dieser gegenüber die bischöfliche Kathedrale zu erreichen. Diese Letztere, ein schöner Bau aus dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts (1671 — 1861), den damals der erste Bischof von Leitmeric, Maximilian Rudolf Freiherr von Schleinitz, aus seinen eigenen Mitteln aufführen ließ, und nach seinem Tod· sein Nachfolger, Bischof Jaroslav Franz Graf von Sternberg, consecrirte, und der auch die letzte Ruhestätte der beiden frommen Kirchenobern umschließt, führt uns zugleich bis zu den ältesten historischen Erinnerungen unserer Stadt zurück, bis zu dem Jahre 1057 nämlich, in welchem Herzog Spytihnĕv an der Stelle, an welcher sie gegenwärtig sich erhebt, zum Behufe der bessern geistlichen Pflege der Bevölkerung des Ortes eine Probstei mit einer dem heil. Stefan geweihten Kirche stiftete. Aeltere Nachrichten, wiewol die allgemeine Annahme, daß Leitmeric bereits während des 7. Jahrhunderts gegründet worden, die vollkommenste Wahrscheinlichkeit für sich hat, sind unseres Wissens bis jetzt nicht bekannt worden. Der Name indeß, der von dem uralten, rein- und zwar heidnisch-čechischen Mannesnamen „Ljutomir" abstammt, was etwa so viel wie „Wildfried" bedeutet, und von welchem der Ort ursprünglich und noch lange hinaus in die christlichen Jahrhunderte „Ljutomiric" geheißen war, weist unzweifelhaft auf jene frühe Zeit zurück. Daß Leitmeric übrigens zur Zeit der Erbauung dieser seiner ersten Kirche bereits ein ziemlich bedeutender Ort, ja schon eine Stadt war, dafür zeugt außer dieser Thatsache selbst auch noch eine uns erhaltene Urkunde Sobĕslav's I. aus dem Jahre 1130, in welcher es ausdrücklich schon als „civitas" aufgeführt wird. Es war als solche der Hauptort einer besonderen Župa, aus welcher das Vyšehrader Domkapitel den zehnten Theil der allgemeinen Steuern

und Gaben bezog, und in welcher dieſes außerdem auch mehrere Dörfer und einige Anſäßigkeiten in einer Leitmericer „Vorſtadt“ beſaß. Auch namhafte Märkte hatte dieſe Stadt lange vorher ſchon, und ſelbſt einen Zoll hob ſie von den auf der Elbe vorüberkommenden Schiffen ein, wie denn auch im Jahre 993 ſchon den Benediktinern von Břevnov als Beitrag zu ihrem Unterhalt von Boleſlav II. der Ertrag jeder zehnten Woche dieſes Zolles und das Umgeld jedes zehnten Marktes zugewieſen worden. Mit der Leitung der Župa finden wir nur etwas weniges ſpäter einen der Vornehmſten des Landes, Mutina Břěovec, betraut, den Břetiſlav II. als einen ſeiner gefährlichſten Gegner in die Verbannung geſchickt, Bořivoj II. dagegen in alle ſeine Aemter und Würden wieder eingeſetzt, und Herzog Swatopluk ſchließlich meuchleriſch aus dem Wege räumen ließ.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts beſaß die Stadt Leitmeric von König Přemyſl Otakar I. bereits bedeutende Privilegien und übte unter andern auch ſchon das des Stappelrechtes aus, das nicht wenig zu ihrem raſchen Emporblühen beitrug. Es gab da ſchon damals ſo reiche Bürger, daß ſie nicht nur Häuſer und große Geſchäfte in Prag beſaßen, ſondern einer derſelben, Hartwig, von dem Burggrafen von Zittau, 1248, das nahe Gut Lowoſic kaufen konnte. König Wenzel I., nachdem er in dem Kampfe mit ſeinem Sohne, dem frühzeitig ſchon bedeutenden Přemyſl Otakar II., ſich nothgedrungen geſehen, dieſem bei eigenen Lebzeiten noch die Herrſchaft abzutreten, zog, 1249, mit dem Reſte ſeiner Getreuen ſich hinter die Mauern dieſer Stadt zurück, um von hier aus alsbald wieder die Rückeroberung ſeines Königreichs zu beginnen, und beſtätigte bei dieſer Gelegenheit den Leitmericern dieſes wichtige Recht. Unter dieſem Könige auch hatte, 1233, der Prager Erzbiſchof Johann II. von Drazic hier das noch heute vorhandene Minoritenkloſter gegründet, führte 1235 die reiche Stadt, die ſeitdem freilich wohl zu Anfang des vorigen Jahrhunderts völlig neu wiedererbaute Dekanalkirche zu Allerheiligen auf eigene Koſten auf, und ließen auch die Dominikaner bei der eigens für ſie erbauten St. Jakobskirche kloſterlich ſich nieder.

Spricht ſchon alles dieſes für eine ungewöhnlich proſperante Entwickelung ſtädtiſchen Lebens innerhalb der Mauern der Stadt Leitmeric und für das große Gewicht, welches die königliche Autorität ſowol wie die Diener der Kirche derſelben beimaßen, ſo zeugt dafür in nur höherem Maße noch die Raſchheit und Rührigkeit, mit welcher dieſe Stadt aus dem furchtbaren Unglück ſich erhob, von welchem ſie im J. 1297 betroffen worden. Der Brand, der damals das alte Rathhaus in Schutt legte, begrub auch ſie beinahe ganz unter Aſche und glimmendes Gebälk. Um ihren Wiederaufbau zu beſchleunigen, erließ König Wenzel II. der geſammten Bürgerſchaft die halben Steuern für ewige Zeiten, — ein gewiß nicht genug hochzuſchätzendes Privileg, von welchem die Leitmericer Bürgerſchaft von heute ſich nur das Eine wünſchen möchte, daß die „Ewigkeit“ deſſelben nicht ſchon längſt abgelaufen wäre —, und nach Kurzem ſchon ſtand Leitmeric noch ſtattlicher da als zuvor, und die Be-

triebſamkeit und der Wohlſtand ſeiner Bürgerſchaft, unter den Gnadenbriefen, mit welchen Wenzel II. und König Johann dieſelbe zu bedenken nicht aufhörten, nahm einen noch größern Aufſchwung. So war Leitmeric während des 13. und 14. Jahrhunderts ſchon der unſtreitig bedeutendſte Stappelplatz des Handelsverkehrs auf der böhmiſchen Elbe geworden, und nur Mělnik damals konnte einigermaſſen mit demſelben rivaliſiren. Die Stadt übte den Salzhandel in monopoler Weiſe aus. Nur in ihrem Hafen auf der ganzen Elbe innerhalb der Gemarkung Böhmens durften gewiſſe Handelsgüter aus- und eingeſchifft werden. Dabei hatten ihre Kaufleute für alle hier zur Ausladung gelangenden Waaren das Vorrecht des Kaufes. Für Häringe, Hauſen, Südfrüchte, Getreide, Obſt und Holz war hier das Emporium und beſtanden förmliche Großhändler. Städtiſche Gewerbe durfte auf eine Meile im Umfang niemand betreiben. Die Leitmericer Schöppen übten über die Bevölkerung des ganzen prager Kreiſes die hochnothpeinliche Juſtiz aus, welche damals noch lediglich landesthümlichem Herkommen gemäß geübt wurde, und dem entſprechend nach dem čechiſchen Worte „poprava“ das officium justitiariae popravae hieß, und an ſie auch in ſtrittigen Fällen hatten die übrigen Städte Böhmens im Wege der Berufung ſich zu wenden. Seit 1372 vollends beſaß Leitmeric, um dem von Jahr zu Jahr ſich ſteigernden Verkehre auch mit auswärtigen Handelsplätzen genügen zu können, das Privilegium, jährlich einmal eine große Meſſe abzuhalten, die von Jakobi an vierzehn Tage dauerte, und nicht nur von Kaufleuten aus den Hanſeſtädten, ſondern auch aus Holland, Frankreich, Venedig und Conſtantinopel beſucht wurde. Wir dürfen wohl ſagen, daß Leitmeric damals den Anlauf zu einem künftigen Leipzig genommen, und daß unter anderen Sternen, als die der gleich darauf folgenden Jahrhunderte waren, wol auch ein ſolches leicht hätte werden können. Allein früher noch als anderswo regten ſich hier jene unglückſeligen Elemente, welche bald genug die Blüthe des friſchemporſtrebenden Städtelebens im ganzen Böhmerlande orkangleich fortfegen, und den geſammten herrlichen materiellen Aufſchwung dieſes Landes auf Jahrhunderte hinaus in den traurigſten Zuſtand der Verwilderung und Verkümmerung zurückwerfen ſollten.

Zuerſt kamen die Mißhelligkeiten zwiſchen den Pröbſten und der Bürgerſchaft. Jene hatten von jeher bei dem Hofe zu Prag eines beſonderen Anſehens genoſſen. Den Probſt Lazo, oder Lenzo, 1068, einen Deutſchen, hatte Vratislav II. in der Bewerbung um das Prager Bisthum als Rivalen ſeines eigenen Bruders Jaromir protegirt. Přemysl Otakar I. hatte den Leitmericer Probſt Benedikt ſich zum Kanzler erſehen, und dieſer in ſeinem jahrelangen Streite mit dem Biſchof Andreas ihm die wichtigſten Dienſte geleiſtet. Karl IV. auf ſeiner Reiſe nach Italien wählte den daſigen Probſt Bohuſlav zu ſeinem Begleiter. Dieſe und andere ähnliche Mißhelligkeiten an ſo vielen anderen Orten hatten am Anſehen der Vertreter der kirchlichen Autorität im Lande nicht wenig mitrütteln geholfen, und es hatte nicht ſelten unmittelbar der königlichen Intervention bedurft, wie z. B. im Jahre 1277, um ſie beizulegen. Das übermüthige, allgemeines Aergerniß hervorrufende Benehmen eines

Heinrich von Schönberg, der gleichfalls eine Zeit lang Probſt zu Leitmeric geweſen, und den von dieſer Würde abzuſetzen Biſchof Johann IV. von Drazic ſich genöthigt geſehen, hatten nicht dazu beitragen können, das im ganzen Lande ſinkende Anſehen des höheren Clerus zu ſtützen. Das Benehmen der Leitmericer Minoriten vollends, deren bettelmönchiſcher, bis zur offenen Mißachtung der kirchlichen Satzungen ſich verirrender Habſucht der genannte humane Biſchof zu ſteuern vergeblich ſich bemühte, und die dieſen ſelbſt dagegen laut als Ketzer ausſchrien, zog als mahnendes Zeichen der Zeit ein volles Jahrhundert vorher ſchon dem Sturme voran, den das Wort des Predigers an der Bethlehemskirche zu Prag nachmals entfeſſeln ſollte. Dies Wort nichtsdeſtoweniger fand in dem reichen, auf prunkvollem Fuße lebenden und daher conſervativen Leitmeric nur einen ſehr ſchwachen Anklang. Als, 1420, der dortige Probſt Zdislav von Zvířetic ſich offen für die huſitiſche Lehre erklärte, nahmen die Leitmericer dies vielmehr ſo übel auf, daß ſie ihn auf und davon jagten und das Haus, das den Ketzer bisher beherbergt, bis auf den letzten Stein demolirten, welche Bethätigung ihrer Loyalität auch König Sigismund höchſt huldreich aufnahm, und ihnen dafür ſeine Wohlgeneigtheit in einem beſonderen Gnadenbriefe beſiegelte. Als König Sigismund hierauf im Mai desſelben Jahres, das von ihm aufgebotene Kreuzheer erwartend, nach Leitmeric kam, glaubte der Bürgermeiſter dieſer Stadt, Pichl mit Namen, auch noch ein Uebriges thun zu müſſen, und ließ dem hohen Beſuch zu ehren ſiebzehn im Geruche des Huſſitismus ſtehende Bürger gefangen nehmen, an Händen und Füßen binden, und in der Elbe erſäufen, darunter auch den Freier ſeiner eigenen Tochter, die ſich hierauf ſelbſt den Tod in den Wellen gab. Der gute Mann war zwar ſehr enttäuſcht, das erwartete Belobungsdekret für dieſen hyperloyalen Akt ausbleiben zu ſehen; doch hatte er wenigſtens die Genugthuung, den König im Oktober desſelben Jahres noch an der Schwelle des ſtattlichen Rathhauſes als Gaſt der Stadt Leitmeric abermals begrüßen, und ſeine Dienſtbefliſſenheit neuerdings bewähren zu dürfen, als der König von den Leitmericern alle ihre Nachen und Kähne requirirte und per Axe nach Beraun ſandte, damit auf denſelben von dort dem, von den Seinen beſetzten und von den Pragern arg bedrängten Vyšehrad, auf welchem die Belagerten bereits den letzten Gaul verzehrt, den Beraunfluß entlang Proviant zugeführt werden könne. Mittlerweile jedoch war nicht nur der Vyšehrad ſondern auch die Prager Burg gefallen, und die Leitmericer, um dem gefürchteten Zizka zuvorzukommen, der von Jaroměř eben an der Spitze ſeiner Taboriten heranzog, boten den Pragern zur nicht geringen allgemeinen Ueberraſchung ihre Unterwerfung an. Sie wurde angenommen, und der kriegsmutige Partiſan der Prager, Herr Hynek von Waldſtein, ihnen zum Hauptmann geſetzt. Leitmeric war nun mit einemmale huſitiſch geworden, und das ſo ſtreng und exakt, daß es im Jahre 1434 bei Gelegenheit der Spaltung der Parteien dem conſervativen Adel gegenüber ſich für den demokratiſchen Bund der Städte erklärte. Die Schlacht bei Lipan inzwiſchen folgte dieſem Bündniſſe auf dem Fuße, und der

Sommer 1436 sah die Transactionen zur Reife gediehen, welche die Aussöhnung Böhmens mit König Sigismund herbeizuführen bestimmt waren. Unter den Vertretern der böhmischen Städte am 14. August 1436 zu Iglau reichte auch der Abgeordnete von Leitmeric dem Könige die Gehorsam und Treue gelobende Hand, und nur wenige Wochen darauf sahen die Leitmericer in der Nähe ihrer Stadt dem Schauspiele zu, welches König Sigismund durch die von ihm angeordnete Zerstörung der Burg Zizka's, Kalich (der Kelch), seinen Getreuen nicht versagen zu sollen geglaubt.

Seiner einmal ergriffenen utraquistischen und später protestantischen Fahne indeß blieb Leitmeric nach wie vor treu, und ließ sich darin nicht einmal durch die Auszeichnung beirren, die ihm mehr als hundert Jahre später Ferdinand I. dadurch erwies, daß er es zum Hauptquartier des gegen die freie Wahlverfassung der böhmischen Krone geführten Vernichtungsschlages erf ɔ. Hieher am 12. Januar 1547 nämlich schrieb er mit völliger Umgehung des Landtags das Aufgebot des Landes gegen Johann Friedrich von Sachsen aus; hieher, nachdem er von Wittenberg aus dem Lager Kaiser Karl's V. zurückgekehrt, beschied er die Stände und Städte Böhmens, die mittlerweile zur Wahrung ihrer alten verfassungmäßigen Rechte sich erhoben hatten, zur Unterwerfung. Die Armee, die er zur Bewerkstelligung dieser Unterwerfung aus Deutschland mitgebracht, lagerte damals in der Ebene jenseits der Elbe bis gegen Brozan hinab. Auf dem Marktplatze zu Leitmeric standen siebzehn dräuende Feuerschlünde aufgeführt, der Stadt waren die Schlüssel ihrer Thore abgefordert worden, und ihre Steinmetze mußten zur bevorstehenden Bewältigung Prags, dessen Abgesandte gar nicht vorgelassen wurden, und das um jeden Preis nur durch Waffengewalt gedemüthigt und unterworfen werden sollte, Tag und Nacht steinerne Kugeln meißeln. Leitmeric selbst, das ungeachtet alles dessen zu den protestantischen Ständen gehalten, wurde bei dieser Gelegenheit zu einem Pönale von 6000 Schock Groschen verurtheilt, eine empfindliche Auflage, für die es jedoch alsbald durch die Vertreibung der Juden aus seinen Mauern und die kaiserliche Sanctionirung dieses Actes (1547, 1549) sich schadlos halten zu müssen glaubte.

Nichtsdestoweniger und selbst nach der Weißenberger Schlacht noch bei ihrem protestantischen Glaubensbekentnisse unerschüttert ausharrend, konnten den Leitmericern die bitteren Erfahrungen nicht erspart werden, um welche die im ganzen Lande umherziehenden Gegenreformationscommissionen Böhmen bereicherten. Im Juli 1623 erschien in Leitmeric der uns von Schlan her bereits bekannte kais. Commissarius Georg Michna. Seine Wirksamkeit beschränkte sich jedoch darauf, daß er die Pastoren vertrieb und die Denktafel in der Dekanalkirche, durch welche ein späteres Geschlecht die von dem Bürgermeister Pichl einst geopferte Hussitenhekatombe mißbilligend gesühnt, zerstören ließ. Im Jahre 1626 stellte zu demselben Zwecke ein Rittmeister des Reiterregimentes Don Balthasar's de Maradas in Begleitung zweier Kapuziner sich ein, die mit den Bürgern über ihre religiösen Skrupel auf dem Markte und im Rathhause disputiren sollten, während die Reiter, zu dreißig und fünfunddreißig Mann als

Glaubensexecution in die Häuser verlegt, die allenfalls noch erübrigenden Zweifel derselben daheim ihnen zerstreuen halfen. Später, als die Rhetorik der Reiter sich als unzulänglich bewies, kam als Succurs auch noch das Regiment Breuner'schen Fußvolks hinzu. Dieses Argument schließlich bewies sich als unwiderleglicher denn das ganze Constanzer und Baseler Concilium, und Leitmeric war der katholischen Kirche wiedergewonnen, wiewohl nicht ohne manche Einbuße gerade an den tüchtigsten und strebsamsten seiner Einwohner, deren 500 allein elbabwärts nach Pirna auswanderten und sich da bleibend niederließen, darunter der gelehrte Stadtschreiber Wenzel Rosidlo, der sodann daselbst eine Geschichte seiner Zeit niederschrieb. Andere Leitmericer, darunter Johann Pekelsky und Johann Ounoßtsky, suchten und fanden in der schwedischen Armee als Offiziere ihr Unterkommen. Auch die Jesuiten, 1630, fanden es nun für an der Zeit, sich in Leitmeric niederzulassen, und gründeten da ein Collegium, und auch die während der Hussitenstürme vertriebenen Domikaner und Minoriten stellten sich wieder ein, denen alsbald ihre Klöster wiederaufgebaut und zu ihrem künftigen besseren Unterhalt namhafte Antheile aus den, den ausgewanderten Protestanten confiscirten Liegenschaften zugetheilt wurden.

Seine Lage an der Hauptwasserstrasse und zugleich an einer der Hauptebenen des Landes brachte es allein schon mit sich, abgesehen von den Ressourcen, welche in dem gesegneten Korndistrikte abwechselnd Freund und Feind suchten, daß Leitmeric den erschütternden Anprallen des dreißigjährigen Krieges ganz vorzugsweise ausgesetzt war. Im J. 1631 nach dem Falle Prags besetzten es die Sachsen, im J. 1632 nach der Rückeroberung Prags die Truppen Waldstein's. Im J. 1634 entrissen es den Kaiserlichen wieder die Schweden unter Banner, und dieselben, nachdem am 25. September 1628 von Ferdinand III. und Johann Georg I. der Religionsfriede unterzeichnet worden war, im Jahre 1639 unter Stallhanns abermals, um es erst im Jahre darauf dem Erzherzog Leopold zu räumen. Noch einmal darauf unter Arnheim nahmen es die Sachsen, und noch dreimal, 1643 unter Torstenson, 1645 unter Wrangel, und 1648 unter Königsmark, besetzten es die Schweden. Jede Besetzung, ja auch nur jeder Vorübermarsch brachte seine Verwüstungen, seine Plünderung, seine Brandschatzung mit sich. Die Notate des damaligen Rathsschreibers Samuel Nymburßky haben uns über die Schäden, welche Leitmeric damals zu erleiden gehabt, ganz merkwürdige Nachrichten hinterlassen. Von 1620 bis 1648 zahlte diese Stadt allein an Kriegssteuer, kaiserlicher Contribution, Landsteuer und Brandschatzungen an einzelne Commandanten weit über eine Million Gulden, die Requisitionen an Kornfrüchten, Heu, Pferden, Rindern, Wein, Geflügel und anderen Lebensmitteln gar nicht erst miteingerechnet. Die Brücke wurde zweimal zerstört, vier große Mühlen und 150 Häuser nebst der ganzen Vorstadt Zásaba aus strategischen Rücksichten rasirt. Vor dem Ausbruch des Krieges hatte Leitmeric mit seinen Vorstädten 597 Häuser gezählt, nach Schluß desselben lagen 317 gänzlich in Schutt und Trümmern und von den noch übrig gebliebenen befanden nur 68 sich in gutem

bewohnbarem Zustande! Von den Weingärten lagen 116 wüst, und der ehedem so reichen Stadt war überdies eine Schuldenlast von 71.984 Schock meißn. Groschen erwachsen, die sie hat aufnehmen müssen, um den vielfachen an sie gestellten Forderungen zu genügen.

Ein Ersatz einigermassen für die so schwer heimgesuchte und so sehr herabgekommene Stadt war es, als im J. 1655 auf das Anlangen Kaiser Ferdinand III. Papst Alexander VII. die Leitmericer Probstei, eine der ältesten Böhmens, zum Bisthum erhob. Neues Leben, neue Thätigkeit und neuer Erwerb kam nun in die allmählig wieder sich erholende Stadt, die mit einemmale hierdurch der Mittelpunkt einer, den größten Theil des nördlichen Böhmen umfassenden Diöcese geworden. Den ersten beiden Bischöfen namentlich, Freiherrn von Schleinitz (1655 — 1675) und Grafen von Sternberg (1675—1709), beides Männer, die ihrem Hirtenamte mit dem aufopferndsten Eifer vorstanden, gebührt das Verdienst, das Wiederaufblühen derselben, so viel in ihren Kräften und in ihrem Wirkungskreise stand, thätigst gefördert zu haben. Der Bau des Domes durch den Erstern und der bischöflichen Residenz so wie der für die Jesuiten bestimmten Marienkirche durch den Letzteren zog Arbeiter und Handwerker von allen Seiten heran, beschäftigte die städtischen Gewerbe vollauf, und der erhöhte Bedarf des kleinen Domhofstaates so wie der durch denselben veranlaßte Zufluß von Fremden aus der ganzen Diöcese eröffnete den verarmten Bürgern vielfache neue Erwerbsquellen. Bald füllte auch das Elbufer sich wieder mit Schiffen, der Markt mit Waaren und kauflustigem Volke, und als über Böhmen die wechselvollen Kämpfe des 18. Jahrhunderts hereinbrachen, — Kämpfe, die freilich nun weniger mehr die Geschicke des böhmischen Volkes als die ihrer Regenten betrafen, — durfte Leitmeric hoffen, von denselben auch weniger hart berührt zu werden. Des Schreckens und der Verluste freilich gab es da immer noch genug zu überstehen. Im November 1741 nahmen die Sachsen unter Sudowsky über Leitmeric ihren Weg gen Prag, und im December desselben Jahres besetzten es die nachrückenden Preußen. Im Oktober des folgenden Jahres verbrannten die Franzosen unter Broglie, zum Beweise, daß Baiern auf Oesterreich gegründetere Ansprüche habe als die Tochter Karl's VI., einen Theil der Vorstädte von Leitmeric, und im December 1744 äscherten die Preußen, um zu beweisen, daß der große Friedrich auch einiges Recht darauf habe, den Leitmericern ihre kostbare Elbbrücke ein. Nach dem Tage von Kolin schlug hier Friedrich der Große in der bischöflichen Residenz sein Hauptquartier auf, und sammelte in der Niederung an der Elbe seine Armee zum Abzuge nach Sachsen. Der erneute Einfall der Preußen unter dem Prinzen Heinrich im April 1759 war eine Ehre, die außer dem nahen Lovosic der Stadt Leitmeric insbesondere zugedacht war, um den Kaiserlichen die in den hiesigen Magazinen aufgespeicherten Proviantvorräthe zu zerstören, und kostete den Leitmericern außer ihren Feldfrüchten eine schwere Brandschatzung. Eine gleiche sollte es auch in der kunstvollen Schachpartie vom Jahre 1778 zahlen, wurde jedoch glücklicherweise durch das unverhoffte Schachmatt, welches General Nugent damals dem Prinzen

Heinrich setzte, von derselben erlöst. Einen Verlust, den die Leitmericer drei Jahre vorher unter Kaiserin Maria Theresia erlitten, die Aufhebung des Jesuitencollegiums nämlich, haben sie seitdem gewiß wieder verschmerzt, wie nicht minder die im Jahre 1788 darauf erfolgte Aufhebung des Klosters der Mindern Brüder unter Josef II. Das Jesuitencolleg ist seitdem (1810) dem bischöflichen Priesterseminar eingeräumt worden. Von dem Minoritenkloster haben die Dominikaner (1788), und von dem Dominikanerkloster die kais. königl. Kreisbehörden Besitz genommen, die in der dazu gehörigen Kirche zugleich ihr Archiv etablirt. Von den eilf Kirchen, die Leitmeric gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hatte, wurden bei dieser Gelegenheit nicht weniger als vier gesperrt.

Von der Geschichte der Stadt Leitmeric im bisherigen Verlaufe des gegenwärtigen Jahrhunderts haben wir angenehmerweise nichts als die Thatsache eines neuerlichen stättigen Aufschwungs zu verzeichnen. Leitmeric zählt in diesem Augenblicke wohl über 8000 emsiger und gewerbsthätiger Einwohner, erfreut sich eines lebhaften Geschäftsverkehres, ist eine ganz schöne Landstadt mit einigem großstädtischen Anfluge, in der es sich ganz angenehm und trefflich lebt, und genießt den Ruhm, ein Bier zu brauen, das in der trinkenden Welt sich bereits ein ganz respectables Stück Terrain erobert.

V.

Ach ihr wißt von keinem Leide,
Das verzehrend nimmer ruht!

Jos. Em. Hilscher.

Dalekát cesta má!! Marné volání!

Karel Hynek Mácha.

Wir wollen von Leitmeric nicht scheiden, ohne zweier Männer zu gedenken, Josef Emanuel Hilscher's und Karl Hynek Mácha's, zweier Poeten, des einen deutscher, des anderen čechischer Zunge, deren Klang von unserem vaterländischen Parnaß uns gleich ruhmvoll entgegentönt, wie Beider Geschick uns die wehmüthigsten Erinnerungen wachruft. Hilscher war 1804 zu Leitmeric geboren und genoß an den hiesigen Schulen seine classische Bildung. Die Mißgunst der Verhältnisse lenkte die Laufbahn seines äußeren Menschen in die dumpfen Niederungen einer mühseligen, kummervollen und abspannenden Regimentsfourierexistenz, während sein innerer Mensch, dem Zuge der Poesie folgend, die lichten Bahnen der Musen wandelte. Seine Feder schrieb Komißbrodrechnungen und Mannschaftstabellen, während

seine Seele aus der Hypokrene trank, und wunderlieblichen Gesängen nachsann. Der Kampf des inneren Berufes mit dem äußeren Tornisterreglement rieb den edlen Flammengeist endlich auf und grub ihm auf dem Soldatenfriedhofe zu Mailand, 2. November 1837, ein frühes Grab. In ihm verlor der deutsch-böhmische Dichterkreis einen seiner Bedeutendsten, einen ebenso vollendeten Meister des klassisch schönen Wohllauts wie der Tiefe der Empfindung und Hoheit des Gedankens. Mácha hatte am 15. November 1810 zu Prag das Licht der Welt erblickt. Den Kampf, den die äußeren Verhältnisse ihm erspart, rief der schon jung gereifte Denker in sich selbst hervor, und suchte, während Hilscher den Miseren der Welt sich zu entwinden rang, mit einem Herzen voll unerschöpflicher Li-be und einem Geiste voll unerschöpflicher Skepsis in dieselben sich zu vertiefen. Der Schmerz ward dafür sein Erbtheil und sein Wahlspruch der hoffnungslose Ruf: „Dalekát cesta má!! Marné volání!“ — „Wie weit ist mein Weg!! Fruchtloses Rufen!“ — Die leider nur wenigen Gaben, die seine Muse uns hinterließ, reihen ihn unter die obersten Meister der neuèechischen Literatur und knüpfen seinen Namen unzertrennlich an die aufschwungsvolle Periode ihres Wiedererwachens. Der verschlossene, düstere und die Menschen fliehende Poet holte sich seinen Tod bei einem Werke aufopfernder Menschenliebe, bei einem in Leitmeric am 5. November 1836 ausgebrochenen Brande. Der Friedhof von Leitmeric birgt sein frühes Grab, an welchem ihm, dem Dichter des „Mai“, am 1. Mai 1861 die Nation ein schlichtes Denkmal gesetzt. — —

VI.

Eat! Eat!
Wilhelm Müller.

Leitmeric im Morgensonnenglanz liegt hinter uns, und rüstig vorüber an dem einsam gelegenen **Gaubenhof** schreiten wir im Westen der Stadt die rebenbepflanzte Anhöhe hinan, um, ehe wir weiter wandern, vom Gipfel des fernausschauenden **Radobyl** in dem herrlichen Gelände um uns her Umschau zu halten. In die entlegeneren Fernen mit unseren Blicken wollen wir uns nicht erst verirren. Hoffen wir doch, daß unser Stab uns überall dahin bringen wird. Die nächstumliegende Landschaft nur wollen wir im Auge behalten.

Da zieht gleich im Osten der mit seinen Waldabhängen noch dunkel liegende, bis zu 1728 Fuß sich erhebende Basaltrücken des **Kreuzberges** unsere

Aufmerksamkeit auf sich, der mächtige Hauptstock des Leitmericer Gebirges, mit der Ruine der wegen ihrer prachtvollen Aussicht einst so berühmten, unter Kaiser Josef aufgehobenen Lorettokapelle und den beiden volkreichen, dicht bei einander gelegenen Dörfern **Pohotany** und

Žitěnic

zu seinen Füßen. Eines der ältesten im Lande war dieses letztere Dorf dem Wyšehrader Domcapitel schon seit der Errichtung desselben, 1088, von Herzog Bratislav II. als Eigenthum zugetheilt gewesen. Die Secularisirung der geistlichen Güter bald nach Ausbruch der hussitischen Bewegung brachte es in den Besitz der Herren von Roupov (Ruppan), bei denen es von da ab ununterbrochen verblieb, bis die Restaurationscommission nach der Weißenberger Schlacht diesen Herren es wieder entzog und den Pröbsten auf Wyšehrad zurückstellte, denen es mitsammt dem gleichnamigen umliegenden Gute auch heutzutage noch gehört, — ein in der Geschichte Böhmens nicht sehr häufig, und fast ausschließlich nur bei geistlichen Gütern sich wiederholendes Beispiel von beinahe wechsellosem Verharren in einer und derselben Hand. Der letzte jener interimistischen weltlichen Besitzer auf Žitěnic war Herr Wenzel Wilhelm von Roupov, einer der hervorragendsten Stimmführer der Protestanten in den Tagen Rudolf's II., Mathias' und Ferdinand's II. Ihn hatten die protestantischen Stände, 1609, in ihr Defensionsdirektorium berufen, als es sich um die Stipulirung des Inhalts des Majestätsbriefes handelte. Nach dem Ausbruch des Aufstandes im Jahre 1618, als es die Erhaltung dieses so schwer errungenen und nun so bald wieder gefährdeten Palladiums der Gewissensfreiheit galt, war er Einer der dreißig von den protestantischen Ständen mit der provisorischen Regierung Böhmens betrauten Direktoren. Die Wahl Friedrich's von der Pfalz zum Könige von Böhmen war ein freilich nur höchst bedauernswerther Sieg speciell seiner Beredsamkeit. Er war aber auch nach dem verhängnißvollen Tage auf dem Weißen Berge Einer derjenigen, die es für ihre Pflicht hielten, für das durch diese unglückselige Wahl über ihr Vaterland heraufbeschworene Unheil sich selbst die schwerste Buße aufzulegen, und in Begleitung des flüchtigen Winterregenten in's freiwillige Exil zu gehen. Sein Geschlecht von dieser Stunde an hat in Böhmen zu bestehen aufgehört. Aus dem alt-čechischen Namen Žitěnic im Verlaufe der nachfolgenden Zeiten ist im deutschen Volksmund sodann das nunmehr weder čechische noch deutsche **Schüttenitz** geworden, eine Namensmetamorphose, wie wir derselben von hier ab, wo die immer noch gemischte Bevölkerung die Gränze des Terrains bezeichnet, welches das čechische Element im Verlaufe der Jahrhunderte an das stets compacter hervortretende deutsche verloren, noch oft genug begegnen werden.

Wenden wir vom langgedehnten Rücken des Kreuzbergs unsere Blicke über die bewaldeten Höhenzüge und die dazwischen eingebetteten Dorfschaften westwärts, so fesseln unsere Aufmerksamkeit in der Entfernung von etwa einer kleinen Stunde

ZŘÍCENINY KAMÝKA.

Nakladatel J. L. Kober v Praze.

RUINE KAMAIK.

Verlag von J. L. Kober in Prag.

vor uns die von der schroffen Felsenzinne des **Plesivec** steil und einsam emporragenden Reste der alten Burgveste

Kamýk,

ein düsterernster Punkt mitten in der lachenden Landschaft. Im 12. und 13. Jahrhundert sah dort stolz und gebieterisch eine mächtige Hochburg in das weite Land hinaus. Von ihrer Warte überfah und beherrschte das scharfe Auge einen großen Theil des Elbstromes so wie die nach Leitmeric und Lovosic führenden Saumwege, und manchem Schiffer und manchem fahrenden Krämer mögen die Ahnen der Ritter auf Kamyk nicht gerade bequem geworden sein. Auch das nahe, auf der Hochfläche nördlich von Leitmeric gelegene stattliche Dorf **Pokratic** hatte einst diesen Rittern gehört. Einer dieser, zu ihrer Zeit zweifelsohne ziemlich hochangesehenen Burgherrn wird uns unter den Gegnern des unfähigen Heinrich von Kärnthen mit Auszeichnung genannt. Er besiegelte den Eifer, mit welchem er die Sache seines unter diesem Regenten arg zerrütteten Vaterlandes vertrat, mit seinem Tode unter den Mauern der Prager Burg. Ein späterer, Heinrich von Kamyk, hatte unter König Johann dem Luxemburger die Elbzölle zu Leitmeric und Außig in Pfand. Ein Dritter, Nikolaus von Kamyk war zur Zeit des Ausbruches der hussitischen Unruhen Quardian im Kloster der Mindern Brüder zu Leitmeric und vielleicht Zeuge der Zerstörung desselben. Unter König Georg von Poděbrad kam die Burg an die Ritterfamilie Klukovsky von Elětiboř, deren Einer, 1547 noch, sie bedeutend erweiterte und mit mächtigen neuen Mauern und Brustwehren umgab. Sein Sohn jedoch schon gab den nur schwer zugänglichen Felsenhorst, 1600, gänzlich auf, überließ ihn den Stürmen und Wettern zur allmähligen Vererödung und siedelte sich, minder gewappnet zwar aber jedenfalls ungleich wohnlicher, am Fuße des Plesovec in einem behaglichen Schlößchen an, das theilweise sich bis auf unsere Gegenwart erhalten. Ein Viertelfahrhundert später verkaufte der lebensfa ttelezte Elětiboř den alten mitsammt dem neuen Bau dem Grafen Hermann von Černin, durch den es nunmehr zu Lovosic kam, um dabei bis auf den heutigen Tag zu verbleiben. Die hochragende, mittelst eines kühnen Gewölbes über eine Felsenkluft emporgethürmte Warte, einige Bruchstücke der Ringmauer und ein Fragment des ehemaligen Wohnhauses sind Alles, was von diesem einst so trotzig herniederschauenden ritterlichen Sitze dem Geschicke aller irdischen Größe noch entgegensieht.

Lassen wir unsere Blicke von Leitmeric herab dem Laufe der von buschigen Inseln bedeckten Elbe folgen, an deren linkem Ufer im schattigen Gartengrunde die freundlichen Kirchdörfer **Millkojed** und **Prosmyk** lagern, und jenseits welcher von Theresienstadt herüber die staubige Teplicer Chaussee und von Hrdly herab die Prag-Dresdner Eisenbahn die grüne Ebene quer durchschneiden, so gewahren wir dort, wo im Elbstrom der **Modelbach** seine vielfach gewundene Laufbahn endet,

zwiſchen dieſem und der Eiſenbahn mitteninne die blinkenden Häuſergruppen des Städtchens

Lovoſic,

der in neueſter Zeit mit doppelter Rührigkeit emporſtrebenden Rivalin von Leitmeric und Außig. Eine breite baumbeſetzte Landzunge trennt es von der Elbe, die gerade hier, ehe ſie plötzlich ſich gegen Norden wendet, in gemächlicher Behäbigkeit ſich ausbreitet, und die Fülle von ſegelgeſchwellten Fahrzeugen und langberuderten Flößen, die längs derſelben am Ufer liegen, läßt uns am unzweifelhafteſten erkennen, daß jene Rivalität mindeſtens keine erfolgloſe ſei. Zu Anfang unſeres Jahrtauſends war Lovoſic, — denn das iſt der urſprüngliche und richtige Name des Ortes, deſſen „v“ in neuerer Zeit erſt die deutſche Zunge in das bequemere „b“ umgewandelt, — noch ein ganz unbedeutendes Dörflein, über welches das Prämonſtratenſerſtift Strahov die grundherrlichen Rechte ausübte. Schifferei und ein kleiner Handel mit den Erträgniſſen ihrer vortrefflichen Aecker, ſpäter etwas Weinbau an den Gehängen des nahen „Lovoš“, waren die Erwerbsquellen ſeiner wenig zahlreichen Einwohnerſchaft. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts war hier der reiche Leitmericer Bürger Hartwig Grundherr, der es wahrſcheinlich um dieſe Zeit jenem Stifte abgekauft. Im Jahre 1251 jedoch ſchon, nach kaum dreijährigem Beſitze, verkaufte es dieſer an einen Ritter Zmilo von Leuchtenberg, der es wieder ſeinerſeits alsbald dem reichen Ciſtercienſerſtifte Altzell im Meißniſchen überließ. Länger als drei Jahrhunderte, wiewol während dieſer Zeit zu wiederholtenmalen verſchiedenen Herrn gegen Rückfall überlaſſen, verblieb Lovoſic den Altzeller Chorherren unterthan, bis es endlich von Rudolf II. im Jahre 1600 zur Stadt erhoben, und nachdem es inzwiſchen eine Zeitlang erſt Waldſteiniſch und dann Černiniſch geweſen, im Jahre 1664 an die Markgrafen von Baden kam, von denen es ſchließlich im Jahre 1785 an die Fürſten Schwarzenberg, Herzoge von Krumau, gelangte, die noch gegenwärtig Herren der Domäne ſind. Wie die ſogenannten „unterthänigen“ Städte in Böhmen überhaupt, die außer dem Titel „Stadt“, einem Wappen, einigen Privilegien und höchſtens einer Ringmauer eben weiter keine Rechte beſaßen und an den Landtagen nicht partizipirten, ſo war auch Lovoſic nicht dazu berufen, in der vielbewegten Geſchichte unſeres Vaterlandes irgendwie theilnehmend hervorzutreten. Seine Betheiligung an derſelben beſchränkte ſich höchſtens auf die lediglich paſſive Rolle eines trefflich zur Hand gelegenen und der hier aufgeſpeicherten Vorräthe wegen höchſt einladenden und lohnenden Plünderungsobjektes. Jeder Schlag, der Leitmeric traf, traf doppelt hart auch Lovoſic mit, ohne jedoch, daß es dafür auch nur ein Sonnenſtrählchen königlicher Huld einerntete. Huſſiten und Papiſten kamen hier nie vorüber, ohne ſich einen Fouragefeſttag zu improviſiren, und die Reiter Friedrich Auguſt's, das Fußvolk des kaiſerlichen Generals Marigniani und die Aufgebote der Biſchöfe von Olmütz und Breslau, die im Jahre 1547 auf dem mehrerwähnten forcirten Niederſchmet-

terungszuge gegen Prag eine Zeitlang hier campirten, zehrten die Lovoſicer Speicher vollends zu Schanden. Einen Erſatz für all dies ruhmloſe Leiden brachte endlich der Stadt Lovoſic der 10. Oktober 1756, an welchem es ihr vorbehalten war, mit einem bleibenden Blatte in der Welthiſtorie bedacht zu werden. An dieſem Tage nämlich ſtießen in der Ebene bei Lovoſic die öſterreichiſche Armee unter Feldmarſchall Browne, 70000 Mann ſtark, an die preußiſche, 24000 Mann ſtarke, unter König Friedrich's II. perſönlichem Commando, aufeinander. Es war dieß ein Rencontre von einer für beide Theile gleich überraſchenden Heftigkeit. General Browne hatte den großen Fritz erſt irgendwo bei Pirna zu faſſen beabſichtigt, wo dieſer damit beſchäftigt geweſen, den Sachſen die Sympathie für die Kaiſerin von Oeſterreich zu verleiden. Der große Fritz ſeinerſeits hatte den Oeſterreichern zuvorzukommen und mit einem coup de main Prag zu überrumpeln gehofft. Nun waren die beiden Füchſe angeſichts der Elbe aufeinandergeplatzt. Die Bataille war heiß. Die Oeſterreicher ſtanden wie Mauern, wo es zu ſtehen, und wälzten ſich wie Felſenſtürze vor, wo es zu avanciren galt. Die Preußen huben bereits an zu wanken. Da riß der Prinz von Bevern einem Grenadier das Gewehr aus der Hand und ſprengte mit gefälltem Bajonnet vor die Fronte. Die Grenadiere machten es ihm, die Uebrigen den Grenadieren nach, und der Tag gehörte dem großen Friedrich. Der ſiebenjährige Krieg war beſtens eröffnet. Die Preußen beſangen den Sieg, der ihnen übrigens nichts weiter eintrug, als daß die Sachſen vorläufig Gewehr beim Fuß ſtehen mußten, in tauſend unſterblichen Liedern, in denen der Name Lovoſic in jedem Vers mindeſtens einmal vorkam, und Lovoſic bezahlte dieſe Ehre mit der Aſche der Hälfte ſeiner Häuſer. Eine Marienkapelle außerhalb der Stadt an der Teplicer Straſſe verewigt ſie noch außerdem.

Doch ſetzen wir unſere Wanderung von der Höhe des Radobyl fort, indem wir die beiden, inmitten weitausgedehnter Weinpflanzungen gelegenen Dörfchen **Koblotka** und **Malitſchen** zu unſerer Rechten laſſend, uns nach dem nur wenige hundert Schritte entfernten, auf ſteiler Felſenlehne oberhalb des rechten Elbufers gelegenen Dorfe

Groſs-Zernoſek

wenden, oder wie es ſonſt wol auch genannt und geſchrieben wird, Černoſek. Der Weg hieher hat uns belehrt, und ein Umblick in der lachenden, von Weinſtöcken förmlich überladenen Landſchaft vermag es nur noch zu beſtätigen, daß wir uns hier im eigentlichen Herzen der böhmiſchen Weinregion befinden. So weit unſer Blick umherſchaut, hier an den Gehängen des **Kirchberges**, dort drüben an jenen der Großen und Kleinen **Vendule**, hier an den Lehnen des **Podhaj**, dort an jenen des **Dreikreuzberges**, überall an dichten Pfählen rankt die ſchwerlaſtende Rebe empor. Und es iſt eine edle, eine koſtbare Rebe, deren Saft golden, lauter, feurig, duftend und kräftig im Becher perlt, und den übel angebrachten Witz des feinſchmeckenden

Sieneſers Aeneas Sylvius Piccolomini: „Crescit in Boemia acetum, quod nominant vinum“ aller Welt gegenüber längſt zu Schanden gemacht. Dem Gaumen des vom flüßigen Zucker Italiens verwöhnten Cardinals mochte der flüßige Edelſtein von Zernoſek, Lovoſic, Außig und Schreckenſtein freilich nicht ſonderlich lind munden. Sicherlich aber dachte er, als er jenes ungaſtfreundliche Acute dictum machte, nicht daran, daß ſein italieniſcher Zucker daheim, wenn er im erſten Jahre nicht ausgeſchlemmt worden, im zweiten entweder Schnappe werden oder in die Goſſe geſchüttet werden muß, während der böhmiſche Eſſig in ſeinem Faſſe ſich erſt recht zu rühren anhebt und ſpäte Geſchlechter nicht „noch“, ſondern auch „erſt“ recht erfreut. Die Rebe übrigens iſt auch an dieſen Ufern der Elbe kein Neuling, ſondern ein uralter Inſaſſe. Die Pröbſte aller Capitel und die Aebte aller Klöſter waren darauf bedacht, ſich hier irgendwo ein treffliches Weingärtlein zu ſichern, und als der Burggraf von Zittau Lovoſic an den mehrgedachten Leitmericer Bürger verkaufte, vergaß er nicht, über den Kaufſchilling ſich auch noch für die Dauer ſeines Lebens ſechs Zuber vom dortigen beſten Vorlauf auszubedingen. Es iſt bekannt, wie ſehr Karl IV. die Förderung des Weinbaues im ganzen Lande ſich angelegen ſein ließ. Wer Trauben vom Weinſtock wegſtahl, den durfte der Wächter ohne alle Verantwortung auf der Stelle niedermachen. Uebergab er ihn dem Richter, ſo ließ ihm dieſer die Hand abhauen. Wer einen Weinſtock böswillig zerſtörte, der wurde einem Mörder gleichgehalten. Um die Weincultur in der Umgebung von Prag zu befördern, durfte Wein, der weiter als drei Meilen um Prag erzeugt wurde, von Neujahr bis Georgi in Prag weder geſchenkt, noch auch dahin nur eingeführt werden. Ausländiſche Weine zu ſchenken war vollends nur von Georgi bis Galli geſtattet. Ueber die Winzer und Weingärten auf drei Meilen um Prag ſtand außerdem die Gerichtsbarkeit nur dem Rathe der Altſtädter Schöppen in Prag zu. Um den Weinbau in dieſem Gebiete des Elbſtromes zu begünſtigen, war allen jenen, welche neue Weingarten anlegten, vollends eine zehnjährige Steuerfreiheit zugeſtanden. Nichts deſto weniger, und wir ſagen dies mit Bedauern, hat der Weinbau in Böhmen wenigſtens jene quantitative Entwicklung nicht erreicht, der er ſo ganz wohl fähig geweſen wäre. Ja wir befinden uns ſogar in der nichts weniger als erfreulichen Lage, von Jahr zu Jahr einen weitern Rückgang in dieſem wichtigen Culturzweige zu verzeichnen. Zur Zeit der Aufnahme des alten Kataſters, vor etlichen und fünfzig Jahren alſo, beſaß Böhmen immer noch das ganz reſpectable Areale von 4470 Joch Weingärten. Der neue Kataſter hat deren nur mehr 3133 Joch aufzuweiſen, und noch weitere Verluſte ſind ſeitdem in wahrhaft untröſtlicher Progreſſion hinzugekommen. Der Leitmericer Kreis z. B. hatte ehemals allein 2000 Joch Weingründe mit einer Weinerzeugung von 40000 Eimern. Jetzt dürfte er kaum mehr als 1770 Joch haben (dieſes Ausmaß beſaß er nämlich noch vor etwa 10 Jahren) mit einer Erzeugung von etwa 10 — 11000 Eimern. Auf Zernoſek entfallen von jenem Reſte der alten Glorie in runden Zahlen etwa 360, auf Lovoſic 490, auf Leitmeric und Umgebung 220 Joch. Am

wenigſten zurückgegangen iſt der Weinbau im Bunzlauer Kreiſe, welcher ehemals 999 Joch Weingründe zählte und jetzt noch deren etwas über 920 Joch hat, wovon freilich auf die Mělniker Gegend allein über 830 Joch entfallen, mit einer Produktion von 12000 Eimern Wein. In ganz unbedeutendem Maßſtabe wird der Weinbau in Böhmen außerdem nur noch an den Gehängen der untern Moldau, der Beraun, der Sazava und weiter hinauf an der Elbe im Oſten des Landes betrieben, wo jedoch kaum mehr gekeltert, das Meiſte dagegen in Trauben auf die Obſtmärkte der benachbarten Städte und nach Prag gebracht wird. Von Raudnic, Lovoſic, Leitmeric und Auſſig wandern große Laſten Trauben ſelbſt nach Dresden und Leipzig. Frägt man nun nach den Urſachen dieſes bedauerlichen Rückgangs, ſo antworten Einem die Oekonomen ganz einfach, dieß haben die ſchlimmen Zeiten ſo mit ſich gebracht. Grund und Boden ſeien mit Steuern ſo ſehr überlaſtet, und dazu werde von Jahr zu Jahr das ganze Leben um ſo viel theurer, daß der böhmiſche Weinbauer, der ohnehin auf ſechs ſchlechte Jahre kaum ein gutes Weinjahr zu erwarten habe, ſein ganzes Hausweſen einem ſolchen Riſico unmöglich bloßſtellen könne, und er müſſe daher darauf bedacht ſein, durch die Umſchaffung eines Theiles ſeiner Weingärten in Getreidegründe, die jedenfalls einen größern Verlaß bieten, ſicherzuſtellen. Wir ſind zu wenig Nationalökonomen, um die Stichhältigkeit dieſes Grundes genugſam würdigen zu können. Die Thatſache ſelbſt jedoch iſt, wie geſagt, darum nicht minder bedauerlich! Eine intereſſante Wahrnehmung übrigens, welche wir zu machen Gelegenheit hatten, wollen wir hier anzumerken nicht unterlaſſen, da ſie einerſeits ein bezeichnendes Licht auf die Einführung der Weinkultur in dieſem Landſtriche gerade durch den čechiſchen Theil der Bevölkerung wirft, anderſeits zum Theil wohl auch das Terrain markiren hilft, welches dieſe ſeit jener Zeit an das deutſche Element verloren. Wiewol nämlich dieſe ganze Cultur heutzutage, von Mělnik wenigſtens elbeaufwärts, in den Händen deutſcher Grundbeſitzer und Winzer ſich befindet, ſo iſt die Terminologie derſelben doch vorwiegend immer noch eine čechiſche geblieben, wie ſie die nachrückenden deutſchen Weinbauern eben von ihren čechiſchen Vorſaſſen mitſammt den Weingärten und Rebſtöcken übernommen. Man hört z. B. immer noch „vosecken“ d. i. osekati, ſtatt umhauen, „rožvoden“ von rozvod, Setzling, alſo durch Setzlinge vermehren und „voznitzen“ von voznice, Waſſerfaß; wie man denn in meilenweiter Umgebung ringsumher auch in den Ortsnamen ſolchen intereſſanten Uebergängen aus dem Čechiſchen in's Deutſche begegnet, in denen das čechiſche Urwort bloß durch Anhängung einer deutſchen Ausgangsſylbe einen deutſchen Klang gewonnen. So z. B. ſpricht man bei Schnedowic ſtatt „auf dem Berge“: „auf der Hore“ worin das čechiſche hora, Berg, ſich noch vollſtändig erhalten. „Skalken“ und „Pophaſen“ ſo wie „die Stranke“ (gegenüber dem Schreckenſtein) ſind das ehemalige čechiſche, noch jetzt in den čechiſchen Diſtrikten allgemein verbreitete „skalka“, der kleine Fels, „pod hájkem“, unterhalb des Haines, und „stránka“, die kleine Lehne. Ebenſo wurde aus Želiz „Schellefen“, aus Tynec „Tenzel“, aus Mlýnec

„Lenzel“, aus Malešov „Malschen“, aus Brzánky „Versanken“, aus Anjezdec „Anginsel“ und aus Sukohrad das absonderlich klingende „Zuckerrabel“.

Setzen wir unsern Stab indeß zwischen den Zernoseker Weinpflanzungen weiter, uns nordwärts dem 240 Fuß über die Elbe emporragenden, urkalkigen **Dreikreuzberg** zuwendend, von dessen Höhen herab die, selbst in der Geschichte nunmehr gänzlich verschollene feste Burg

Hrádek

einst im vorüberrauschenden Strome sich gespiegelt! Es war dieß eine Zeitgenossin von Levý Hradec und Budeč und, ehe das ungleich günstiger gelegene Leitmeric ihr den Rang abgewann, allem Anscheine nach die Hauptburg der Leitmericer Župa. Mächtige, einen genug weiten Raum einschließende Ueberreste von Mauern, daß eine kleine Stadt im Schutze derselben sich angesiedelt haben konnte, sind die einzigen von jenem vorchristlichen Baue uns überkommenen Rudera, von denen wir leicht begreifen, daß die alten Mütterchen in den umliegenden Dörfern an Winterabenden sie gerne zum Schauplatze ihrer wundersamen Räuber- und Gespenstergeschichten wählen. Uns für unsern Theil interessirt weit mehr als diese, jedes historischen Hintergrundes entbehrenden Spiele einer Winterabendfantasie ein Umblick in der herrlichen Gebirgslandschaft, mitten durch welche wir von hier ab längs und hoch oberhalb des rechten Ufers der Elbe immer weiter gegen Norden schreiten! Es ist der Südrand des, den Geologen nicht minder durch seine Entstehungsgeschichte und seine außerordentliche Ausdehnung, wie den Maler und den Naturfreund durch seine imposanten Formen und seinen Reichthum an landschaftlichen Schönheiten anziehenden **mittelböhmischen Basaltgebirges**, den wir hier betreten haben, und das vor uns in weitem Bogen von Westen nach Osten hinüber zwischen dem südlichen, von uns zum Theil bereits durchwanderten Sandsteingebiet und den nördlichen Urgebirgsmassen des Erz- und Lausitzer Gebirges durch den Norden Böhmens sich hinzieht. Tief unter und neben uns bespühlt die Elbe die jähabschüssigen, oft gothischen Domen gleich zu uns sich emporthürmenden Gneisabhänge — ein interessantes Stück verirrten Urgebirges in diesem vulkanischen Gebiete — über welche wir von Zernosek bis Libochovan hinwandern. Sie hat bei Lovosic ihr bequemes Thalbett verlassen und, zurückweichend vor den mächtigen Vorposten des Basaltgebirges, sich plötzlich gegen Norden gewandt, um von nun an durch ein enges Felsenbett ihre Bahn sich weiter zu wühlen, bis sie den nordböhmischen Gebirgswall durchbrochen und in der norddeutschen Ebene wieder bequemere Pfade findet. Uns gegenüber bei dem Dörfchen

Klein-Zernosek,

aus schattiger Thalschlucht hervor, sehen wir in dieselbe den **Milleschauer Bach** münden, die nördliche Grenzscheide jener basaltischen Vorposten, die in dem Gelände zwischen diesem Bache und dem südlichen Modelbache im Umkreise um Lovosic immer

kolossaler sich emporheben: zuerst südwestlich der ruinentragende **Roblal**, dem in uralter Zeit vielleicht seine Strunkform diesen Namen eingebracht, dann nördlich von ihm der Sutomer **Kalchberg** und vor diesem der **Oelin**, zu dessen Füßen, links von der Teplicer Straße, wir das kleine Dörfchen

Bschnic,

den Stammort des Fürsten- und Grafenhauses Kinsky, lagern sehen, dann nächst diesem der **Kahlenberg** und diesseits der Teplicer Straße, den beiden letztgenannten gegenüber, der gewaltige bis 1800 Fuß hohe, an seinen untern Gehängen von Reben, auf seinem Scheitel von dichtem Wald bedeckte **Lovoš**. Einsam zu seinen Füßen in dem Schatten des **Mileschauer Grundes** birgt sich der letzte Thurmrest der schon seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts dem Verfalle überlassenen Burg

Bopárna,

auf welcher bis dahin die Herren von Bschnic gehaust. Zu immer mächtigern und gedrängtern Massen, den Charakter der isolirten Kegel immer mehr aufgebend, erhebt sich weiter hinauf und jenseits dieses Grundes in dem Gelände zwischen dem Mileschauer Bache und der Biela der Basalt, als dessen die ganze Gegend weitumher beherrschendes Wahrzeichen, etwa zwei Stunden von uns gerade im Westen der riesige **Mileschauer** (Donnersberg) seinen 2645 Fuß hohen Gipfel in die blauen Lüfte taucht. Nur durch den räuberberüchtigten Bergrücken **Peskopole** von ihm geschieden ragt näher zu uns her aus der Masse niedrigerer Bergkegel der bei 2230 Fuß hohe **Kletschen** empor mit den Granatfeldern von **Roßälka** südlich zu seinen Füßen, an den sodann der vielgipflige, mit seinen steilen Abhängen bis an das linke Elbufer sich herabsenkende **Kubalka** sich anschließt. Zu unserer Rechten auf dieser Wanderung breitet sich südlich von der Elbe bis nördlich an die Thalschlucht des **Leßner Baches** das ganze Panorama des **Leitmericer Gebirges** aus, die Fortsetzung der dichtergedrängten vulkanischen Massen von jenseits der Elbe: gleich neben uns, vor Kamyk, der 1134 Fuß hohe **Strazisté**, so genannt vielleicht, weil die Ritter von Kamyk ehemals eine hohe Warte hier gehabt, dann weiter hinauf der uns bereits bekannte **Plessover**, der 1716 Fuß hohe **Hradisté** und im Norden gerade vor uns der 2016 Fuß hohe **Kuba** und der 1440 Fuß hohe **Diblik**. Als benachbartes Wahrzeichen über alle sie strebt im fernen Osten hinter dem **Langenberge** auch noch der 1280 Fuß hohe **Geltsch** empor.

Libochowan

unterdessen, der willkommene Rastpunkt am Fuße der von uns eben durchwanderten Gebirgspartie, ist erreicht. Malerisch ihm gegenüber am Abhange des Kubalka und

an der am Fuße desselben sich hinwindenden Eisenbahn lagern die beiden, meist von Flößern bewohnten Uferdörfer **Lichtovic** und **Preskovic** und unfern von demselben in der Tiefe des anmuthigen Thalgrundes, zu welchem sich das Elbthal hier mit einemmale, wiewohl nur auf eine ganz kurze Strecke, ausweitet, das Dörfchen **Krynic**.

VII.

Von nebliger Felsenzinne
Ragen hoch ihre Trümmer empor;
Still gleitet mein Kahn, und ich sinne:
O sah ich sie doch zuvor!

Altes Lied.

Wir können der leicht **begreiflichen Anmutung nicht widerstehen**, unsere Wanderung von hier aus, wo das herrliche Elbthal der anziehenden Punkte immer mehr bietet, auf der flutigen Bahn fortzusetzen, die der Strom durch das Felsengeklüfte selbst nimmt. Der schlichte treuherzige Eigenthümer eines Nachens ist in Libochovan bald gefunden, ein günstiger Lufthauch bläht das kleine Segel und rüstig von den Wellen des alten Vaters Albis geschaukelt geht es nun vorwärts. Bald ist der enge **Paß** zwischen dem Diblik und dem gegenüberstehenden **Dubicer Berge** durchschifft, vom Gipfel welches letztern herab die stattliche, von einer Handvoll kleiner Häuschen umstandene St. Barbara-Kapelle malerisch genug auf uns niederschaut. Das kleine Dörfchen **Cirkowic** am rechten Ufer des Stromes mit seinem beinahe hart an letzterem erbauten Kirchlein liegt hinter uns, und auch an den kleinen Uferorten **Salesl** — čechisch ehemals Zálesí, Hinterwald — und **Debusein** sind wir bald vorüber. Wir haben an dem Dörfchen **Hnalen**, das dem letztern gegenüber auf steiler Höhe über dem Strome reizend lagert, das traurige Mißgeschick gebührend bedauert, **das** seinem ehemals so freundlich grüßenden Namen Chválená, **d. h. das** belobte Dorf, in den trübseligen gegenwärtigen, — eine Dissonanz in der **Harmonie** dieses schönen Geländes, — ummodulirt, und ohne Aufenthalt zwischen den reben- und obstprangenden Lehnen gleitet der Kahn hinab, um angesichts der **gigantischen** Burgruine

Schreckenstein,

unstreitig des malerischesten Punktes im böhmischen Elbthale, bei dem gleichnamigen Dörflein mit uns ans Land zu legen. Zwei mächtige **Basaltrücken bilden den im-**

posanten Hintergrund dieser Stromeinsamkeit, die von Zeit zu Zeit nur durch ein paar elbabwärts gleitende Flöße, ein Getreideschiff, das Rauschen des Dampfbootes, das mühsam von Dresden heraufkeucht, oder den Wiederhall, den die längs des linken Ufers dahinpolternde Lokomotive weckt, unterbrochen wird: zu unserer Linken westlich, über dem Dorfe Panov, der 1600 Fuß hohe Elbogner- oder Glaberberg, zu unserer Rechten östlich, hinter dem Dorfe Schreckenstein, der bei 2180 Fuß hohe Ostry, zu Deutsch Wostrei, genannt. Auf dem isolirt vor die Vorhöhen dieses Letzteren an das rechte Ufer der Stromes vorgeschobenen und mit schroffer, wandgleicher Steile aus dem Flutenbette bis zu vierthalbhundert Fuß sich emporhebenden, kolossalen Klingsteinfelsen lagert in schwindelnd aufgethürmten Terassen die Ruine, einem halbverzehrten Opfer irdischer Vergänglichkeit gleich auf dem Felsenaltar der Ewigkeit. Wir wollen nicht unterlassen, sie zu erklimmen. Zwei Wege zu diesem Zwecke stellen sich uns zur Verfügung: der eine unterhalb des Felsens längs des Ufers hin und sodann durch die jenseitige Partie des Dorfes von Norden her, der andere von der Stelle, an welcher wir gelandet, gerade vor uns landeinwärts um den südlichen Abhang des Burgfelsens. Wir wählen den letztern als den uns zunächst gelegenen und haben, das bequem emporsteigende Fahrgeleise verfolgend, nach wenigen Minuten die ziemlich breite Kluft erreicht, durch welche der riesige Burgfelsen im Osten von jenen Ausläufern des Wostrei geschieden ist. Vor Zeiten war dieser Weg nur für den einzelnen Fußgänger, höchstens für starkbeinige Klepper zugänglich und Gestrüpp und herabgerollte Felsstücke thaten das ihrige, um dem Feinde, den die Lust angewandelt, den Schreckensteinern seinen Besuch zu machen, ihn noch mehr zu verleiden. Friedliche Zeiten haben ihn für gutmüthige Karrengäule und ungeharnischte Touristen auf's beste ausgeräumt und geebnet, und so erreichen wir denn auf ihm alsbald und ohne alle Gefahr das durchaus bescheidene äußere Burgthor, und durch dasselbe für's erste den geräumigen Vorplatz, — einen weiten, von alten Mauern und neuen Oekonomiegebäuden umschlossenen Hof, in welchem das durchaus unkriegerische und moderne Walten geschäftiger Wirthschaftsbesorger, umsichtiger Meierhofspfleger, emsiger Ober- und Unterdrescher und unermüdlicher Amtsdiener im Schutze der hochragenden Felsenwände sich angesiedelt. Etwas mittelalterlich kriegerischer gestaltet sich schon das Ansehen des mit unsäglicher Mühe in den Felsen gesprengten Zwingers, durch den wir aus dem ebengedachten Hofe rechts hinanschreiten. Die schon weit älteren Kanzleien und Beamtenbehausungen so wie das Brauhaus, die diesen engen Raum zu unserer Rechten, — gegen Osten hin, — begrenzen, stehen nämlich auf den Gründen der ehemaligen äußersten Ringmauer, von deren Zinnen es gegebenen Falles auf den ungebetenen Gast die allerunliebsamsten feurigen und steinernen Begrüßungen herabregnete. Zu unserer Linken säumt diesen Aufweg lediglich der von Natur schon durch einen tiefen Sprung in zwei Hälften zerspaltene Fels, auf denen beiden hoch über uns erst die Trümmer der einstigen Burg emporragen. Eine ziemlich steile steinerne Treppe aus demselben

führt uns über einen weitklaffenden, gleichfalls in den Felsen gesprengten Graben zu dem ungewöhnlich hoch angebrachten zweiten Thore, dem eigentlichen Burgthore hinan. Zu jenen Zeiten, da ruinenschwärmerische Wanderer hier noch nicht aus- und einkletterten, hing über diesem Graben die schräg abschüssige Zugbrücke, gewiß schon dazumal ein merkwürdiges Exempel bis zum äußersten Vorbedacht gesteigerter ritterlicher Befestigungskunst. Das Stübchen über dem Thore, aus dessen kleinen Fensterchen ehemals der scharfsichtige Burgwart in den mit Gestrüpp und Gestein wohlverrammten Hohlweg hinabgespäht, hat sich noch erhalten. Statt seines spähenden Auges aber lugt aus demselben eine zum Trocknen ausgehängte blaue Wirthschaftsschürze uns entgegen, — ein friedenwehendes und gastliche Aufnahme verheißendes Banner der freundlichen Schankwirthschaft, die wir in dem ersten Burghofe, in den wir nun gelangen, zu Nutz und Frommen aller Jener, die über ihrem romantischen Bedürfnisse ihr leibliches nicht ganz und gar zu vergessen lieben, etablirt finden. Wer außer den Ruinen Schreckensteins auch die liebliche Blume der Schreckensteiner Rebe kennen lernen will, der mag es hier. Auch wir haben diese unerläßliche Pflicht eines jeden Elbepilgers nicht verabsäumt, und klimmen darauf unverdrossen eine zweite Treppe, an der bescheidenen, neuzeitigen Behausung des Wirthes vorüber, in den noch höher gelegenen zweiten Zwinger hinan. Der Bau, dessen Trümmer wir hier zu unserer Linken, westwärts, gerade über dem steil zur Elbe sich hinabsenkenden Felsen gewahren, hat einst den Prunk- und Rittersaal der Herren auf Schreckenstein in sich geschlossen. Großartig und reizend zugleich war seine Lage jedenfalls, und doppelt hell in dieser lautern Höhe mögen die Humpen in den Händen der geharnischten Gäste aneinandergeklungen haben; jetzt — hat hier der Schenkwirth seine Rumpelkammer. Noch aber haben wir den höchsten Punkt des Schreckensteins nicht erreicht. Um ihn zu erklimmen, müssen wir uns an dem Rittersaale vorüber durch den steilen und nunmehr beinahe unwegsamen Zwinger gegen Norden hin aufwärts wenden, und nun erst, oben angelangt, stehen wir vor der eigentlichen, den Strom und das Land beherrschenden Hauptburg. Eine Pforte führt uns in dieselbe und in den mit Gras bewachsenen und mit Schutt und Gestein erfüllten obersten, ehemals an allen vier Seiten umbauten Burghof. Jetzt sind von der vordern, westlichen Fronte desselben nur mehr kümmerliche Mauerstücke mit zwei verfallenen Fenstern zu schauen. Besser hat sich der etwas höher gelegene südliche Flügel erhalten, in welchem wir auch noch die Reste der längst eingegangenen Burgkapelle erkennen, sodann die auf einer Felsenterasse wieder über diesen sich erhebende östliche oder innere Fronte, welche die Wohnräume des Burgherrn und seiner nächsten Umgebung enthalten haben mag, wie wir denn auch hier in einer noch ziemlich gut erhaltenen, aus schwindelnder Höhe in den ersten Zwinger hinabschauenden Stube uns noch ganz wohl in jene Zeiten zurückversetzt denken können, da die in ewige Fehden verwickelten Herren von der Lanze sich nur dort recht sicher und wohl fühlten, wo sie ihr Obdach dadurch gewonnen, daß sie den Adler aus dem seinen verscheucht. Es

iſt dieß, ſo wie der auf die höchſte Felſenzinne in der nördlichen Ecke dieſes Raumes hingepflanzte runde Wartthurm offenbar auch der urſprüngliche und älteſte Theil dieſer ohne alle Frage merkwürdigen Burg. Wir haben unſere Eiſenbahnen, unſere Viadukte und unſere Tunnels; aber wir haben auch unſere Maſchinen, unſer Pulver und unſern Dampf, und nur mit reſpektvollem Erſtaunen können wir in die Zeiten zurückblicken, da man alles dieſes nicht hatte, und mit purer Ausdauer und bloßen Menſchenhänden ſolche felſenbewältigende und wolkenſtürmende Baue ausführte.

Wir haben in der Tiefe des Wartthurms auch das in allen Schloßruinen unvermeidliche Burgverließ in ſchaudernden Augenſchein genommen und ſelbſt die Mühe nicht geſpart, uns aus dieſem unebenſten Hofraume vielleicht der ganzen Welt durch ein enges Hinterpförtchen und über einen, für unſichere Beine nicht gerade ſehr geheuern, über den bereits oben erwähnten Felſenriß gelegten Steg zu den Trümmern der exponirten alten Vorwerke nach der nördlichen Hälfte des Felſens zu verfügen, und fragen nun, im Schatten eines der Trümmerſtücke auf luftigem Felſenſitze einer wohlverdienten Raſt pflegend, nach der Geſchichte des von uns eben durchkletterten Gemäuers. Daß hier, auf einem ſo überaus günſtig gelegenen und wie von der Natur ganz ausdrücklich dazu vorgeſehenen Punkte frühzeitig ſchon zum Schutze, vielleicht aber auch zur Gefährdung des Verkehres auf der Elbe, irgend eine feſte Niederlaſſung ſich erhoben, kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, wiewohl Näheres hierüber durchaus gar nichts mehr bekannt iſt. Es mochte eben damals außer dem Wartthurm und dem nächſtgelegenen, ganz in der Weiſe der Veſten des 12. und 13. Jahrhunderts mit einer hoch über dem Fußboden angebrachten und nur mittelſt einer Leiter zugänglichen Thür conſtruirten Wohnhauſe hier oben weiter nichts beſtanden haben. Die erſte urkundliche Erwähnung dieſer Veſte bringt uns erſt der Anfang des 12. Jahrhunderts, und wir finden ſie um dieſe Zeit, wir wiſſen nicht ob von jeher ſchon, oder vielleicht erſt nach Vertreibung vordem hier eingeniſteter Stromlagerer, als Eigenthum der königlichen Krone Böhmens. König Johann der Luxemburger nämlich, nachdem er, 1310, dieſe Krone ſich auf's Haupt geſetzt, belehnte damals damit einen gewiſſen Ritter Vesek, der nach dieſer Veſte, die zu jener Zeit noch ihren urſprünglichen čechiſchen Namen Střekov führte, ſich auch nannte. Dieſer, wie es ſcheint, von König Johann beſonders begünſtigte Ritter beſaß von demſelben auch die Elbzölle zu Außig und Leitmeric als Lehen, und erwarb von ihm, 1319, ſchließlich auch das Vererbungsrecht des Lehens auf Střekov. Kaum jedoch daß er dieſes verſichert hatte, verkaufte er Střekov nebſt allen dazu gehörigen Gründen und Liegenſchaften an Johann von Wartenberg, eines der hervorragendſten Adelshäupter der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts, den tapfern Vertheidiger Wenzel's II. gegen Kaiſer Albrecht, Karl Robert von Neapel und Friedrich von Oeſterreich, den muthigen Beſchützer der von Heinrich von Kärnthen verfolgten letzten Premyſlidin, die auch er, nachdem er dieſen aus der Prager Burg und aus Böhmen geworfen, mit der Krone Böhmens, 1310, dem Luxemburgiſchen Prinzen

als Gemalin zugeführt. Herr Johann von Wartenberg ebenso wie sein Nachfolger Herr Beneš von Wartenberg, königlicher Burggraf zu Glatz, hielten auf Strekov jedoch nur zeitweilig sich auf, was hingegen diesen Letztern namentlich nicht hinderte, die an der Elbe gelegenen böhmischen Handelsorte in ihrem Schiffsverkehre auf jede mögliche Art zu hindern, so daß Karl IV. sich endlich genöthigt gesehen, sie in der Ausübung ihrer Privilegien gegen ihn auf's nachdrücklichste in Schutz zu nehmen. Schon der dritte Wartenberg auf Strekov, dessen Vorfahren bereits diesen Namen in „Schreckenstein" umgewandelt, überließ die mittlerweile namhaft erweiterte und befestigte Burg gegen den Eintausch verschiedener anderer Güter, 1400, an Herrn Johann von Vchynsky von Vchynec, so wie dieser wieder nach wenigen Jahren schon sie Herrn Blaček von Kladno abtrat. Unter diesem, einem eifrigen Anhänger König Sigismund's und Verfechter der päpstlichen Interessen, der mit den benachbarten hussitenfeindlichen Meißnern auf dem Fuße des besten Einverständnisses gegen seine antipapistischen Landsleute stand, gerieth Schreckenstein aus den Händen seiner Meißnischen Bundesgenossen, deren Schutze er es in der stürmischen Zeit anvertraut, im Jahre 1426 auf eine Zeit lang in die der Hussiten, gelangte jedoch aus ihnen im selben Jahre noch dagegen, daß er seine bisherige katholische Haltung abschwur und selbst hussitisch wurde, in seinen Besitz wieder zurück. Einen besondern Eifer unter der Fahne, zu der er lediglich im Interesse der Erhaltung seines Eigenthums übertreten, entwickelte Herr Blaček jedoch nicht, und auch seinen Sohn, Herrn Dietrich von Kladno, der von den böhmischen Ständen zum Hüter des von ihnen am 29. Jänner 1440 auf dem vereinten Prager Landtage errichteten allgemeinen Landfriedens für das Bereich des Leitmericer Kreises bestellt worden, finden wir stets nur auf der Seite der gemäßigten utraquistischen Fraktion der Meinhart's von Neuhaus, sozusagen der alleräußersten Rechten jener Tage. Von seinen Nachfolgern ist uns nichts bekannt, ebensowenig wie wir eine Nachricht darüber haben, aus welchem Anlaß im weitern Verlaufe des 15. Jahrhunderts Schreckenstein wieder an die königliche Kammer zurückfiel. Wir wissen nur, daß dieß bei irgend einer Gelegenheit geschehen sein muß, da wir mit einemmale zu Anfang des 16. Jahrhunderts diese Burg an einen Herrn Kaspar Děčenský verpfändet finden, dessen Sohn sie später mit dem gleichen Titel auf Herrn Wenzel Popel von Lobkovic übertrug, denselben, wie es scheint, der mit unter den heldenmüthigen böhmischen Edlen, die im Jahre 1695 mit dem kühnen Albrecht Petipeský bei Agria bis vor das Zelt Sultan Mehmed's drangen, unter den Säbeln der Janitscharen seinen Tod fand. Unter diesem Herrn auch, und zwar auf Kosten der königlichen Kammer, erhielt die Burg Schreckenstein ihre weitern Zubaue, so wie sie bald darauf dem Sohne und Nachfolger desselben, Herrn Adam Gallus von Lobkowic, einem am Hofe Rudof's II. sehr gern gesehenen und wiederholt zu auswärtigen diplomatischen Missionen verwendeten Staatsmann, von diesem Monarchen vollends in's unumschränkte Eigenthum überlassen wurde. Die beiden letztgenannten Lobkowice hatten auf Schreckenstein einen ziemlich glänzenden Hofstaat

unterhalten. Es waren dieß aber auch die letzten schönen Tage dieser Burg. Schon 1615 verkaufte sie der Sohn des Herrn Adam Gallus, Herr Wenzel Wilhelm von Lobkovic, an die uns bereits von Raudnic her bekannte reiche Erbin der Bernsteine, Frau Polyxena von Lobkovic, seit welcher Zeit denn auch Schreckenstein im Besitze der Lobkovice auf Raudnic verblieb, und, wo so viele stattliche und bequemer gelegene Burgen um den Vorrang stritten, der Sitz des reichen herzoglich-fürstlichen Hauses zu sein, zu einer bloßen Meierei herabgesunken, der Verlassenheit und dem Ruin verfiel. —

Wenden wir nun auf demselben Wege, auf welchem wir diesen steilen Felsensitz erklommen, uns wieder zur Vorburg nieder, aus welcher wir auf einem etwas minder bequemen jedoch kürzern Wege durch den im Norden des Burgfelsens gelegenen Theil des Dorfes alsbald auch wieder an's Ufer hinabgelangen, wo wir unsern Schiffer mit seinem Nachen unser bereits harrend finden, um nach kurzer Fahrt uns zu der, eine kleine halbe Stunde weiter abwärts am linken Ufer des Stromes gelegenen, in jüngster Zeit so rüstig emporblühenden Handels- und Fabrikstadt

Aussig

hinüberzuschaffen! Bald sind wir gelandet. Auch das Dampfboot „Bohemia" auf seiner Abwärtsfahrt hat hier eben angelegt, um neue Fracht und neue Reisende aufzunehmen, und wir beeilen uns, da wir unsere Stromfahrt mit demselben fortzusetzen gedenken, die kurze Haltezeit desselben zu einem raschen Umblicke in der geschäfts- und lebensvollen kleinen Stadt zu benützen. Als wir vor etwa zwei Jahrzehenden auf einer Fußwanderung durch das Elbgebirge hier Mittagsrast hielten, war es auf diesem Marktplatze und in diesen wenigen Nebengäßchen noch überaus still und leer. Die Ausbeute der Braunkohle in den Hintergeländen hatte kaum noch recht begonnen und nur die ab- und zufahrenden Kohlenfuhrleute, die damals die braune Scholle an's Ufer schafften, von wo sie auf langen Zillen weiter verführt wurde, brachten einiges Leben in diese stille Leere, die noch lautloser geworden, seitdem der Verkehr, der ehemals von Lovosic über hier nach Sachsen gegangen, seinen Weg zum größten Theil über Teplic genommen. Seitdem, welche Umwandlung, welcher Aufschwung! Zuerst kam die Dampffahrt auf der Elbe, dann die nördliche Staatsbahn, dann die Teplicer Eisenbahn, dann bemächtigte sich die Industrie dieser, durch die nahen Braunkohlenschätze noch erhöhten Vortheile, und nun entstanden Bahnhöfe, Magazine, riesige, hochschlottige Fabriksgebäude, neue, städtisch elegante Wohnhäuser, und da wir Aussig jetzt wiedersehen, vermögen wir in der That es kaum zu erkennen. Am Fuße und im Schutze zweier bedeutender Berge, — des steil über das Strombett emporstrebenden **Weinberges** und **des Strizorer Berges** —, und an der Einmündung der wasserreichen **Bila** in die Elbe gelegen, hatte die Stätte, welche jetzt die Stadt Aussig einnimmt, und die vom čechischen ústiti-se d. i. sich ergießen, ehemals ganz einfach „Ústí", die Mündung, hieß, gewiß frühzeitig schon die Elbeschiffer, die hier einen natürlichen, ebenso sichern als bequemen Hafen fanden,

zur Landung und bald auch zur Niederlassung eingeladen. Das Birnoner Kloster im 11. Jahrhundert bezog von hier schon den Zehnten des Elbzolles und daß St. Georgskloster die Zölle jedes neunten Marktes, woraus ersichtlich, daß es damals schon neben Leitmeric, Lovosic und Mělnik ein bedeutender Verkehrsplatz und wohl auch schon eine Stadt war. Im 13. Jahrhundert bereits hörte es auf Herreneigenthum zu sein und unterstand von nun an unmittelbar der Krone. Im 14. Jahrhundert war die alterthümliche gothische Kirche bereits eine Dekanalkirche, und im 15. Jahrhundert, bei Ausbruch des Hussitenkrieges, war Aussig bereits ein genug wichtiger Platz, daß der kriegerische Sachsenherzog Friedrich, der treue Bundesgenosse König Sigismund's, der von diesem unter anderen auch diese Stadt als Pfandgut inne hatte, eine besonders starke Besatzung darein legen zu müssen glaubte, eine Vorsicht freilich, die der an den damaligen Angelegenheiten ganz unbetheiligten Stadt, bald genug zum schlimmsten Verderben ausschlagen sollte. Denn hieher gerade, während nach dem Tode Zizka's die deutschen Fürsten auf dem Reichstage zu Nürnberg über die endliche Zerschmetterung des čechischen Ketzerthums zu Rathe saßen, wandten die neuen Führer der Hussiten, der Priester Prokop und Herr Jakob von Břesovic, ihr besonderes Augenmerk. Die Herren zu Nürnberg bekanntlich damals, von Tag zu Tag durch die aus Böhmen eintreffenden Nachrichten von den Siegen der Hussiten sich tiefer in's Feuer und in die allgemeine Entrüstung hineindebatirend, hielten die fulminantesten Reden, wetteiferten jedoch, als es dazu kam, ihre großen Worte auch durch eine gleiche Opferbereitwilligkeit zu bewähren, nicht minder in der allerselbstischesten Engherzigkeit. Einer schob die Ehre des großen Werkes dem andern zu, und als man, 1. Juni 1426, auseinanderging, war der Beschluß, trachten zu wollen, daß man ein Häuflein von 4000 — 5000 Reichstruppen gegen die ketzerischen böhmischen Lande aufbringe, Alles, was man zu Wege gebracht. Die Prager und die Taboriten unterdeß lagen seit Ostern bereits unter der Führung des kühnen Břesovic vor Aussig. Die Meißner darin wehrten sich so gut sie konnten, allein der Fall der Stadt schien unvermeidlich. Die Hussiten lagen hart unter ihren Mauern und hatten bereits angefangen diese zu untergraben. Da raffte, während ihr Gemal mit den deutschen Fürsten und Städten immer noch um die Repartirung jenes Reichshäufleins stritt, die Sachsenherzogin Katharina Alles zusammen, was von streitbaren Mannen in Sachsen, Thüringen, Lausitz und Meißen nur aufzutreiben war, und führte zum Entsatze des bedrängten Aussig es selbst gen Böhmen. An der Grenze verabschiedete sie das so aufgebrachte bei 70000 Mann starke Heer, und in drei Colonnen, über Jonsdorf, Osek und Graupen, fiel nun dieses in Böhmen ein. Auch Břesovic, zeitlich genug von dem drohenden Schlage benachrichtigt, hatte inzwischen seine Vorkehrungen getroffen, und von allen Seiten frische Streitkräfte an sich gezogen. Am 14. Juni, einem Freitag, standen die Heeresmassen einander gegenüber. Die Sachsen mit 3000 Wägen und 180 Feuerschlünden, die Böhmen ihrerseits kaum 25000 Mann stark. Prinz Korybut und der Priester-Feldherr

Prokop waren gleichfalls gekommen und der Letztere übernahm den Oberbefehl. — Am 16., Sonntags in der Frühe, besetzte dieser mit den Seinen das Plateau zwischen Pirdlic und Hrbovic (den heutigen Dörfern Prödlic und Herbic) nordwestlich von Außig. Man hatte im Vorhinein beschlossen, einander kein Quartier zu geben, und so kam es denn noch am selben Vormittage an Ort und Stelle zur Schlacht, der furchtbarsten und blutigsten, die während des gesammten hussitischen Krieges bisher gekämpft worden. Die Niederlage der Sachsen war nach wenigen Stunden entschieden und eine vollständige. Die Ketzer von ihren Wagen, deren sie acht Schock gehabt haben sollen, und die mit zwiefachen Ketten an einander gehängt waren, hatten förmliche „Gassen in sie geschossen", unde hattin", wie der Chronist berichtet, „lange hacken, domitte sie dy ebiln herrn unde fromen mannen von den pferdin zogen unde erslugin." Nicht weniger als 15000 Ihrer, darunter zahllose Edle und Herren, sollen die Wahlstatt bedeckt haben, die in Folge der jähen Flucht der in voller Auflösung sich überstürzenden Massen sich rasch bis gegen Graupen an den Fuß des Erzgebirges hin ausgebreitet hatte. Außig selbst am folgenden Tage wurde ein Opfer der Plünderung und des Brandes, so daß es volle drei Jahre als ein wüster Steinhaufen dalag. Die Wirkung dieses Sieges, von welchem uns ein gleichzeitiges tschechisches Lied noch erhalten und dessen Schauplatz seitdem bis auf den heutigen Tag noch im Munde des Volkes „na běhání" (etwa „die Fluchtstätte") geheißen ist, war in ganz Deutschland eine außerordentliche. Panischer Schrecken verbreitete sich allenthalben, und selbst am Rhein und an der Nordsee begann man sich gegen die Schaaren Prokop's des Großen vorzusehen, vor denen man in weitester Ferne selbst sich nicht mehr geborgen glaubte. Außig darnach erholte sich nur allmählig. Die rückgekehrten Einwohner bekannten sich zu den hussitischen Glaubenssätzen, wie denn auch heute noch eine der Außiger Kirchenglocken das Brustbild Hus'ens zeigt. Doch hatte es nach einem Jahrhunderte schon seine vorige Bedeutung so weit wenigstens wieder gewonnen, daß Ferdinand I. bei der in Folge des Aufstandes vom Jahre 1547 vorgenommenen Revision der Privilegien der böhmischen Städte die durch ihre loyale Haltung damals sich besonders auszeichnende Stadt Außig mit unter jene aufnehmen konnte, die in Zukunft auf den böhmischen Landtagen Sitz und Stimme haben sollten.

VIII.

Von der „Bohemia" ist mittlerweile das Zeichen zur Abfahrt erklungen. Wir haben noch Zeit zu erwähnen, daß Außig während der Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts von besonderen Ereignissen glücklicherweise verschont geblieben, sowie einen wehmüthigen Blick zu den Klingsteingehängen des Marienberges emporzu-

senden, an denen vor Kurzem noch der treffliche „Podskaler" gereift, einer der edelsten böhmischen Weine, der, verdrängt durch die Schiene, seitdem aus diesem irdischen Dasein geschieden, und über dessen Felsengrab nunmehr die wasserdampfige Lokomotive dahinbraust, — und mit geflügeltem Räderschlage geht es weiter elbabwärts.

Es ist eine der wunderanmuthigsten Touren, diese Fahrt auf der böhmischen Elbe in das Sandsteingeklüfte der „Sächsischen Schweiz" hinab, die doch ja Niemand sich entgehen lassen sollte! Es waren neben der Wichtigkeit der Verkehrslinie die landschaftlichen Reize derselben nicht das letzte Moment, auf welches im J. 1840 die Unternehmer dieser Partie der Elbedampfschifffahrt rechneten. Die „Bohemia", die in diesem Jahre ihre Fahrten anfangs zwischen Prag und später zwischen Obristvi und Dresden eröffnete, war der erste Dampfer, der den alten Vater Albis aus seiner, nur an das leise Streicheln des primitiven Ruders gewöhnten Ruhe einigermassen überraschend emporrütelte. Alle Kleinschiffer auf dieser ganzen Linie verkündeten damals mit einstimmiger Zuversicht vorher, daß er über diese, ihren Erwerb so gottlos verkürzende Störung eintrocknen, oder mindestens sich irgendwo ein anderes Bett graben werde. Ihre Vorausverkündigung gewann an profetischer Gewißheit, als im J. 1846 auch noch eine „Germania" und vollends, eine „Saxonia" in diesen Gewässern erschien, und es schien ihnen der Beginn der Erfüllung derselben, als diese letztere auf ihrer ersten Fahrt schon einen Leck davontrug, und mit ruinirter Maschine nach Dresden zurückkehrte, woher sie gekommen, um invalid daselbst liegen zu bleiben, wiewohl statt ihrer sogleich zwei andre Schlotte, der „Friedrich August" und der „Prinz Albert", sich einstellten. Sie ahnten freilich nicht, daß eine ganz andere Macht als die des zürnenden Vaters Albis der kurzen Blüthe des böhmischen Elbedampferthums ein Ziel setzen sollte, — die der ehernen Riesenschlange „Eisenbahn" nämlich. Seit diese längs des Ufers der Elbe sich hingestreckt, ist es auf das junge Elbedampferthum wie ein erdrückender Zauberbann gefallen, und nur ganz im Kleinen fristet es neben der Alles verschlingenden Schlangenconcurrentin den bescheidenen Rest eines untergeordneten Daseins.

Uns indeß soll dies die Freude an dem herrlichen Elbthale nicht verkümmern, dessen reizendes Panorama in raschwechselndem Fluge an uns nun vorübergleitet. Da begrüßen uns gleich unterhalb Außig, den Trümmern eines gigantischen Walles gleich, die schroffen Sandsteinmassen, welche bei seinem Hervorbruche aus der vulkanischen Erdtiefe von dem Basalte des mächtigen

Schneeberger-Gebirges,

der nun auf ihnen wie auf einem riesigen Piedestale zu ruhen scheint, auf eine stundenweite Strecke in dieses Thal hereingedrängt wurden. Weit landeinwärts gegen Nordwesten hin bedeckt dies Gebirge, das wir wohl auch das **Außiger** oder das **Blankensteiner-Gebirge** nennen hören, den ganzen Landstrich bis an die Ufer der Bela. Fernhin sichtbar im Norden thront auf demselben, umgeben von dunklen Wäl-

dern, die einsame **Ruine Blankenstein**, im 14. und 15. Jahrhundert der Sitz der kriegerischen Wartenberge, im 16. der friedlichen Bünau, und seit vielthalb Jahrhunderten nun verödet. Zu seinen Füßen, das linke Ufer entlang, lagert eine Reihe lieblicher Dörfer: vor Allen das freundliche **Prisnic** oder **Schönpriesen** (Březnice) mit dem schönen Schlosse der Grafen Lebedur, welches der letzte Bünau, der auf Blankenstein gewohnt, zu Ende des 16. Jahrhunderts erbauen ließ; dann weiter stromabwärts **Neskomic** (Neštěnice) und am Fuße der Klingsteinabhänge des **Schibenz-Berges** (Šibenice) das Pfarrdorf **Mosern** (Mozek) mit der Familiengruft der an der Elbe einst vielbegüterten Bünau, dann **Wesseln** (Veselá) und am Fuße des steilen **Ziegenberges** endlich das in schattiger Bachschlucht malerisch gelegene **Pömerle** (Povel). Zu unsrer Rechten auf dieser Strecke beengen das Strombett die dunklen Basaltmassen des

Groß-Priesener-Gebirges

mit seinen überragenden Kuppen, dem ernsten **Spitzberge**, dem **Wesselberge**, dem **Planberge** und weiter hinein der **Wrasche** und der **Plosche**. Überraschend im Schatten desselben, am schmalen Ufersaume, lagert hier das Pfarrdorf **Schwaden**, zwischen welchem und der gegenübergelegenen einsamen **Neuschenke** eine Ueberfuhr den Verkehr vermittelt, dann das baumverborgen **Groß-Priesen** (Březno)) mit dem Schlosse des Fürsten Kinsky, und gleich daran das erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts angelegte, nur erst wenige Wohnstätten zählende Dörfchen **Neuwald**. Mit dem Dorfe **Klein-Priesen** am selben Ufer, an der Einmündung des **Lešiner-Baches**, haben wir den Abschluß dieses Gebirges erreicht, den auch sofort hier zu beiden Seiten das Zurückweichen der Ufergehänge und die Ausweitung der Elbflut zu einem wenn auch nicht sehr breiten, doch um so freundlichern und von Aeckern, Wiesen und Gärten bedeckten Thale markirt. Es ist der nördliche Saum der böhmischen Basalteruption, durch welchen die Elbe von hier ab ihr Bett sich gewühlt. Anschließend an den bereits vorhin genannten Ziegenberg tritt uns am linken Ufer von demselben zuerst das

Siebengebirge

entgegen, so genannt von seinen sieben Hauptkuppen, — dem **Hohenberg**, dem **Glockenberg**, dem **Tannenberg**, dem **Häselberg**, dem **Kahenkopf**, dem **Gemeindeberg** und dem **Hänselberg** —, oder auch nach einem der bedeutenderen, in seinem Bereiche gelegenen Dörfer das **Dukovicer-Gebirge** geheißen. Demselben zu Füßen lagern in der Thalsohle längs des linken Elbufers zunächst daß vom mächtigen, thonschiefrigen Glockenberge überragte **Roztok**, ein uraltes, zumeist von Obsthändlern bewohntes Dorf, dessen ursprünglich čechischer Namen in dem verunstalteten „Rungstock“ nicht mehr leicht wiederzuerkennen ist, dann weiterhin an der Einmündung des **Prosliner-Baches** in die Elbe das gleichfalls einen ansehnlichen Obsthandel

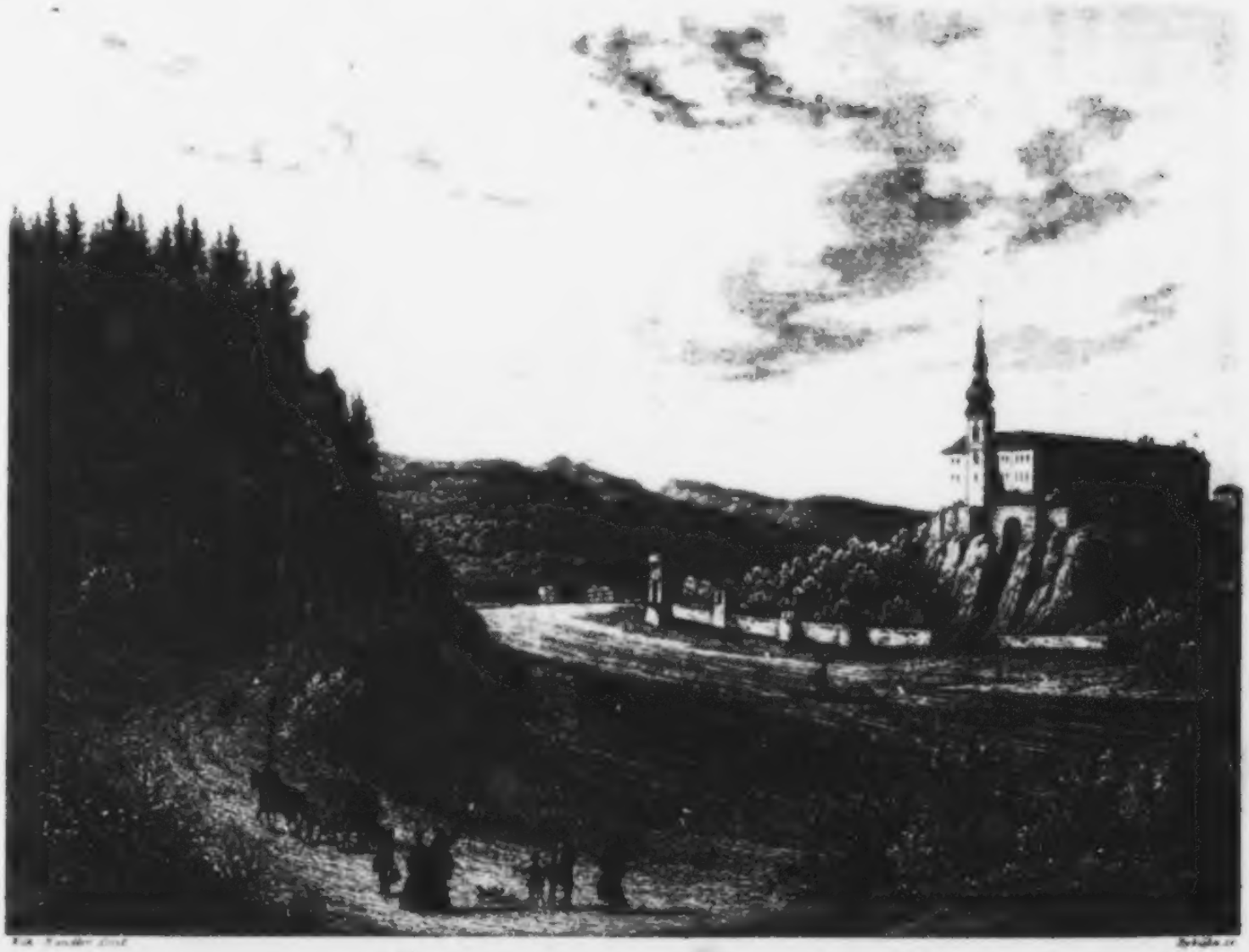
treibende Děkowic, das alte Topkovic. Von dem genannten Bache weiter abwärts zu unsrer Linken finden wir das Elbthal sodann vom nördlichsten Saume des Kegelgebirges begränzt, dem sogenannten

Malšvicer-Gebirge,

als dessen höchste Kuppen hinter den, längs des Ufers des Stromes weiter hinab an einander sich anreihenden Dörfern Barken, Kandic, Malšvic, Hopfengarten und Seldnic sich der Lippenberg, der Hopfenberg, und der waldbedeckte Malšvicer Berg, erheben. Diesen beiden Gebirgsgruppen gegenüber auf der ganzen Strecke unserer Fahrt von Klein-Priesen abwärts haben wir längs des rechten Elbufers das zum größtentheile in beinahe senkrechten Gehängen aus der Thalsohle emporstrebende

Vierzehngebirge

zu unsrer Seite. Gleich jenseits der Einmündung des Lešiner Baches, der die südliche Marke dieser weitausgebreiteten, vielkuppigen Gebirgsgruppe bildet, erhebt als eine der Hauptkuppen derselben sich der steile Mätschen oder Mädchenstein mit den Dörfchen Pšira und Šeras und dem reizend gelegenen Pfarrorte Tichlowic zu seinen Füßen. An ihn schließt sich der zackengipflige Sperlingstein, einst der Träger einer jedenfalls höchst verwegen hinaufgebauten Ritterburg, deren selbst letzte Reste jedoch längst bereits von den Stürmen in die Tiefe des Stromes hinabgefegt worden. Seine Gehänge begleiten uns an dem Kirchdorfe Nešvic vorüber bis an die Mündung des Policer Baches hinab, von welchem ab wieder der hohe und waldige Kulmerberg seine steilen Abhänge in unser Stromthal niedersenkt. In ihrem Schutze schauen wir die traulichen Dörfer Polic, Brašvic, Maria-Annaberg und Altstadt lehnen und erreichen an ihnen vorübergleitend bei dem Dorfe Rosavic den letzten, nördlichsten Ausläufer des böhmischen Mittelgebirges am linken Stromufer, die Abhänge des Pfaffenberges und des Lotterberges, den Schauplatz des früher bereits einmal erwähnten entscheidenden Sieges Soběslav's I. über Kaiser Lothar im Winter 1126. Vor uns, an den Häusern des letztgenannten Dorfes vorüber, hat sich die Eisenbahn, die auf unsrer ganzen Fahrt längs des linken Ufers unsre stete Begleiterin gewesen, ihren Weg mitten durch den entgegenstehenden schroff in's Strombett sich hinabsenkenden Felsen weiter erzwungen. Quer über den Strom dort spannt sich die vor wenigen Jahren erst (1856) zur Vollendung gelangte Kettenbrücke. Die aus dem fernen Jeschkengebirge herabkommende Pulsnic zu unsrer Rechten, die vom nahen Erzgebirge kommende Běla etwas weiter abwärts zu unserer Linken öffnen ihre Schluchten in das zu einer lebensvollen Landschaft ringsumher ausgeweitete Stromthal: und mit einem nicht zu unterdrückenden Ausrufe angenehmster Ueberraschung hebt unser Blick sich zu dem bei 150 Fuß hohen, hart vom rechten Ufer beinahe senkrecht aufstrebenden Sandsteinfelsen empor, von dessen Plattform als der glänzende Mittelpunkt des ganzen, bergumschlossenen Geländes Schloß



Universitäts u. Landesbibliothek Sachsen

Tetschen

auf uns niederschaut, und unterhalb dessen vorübergleitend wir alsbald bei der gleichnamigen, zu Füßen des nördlichen Abhanges desselben lagernden Stadt wieder an's Land treten. Schloß Tetschen ist neben Raudnic nicht nur der bekannteste Punkt an der böhmischen Elbe, sondern auch eines der meistbekannten im ganzen Lande. Hunderttausende von Einheimischen und Fremden führen die zahllosen Bahnzüge so wie das Dampfboot jahraus jahrein hier vorüber, und kaum Einer von allen dürfte es versäumen, einen flüchtigen Moment wenigstens sein Auge bei der Betrachtung dieses stattlichen Herrensitzes weilen zu lassen. Unzähligen ist es ein willkommener Haltepunkt auf ihren Vergnügungsfahrten, und sie opfern gerne die Zwischenzeit von einem Bahnzuge zum andern, um dies herrliche Schloß mit seinen, selbst weit über die Grenzen Oesterreichs und Deutschlands hinaus berühmten exotischen Gartenanlagen näher kennen zu lernen. Tetschen gleich Raudnic in Folge dessen ist auch so oft schon auf's erschöpfendste geschildert worden, daß wir eben so wie bei diesem ganz wohl uns darauf beschränken dürfen, unsern Begleitern Ein und das Andere lediglich anzudeuten, anstatt diese Blätter mit der Wiederholung so oft schon gegebener Details zu überfüllen. Wir wenden uns daher von unserem Landungsplatze, an welchem die Wimpel Böhmens, Sachsens und Preußens die stets noch im Wachsthum begriffene Bedeutung dieses alten Hauptstappelplatzes des Elbeverkehres auf's erfreulichste bekunden, durch die von Schiffsleuten und Händlern laut belebte Elbevorstadt rasch den nicht minder lebensvollen Strassen der Stadt zu, durchschreiten ihre freundlichen und schöngebauten Häuserzeilen an der Lorettokapelle und der Dekanalkirche vorüber — zwei Bauten aus dem 17. Jahrhundert — bis zur stattlichen Dechantei, und betreten bei dieser unter dem gleichfalls im 17. Jahrhunderte aufgeführten, mit dem Wappen der Grafen Thun ausgestatteten Spitzelthore hinweg, über welchem eine goldene Inschrift uns an den im Juni 1854 auf Schloß Tetschen abgehaltenen Kongreß der Monarchen von Oesterreich, Sachsen und Preußen erinnert, die in gerader Linie westwärts zum Schlosse hinanführende sogenannte Lange Fahrt, eine beinahe durchgehends in den einzigen, einen Zugang gestattenden, minder steilen östlichen Abhang des Sandsteinfelsens gesprengte, 468 böhmische Ellen lange und 16 böhmische Ellen breite, zu beiden Seiten von 3 Klafter hohen Arkadenmauern gesäumte Bahn, den ehemaligen Zwinger der Burg Tetschen. Vor Zeiten konnte man hier nur zu Pferde oder zu Fuß, und selbst so nur mühsam genug hinankommen. Die angestrengte Arbeit sechs voller Jahre erst hat aus diesem ehemaligen Felsensteg die gegenwärtige bequeme Auffahrt zu schaffen vermocht. An ihrem Ende, zu unserer Rechten an der im Roccocostyle erbauten, die reizendste Aussicht über die Stadt und den Elbstrom eröffnenden Salaterrena vorüber, treten wir in die Baumschatten des Vorhofs, von dessen Bastion einst eine Batterie dräuender „Stücke" auf die Stadt niedersah, und über die zu Füßen des Nordabhanges des Felsens sich ausbreitenden

Gartenanlagen hinweg jeden unberufen Nahenden in respektvoller Ferne hielten. Aus ihm führt uns eine über den alten, in den Felsen gehauenen Schloßgraben gespannte Brücke in den eigentlichen Schloßhof, einen, von den stattlichen, zwei Stockwerke hohen Schloßflügeln rings umschlossenen geräumigen Platz, in welchem die kriegerischen Burgherren früherer Zeiten ihre zinnenumragten Waffenplätze wohl schwerlich wieder erkennen würden. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nämlich war dieser Hof durch einen tiefen Graben in zwei Höfe geschieden, deren östlichen, der Landseite zugekehrten —, damals also den mittlern der drei Hofräume —, die eigentliche Burg einnahm, während den westlichen, der Elbe zugewandten, bloß die Vorrathskammern, die Schüttböden und die zur Beherrschung des Stromes aufgeführten Werke einnahmen. Beide Höfe waren so eingerichtet, „daß ein jeder vor sich zu einer Fortification dienlich, und in Defensions-Stand mit Fallbrücken in aller Geschwindigkeit gebracht werden" konnte. Beide Gräben, der eine von der Elbe, der andere von der Pulsnic, konnten unter Wasser gesetzt werden, und dienten in Friedenszeiten Steinadlern, Bären, Schildkröten und allerhand anderem ähnlichen „Luxusgethier" zu behaglichem Aufenthalte. Ferner hatten hier der Marstall und die Schloßschmiede ihren Platz. Jetzt — haucht hier eine Fülle der seltensten exotischen Pflanzen, ringsumher in reizenden Gruppen geordnet, ihren lieblichen Duft aus, — kein Schloßgarten zwar, den dieser mit seiner berühmten Orangerie, seinen Orchideen- und Ananashäusern nimmt nach wie vor seine alte Stelle am Nordabhange des Felsens ein, nur daß er nunmehr durch den ehemaligen Schloßgraben hindurch sich auch über die Niederung am Fuße des Westabhanges ausbreitet —, aber doch ein Garten mitten im Schlosse. Gegen die Elbe zu ist an die Stelle der alten Schüttböden und Rüstkammern die vordere Fronte des neuen Schlosses mit den Wohnappartements und dem luftigen, weitausschauenden Thurme getreten. An der Stelle der ehemaligen Hauptburg erhebt sich der nunmehr rückwärtige Flügel mit dem Bilder- und Ahnensaale des Hauses Thun und der Contrefei- und Wappengallerie aller bekannten Herren und Herrinen auf Tetschen von der frühesten Zeit bis auf die unmittelbare Gegenwart. Den Raum zwischen beiden füllen die reichen Bücher-, Mineralien-, Münz-, alterthümliche Waffen- und Trofäensammlungen des Schlosses, dessen Um- oder vielmehr völliger Neubau im Jahre 1668 zuerst in Angriff genommen worden, und in seinen Hauptpartien erst nach 120 Jahren, in seiner gegenwärtigen Pracht und innern Ausstattung aber erst in der neuesten Zeit zur völligen Vollendung gedieh.

Wir sprachen eben von den Herren und Herrinen auf Tetschen aus frühester Zeit, und doch reicht unsre Kunde von denselben bei dieser gewiß schon frühzeitig eine wichtige Rolle spielenden Felsenburg nicht so weit zurück wie bei so vielen minder wichtigen und mitunter selbst ganz unwichtigen. Man weiß, daß bei Gelegenheit der Einwanderung der Slaven in Böhmen in diesem Gelände längs des rechten Elbufers bis weit hin an den Fuß des Lausitzer Gebirges und landeinwärts längs der

Pulsnic bis über Böhmisch-Leipa hinaus ein eigener Stamm derselben, die Dačany oder Děčany, sich niedergelassen. Die gebotene Vorsicht in jenen noch ungeordneten Tagen, sich einerseits gegen ihre Nachbarn jenseits des Stromes, — die Lemuzy an der Bělá, die Lučany an der Eger, die Pšovany weiter aufwärts an der Elbe —, andrerseits gegen die benachbarten Lužičany (in der heutigen Lausic) zu schützen, sodann aber die Vortheile, die ihnen die Beherrschung des Stromes selbst gewährte, mußte die Führer dieses Stammes sehr frühe schon die Nothwendigkeit erkennen haben lassen, an irgend einem Punkte längs des Elbufers eine Achtung gebietende Veste zu besitzen. So entstand die Veste Dačan oder Děčan, das heutige Tetschen, das sich im vorigen Jahrhunderte noch häufig Tätschen schrieb. Die Häupter des Stammes nahmen auf dieser Veste ihren Sitz, und wie bei allen dergleichen Stammmittelpunkten folgten auch bald die ersten Ansiedelungen der spätern Stadt. Ihre Stätte hatten diese anfänglich in der Niederung nördlich vom Burgfelsen, auf der sogenannten Marienwiese, die aber bald wieder, wie es heißt, in Folge einer „Welt-bekanndten grossen Wasserfluth, in welcher man vom Schloß, vermög der noch heut (so berichtet Vogt ad 1710) zu sehen habenden Zeichen, aus des Hauptmanns Stuben-fenster die Hände hat waschen können," aufgegeben, und mit der weit sicherern Stelle, welche die Stadt Tetschen noch heutigen Tages einnimmt, vertauscht wurde. Die allmälige Regelung und Unterordnung der verschiedenen Stämme unter die Hegemonie Prags machte die Burg Tetschen zur Hauptburg einer Župa, aus welcher die Vyšehrader Domherren den Zehenten der allgemeinen Steuer bezogen. Auch hoben die auf Tetschen sitzenden Župane von da ab den von früherher den Vorüberfahrenden hier abgenommenen Elbzoll nach wie vor weiter ein —, das erste Glied vermuthlich jener langen Kette von Zöllen, welche der Schiffer auf der Elbe noch lange Jahrhunderte hindurch sich gefallen lassen mußte, ehe er seine Ladung nach Prag hinein oder aus Böhmen hinaus brachte. Bald jedoch übersiedelten die Župane weiter landeinwärts nach Leipa, und Burg Tetschen, nunmehr ein Eigenthum der Krone, übernahm die Rolle eines geharnischten Strom- nnd Grenzhüters gegen die plünderlustigen Meißener und Thüringer. Auch die traurige Rolle eines Staatsgefängnisses mußte es zuweilen übernehmen, wie denn auch Soběslav I. seinen gefürchteten Rivalen Břetislav, den Sohn Břetislav's II., 1128, hier einkerkern ließ, um ihm zwei Jahre später im dunklen Felsenverließ die Augen ausstechen za lassen. Blut war nämlich auch schon damals ein von den Staatsdoktoren approbirtes Polychrest zur Festigung schwankender Herrschersitze. Der Župan von Tetschen, Herr Markwart, war einer von den Vornehmen Böhmens, welche Přemysl Otakar I. im Jahre 1220 an den Papst nach Rom sandte, um in seinem Streite mit dem Bischofe Andreas eine Ausgleichung zu ermöglichen, freilich ohne den gehofften Erfolg. Im Jahre 1228 legte Otto von Brandenburg, der unersättliche Vormundschaftsprätendent, um sich den Preis von 20000 Mark Silbers zu sichern, gegen welchen allein den Böhmen ihren Thronerben auszufolgen er sich herbeiließ, seine Hand unter andern

werthvollen Pfändern auch auf die wichtige Grenzveſte Tetſchen, um ſie, nngern genug, auf den Beſchluß der deutſchen Reichsſtände auch ohne das Löſegeld wieder frei zu geben. Erſt zu Anfang des 14. Jahrhunderts, unter Wenzel III., finden wir Tetſchen im Beſitze eines böhmiſchen Adelsgeſchlechtes, und zwar jenes der damals ſo mächtigen und reichen Wartenberge, das auf dieſer Burg ſich alsbald zu einer beſondern, von ihr den Namen führenden Linie abzweigte. Die erſten derſelben auf Tetſchen waren die Herren Johann und Wenzel von Wartenberg. Doch ſchlugen die Wartenberge ihren Sitz hier erſt beinahe volle hundert Jahre ſpäter auf, nachdem ſie die uns bereits bekannte Burg Blankenſtein, auf der ſie bisher gewohnt, einem Herrn Bohuš am Zvěřinec, 1417, verkauft. Mit ihrem Einzuge auf Tetſchen begann für dasſelbe, man darf wohl ſagen, ſeine zwar kriegeriſcheſte aber auch ruhmloſeſte Zeit. Herr Sigmund von Wartenberg, wie es ſcheint, der erſte ſeines Namens, der hier hauste, hat den wenig neidenswerthen Ruhm hinterlaſſen, nicht nur einer der gewaltthätigſten ſondern auch wetterwendiſcheſten Charaktere ſeiner ereignißvollen Zeit geweſen zu ſein, eine wahre Sturm- und Windfahne unter den mannhaft rauſchenden und felſenfeſt ausharrenden großen Bannern, welche jene Zeit gerade im Schooße der böhmiſchen Edlen entrollte. Von Haus aus ſtrenger Papiſt hatte er zuerſt unter den treueſten Paladinen König Sigismund's ſich hervorzuthun geſucht. (Ein Markwart von Wartenberg-Tetſchen, vielleicht ſein Oheim oder gar Bruder, der 1426 zu Brünn ſtarb, war auch der letzte Prior des Prager Karthäuſer-Kloſters geweſen.) Als dieſer Fürſt gegen ſeine Böhmen die Meißner in's Land rief, war es ganz beſonders die Treue dieſes Edlen, auf welche er dabei mit gebaut. Als aber die Schlacht bei Außig und damit das Meißniſche Heer geſchlagen war, war dieſer Edle der Erſte, der von König Sigismund abfiel und den Mantel ſeiner bekannten königlichen Geſinnung dazu benützte, um ſeinen Meißniſchen Geſinnungs- und Bundesfreunden den feſten Blankenſtein aus den Händen zu ſpielen. Einmal im huſitiſchen Lager ließ er ſeine Fahne im Windzuge des Sieges, wiewohl nicht ohne Mißtrauen geſehen, wacker mitflattern. Allein nachdem dieſes Lager auseinandergeſprengt war und König Sigismund die Zügel der Macht wieder in ſeinen Händen hatte, ſtand auch Herr Sigmund von Wartenberg wieder unter den Gegnern des Huſitenthums. Als nach dem Tode König Sigismund's, 1438, die utraquiſtiſchen Stände ihre Stimme zu Gunſten des Polenprinzen Kazimir vereinigten, ſtimmte Herr Sigmund von Wartenberg mit einemmale mit den Katholiken für Albrecht von Oeſterreich, und als er mit dieſem gegen die utraquiſtiſchen Wähler bei Tabor im Felde ſtand, und die Entſcheidung des Kampfes auf die Seite des Letztern ſich neigen zu wollen ſchien, machte er auch ſchon Anſtalt, dem katholiſchen Banner wieder den Rücken zu kehren. Der Verrath wurde jedoch ruchbar, und Herr Sigmund von Wartenberg hatte zum letztenmale das Tageslicht geſehen. Er wanderte aus offener Feldſchlacht in den Hungerthurm zu Neuhaus, in welchem er auch bald darauf ſein jedenfalls wechſelvolles Leben endete. Sein Sohn, Herr Heinrich, trug nichts dazu bei, den wenig glänzenden

Ruhm, den die Wartenberge auf Tetſchen genoſſen, zu verbeſſern. Zu ſeiner Zeit war die Burg Tetſchen förmlich ein ſtehendes Feldlager. Seine landfriedenbrecheriſchen Streifzüge, die keinen andern Zweck hatten, als die Parteizerklüftungen in ſeinem Vaterlande zu den verwegenſten Plünderungen, Brandſchatzungen und offenen Gewaltthätigkeiten ſich zu Nutze zu machen, erſtreckten ſich nicht nur auf die benachbarte Lauſic, ſondern auch bis gegen Prag. Es bedurfte zu wiederholtenmalen geradezu eines allgemeinen Aufgebotes gegen ihn, um ſein wenig ritterliches Handwerk ihm ſchließlich zu legen. Die Wirthſchaft auf Tetſchen mochte unter ſolchen Herren eine genug wüſte und unerquickliche geweſen ſein, ſo daß Herr Sigmund von Wartenberg, der Enkel und Nachfolger Herrn Heinrich's, ſich endlich genöthigt ſah, des Beſitzes dieſer Burg ſich vollends zu entſchlagen. Er fand, 1511, einen Käufer in Herrn Nikolaus Trka von Lipa. Allein auch dieſer verkaufte ſie nach fünf Jahren ſchon weiter an die Beſitzer von Groß-Prieſen, die Herren von Salhauſen, ſo wie dieſe wieder, 1534, ſie dem reichen Ritter Heinrich von Binau oder Bünau, der damals bereits an der Elbe auf Blankenſtein, Prisnic, Großprieſen u. ſ. w. Herr war, überließen. Mit den Bünau's nach Jahrhunderte langer wüſter Zeit brachen für Tetſchen und das geſammte nachbarliche Elbegelände endlich die bereits ſehr nöthig gewordenen Tage einer wahrhaft ſegensreichen Erholung heran. Dem Schauplatze der Parteikämpfe ſich völlig fern haltend ſuchten all die Herren dieſes aus Sachſen herübergekommenen Rittergeſchlechtes, wie ſie auf Tetſchen einander folgten, — Heinrich, Rudolf, Günther, Heinrich d. J., Rudolf d. J., und Günther d. J. — ihren Ruhm vielmehr in der Trockenlegung von Sümpfen, Ausrodung von Wildniſſen, Urbarmachung bisher öde gelegener Gründe, in der Förderung der Gewerbe und des Handels und in der Anlegung neuer Ortſchaften, in welche ſie aus ihrer ehemaligen Heimat eine ſtrebſame, fleißige Bevölkerung heranzogen. Die Dörfer Bünaburg am Eulauer Bache, das gewerbthätige Bünsdorf im Kamnicer Thale und Binovic bei Groß-Prieſen, ſämmtlich von ihnen gegründet, bewahren ihr Angedenken noch heutigen Tages. Auf Tetſchen ſelbſt bei allem ihrem Reichthum führten ſie ein beſcheidenes Haus, ſo wie ſie überhaupt ihren Unterthanen allezeit als ein Beiſpiel ſtrenger Loyalität gegenüber dem Landesfürſten und prunkloſer Frömmigkeit voranleuchten. Die Erbauung von Kirchen und Kapellen oder deren Ausſchmückung war vielleicht der einzige Luxus, den ſie ſich geſtatteten, wie denn auch die im Jahre 1749 durch den Brand zerſtörte ehemalige alte Stadtkirche zu St. Wenzel eine kunſtvoll ausgeführte Darſtellung der Auferſtehung und des letzten Gerichtes von ihnen aufzuweiſen hatte. Die Bünau's waren Proteſtanten. Ihre gänzliche Fernhaltung vom Schauplatze der Begebenheiten, welche in der Weißenberger Schlacht ihren tragiſchen Ausgang fanden, hatte es ihnen zwar möglich gemacht, den erſten Landesverweiſungs- und Confiskationsſturm, welcher nach dieſer Kataſtrophe über ihre Glaubensbrüder in Böhmen dahin brauſte, noch ziemlich glücklich zu überſtehen. Ja ſie ſcheinen ſelbſt unter den wenigen proteſtantiſchen Adeligen mitbegriffen geweſen zu ſein, welchen Ferdinand II.

aus besonderer Gnade den ungestörten Weiterbesitz ihrer Güter ausnahmsweise gestattete, falls sie sich es nicht beikommen ließen, denselben durch neue Erwerbungen erweitern zu wollen. Allein diese kaiserliche Vergünstigung, wiewohl noch im Jahre 1625 durch eine besondere Declaration des allerhöchsten Willens den Begünstigten das Recht der Weitervererbung zugesichert worden, sollte nur zu bald sich als eine bloß prekäre erweisen. Die königlich böhmische Kammer im Einverständniß mit dem vom Kaiser niedergesetzten Reformationsgericht erließ am 17. September 1627 eine Ordonnanz, worin sie verkündete, wie „Ihro Kayſ. und Königl. Majeſt. ſich gnädigſt und endlichen rosolviret, daß alle in dem Königreich Böheimb Ihro Majeſtät Unterthanen ohne irgend Exception in dem uralten Röm.-Catholiſchen Apoſtoliſchen und allein ſeligmachenden Glauben ſich einmüthig halten, und dieſes wegen ihrer ſowohl zeitlichen als ewigen Gut leiſten; welche aber GOttes und Ihro Kayſerl. Majeſtät Willen widerſtreben und beim wahren GOttesdienſt nicht verbleiben wollten, dieſelben ihre Güter denen Catholiſchen verkaufen, ſelbſten aber aus dem Königreich Böheimb wegſcheiden“ ſollten, und Herr Rudolf, zur Zeit das Haupt der Familie Bünau, diesfalls vor die Gegenreformationscommiſſion nach Leitmeric citirt, entſchied ſich, 20. Jänner 1628, der von ihm geforderten Abſchwörung ſeines Glaubens den Verkauf ſeiner Güter und die Auswanderung vorzuziehen. Ein Käufer für die ſchönen wohlbeſtellten Tetſchener Herrſchaften war bald gefunden, und zwar in niemand minderem als in Sr. Majeſtät des Kaiſers Oberſten Hofmeiſter, dem Freiherrn Chriſtof Simon von Thun ſelbſt, und mit ihm ſchon am 2. Auguſt 1628 ſehen wir auf Tetſchen ein neues Geſchlecht einziehen, dasſelbe, in deſſen Beſitz es bis zur Stunde ſich noch befindet.

Die böhmiſche Linie der Thun, ein Zweig der tiroliſchen, war kurz vorher durch Sigismung Thun von Caſtell Brughier durch den Ankauf mehrerer kleiner Beſitzungen in Böhmen gegründet worden, und hatte das Incolat durch deſſen Sohn Cyprian von Thun, den nachmaligen Oberſthofmeiſter Kaiſer Ferdinand III., erworben. Ferdinand II., den neuen Herren auf Tetſchen beſonders gewogen, ſäumte nicht, dieſelben ſofort, 1629, in den deutſchen Reichsgrafenſtand zu erheben, und fügte der neuen Erwerbung derſelben, 1631, auch noch die Grafſchaft Hohenſtein in Niederſachſen hiezu, von der ſie denn alsbald auch die nähere Bezeichnung ihrer neugeſtifteten Linie annahmen. Dieſer nicht zu verachtende Zuwachs zwar ging dem neuen Grafenhauſe im Verlaufe des dreißigjährigen Krieges bald wieder, und zwar für immer verloren. Dafür aber auch hatte die kluge Benützung der Zeitumſtände demſelben reichliche Gelegenheit verſchafft, ſeinen böhmiſchen Beſitzſtand nicht unbeträchtlich zu erweitern, und ſo finden wir während des genannten Krieges noch die Herren auf Tetſchen unter den begütertſten Familien des Landes.

Was nun unſer Tetſchen ſelbſt betrifft, ſo war dieſer Herrenwechſel für dasſelbe keineswegs ein unglücklicher. Graf Chriſtof Simon hatte etwas von der patriarchaliſchen Weiſe der Bünau an ſich, und übertraf dieſe, wo möglich, noch an wirth-

ſchaftlicher, nach allen Seiten hin nachhelfender und fördernder Umſicht. Mit klugem Auge erkannte er raſch die Vortheile, die ſeinen neuen Beſitzungen deren natürliche Lage bot, und in der Hebung des allgemeinen Wohlſtandes innerhalb derſelben die ſicherſte Bürgſchaft des eigenen Gedeihens, — ein Familienzug, den treu zu bewahren, alle ſeine Nachfolger bis auf die unmittelbare Gegenwart ſich auf's ſorgfältigſte angelegen ſein ließen, und welchem das ganze Tetſchner Gelände ohne alle Frage zum größten Theile das zu verdanken hat, was es ſeitdem geworden, heute iſt und wohl noch werden wird. Die Laſt, wie man zu ſagen pflegt, die Graf Chriſtof Simon auf ſich genommen, war nichts weniger als ein Kinderſpiel. Er hatte Tetſchen ſo zu ſagen mit leeren Händen gekauft. Die fortwährenden Beſatzungen, Belagerungen, Erſtürmungen, Requiſitionen und Plünderungen, welche Tetſchen für die Ehre, eine wichtige Grenzfeſtung zu ſein, bald von Feinden und bald von Freunden bis 1648 beinahe unausgeſetzt ſich gefallen laſſen mußte, hatten auch gerade nicht dazu beigetragen, ſie zu füllen. Es mußte ſich gleichſam aus ſich ſelbſt herausbezahlen. Und dennoch konnte er, als er es ſeinem Neffen, dem Grafen Johann Sigismund hinterließ, vor ſeinen drängenden Gläubigern, den nach Sachſen zurücküberſiedelten Bünau, es bereits für geborgen betrachten, und Graf Michael Oswald, 1671, bereits das erſte Majorat conſtituiren. Unter Graf Maximilian, der dieſem folgte, und nun auch Tetſchen zum Majorat erhob, ſah dieſes bereits den Morgen ſeines gegenwärtigen Glanzes heraubrechen. Es war dies ein Herr, der etwas auf cavallermäßige Repräſentation hielt, und eine ſolche ſich auch ſchon erlauben durfte. Der Umbau des Schloſſes hatte bereits begonnen, und er führte ihn mit Geſchmack und entſprechendem Aufwand weiter. Er richtete ſich ein Theater ein, hielt einen koſtbaren Marſtall, in welchem das edle Roſſegeſchlecht durch Repräſentanten „aller Nation und Gattung" vollſtändigſt vertreten war, und deren prächtigſte Exemplare er an den Wänden der Stallungen und der Reitſchule überdieß noch beſonders abcontrefeien ließ, war ein leidenſchaftlicher Freund der Jagd, und ſah gerne heitere Geſellſchaft um ſich. Ein weißer Hirſch, den er in ſeinen Revieren zu entdecken das außerordentliche Glück hatte, gab ihm einmal den höchſt willkommenen Anlaß, die geſammte vornehme Schützenſchaft der Umgebung zur Parforce-Jagd auf dies rare Wild aufzubieten. Das edle Thier ſollte lebendig gefangen und mit tiefſter Unterthänigkeit niemand Geringerem als Kaiſer Joſef I. zum Präſent offeriret werden. Leider aber brach es in der Hitze der Verfolgung einen Lauf. Das Präſent mußte unterbleiben, und der ſchneeweiße Sechzehnender ſtatt der zugedachten Ehre ſich damit begnügen, unter den andern auf der Herrſchaft „gejagten, gehetzten, gefällten, oder im Waſſer gefangenen Mirakeln" ſeine Verewigung zu finden. Auch die Loretto-Kapelle mit der Familiengruft und die Dekanalkirche in der Stadt unten ſind Werke, die ſeinem Namen auf Tetſchen ein bleibendes Angedenken ſichern. Unter ſeinen Nachfolgern, Johann Ernſt ſeit 1703 und Johann Joſef ſeit 1732, hatte Letzterer, ein gleichfalls ſehr bauluſtiger und prachtliebender Herr, alle Beſcheerungen des Erbfolgekrieges und des

Siebenjährigen Krieges auf Tetſchen in gehäuftem Maße zu überſtehen. Franzoſen und Preußen wetteiferten um den Ruhm, das in ſeinem Neubaue kaum noch vollendete ſchöne Schloß in den Grund zu ſchießen. Allein die Revolution, die der große Fritz in der Kriegskunſt zu Wege gebracht, hatte bei dieſer Gelegenheit auch den Beweis geliefert, daß die prächtige Felſenburg an der Elbe hinfür nicht mehr dazu berufen ſein könne, in der Donnerſprache des Potentatenſtreites ein nur halbwegs belangreiches Wort mitzuſprechen, und ſo fand denn Kaiſer Joſef II. bei einem ſeiner öfteren Beſuche des herrlichen Elbegeländes, 1778, ſich bewogen, dieſelbe aus den Reihen der böhmiſchen Feſtungen für alle Zukunft allergnädigſt ausſcheiden zu laſſen. Von dieſer Zeit an, darf man wohl ſagen, begann für Tetſchen die eigentliche Periode ſeiner Blüthe. Graf Wenzel Joſef (1779—1796), wiewohl ſelbſt Militär, eröffnete dieſe mit der Energie eines tüchtigen Verwalters, und Graf Franz Anton, ſeit 1808, führte ſie mit dem Scharfblicke eines Mannes, der dem Zuge der die Zeit bewegenden Ideen klug ſich anzuſchließen verſteht, bis auf ihre heutige Höhe. Mit ihm, dem die Geſchichte der neueſten materiellen Entwickelung Böhmens einſt ein ganz rühmliches Blatt zu widmen haben wird, ſind wir auch bei der unmittelbaren Gegenwart Tetſchen's angelangt. Eine Würdigung des Einfluſſes, den die Grafen Friedrich und Leo Thun, Beide die jüngeren Söhne des trefflichen Grafen Franz Anton, in ihrer ſtaatsmänniſchen Wirkſamkeit auf die Zuſtände der letzten anderthalb Dezennien ausgeübt, gehört auf ein anderes Blatt. Unſre Wanderung iſt keine publiciſtiſche und der Deutſche Bund und das öſterreichiſche Concordat ſind keine ſo „ſchönen Gegenden", daß wir uns angemuthet fühlen ſollten, ſie in den Kreis unſrer Bewunderung zu ziehen.

Die Schiffsglocke indeſſen ruft, und wir beſteigen wieder unſer Boot, um vom Verdecke desſelben unſre Blicke die ſteilen Maſſen der

Elbeſandſtein-Wände

entlang weiter ſchweifen zu laſſen, die, immer mächtiger und maleriſcher ſich entwickelnd, von Tetſchen abwärts das Bett des Stromes zu beiden Seiten ſäumen, wobei wir nur gelegentlich anmerken wollen, daß, wenn der Ruhm der Romantik nicht vorzugsweiſe der böhmiſchſeitigen, dagegen weit mehr der ſächſiſchen Hälfte dieſes unvergleichlichen Felſen- und Schluchtenlabyrinthes gilt, dies durchaus nicht etwa an ihren mindern Vorzügen, ſondern ganz im Gegentheil lediglich an dem überſchwenglichern Enthuſiasmus unſerer benachbarten Freunde liegt, die des Schönen, das während der Stürme einer politiſch und religiös bewegten Zeit von vier Jahrhunderten ihrem Lande zugefallen, von jeher lebhafter ſich zu freuen, und durch Schrift und Bild es beſſer zu preiſen verſtanden. Daher es denn auch gekommen, daß Vieles des Herrlichen, das eigentlich noch innerhalb der Grenzen unſeres Böhmerlandes liegt, ſich es hat gefallen laſſen müſſen, allmälig in das Inhaltsverzeichniß der jenſeitigen Naturwunder mithineinbezogen zu werden, und der unter allen Umſtänden etwas

hochgegriffene Name „Sächsische Schweiz“ schließlich auch über unsern Antheil an diesem reizenden Stück Welt ausgedehnt worden. Eine Annexion übrigens, um derenwillen wir unsern lieben Nachbarn umso weniger den Krieg zu erklären gedenken, als sie am Ende doch nur eine harmlos touristische, dann aber auch für uns selbst eine heilsame Mahnung ist, das Schöne, das unsrer Heimat eigen, ebenso eifrig und fleißig auch geistig in Besitz zu nehmen! Zu unsrer Rechten indeß gleich unterhalb Tetschen begrüßt uns der waldige **Quaderberg**, hinter welchem, noch dem Basalt angehörig, das **Tetschen-Kreibicer Gebirge** nordostwärts bis an die Granite des **Lausitzer Gebirges** sich erstreckt. Ihm gegenüber und mit Tetschen durch die Kettenbrücke verbunden zieht das frisch aufblühende **Bodenbach** unsere Aufmerksamkeit an, im vorigen Jahrhundert noch eine einsame Meierei, nun ein rasch wachsender Platz mit Fabriken, Schiffsbauplätzen, einem kleinen Hafen und der Haupthaltepunkt des belebten Eisenbahnverkehres zwischen Norddeutschland und Oesterreich. Unmittelbar daran sich anschließend gewahren wir die Häuserzeilen des Ortes **Weiher**, hingelehnt zwischen Strom und Fels an die steilen Gehänge der **Schäferwand** und der **Weiherischen Haide** und sich hineinschlingend in die liebliche Thalschlucht des in die Elbe mündenden **Bodenbachs**. Bald erblicken wir auch **Obergrund**, an den Fuß des **Dreiberg** und des **Papert** freundlich hingebaut und demselben gegenüber am rechten Ufer das ehemals der Stadt Tetschen unterthänige Dörfchen **Laube** mit seiner baumumschatteten Lorettokapelle, und gleich wieder linkerseits, unterhalb Obergrund, enthüllt sich uns der felsumragte Ausgang des kluftigen **Peiperzgrundes** mit dem Dörfchen Peiperz in seiner Tiefe, und beinahe unmittelbar daran das vom forstdunkeln **Lachenberg** überragte **Mittelgrund**, mit dem geologisch interessanten **Kutschken**, einem mitten aus dieser Sandsteinwelt einsam emporstrebenden Granitfels, über den sich hinabstürzend, wie man meint, die Elbe im vorigen, vielleicht auch gegenwärtigen Jahrtausend noch einen ganz stattlichen Katarakt gebildet haben mag. Spuren eines solchen sind unsern Tagen nicht aufbehalten geblieben, und wiewol die Landschaft an ihrer ursprünglichen Großartigkeit dadurch eingebüßt, die Schifffahrt weiß der Macht der hinwegspülenden Fluten und nachhelfenden Menschenhände dies gewiß um so mehr Dank. Rauschend zieht unser Boot durch das tiefdunkle, von immer phantastischern und immer kolossalern Gebilden eingefaßte Strombett hin, bis unterhalb **Elbleiten** und diesem gegenüber am rechten Ufer das an dem Ausgang des **Libischgrundes** hingebaute **Niedergrund** uns entgegentritt, eine an dem hier besonders schmalen Ufersaume zerstreut lagernde Ansiedelung eines fleißigen Schiffervölkchens, das den Vertrieb des Holzes aus den meilenweit das Plateau ringsumher bedeckenden Forsten zu seiner Hauptbeschäftigung ersehen, wie denn überhaupt neben der Schifffahrt der Forst es ist, der in diesem Stromgelände, hier im Holzschlag, dort in den zahllosen Brettsägen, und hier wieder mit dem Verflößen des gefällten und zu allerhand Zwecken vorbearbeiteten Holzes bis an die Stappelplätze der Nordsee hinab, Tausenden von Händen ihren Erwerb und ihr gutes Auskommen sichert. Das ist wieder einmal der goldene Boden des Wassers, und be-

deutsam genug vergegenwärtigt denselben auch gleich der Name einer Einschichte jenseits von Niedergrund, welche der Volksmund, gleichsam zum Wahrzeichen, den „**Goldenen Kanzen**“ getauft. Nur wenige Augenblicke noch, und wir hätten denn auch das nördlichste der Elbedörfer und zugleich das tiefstgelegene des ganzen Böhmerlandes, **Herrenkretschen**, erreicht. In jenen Tagen bereits, da noch das weiter hinab von der Elbe durchströmte Gelände bis über Pirna und selbst Dresden hinaus dem böhmischen Scepter gehorchte, der Hafen- und Rastplatz der Schiffer, hieß dieser Ort ehemals Hořensko oder Hřensko. Von einem Wirthshause, welches zu Ende des 16. Jahrhunderts die Herren von Salhausen als die Grundherrschaft des Ortes hier erbauen ließen, um für die Unterkunft der Schiffsleute besser zu sorgen, erhielt er den Namen „die Herrenkretscham“ (krčma, čechisch die Schenke), woraus denn später das heutige Herrenkretschen wurde. Ehe die eiserne Schiene das Geschäft des großen Verkehres übernahm, spielte dieser stromeinsame Grenz- und Stappelplatz im Handelsbetriebe auf der Elbe eine nicht unbedeutende Rolle. Die böhmischen sowohl wie die auswärtigen Kaufleute hatten hier ihre Depots, und nur die ganz besondere Ungunst der Lage desselben verhinderten dessen Erblühen zu einem volkreichen Handelsplatze. Nun freilich ist Herrenkretschen eher zurück- denn vorgeschritten, und die Schiffer, die während des Winterfrostes hier vor Anker liegen, haben nur das Erinnern an jene Tage, da all die Güter, die heute der langgliedrige Lasttrain längs des linken Ufers drüben hin- und wiederschafft, in den Magazinen von Herrenkretschen des erlösenden Frühjahrs geharrt.

Wir steigen hier an's Land. Wir haben das äußerste Ziel unsrer Elbwanderung erreicht, und benützen den Rest des Tages zu einem Ausfluge in den nahen, bereits nach Sachsen hinein reichenden **Prebischgrund** und zu den Mühlen der **Dürrenkamnic-Schlucht**, und nehmen sodann unser Nachtlager an der Grenzscheide zwischen der böhmischen und der deutschen Elbe, um am folgenden Morgen unsern Stab durch den Nordosten unsres Böhmerlandes weiterzutragen.

III.

Von der Elbe an die Eger.

I.

Schlachtfeld, — — — — — — — — —
Frankreichs stolze Adler sahst du zittern!

Theodor Körner.

Wir haben von Herrenkretschen uns nach Niedergrund hinüberführen lassen und unsern Rückweg dem Lauf der Elbe entgegen über das linkufrige Plateau genommen, das zwischen diesem Strome und dem Bodenbache vor uns im Südwesten dort zum höchsten Punkte seiner Formation, dem **Schneeberg** (2292′), sich emporgipfelt. Wir haben die frühe Morgenstunde dazu benutzt, um von der Höhe der **Scheibenkoppe**, — des bedeutendsten unter den Vorwällen des Schneeberges, — des herrlichen Ueberblicks über das waldfrische, von weißen Felsengebilden ruinenhaft durchbrochene Hochland zu genießen. Wir haben es nicht unterlassen, in der am Nordabhange dieser Koppe mitten im einsamsten Waldesdunkel gelegenen Försterei **Christiansburg** einzusprechen, und unsern Blick weithin über die **Sächsischen Wände**, nach der Dresdener Ebene schweifen zu lassen, — haben am Südabhange sodann die vor zwei hundert Jahren von dem Grafen Maximilian Thun mitten in den unabsehbaren Forst hineingebaute Holzschlägerkolonie **Markdorf** aufgesucht, und sind hierauf über die **Rothberger Haide** in das Mühlendörfchen **Niederulgersdorf** und zugleich in das

Eulau-Thal

hinabgestiegen, um durch dieses unsre Wanderung den Landschaften des Erzgebirges entgegen fortzusetzen. Es säumen dies, vom **Eulauer-** oder **Bodenbache**, der von den nahen Anfängen des Erzgebirges herabkommt, den Namen führende Thal zu unsrer Rechten längs des linken Ufers des Baches die mauergleichen Gehänge des Schneebergplateau, zu unsrer Linken das rechte Ufer entlang die Abhänge des uns bereits bekannten **Schöbricer-** und weiter aufwärts des **Strisovicer Gebirges**, eine Sohle einschließend, die, überaus schmal und oft schluchtartig verengt, der Bodencultur nur einen höchst beschränkten Raum gestattet. Dennoch ist der Character dieses Bachthales, das wir nun, bald die Chaussée entlang, die an der Seite desselben gegen das

Erzgebirge sich hinzieht, bald Fußsteige benützend, durchwandern, ein vorwiegend freundlicher, wozu die Staffage von Strecke zu Strecke zwischen die Felsen eingestreuter Ortschaften allerdings nicht wenig beiträgt. Da ist gleich (kaum eine halbe Stunde von Bodenbach entfernt) das Dörfchen **Bunaburg**, in dessen Meierhofe der Forscher das von den Bünau's, den Gründern dieses Ortes, einst erbaute und während der Jagdzeit gern benutzte Schloß schwerlich mehr vermuthen würde, und eine kleine halbe Stunde weiter das nicht viel größere **Merzdorf**, aus dessen Hütten uns, an die Nähe der Gebirgsindustrie mahnend, das emsige Rasseln des Webstuhls begrüßt, indeß auf dem Rasen umher das bereits fertig gebrachte Linnen bleicht und am Bache unten die kreischende Säge die dicken Stämme zerbrettert. Gleich darauf, am Fuße des **Kahlenberges** zerstreut umhergelagert, kommt **Tulau**, der Kirchen- und Hauptort des Thales, dann **Riegersdorf** und endlich **Königswalde**. Es ist in diesem letztgenannten Orte das erstemal, daß wir Gelegenheit haben eine Eigenthümlichkeit im Grundriß zu beobachten, der auf dem ganzen Landzuge längs des Erzgebirges hin wie noch öfters begegnen sollen, — die Anlage der Ortschaft nämlich in zwei langen, ununterbrochen fortlaufenden, parallelen Häuserzeilen, denen kein anderes Ziel gesetzt scheint, als etwa das zeitweilige Aufhören des Bedürfnisses nach weitern Zubauten. Orte dieser Art, und zwar entweder an den Straßen, längs deren beiden Seiten sie sich dann wie eine Häusereinfassung hinziehen, oder in tiefen, abseitigen Thalschluchten, treffen wir auf der böhmischen sowol wie auf der sächsischen Seite des Erzgebirges in auffallender Häufigkeit an. Man sieht es ihnen auf den ersten Blick an, daß die Straße, an der sie liegen, nicht durch sie geführt worden, sondern daß sie, jünger wie dieselbe, ihrem Laufe vielmehr sich angepaßt, oder daß hier der Bergbau, dort der Holzschlag und anderswo wieder die Gemeinsamkeit eines bestimmten Industriezweiges zu ihrer Anlage den Anlaß gegeben. In der That auch reicht die Gründung selbst der ältesten darunter nicht über jene Tage zurück, da der Kamm sowol wie die beiderseitigen Abhänge des erzgebirgischen Walles noch mit dichtem, nur von einigen uralten Heerstraßen durchbrochenem Urwald bedeckt gewesen, dessen eigentliche Rodung bekanntlich erst im 14. Jahrhundert ihren Anfang nahm, und selbst im 16. Jahrhundert nach der Erschließung der zahlreichen Bergwerke noch nicht weit vorgeschritten war. Und so gewahren wir in diesen, fast durchwegs von deutschen Einwanderern angelegten Orten den geraden Gegensatz zu dem altursprünglichen böhmischen Bauerndorfe, das, auf alterseßenen Grundbesitz fußend, in behäbigem Kreise um den geräumigen Dorfplatz gebaut ist, so wie jedes einzelne Gehöfte für sich auch im Ganzen ein abgeschlossenes Ganzes bildet. Der neuhinzukommende, grundbesitzlose Unterßasse muß in solchen Dörfern auch heutzutage noch außerhalb dieses Kreises sich anbauen, und die Form, in der er dies thut, ist gleichfalls meist die dicht nebeneinandergereihte Linie. In jenen, theils längs der alten Waldwege, theils in den Klüften zunächst der Erzgruben an den gerodeten Stellen angelegten Orten, wo es einen althergebrachten Grundbesitz nicht gab, ist diese zeilenmäßige Bauart aus

den Verhältniſſen heraus von ſelbſt zur Regel geworden, wenn nicht insbeſondere die Beſchränktheit des Terrains dieſelbe vorzeichnete. Denn für freie Plätze und ſeitwärts ſich abzweigende Gaſſen gäbe es da ohnehin meiſt keinen Raum, und ſelbſt die Kirche, dieſer Mittelpunkt der meiſten alten Dörfer, ſteht entweder mit in Reih' und Glied, oder hat ihre Stelle außerhalb des Ortes auf irgend einer Anhöhe angewieſen. So iſt denn auch Königswalde gebaut, durch das wir, um von dem einen Ende zum andern zu gelangen, kaum weniger als eine volle halbe Stunde zu wandern haben.

Wir verlaſſen mit dieſem Orte das Thal und klimmen quer durch die ſogenannte **Steinige Brache** zu jener Anhöhe empor, die, auf ihrem Gipfel ein ſchmuckes Kirchlein tragend, im Weſten dort unſre Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Es iſt dies der 2050 Fuß hohe

Nollendorfer Berg,

die nördlichſte Gränzmarke des **Erzgebirges**, das von hier aus, die Richtung von Nordoſt gegen Südweſt verfolgend und in einer Ausdehnung von beinahe vierzig Stunden bis an das Fichtelgebirge ſich hinzieht. Die Umſicht, die wir von dieſem Punkte genießen, iſt für das Auge, das an den Unterſchieden der Landſchaft gerne ſich übt, eine der lohnendſten. Im Oſten dehnt ſich das Plateau des ſedimentären Sandſteins, das wir eben durchwandert, gegen die Elbe nnd über dieſe gegen das Lauſicer- und Iſergebirge, im Norden zu der unabſehbaren Dresdener Ebene hinab, — eine kaum merklich wellige Fläche, der wir all das Schöne, das ſie in ihren Gründen birgt, ſo obenhin ſchwerlich anmerken würden. Die Fernſicht nordweſtlich, auch gegen Freiberg hin, verdeckt der, unſern Standpunkt um 300' überbietende **Spitzberg** jenſeits der ſtundenlangen Häuſerzeilen von **Schönwalde**. Deſto freier im Südweſt entwickelt in unabſehbarem Zuge ſich der Urgebirgswall des **Erzgebirges** mit ſeinen großwelligen, ununterbrochen in einander übergehenden und in ſteter Steigerung einander überſtrebenden Kuppen den Charakter des wahrhaften Maſſengebirges vergegenwärtigend, wiewol in der Ferne nur mehr in ſchattenhaften, in den Wolken verſchwimmenden Umriſſen erkennbar. Demſelben gegenüber, um den Hauptſtock des impoſanten **Donnersberges**, reiht in ſanftem Bogen das rechts-elbiſche Mittelgebirge ſeine mehr minder vereinzelten Kegel, indeß im Süden gerade vor uns die Berge von Duppau und Maſchau den Geſichtskreis dämmernd ſchließen. Unbeſchreiblich reizend zwiſchen dieſen Gebirgen mitteninne liegt das herrliche

Teplicer Land

mit ſeinen gewerbreichen Städten, ſchmucken Dörfern, prächtigen Schlöſſern, üppigen Fruchtgefilden und obſtgeſegneten Gärten, zu unſern Füſſen noch ſchmal, dann, quer durchſchnitten vom Bogen der **Außig-Teplicer Bahn**, ſich immer mehr ausweitend, bis es endlich, über den Windungen der **Bela** hinweg, fern im Süden in die Ebene

der Eger ſich verliert. Unſchwer, wie es da vor uns ausgebreitet ruht, im Weſten von dem ſchroff aufſteigenden und vielfach zerklüfteten Walle des Erzgebirges begränzt, im Oſten zwiſchen den mittelgebirgiſchen Kegeln ſich in kleine Seitenthälchen verzweigend, mögen wir in dieſem Gelände den Boden des Binnenſee's erkennen, der, nachdem dem glühenden Schooße der Erde das Mittelgebirge entſtiegen, in dieſem und in den Klippen des Erzgebirges ſeine felſigen Küſten gefunden. Als eine noch friſche Erinnerung aus jener Urzeit, deren letzte Spur in der tiefſten Niederung des Geländes bis noch vor kaum zwei Jahrzehenden in der ſchilfbedeckten Fläche des durch tauſendjähriges Geröll und zuletzt durch künſtliche Nachhilfe ausgetrockneten **Kummerſee's** ſich erhalten, mahnen gerade in der Mitte desſelben die ausgedehnte, teichreiche und von Kanälen durchzogene **Seewieſe** und an deren Saume die Namen **Seeberg, Seeſtadtl** und die Brückenſtadt **Brüx**. Die vulkaniſche Revolution hat ihre Spuren in den Produkten ausgebreiteter Erdbrände zurückgelaſſen, und die Reichthümer urweltlicher Vegetation ſind der Nachwelt in den unermäßlichen Schätzen trefflichſter **Braunkohle** aufbewahrt geblieben, welche unter der Hülle von Humus und Geröllen die Sohle des ganzen Geländes erfüllen. Faſt in gleiche Zeit mit der Erſchließung der Erzgruben fällt auch die Aufdeckung dieſes, damals freilich nur ſehr gering geachteten Schatzes. Jedoch im 17. Jahrhundert erſt begegnen wir ausgedehnteren Verſuchen, ihn der Induſtrie und der Wirthſchaft nützlich zu machen. Sie mißglückten, wahrſcheinlich, weil man an die braune und jüngere Holzkohle, ſie mit ihrer ältern Schweſter, der ſchwarzen Steinkohle, auf gleiche Linie ſtellend, Forderungen ſtellte, denen zu genügen ſie nicht vermochte. Noch im 18. Jahrhundert, wiewohl der Abbau bereits ein häufigerer war, war man von dieſem Irrthum nicht ganz losgekommen. Und ſo war es auch hier unſerm Zeitalter vorbehalten geblieben, das Mindere durch die richtige Schätzung ſeines Werthes zu ſeiner wahren und großen Bedeutung im menſchlichen Haushalte zu entwickeln. Die Braunkohlenbrüche am Fuße des Erzgebirges liefern jetzt jährlich eine 10 Millionen Centner überſteigende Ausbeute. Sie ſind an zahlloſen Stellen im regſten Betrieb, und gelten mit Recht als der eigentliche Boden, auf welchem die Induſtrie, ja ſelbſt der Bergbau des erzgebirgiſchen Landſtriches zu einer gedeihlicheren Zukunft ſich erſt noch zu entfalten hat. Doch kehren wir zur unmittelbaren Umgebung unſres Standpunktes zurück, wo Namen wie

Nollendorf, Kulm und **Arbeſau**

folgenreiche Tage aus der Geſchichte unſers Jahrhunderts uns in die Erinnerung rufen! Den erſtgenannten dieſer Orte gewahren wir gleich neben uns am Abhange des Berges, die beiden andern vor uns unten in der Ebene, — Kulm an der Chauſſee gegen Teplic, Arbeſau in geringer Entfernung öſtlich davon an der Straſſe gegen Außig. Es war im Hochſommer des Jahres 1813, als die Bäder von Teplic die Monarchen Oeſterreichs, Rußlands und Preußens verſammelt ſahen, umgeben von ihren bewährteſten Feldherrn und entſchloſſen, dem blutigem Kriegsſpiel, das ſeit zwei

Jahrzehenden die Karte von Europa auf die rücksichtsloseste Weise revidirt hatte, mit vereinter Macht ein Ende zu machen. Marschall Schwarzenberg war nach Sachsen gerückt, um die Stellung Napoleon's bei Dresden zu durchbrechen. Napoleon, aus Schlesien herangezogen, rüstete sich, ihn zu empfangen, und entsandte zugleich den General Vandamme, (25. Aug.) um dem Schwarzenberg'schen Heere den Rückzug über Pirna nach der Teplicer Ebene abzuschneiden. Napoleon hatte bei Dresden gesiegt, und Vandamme drang mit seinen 30000 Mann über den Kamm des Erzgebirges, die Strasse von Pirna über Peterswalde verfolgend, gegen Teplic vor, um dem Befehle seines Herrn nachzukommen. Die Sache der Verbündeten war bei einer verhängnißvollen Entscheidung angelangt. Zwischen Napoleon und Vandamme mitteninne gerathen, mußten sie ihre Hauptarmee verlieren und mindestens Böhmen preisgeben. Unter solchen Umständen zog es Schwarzenberg vor, auf dem einzigen ihm übriggebliebenen Wege über Dippoldswalde und Altenberg, in der rechten Flanke des Feindes den Gebirgswall in Eilmärschen zu überschreiten und zu trachten, sich die Vortheile der festen Stellung in der Teplicer Ebene zu sichern, ehe Vandamme ihm darin zuvorzukommen vermochte. Die Generale Barklay und Ostermann sollten auf anderem Wege mit ihm daselbst sich zu vereinigen suchen. Aber bereits schien es zu spät. General Ostermann mit 8000 Russen hatte zwar schnell genug, am 28. August, Peterswalde erreicht. Allein Vandamme hatte ihn ebenso schnell ereilt und durch den Nollendorfer Paß in die Ebene hinabgedrängt. In Teplic, wohin er geeilt war, erfuhr Ostermann die Nähe aber auch die kritische Lage Schwarzenberg's. Sollte dieser nicht verloren sein, mußte Vandamme um jeden Preis aufgehalten werden. Bis den folgenden Tag (29. August) 11 Uhr Vormittags hielt Ostermann, die Vortheile des Terrains benützend, die ihm bald viermal überlegenen Franzosen im Schach. Um diese Zeit erst kamen ihm auf Anordnung des Königs von Preußen österreichische und preußische Reiterabtheilungen zu Hilfe. Ungeachtet ihm eine Kanonenkugel den linken Arm abgerissen, behauptete er doch seine Stellung bei Arbesau, bis gegen 6 Uhr Abends Schwarzenberg in die Kulmer Ebene herabgekommen, und dem Nachfolger des Verwundeten im Commando, Miloradović, genügende Verstärkung gesandt war. Vandamme zog sich auf Kulm zurück, für den folgenden Tag die Ankunft Napoleon's erwartend. Diesen aber hatte mittlerweile die Kunde von den verlorenen Schlachten bei Großbeeren (23. Aug.) und an der Katzbach (26. Aug.) getroffen, und wiewol er bereits bis Pirna vorgedrungen war, zum Rückzug nach Dresden veranlaßt. Unterdessen war General Emil Friedrich von Kleist mit der preußischen Garde bis an die Peterswalder Strasse vorgerückt, um wo möglich Vandamme den Rückzug abzuschneiden. Schwarzenberg seinerseits, hievon benachrichtigt, bestimmte sofort für den folgenden Tag einen combinirten Angriff auf die Franzosen. Zwei österreichische Divisionen unter Colloredo-Mannsfeld waren von Dux zur Unterstützung herangezogen worden. Mit Tagesanbruch (30. Aug.) griff Barclay den Feind an, während Colloredo dessen beide Flügel umstürmte. Immer noch behauptete Van-

bomme ſeine Rückzugsſtraſſe gegen Peterswalde und hoffte den Tag zu behaupten. Als jedoch gegen Mittag ſtatt franzöſiſchen Succurſes Kleiſt mit ſeinen Preußen bei Nollendorf ankam, gab er die Schlacht verloren, und dachte nur daran ſich durchzuſchlagen. Allein nur einem Theile ſeiner Reiterei ſollte dies gelingen. Er ſelbſt, nachdem er (XXX) Todte auf dem Platze gelaſſen und 81 Geſchütze verloren, mußte mit (XXXX) Mann ſich als gefangen ergeben. Die Hauptarmee rückte nun ungefährdet in's Teplicer Thal herab, und bereitete ſich vor, neuerdings in Sachſen einzubringen. Noch einmal ſtellten ſich ihnen franzöſiſche Heeresabtheilungen auf dem Kamme des Erzgebirges entgegen, und zwar unter der perſönlichen Führung Napoleon's, der damals (16. u. 17. Sept.) im Pfarrhauſe zu Nollendorf ſein Hauptquartier aufgeſchlagen, jedoch nur, um abermals zurückgeworfen zu werden. Und unaufgehalten ging nun der Zug nach Sachſen vor ſich, um vier Wochen ſpäter auf den Ebenen von Leipzig zur entſcheidenden Völkerſchlacht zu führen. Drei Denkmale, ein preußiſches und ein öſterreichiſches bei Arbeſan, jenes im J. 1817 auf Koſten König Friedrich Wilhelm III., dieſes am Jahrestage des Treffens bei Nollendorf im J. 1825 vom geſammten Offizierscorps der in Böhmen ſtationirten Regimenter, ſodann ein ruſſiſches, an derſelben Stelle unweit **Prieſten** errichtet, wo Oſtermann amputirt worden, verewigen das Andenken jener ruhmreichen Tage, das Preußen überdies dadurch zu ehren geſucht, daß es ſeinen braven General Kleiſt in den Grafenſtand mit dem Prädikate „von Nollendorf" erhob.

Von den Schrecken und Verheerungen übrigens, welche dieſe glänzenden Tage in das ſonſt ſo ſtille und dem Lärmen des Krieges ferne Thal gebracht, geben die größtentheils neu aufgebauten Ortſchaften und Weiler zu beiden Seiten der Straſſe, die wir nun gegen Kulm hinabſchreiten, ein beredtes Zeugniß.

Ganz ſeltſam aber mit all dieſen blanken, aus ihrem Schutte neu erſtandenen Ortſchaften und noch ſeltſamer mit den modernen, aus dem lachenden Flurengrün ſich erhebenden Monumenten contraſtirt dort oben, öſtlich von Kulm, in Mitte des waldbedeckten Gebirgsabhanges, ein weithin ſichtbares Denkmal alter, längſtvergangener Zeiten, — die Ruine der einſt ſo mächtigen und wichtigen Veſte

Geyersberg,

werth, daß wir einen kleinen Umweg nicht ſcheuen, um ſie näher in Augenſchein zu nehmen. Der Feldweg, der außerhalb Kulm rechts von der Straſſe ſich abzweigt, führt uns über **Straden**, wo mit einigem Stolze als die einzige Merkwürdigkeit des kleinen Dorfes die Kapelle gezeigt wird, welche anno 1813, während der ganze Ort in Flammen aufging, allein unverſehrt geblieben, und über **Hohenſtein** der uralten nun freilich eingegangenen **Böhmiſch-Meiſſen'ſchen Straſſe** zu, die, den Kamm des Gebirges überklimmend, ſeit unvordenklicher und ſelbſt in neueſter Zeit noch, ehe die Chauſſee über Nollendorf und Peterswalde angelegt war, den Verkehr zwiſchen Böhmen und dem Meißnerlande vermittelte. Zu unſrer Linken auf dieſem Wege bleibt

Chlumec čili Kyšperk.
Nakladatel I. L. Kober v Praze

Geiersberg.
Verlag von I. L. Kober in Prag

Prießen mit dem großen Ruſſiſchen Grabe mitten im Gefilde, und jenſeits der Chauſſee das erſt zu Ende des 15. Jahrhunderts gegründete Städtchen Karbitz; zur Rechten erhebt der waldige Rothenberg ſeine ſteile Kuppe. Von Hohenſtein, wo die Jeſuiten einſt als Grundherrn der Gegend die lebhafte Frequenz der alten Straſſe ſich trefflich zu Nutze zu machen gewußt, indem ſie in dieſem Dorfe ein vielbeſuchtes Schank- und Einkehrhaus unterhielten, verfolgen wir den alten Heerweg durch den ſteilen Mühlgrund hinauf, und erklimmen endlich, nicht ohne Mühe an der Lehne des Radelberges bis zur Drehe uns hinanarbeitend, — einem kleinen, vielleicht vor einem Jahrtauſend bereits in den Felſen geſprengten Paß, der ſeinen Namen von der Krümmung hat, die er beſchreibt, — das Plateau der Burg. Welch ein Anblick ſtill in ſich gekehrten Verſinkens! Der Graben, über dem ehemals die Brücke geſchwebt, iſt noch da, wiewol freilich von Schutt und einer vielhundertjährigen wilden Vegetation erfüllt. Allein nach einem Wege, der über ihn hinwegführte, ſchaut der Beſucher vergeblich ſich um. Von den trotzigen Mauern, die in langem, von Norden gegen Süden gekehrten Oval den innern Bau einſt umgaben, ſind nur ſpärliche, kaum auffindbare Reſte vorhanden. Das äußere Burgthor, von deſſen Zinnen herab den vorüberſtürmenden Eindringling zerſchmetternde Felsblöcke einſt begrüßten, deutet nur mehr ein vereinzelter Pfoſtenrumpf an, und den Zwinger, der von hier aus um die Burg ſich geſchlungen, kann kein Fuß mehr betreten. Auf einem Umweg durch die Drehe erobern wir uns die Anſicht der Oſtſeite dieſes Trümmerhaufens, an welcher der nur mehr dürftige Reſt des ehemaligen Wartthurms uns die Stelle erkennen läßt, an welcher man durch das innere Burgthor einſt in den langen ſchmalen Burghof und zu den verſchiedenen innern Bauten gelangte. Welcher Art dieſe geweſen und welchen Zwecken ſie gedient, darüber forſcht man vergebens nach einer Auskunft. Nur am nördlichen und am ſüdlichen Ende des Ovals (oder Hufeiſens) ragen einige arg zerklüftete Mauerbruchſtücke empor, durchwachſen und überwachſen von allerlei Laub- und Nadelholz, und klaffen die ſtummen Höhlen zerſprengter und eingebrochener Gewölbe. Das iſt der alte Schirm und Hort des geſegneten Thalgeländes da unten, — der einſt ſo gewaltige Geyersberg!

Schon während der erſten Anfänge der politiſchen Gliederung Böhmens die Hauptburg der Župa von Außig, hatte dieſe Burg urſprünglich Chlumec geheißen, von Chlum, der Anhöhe, culmen, — ein Name, der unter ähnlichen Verhältniſſen in Böhmen von jeher ein ſehr häufiger geweſen und noch iſt, und aus dem ſpäter in deutſcher Umwandelung alle die verſchiedenen „Kulm“ entſtanden. Der dazu gehörige Burgort war das heutige Kulm unten in der Ebene. Zu der ausnahmsweiſen Verlegung der Hauptburg an die äußerſte Gränze des Župengebietes gab in dieſem Falle ganz unverkennbar der zweifelsohne bereits vorher beſtandene Gebirgspaß den Anlaß, welchen vor den Einfällen der kriegsluſtigen Nachbarn zu ſchützen es vor Allem galt. Nebenher aber auch, in Tagen des friedlichen Verkehres, mußte die Einhebung des Gränzzolles geſichert werden, den die hier aus- und einziehenden Reiſen-

den und Krämer zu erlegen hatten. Dieser Zoll wurde noch im 14. Jahrhundert erhoben, und die zehnte Woche desselben war seit 1053 dem mehrerwähnten Kloster Birnbaum angewiesen. Ihre kriegerische Bedeutung zu erweisen hatte die Burg inzwischen schon im J. 1086 Gelegenheit gehabt, als Kaiser Heinrich IV. an der Spitze seines Heeres den von dem Polenfürsten Boleslav Chrabry vertriebenen Premysliden Jaromir auf den böhmischen Thron zurückführte; dann im J. 1040, als Bretislav I. die Selbstständigkeit seines Thrones gegen Kaiser Heinrich III., der den einen Hauptarm seines Heeres unter Eckardt von Meißen durch den Chlumecer Paß nach Böhmen geworfen, siegreich vertheidigte; und im J. 1126 bei Gelegenheit des bereits oben berührten Sieges Sobéslav's I. über König Lothar. Im J. 1335 kaufte der Prager Bischof Johann IV. von Drazic die Burg nebst den dazu gehörigen Ländereien, und um diese Zeit erst beginnt sie neben dem Namen Mons episcopalis, — Bischofsberg — auch den Namen Geyersberg zu führen, woraus, indem das alte „Chlumec" selbst bei den čechischen Umwohnern allmälig in Vergessenheit gerieth, in deren Munde das keiner der beiden Sprachen genügende Kyšperk, in reiner Uebersetzung aber das in der čechischen Schriftsprache gebrauchte Supi hora wurde. Im Besitze des Prager bischöflichen Stuhles blieb nun Geyersberg, zu wiederholten während dieser Zeit umgebaut und neubefestigt, bis 1420, in welchem Jahre es in Folge des Uebertrittes des Erzbischofs Conrad zur utraquistischen Lehre gleich den andern episcopalen Besitzungen sacularisirt, und einstweilen einem Ritter Ruklei von Polensko pfandweise überlassen wurde, um bald darauf von diesem an Jakob von Vicšovic abgetreten zu werden. Bei den Nachkommen dieses, während der Hussitenkämpfe zu hoher Macht und zu umfangreichen Besitzungen gelangten mährischen Ritters verharrte es kaum ein volles Jahrhundert. Denn zu Anfang des 16. Jahrhunderts schon finden wir es im Besitze des aus Sachsen herüber übersiedelten Ritters Wolf von Salhausen, bei dessen Tode übrigens, 1543, es bereits im vollen Verfalle war. Noch einmal jetzt wird ein Vicšovic, und zwar der durch seine staatsmännische Gelehrsamkeit berühmte königl. Oberstlandschreiber Wolf von Vicšovic, Herr wenn nicht auf, doch von Geyersberg. Allein ein Versuch, den alten Hüter des Felsenpasses wieder herzustellen, wurde nicht wieder gemacht, so daß Rudolf II., nachdem der Herren noch Manche im Pfandbesitze der halbverfallenen Burg einander abgelöst, sich endlich entschloß sie zum Verkaufe auszubieten. Nun kauften sie, 1579, die beiden Brüder Hinko und Albrecht Rekule von Stradonic, eifrige Utraquisten und Anhänger Friedrich's von der Pfalz, deren Letzterer, bald Alleinherr der Burg, der hochnotpeinlichen Untersuchung auf dem Prager Schlosse, eben zu recht noch, 1622, durch den Tod entging, was aber die Confiscation dieses seines Besitzthums nicht verhinderte, das nun an einen der Offiziere, die in der Schlacht auf dem weißen Berge mit unter der kaiserlichen Fahne gestanden, einen mehr noch durch seine strenge Frömmigkeit als durch seine Kriegsthaten sich hervorthuenden Mann Namens Alexander Regniers von Pleileben, der auch schon Herr auf Schöbric war, um einen mäßigen Preis überging.

Das Gut Geyersberg war damals eine ganz hübsche Besitzung, und der fromme Obristlieutenant, der eine Zeitlang auch in Wallenstein's Lager mitgemacht, residirte an der Seite seiner gleich gottesfürchtigen Gattin in einem, von den Salhausen einst erbauten, recht behaglichen Schlößchen im nahen **Sobochleben** (ehem. Soběchleby), das wir hinter dem Dörfchen **Marschen** (ehem. Maršov) an der Teplicer Strasse dort zunächst der Stelle, wo diese von der Eisenbahn gekreuzt wird, lagern sehen. Allein die schlimmen Sachsen und Schweden ließen ihn seines Behagens wenig froh werden. Sie tranken seinen Wein, sie schoßen seine Fasane, und tödteten ihm schließlich seinen einzigen Sohn. Er starb, ohne Erben, 1659, worauf seine Gattin, die ihm 1665 folgte, die ganze Besitzung ihren Freunden, den P. P. Jesuiten dort unten im nachbarlichen Gnadenorte

Maria-Schein,

letztwillig vermachte. Wir lernen, nachdem wir von den Ruinen Geyersbergs Abschied genommen, diesen jährlich von Tausenden erbauungsbedürftigen Seelen besuchten Wallfahrtsort kennen, indem wir, durch den Mühlgrund wieder hinabgekommen, uns längs des sogenannten **Doktorweges** durch das neue, zwischen Gemüsegärten zerstreut gelagerte Dörfchen **Theresienfeld** westwärts in's Thal wenden. Imposant genug, aber auch dem Wunder, das sie birgt, angemessen erhebt sich hier in mitten des ehemaligen Klosters und von einer hohen Umfassung umschlossen die im ganzen Nordwesten Böhmens eines besondern Ruhmes genießende Mater-dolorosa-Kirche, ein Bau aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, den die reichen Erben der seligen Frau von Bleileben mit prachtvollen Altären und kostbaren Bildern, deren Stoff meist aus der Geschichte des Gnadenortes selbst genommen, auszustatten nicht verabsäumt. Es geschah etwa zu Ende des 14. Jahrhunderts, als eine Bauernmagd, während sie an dieser Stelle das Gras mähte, von einer Schlange überfallen wurde, die in mörderischer Absicht sich ihr um den Arm ward. Schon zischte dem Unthier der tödtende Schaum von der doppelgespitzten Zunge, als die Magd in ihrer Verzweiflung und mit dem Ausrufe: „Heilige Mutter Gottes!“ den Arm emporhob, und im selben Augenblicke das Scheusal von ihrem Arm sich loswinden, und, ohne sie im mindesten versehrt zu haben, die schleunigste Flucht ergreifen sah. Ueber sich im Laube der Linde aber, unter der sie eben stand, gewahrte sie zu ihrem höchsten Erstaunen ein altes, kunstreich aus Holz geschnitztes Muttergottesbild. Es war kein Zweifel, daß sie nur diesem ihre Rettung zu verdanken hatte, und in der Ueberfülle ihrer Dankbarkeit wurde sie die Verkündigerin der Wunderkraft desselben in der ganzen Umgegend. Bald strömten Hunderte, ja Tausende von Hilfebedürftigen zu der Linde herbei, die ein so wunderwirkendes Kleinod barg, und Alle genasen, einem Jeden ward, was er sich erbat, bis daß Herr Albrecht von Kolowrat, zumal das Gnadenbild bald als dasselbe erkannt worden, welches ehedem im nahen Nonnenkloster Schwaz so viele Wunder gewirkt, im J. 1442 an Ort und Stelle demselben

eine Kapelle erbaute. Der Zudrang jedoch und die Wunder nahmen in einem solchen Maße zu, daß schon 1597 der Oberstkanzler Albrecht von Kolowrat sich bestimmt fühlte, an die Stelle der Kapelle eine stattliche Kirche treten zu lassen, die bald darauf, 1684, Herr Georg Popel von Lobkovic, als derzeitiger Besitzer von Maria-Schein, mit schönen Ambiten umgeben ließ, worauf nun auch, 1591, die Jesuiten die Anstalt in ihre Hände nahmen. Der Aufschwung, den sie unter ihnen nahm, war, trotz der Ungunst der vom Utraquismus bewegten Zeitverhältnisse, ein außerordentlicher. Allein der neue Grundherr, Ritter Kekule von Stradonic, machte ihnen ihren Stand nicht leicht, und das Jahr 1618 vollends nöthigte sie, den mit so viel Vorliebe gehegten Wunderort aufzugeben und die Ferne zu suchen. Schon 1621 jedoch, im Gefolge der Siege vom Weißen Berge, kehrten sie wieder zurück, und fanden nun an Herrn von Bleileben, der die Kirche auch auf eigene Kosten mit einen schönen Altar schmückte, einen ebenso ergebenen Freund als eifrigen Förderer. Wir wissen bereits, daß sie auch seine Erben wurden. Das Gnadenbild inzwischen hatte ein wechselvolles Schicksal erfahren. Im J. 618 hatte Herr Wenzel Wilhelm von Lobkovic es nach Duchs geflüchtet. Im J. 1624 zurückgebracht, hatte 1631, um es vor den ketzerischen Sachsen zu schützen, der sechzehnjährige Sohn des Herrn von Bleileben, Maximilian, es nach Prag in die Jesuitenkirche zu St. Clemens in Sicherheit geschafft. Von hier kam es 1645 zu den Jesuiten nach Komotau, und von da erst 1651 an seine alte Stelle zurück. Eine neue Epoche der Wunderthätigkeit und der Wallfahrten nahm nun ihren Anfang. Die neuen Grundherren, in ihrer Anzahl namhaft vermehrt, erbauten ein prächtiges wohnliches Kloster, richteten darin ein Gymnasium ein und führten, von 1702—1708, auch einen von Grund aus neuen Kirchenbau auf. Allein schon 1763 in Folge der Aufhebung ihres Ordens wurde ihr Gut eingezogen, wiewol nur um bald darauf von Maria Theresia der Mater-dolorosa-Kirche als Eigenthum wieder zurückerstattet zu werden, die nun, zur Probstei erhoben, die Grundherrschaft von Geyersberg-Sobochleben wurde und bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Und als ob wir in der unmittelbarsten Nähe der Stätte, wo den frommgläubigen Sinn die, jede Forschung von sich abweisenden Wunder eines Gnadenbildes gefangen nehmen, an die Wunder gemahnt werden sollten, die das mächtige Gebirge neben uns, ganz im Gegensatz, der menschlichen Forschung gerade harrend, in seinem felsigen Schoße birgt, ziehn uns, so wie wir aus der Pforte jener Kirche hervortreten, die Rauchsäulen an, die aus den Schmelz- und Pochwerken der nur wenige hundert Schritte entfernten Bergstadt

Graupen

in die blauen Lüfte sich erheben. Von Tannengrünn umrahmt lagert dieser erste der erzgebirgischen Bergorte, den wir auf unsrer Wanderung berühren, vor uns, westlich von Maria-Schein, an den Abhängen des **Knotelberges** und des **Kreuzberges** in

NEAR KRUPKA. BURG GRAUPEN.

schatziger Thalschlucht, zwei Häuserzeilen mit einer Art Vorstadt, die außer einigen hübsch gebauten Wohnhäusern wohlhabenderer Gewerke und der schon im 14. Jahrhundert bestandenen, im dreißigjährigen Kriege abgebrannten und nach demselben in ihrer gegenwärtigen Gestalt wieder aufgebauten Kirche, sodann den Resten einer alten Burg nur die unansehnlichen Obdächer einiger Hundert gewerbsfleißiger Einwohner, darunter eine große Anzahl Strumpfwirker, Schuhmacher und Strohflechterinnen, aufzuweisen haben. Seinen Ursprung wie seinen Namen verdankt der Ort den Zinngruben, die in seiner Nähe — etwa drei Viertel Stunden nordwärts im Gebirge, im sogenannten **Mückenberg** — zu uns unbekannter Zeit aufgegangen. Vielleicht daß von den Bergknappen, die, aus Cornwallis vertrieben, um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Böhmen eingewandert, auch hier welche sich niedergelassen, wiewohl es mehr als wahrscheinlich ist, daß Zinn aus Böhmen schon vordem, namentlich nach Oesterreich, ausgeführt worden. „Graupen" nämlich, čechisch krupka, nennt der Bergmann die oxydirten, meist zwitterig gepaarten Krystallstöcke des Zinns, die er aus den Erzgängen löst. Der Grund und Boden, auf welchem dies geschah, war das Eigenthum irgend einer Edlenfamilie, welcher denn, neben den mitunternehmenden Gewerken, an dem Ertrage der Gruben der Hauptantheil zufiel. Als König Wenzel II., im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts, die Zinngruben von Graupen dem Kloster zu Königsaal zu schenken gedachte, trat ein Ritter Zwěst von Tirmic dagegen auf, so daß der König dessen Eigenthumsrecht anerkennen mußte. Bald darauf, offenbar um den Bergbau durch den Zuzug von neuen Gewerken zu beleben, ertheilte dem Orte ein Herr Thymo von Choldic nicht unbedeutende Privilegien, Dank denen er so gedieh, daß nicht ganz hundert Jahre später König Wladislav IV. sich bewogen sah, das bisherige Dorf zu einer Bergstadt zu erheben. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war der Oberstkanzler von Böhmen, Herr Albrecht Kolovrat Liebsteinsky, dessen wir so eben bei Maria-Schein erwähnt, Herr zu Graupen. Ihm folgte 1522 Herr Johann Waldstein, und 1583 schon sehen wir es im Besitze des Herrn Radislav Wchynsky (Kinsky), nachmals eines der dreißig protestantischen Direktoren, dann nach ihm seines Vetters Wilhelm, nach dessen Ermordung auf dem Schlosse zu Eger, 1634, es endlich nebst Teplic an den kaiserlichen Generalen Aldringen kam, bei dessen Nachfolgern es bis zur Auflösung des Schutzverhältnisses im J. 1848 auch verblieb. Die Schicksale des Bergbaues und mit diesen das Gedeihen der Stadt selbst erfuhren während dieser Jahrhunderte einen manigfachen Wechsel. Gute und böse Tage, Wohlhabenheit und bittre Noth lösten einander ab, wie dies bei einem zwischen Luxus und Bedürfniß mitten inne schwenkenden Produkte, zumal bei den eigenthümlichen Berggerechtigkeiten und Handelsverhältnissen jener Zeiten, kaum anders der Fall sein konnte. Nicht wenig hiezu mag auch die ewige Spannung beigetragen haben, die zwischen den böhmischen und benachbarten Meißnischen Gewerken bestand, und zu welcher eine gewisse geschäftliche Ueberlegenheit der Letzteren, deren stets die Markgrafen von Meißen mit großem Eifer sich annahmen, den hauptsächlichsten Anlaß gegeben zu haben scheint.

Lange Zeit, vielleicht schon seit dem 14. Jahrhundert, waren die Meißner Gewerke die Käufer der Graupener Zinnerze, die sie dann über die Gränze hinüberschafften, in ihren Mühlen und Schmelzwerken verarbeiteten und als Meißnisches Produkt in den Handel brachten. Der Gewinn der Graupener dabei überstieg kaum den des Förderlohnes, indeß den Meißnern nicht nur der gesammte Handelsgewinn, sondern auch der merkantile Ruf zufloß. Um diesem Zustande ein Ende zu machen, verbot König Wladislav II. die Ausfuhr des Zinnes gänzlich. Die Meinung war gut. Er hoffte Gewerke aus Meißen nach Graupen zu ziehen, und so einen Theil des Zinnhandels diesem Orte zuzuwenden. Allein der Erfolg war ein ganz entgegengesetzter. Die Meißner Gewerke blieben aus, und in Graupen häuften sich solche Erzvorräthe an, daß der König dem Andringen der Graupener selbst endlich nachgeben, und das Verbot aufheben mußte. Das Jahr 1547, das für Böhmen eine so tiefgreifende Revision aller Privilegien mit sich führte, brachte endlich auch die Graupener Gruben unter die Regie der königlichen Kammer. Kaiser Ferdinand I. verpachtete die Ausbeute derselben gegen den Vorschuß einer vereinbarten Summe dem reichen Augsburger Kaufherrn Conrad Mayer, welchem die Graupener Gewerke ihr Zinn um einen festgesetzten Preis abzuliefern gehalten waren. Sie standen sich dabei nicht schlecht. Die Mißhelligkeiten und Unterschleife jedoch, die ein solcher Zwang nothwendig zur Folge haben mußte, verleideten dem Pächter selbst das Unternehmen bald in einer Weise, daß er schon nach fünf Jahren davon zurücktrat, worauf auch der Kaiser den Graupenern die Ausbeute ihrer Gruben auf eigene Rechnung wieder freigab. Allein die Kundschaft Conrad Mayer's war nicht so leicht zu ersetzen. Die Vorräthe häuften sich wieder, man stellte die Arbeit größtentheils ein, und die Noth unter den Bergleuten erreichte eine Höhe, wie sie bis dahin kaum je erhört gewesen. Das heimliche Verschleppen des Zinns nach Meißen und das Verschleudern an die dortigen Gewerke zu wahren Diebspreisen, nur um den Hunger zu stillen, war die natürliche Folge hievon. Wieder, 1557, sollte ein Ausfuhrverbot helfen, bewährte sich jedoch wieder so übel, daß der uns bereits bekannte kaiserliche Rath Fabian Griesbeck, als er im J. 1581 im Auftrage Rudolf's II. auch die Graupener Bergwerke besichtigte, den Zustand derselben nicht trübselig genug zu schildern vermochte. Die manigfachsten Versuche wurden seitdem gemacht, die Graupener Gruben zu höherer Blüthe emporzubringen. Die bestangelegten Pläne scheiterten jedoch stets entweder an der Uneinigkeit der Gewerke oder an der Unzulänglichkeit der Mittel. Erst in neuester Zeit, und namentlich seit dem J. 1856, macht sich wieder ein frischer Aufschwung derselben bemerkbar, der wohl zumeist der rationellen Betriebsweise der gegenwärtigen Unternehmung zu danken ist, die, nicht ohne bedeutende Opfer, die für sich allein unergiebigen und ohnmächtigen kleinen Gewerksantheile an sich gelöst, und in Einer Hand zu einer großen, lebenskräftigen Anstalt zu vereinigen verstanden. Aber noch zu weitern Niederlassungen haben die den Gneus durchsetzenden Zinnadern in dieser Gegend Anlaß gegeben, welche aufzusuchen wohl der kleinen Mühe einer Wanderung durch das Gebirge oberhalb

Graupen lohnt. Da erreichen wir auf dem Wege, der vom Nordende der Stadt durch den Wald aufwärts führt, zuerst das Bergdorf **Obergraupen**, und dann, nur eine Viertelstunde oberhalb desselben, das Häuerdörfchen **Mückenberg**, zwei kleine Orte inmitten einiger schmaler, nur etwas Kartoffel und Flachs tragender Ackerstreifen, die beinahe ausschließlich die in den Gruben des Mückenberg beschäftigten Knappen beherbergen. Eine dem heil. Wolfgang geweihte Kapelle versammelt sie zur Andacht, und das schrille Glöcklein dort im „Mückenthürmel" ruft sie an ihr Tagewerk. Haben wir den Kamm des Gebirges überklommen, so gewahren wir am jenseitigen Abhange desselben, hart an der Gränze und am gleichnamigen Bache, das zum Theil schon auf sächsisches Gebiet hinüber langende Dorf **Müglic** mit seinen Pochwerken, in denen seit Jahrhunderten die aus den Tiefen des Mückenberges geförderten Erze kleingepocht werden, während zu unsrer Linken im Westen mitten im Kranze dunkler Tannenwälder das langgedehnte Bergdorf

Zinnwald

sich ausbreitet, dem der rührige Unternehmungsgeist Meißnischer Gewerke im 16. Jahrhundert den Ursprung gegeben, so wie auch jetzt noch vorzugsweise Unternehmer aus Sachsen es sind, welche die hiehergehörigen Werke in Gang erhalten. Man theilt diesen ziemlich bevölkerten Ort in **Vorderzinnwald** ein, d. i. das an Graupen näher gelegene, und in **Hinterzinnwald**, etwas tiefer im Walde, den eigentlichen Bergort. Die Gruben indeß sind bei weitem weniger ergiebig als die Graupenschen, und es soll ihr Ertrag auf kaum mehr als 200 Centner reinen Zinnes jährlich sich belaufen, während Graupen mehr als das Dreifache giebt. Dagegen haben die Frauen des Ortes von jeher einer emsigen Erwerbsthätigkeit sich beflissen, und wir finden sie, nachdem die Klöppelei, welche sie ehedem betrieben, so sehr herabgekommen, daß sie selbst tief unter dem Bettelstab steht, nunmehr seit Jahren mit der freilich nur um Weniges einträglicheren Strohflechterei beschäftigt. Auch diese Industrie ist aus Sachsen herüberkommen und hat von hier aus sodann über das ganze benachbarte Zinngebiet sich verbreitet. Allein auch sie hat bis jetzt von ihrem Ursprunge sich nicht frei zu machen vermocht, wiewol sie ihre Mutterindustrie an Schönheit und Zartheit des Erzeugnisses bereits so weit überflügelt, daß feine Geflechte beinahe ausschließlich diesseits, grobe dagegen jenseits der Gränze gefertigt werden. Nur mit wenigen Ausnahmen sind es sächsische Geschäftsleute, die in Zinnwald, Graupen, Maria-Schein u. s. w. ihre Bestellungen machen, und manches schöne Strohband, das in Prag, Wien und Berlin als ächt Pariser Waare die Bewunderung putzkundiger Damen erregt, wurde von Zinnwalder Mädchenhänden aus böhmischem Weizenstroh geflochten. Das ist nun einmal so Guter Wein zwar, — heißt es — rühmt sich selbst, aber die Etiquette giebt ihm doch erst den Ritterschlag! Auch von Zinnwald ist ein Theil sächsisch, und die Geschichte, wie dies geworden, führt uns noch einmal zu den Jesuiten nach Mariaschein zurück. Die Zinnwalder Kolonisten nämlich hatten aus Mei-

sen über die Gränze auch ihr protestantisches Glaubensbekenntniß mitgebracht, und waren, in ihrer Verborgenheit halb unbemerkt und halb stillschweigend geduldet, durch zwei Jahrhunderte beinahe ungestört bei demselben verblieben. Wiederholte Versuche der genannten Väter, sie auf dem Wege friedlicher Missionen zu bekehren, hatten keinen Erfolg gehabt. Da erwirkten diese endlich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine kaiserliche Entschließung, durch welche den Zinnwalderen die Weisung wurde, ihre Kolonie entweder zu verlassen, oder katholisch zu werden. Der größte Theil von ihnen, durch Besitz und Erwerb an den Ort gebunden, wählte das Letztere, und der damalige Grundherr, Fürst Filipp von Lobkowic, ließ ihnen auf eigene Kosten die noch heute bestehende Kirche erbauen. Die Uebrigen wählten die Auswanderung und siedelten sich unter sächsischer Obrigkeit in unmittelbarer Fortsetzung des Ortes jenseits der Gränze an. Und so ist denn in das sonst brüderlich zusammenhaltende Völkchen, das gemeinsamer Beruf zu gemeinsamer Ansiedlung vereinigt, ein durch alle Verhältnisse des Lebens dringender Spalt gerissen worden, der, selbst das Einanderdurchwachsen der Familien hintanhaltend, seitdem nicht wieder heil zu werden vermocht. Nur unter der Erde, in den Gruben, sind die oben Getrennten immer noch die Alten.

II.

Den Fahrweg von Zinnwald über den Kamm des Gebirges verfolgend steigen wir durch die waldige Kluft des **Flößbaches** über **Eichwald**, **Wistric** und **Buckmantl** nun wieder ins Thal hinab, und haben nach zweistündiger Wanderung den bedeutendsten und gewissermassen den Hauptort desselben,

Teplic,

erreicht. Der Eindruck, den der Heraustretende von diesem, in einem anmuthigen, von mäßigen Höhen umschlossenen Grunde sich ausbreitenden ältesten der böhmischen Heilorte empfängt, ist von ferne schon der eines freundlichen, gastlichen Willkommens. Ringsumher lädt schattiges Baumgrün und üppiges Flurenland, die Hoffnung des wahrenden Hilfesuchenden nährend, zu wohliger Rast, und versprechen weittragende Aussichtspunkte dem Wiedergenesenden den Genuß von Fernen, über welche sein Auge schweifen lassen zu können er vielleicht längst nicht mehr sich zugetraut. So sollen aber auch solche Asyle sein! Sie sollen dem Gereinigten nicht nur seine Gesundheit zurückerstatten; sie sollen ihm auch die Aussicht in den Genuß des qualenentkleideten Daseins in heiterer Weise wieder eröffnen! Das vorwaltend Städtische, in dessen Anstrich uns das eigentliche **Teplic** entgegentritt, das mit seinen etwa 600 gedrängtern Häusern und seinen unregelmäßig angelegten, mitunter engen und winkeligen Strassen, die westliche größere Hälfte des Grundes einnimmt, vermag diesem Eindruck nicht

TEPLICE.

TEPLITZ.

Abbruch zu thun, — das luſtig friſche, in freier Räumlichkeit ſich entwickelnde Ländliche des neuaufblühenden **Schönau** (ehem. Šonov) in der öſtlichen Hälfte durch den reizenden Kontraſt denſelben nur zu erhöhen.

Doch ſchauen wir uns vorerſt in den beiden vereinten Orten um, wobei unſern Begleitern nur bemerkt ſein mag, daß, falls ſie die Anſprüche eines Curgaſtes hegen, eine mehr als billig, ja ſelbſt nöthig reiche Führer- und Rathgeberliteratur über Teplic ihnen zu Gebote ſteht, in der neben den ſchönſten Heiltheorien und den tröſtlichſten Gebrauchsanweiſungen ſie all die großen und kleinen Localwichtigkeiten, als da ſind Badelogen, Hôtels u. ſ. w. mit diplomatiſcher Genauigkeit erörtert finden können! Wir kommen von Nordweſt her, überſchreiten den Marktplatz, durchſtreifen den von Gäſten aus allen Theilen Europas belebten Corſo von Teplic, — die lange Gaſſe, — beſichtigen am Ende derſelben auf dem Schloßplatze das die ſüdliche Front dieſes Platzes einnehmende, prachtvolle neue Schloß mit der aus dem 16. Jahrhundert ſtammenden alten Schloßkirche, und verlieren uns ſodann an der Rückſeite des Schloſſes in den Laubgängen des tiefſchattigen, einen nicht viel geringeren Raum als die Stadt ſelbſt einnehmenden Schloßgartens, einer der herrlichſten und geſchmackvollſten Anlagen, die von der Gaſtlichkeit eines Privaten dem unbeſchränkten öffentlichen Vergnügen je überlaſſen worden. Ohne ſie, bei der Natur ſeiner Kranken, wäre Teplic, ſo wie es heute iſt, kaum möglich. Die Unglücklichen, denen die Krücke das Bein und das Rollwägelchen gar beide Beine erſetzen muß, entfliehen hieher dem Banne der Stube und dem Getümmel der Straße. Die Glücklichen, die Herren ihrer beiden Beine ſind und noch eine Lunge daranzuſetzen haben, finden hier ihren Tanzboden. Die Welt, die gern geſehen ſein will, begegnet hier der, die gern ſieht. Die Geſelligen treffen ihre Plauderkränzchen hier, die Politiſirer ihre Widerparte, und ſelbſt für das Bedürfniß Jener, die auch im Bade ohne den deutſchen Theaterjammer und das europäiſche Concertelend nicht leben zu können glauben, iſt durch gaſtliches Entgegenkommen großmüthig geſorgt. Vom Irdiſchen einen Augenblick uns abwendend treten wir auf dem Schloßplatze nun in die altehrwürdige Stadtkirche ein, laſſen hierauf, zu demſelben zurückkehrend, in den ſtattlichen Badehäuſern (Stadtbad, Fürſtenbad, Gürtlerbad, Herrenbad) über deren Einrichtung uns belehren, und verlieren uns ſodann durch die Mühlſtraſſe am Abhange der Königshöhe hin, von deren Gipfel die „maleriſche“ Schlackenburg auf uns niederſchaut, zwiſchen den Baumanlagen und Häuſern des freundlichen, im Halbkreis um den Fuß der Stefanshöhe ſich ſchlingenden Schönau. „Maleriſch,“ ſo leſen wir von jener Schlackenburg in allen „Führern durch und um Teplic.“ Wir aber, auf unſren Wanderungen verwöhnt, möchten dieſe letzte Ehre, welche wir den zu Grabe gehenden Denkmälern vergangener Zeiten zu erweiſen vermögen, denn doch nicht auch von den Parodien auf dieſelben gelten laſſen. Denn „künſtliche Ruinen,“ was ſind ſie anders? zumal ſolche, die keinen andern Zweck haben, als die Elegie des Verfalles als Aushängſchild für Beluſtigungsorte und Schankkeller auszubeuten. Doch wir beabſichtigen nicht äſthetiſche Excurſionen, und ſetzen

daher, nachdem wir auch die Schönauer Bäder (Steinbad, Neubad, Schlangenbad und Stefansbad) beſehen, unſern Weg durch die Lindenſtraſſe am Mont de Ligne vorüber fort, verſäumen es nicht, auf dem Gottesacker an der letzten Ruheſtätte des Großahnen aller poetiſchen Wanderer, Joh. Gottfr. Seume, einen Augenblick halt zu machen, und kehren ſodann durch den anmuthigen Herrengarten auf den Schloßplatz zurück, um an dieſer älteſten Stätte von Teplic in die vergangenen Tage desſelben zurückzublicken. Nach einem hiſtoriſch verbürgten Anfang würden wir hier vergeblich uns umthun. Das Einzige Sichere iſt, daß der Ort, wie ſo mancher gleichnamige auch in andern ſlaviſchen Ländern, den warmen Quellen — teplice heißt čechiſch die Therme — Urſprung und Namen verdankt. Und da der wunderliebende Volksglaube dergleichen immer gerne durch einen ſeltſamen Zufall entdeckt werden läßt, ſo mag es immerhin gelten, daß die Säue eines unnachweisbaren Dynaſten Namens Koloſtuj ſchon zur Zeit Libušens dieſe Quellen aufgewühlt, daß die Tochter der kräuter- und heilkundigen Kaša oder gar dieſe ſelbſt unſre lahmen und ſiechen Altvordern hieher in die Cur gewieſen, und daß der **Saubach**, der Teplic im Norden umfließt, mit ſeinem Namen noch heutigen Tags die Wahrhaftigkeit jenes Faktums bezeugt. Ebenſo wenig wollen wir dagegen haben, das Koloſtuj ſein Recht auf den gefundenen Schatz gegen die Prager Herzogin und ihren Nachfolger mannhaft zu vertheidigen gewußt, und daß er zu dieſem Zwecke in der unmittelbaren Nähe desſelben eine Burg erbaut, als deren Reſt man uns heut zu Tage noch das „alte Schlößchen“ zunächſt der Stadtkirche zeigt. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts jedenfalls war Teplic bereits ein nicht ganz unbedeutender Ort, da die zweite Gemalin Wladiſlav's II., die Thüringiſche Landgräfin Judith, den Benediktinernonnen hier ein Kloſter errichtete, und an derſelben Stelle, an welcher wir heute die Stadtkirche ſchauen, eine Kirche erbaute. Im 13. Jahrhundert war Teplic bereits eine Stadt, und noch dazu eine reiche, wozu wohl der Verkehr über die obenerwähnte alte Gebirgsſtraſſe das Meiſte beitrug, denn es beſaß in der Umgegend mehrere anſehnliche Dörfer, von denen es den Zehend bezog. Aber derſelben Straſſe verdankte es um dieſelbe Zeit auch eine arge Heimſuchung durch die Kriegsſchaaren Kaiſer Rudolf's I. in deſſen Kampfe wider Přemyſl Otakar II. Neue Verwüſtungen hatte es während der Huſitenkämpfe zu erfahren. Zuerſt, 1421, erſchien davor Jan von Selau, der ebenſo beredte als kriegskundige Prämonſtratenſermönch, der ſeine Zelle verlaſſen, um, in der einen Hand das Kreuz, in der andern den Morgenſtern, der Sache des Kelches ſeinen Arm und ſeine Rede zu weihen. Die Nonnen bei dieſer Gelegenheit bekannten ſich zu den vier Prager Artikeln, gaben ihr Kloſter auf, und es iſt dieſes ſeitdem nicht wieder hergeſtellt worden. Fünf Jahre ſpäter beſetzte es der Nachfolger Zizka's, Prokop der Kahle, zugleich mit Graupen und Duchs, um ſofort darauf im Vereine mit Jakob von Břesovic die blutige Schlacht bei Außig zu ſchlagen, und zweimal noch kehrte er dahin zurück, zuerſt 1420 mit dem 45000 Mann und 2500 Wägen ſtarken Heere der Waiſen, Taboriten und Prager auf ſeinem Zuge gegen Dresden, dann 1430 auf ſeinem Zuge nach Franken.

Nach der Bewältigung des Huſitenthums ſah ſich Teplic nicht nur arg verwüſtet, ſondern auch im thatſächlichen Beſitze des vom Kriegsglücke emporgetragenen Jakob von Vrěsovic, dem es auch, nachdem er ſeine Schwenkung vom Taboritenführer zum Günſtling König Sigismund's glücklich vollendet, dieſer in der Eigenſchaft eines Kronpfandes weiter überließ. Von dem Kloſter waren nur mehr wenige unbewohnte Mauerreſte geblieben, als welche man jenen Theil des heutigen Schloſſes bezeichnet, welcher die ſogenannten Kurfürſtenzimmer enthält, und der an die Kirche gränzt. König Georg von Poděbrad übertrug die Pfandſchaft, 1467, auf ſeine Gemalin, welche der neuaufblühenden Stadt mit ſehr vieler Vorliebe ſich annahm, und von welcher ſie nachmals, 1476, ihr Sohn, der Prinz Heinrich von Münſterberg, als Erbe überkam. Jedoch ſcheinen neben der Königin ſowol wie neben dem Prinzen immer auch noch die Nachkommen Jakob's von Vrěsovic im Beſitze wenigſtens eines Theiles der Teplicer Domäne ſich behauptet zu haben. Wenigſtens finden wir zu Ende des 15. Jahrhunderts neben einem Herrn Felix von Victum und nach dieſem zu Anfang des 16. neben einem Herrn Apel von Victum, welche als Pfandinhaber von Teplic fungiren, die Vrěsovice fortdauernd als Herren auf der benachbarten Burg Doubravská hora, deren letzte Mauerreſte uns heute noch etwa eine halbe Stunde öſtlich von Schönau auf dem Gipfel des Schloßberges gezeigt werden. In Teplic ſelbſt mittlerweile wechſelten die Herren mit außerordentlicher, ja auffallender Raſchheit. Von 1508—1511 gehört es dem Herrn Albrecht Kolowrat-Liebſteinſky, von 1511—1524 einem Zweige der Familie Waldſtein, von 1524—1527 dem mächtigen Sigmund Smiřický, von 1527—1530 dem Ritter Johann von Malcan, von 1530—1538 den Herren von Rožmital, von 1538—1544 dem Herrn Simon Trestičko von Hirſov. Im letztern Jahre endlich vereinigte wieder Wolfgang von Vrěsovic die getrennten Theile in ſeiner Hand und erweiterte das Teplicer Gebiet auch noch durch den Ankauf von Sonov und Turn. Von ihm, dem wiſſenſchaftlich durchbildeten Staatsmanne und Freunde der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, datirt Teplic ſeinen eigentlichen Aufſchwung als Badeort. Beſucht und bekannt als ſolcher war es wohl ſchon vordem. Sämmtliche Hydrographen des 16. Jahrhunderts erwähnen in ihren Schriften der Teplicer Thermen als längſt berühmt, und ſchlagen deren Heilkräfte gegen alle nur erdenklichen Uibel hoch an. Doch ſcheint bis dahin zur Hebung des Bades noch nichts geſchehen zu ſein. Ihm nun, wie aus einer gleichzeitigen gedruckten Beſchreibung von Teplic in lateiniſchen Hexametern zu erſehen, verdankte es die Errichtung der erſten, zweckmäßiger eingerichteten Bäder, ihm, 1568, die Erbauung der Schloßkirche, in der er auch im Jahre darauf feierlich beigeſetzt wurde. Nach dem Tode ſeines Bruders und Nachfolgers, Bernard von Vrěsovic, gelangte Teplic als Heirathsgut an deſſen Tochter Anna von Schönburg, welche es jedoch ſchon 1585 an den Schwager ihres Gatten, Herrn Radiſlav Vchynſky den Ältern, käuflich abtrat. Hatte Teplic an dieſem einen erbitterten Widerſacher, ſo bekam es an Radiſlav Vchynſky dem Jüngern, 1589, einen neuen und deſto eifrigern Förderer. Er vermehrte die

Zahl der Bäder, erweiterte das Schloß, legte Gärten an, und seine Gemahlin, 1614, stiftete ein ansehnliches Spital. Auch die Stadt, als Mitbesitzerin der Quellen, besaß bereits ihre eigenen gemauerten Bäder. Doch war es bei alledem mit dem Comfort noch übel genug bestellt. Wer z. B. Arzneien benöthigte, der mußte sie selbst mitbringen, und wer eines Arztes bedurfte, ihn — von Leitmeric kommen lassen. Kurz vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges kam Teplic, 1617, durch Erbschaft an Wilhelm Kinsky, den Vetter Radislav's des Jüngern, damaligen Oberstlandesjägermeister und nachmaligen Freund und Waffengefährten Albrecht's von Waldstein, als welcher er auch in jener verhängnißvollen Bankettnacht zu Eger, 1334, den Tod fand. Von seinen confiscirten Gütern fiel nebst Graupen, Bensen und Bünsdorf auch Teplic dem Feldmarschall Johann von Aldringen zu. Drei Wochen aber nach dieser kaiserlichen Schenkung starb dem neuen Herrn von Teplic sein einziger Sohn und präsumtiver Erbe, erst drei Tage alt. Zehn Wochen später fiel er selbst bei Landshut gegen die Schweden, nachdem er während dieser kurzen Frist auch noch seine Frau durch den Tod verloren. Auf kaiserlichen Befehl gingen die ihm geschenkten Herrschaften nun an seinen Bruder Marcus, Bischof von Seggau, über, und nach dieses Letztern baldigem Tode an den jüngern Bruder Paul, Bischof von Strasburg. Während dieses Herrnwechsels wurde Teplic zu wiederholtenmalen von Feind und Freund arg mitgenommen. Noch im Schenkungsjahre war es von den Schweden erstürmt und gebrandschatzt worden. Die schwedische Besatzung hauste in der Stadt und Umgegend so fürchterlich, daß die Bevölkerung nicht nur aus Teplic, sondern auf viele Stunden weit floh, sich in den Wäldern und Bergwerken verbarg, und Aecker und Wiesen so wie die Brandstätten öde liegen ließ. 1637 wurde es zwar von den Kaiserlichen zurückerobert, allein nur, um 1639 abermals in die Hände der Schweden zu fallen. 1640 wurden diese von den Kaiserlichen neuerdings verdrängt, kehrten jedoch 1645 wieder, erstürmten es in einem blutigen Kampfe, und behielten es bis nach Abschluß des Westphälischen Friedens. Ungeachtet aller dieser höchst mißlichen Wechselfälle scheint das Badeleben, namentlich gegen das Ende des Krieges hin, sich einigermassen wieder gehoben zu haben, wozu die Contingente unzähliger Verkrüppelter, welche die Armeen aller möglichen Potentaten den Quellen damals zuspedirten, wohl das Ihrige beigetragen haben mochten. Wenigstens datirt gerade vom J. 1648 das „Teplitzische warme Badebüchlein," welches Christoph Vollhart zur Unterweisung für die Badegäste in Dresden drucken ließ. Allein noch ein anderer wichtiger Umschwung für Teplic fällt in jene sturmvollen Tage. Es hatte, so wie überhaupt das ganze Thalland am Fuße des Erzgebirges, bis dahin eine čechische, zur utraquistischen Lehre sich haltende Bevölkerung gehabt. Noch bewahrt man auf dem Rathhause zwei sehenswerthe Gesangbücher in čechischer Sprache geschrieben und mit den Jahreszahlen 1560 und 1566. Die Krummstäbe der beiden Bischöfe brachten nun den Katholicismus wieder zur Herrschaft, und an die Stelle des theils auswandernden, theils in das Innere des Landes sich zurückziehenden čechischen, siedelte sich das deutsche Ele-

ment an. Nach dem Tode des Bischofs Paul, 1661, fielen die Aldringischen Besitzungen an dessen, in zweiter Ehe mit dem Obersten Hieronymus von Clary verheirathete Schwester Anna. Die Clary's, aus Toscana stammend, waren bereits seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in Böhmen ansäßig, und Ferdinand III. hatte erst kurz vorher, 1641, den Vater des Genannten, Franz von Clary, einen wohlbegüterten Edlen, in den Freiherrnstand erhoben. Freiin Anna von Clary starb 1665, und hinterließ ihrem überlebenden Gatten die Herrschaft Teplic, während ihr Sohn aus der ersten Ehe, Paul Müller, der nach Bischof Paul's Tode auch den Grafentitel von Aldringen geerbt, in den Besitz der übrigen Güter trat. Paul Müller starb schon, 1666 und Hieronymus von Clary trat, nun auch seinerseits in den böhmischen Grafenstand erhoben, auch in dessen Besitzrechte. Mit dem Grafen Hieronymus von Clary-Aldringen, dessen Nachkommen bis auf den heutigen Tag die Herren der schönen Domäne Teplic sind, beginnt für unsre Stadt eine neue Aera, die ihrer gegenwärtigen Bedeutung. Von dem Brande, durch den sie 1654 beinahe ganz eingeäschert worden, noch immer nicht erholt, verdankte sie ihm vor Allem die raschere Wiedererstehung aus Schutt und Trümmern. Für Verschönerung und eine förderlichere Aufnahme des Badewesens sorgte sodann, von 1676—1700, sein Sohn und Nachfolger, der weltmännisch gebildete Graf Johann Marcus Georg, dessen Stellung als kaiserlicher Gesandter am churſächsischen Hofe zuerst den Anstoß dazu gab, daß die vornehme Hofwelt, der er bereitwillig sein Schloß und seine Gärten öffnete, sich gewöhnte, Teplic zu ihrem Sommeraufenthalt zu wählen. Die Lorettokapelle mit der fürstlichen Gruft, die alten Lindenalleen im Spitalgarten und im Schloßgarten sind sein Werk. Unter ihm auch erhielt Teplic in der Person des Dr. Postenreuter den ersten stabilen Badearzt. Nach dem Tode des Grafen Marcus erbte Graf Johann Georg die Herrschaft, von welchem sie nach zwei Jahren schon auf seinen nächstältesten Bruder Franz Karl überging, der nach einem zweiundzwanzigjährigen Prozesse den Besitz dagegen behauptete, daß er den Nächsterbberechtigten eine Viertelmillion Gulden hinauszahlte. Während des halben Jahrhunderts seines Waltens erlangte Teplic, nachdem im J. 1712 selbst Peter der Große hier zu Gast gewesen, seinen Weltruf. An ihn erinnert das Jagdschloß **Doppelburg**, das Schießhaus am Spitalberg, der schöne Cursaal im Schloßgarten, die Dreifaltigkeitssäule auf dem Schloßplatze. Ihm folgte, nachdem er 1750 das Fideicommißstatut errichtet, 1751, sein Sohn Franz Wenzel, Oberſthof- und Landjägermeister, der 1767 den Reichsfürstenhut erwarb. Dieser gab dem Schloße seine gegenwärtige Gestalt, und trat noch im Jahre seiner Erhebung in den Fürstenstand die Herrschaft seinem Sohne Johann ab, der sich nachmals mit einer Tochter des geistreichen und chevalereskeu Fürsten Karl Josef de Ligne, nach welchem der Mont de Ligne noch heute den Namen führt, vermählte. Dieser Fürst, aus einem der ältesten, aus dem Hennegau stammenden Adelsgeschlechter, war der Enkel Heinrich Ludwig's und der Sohn Claude Lamoral's II., beide österreichische Feldmarschälle. Siebzehn Jahr alt, war auch er in österreichische Dienste getreten, und hatte mit Auszeichnung

den Siebenjährigen Krieg mitgemacht. Im baierischen Erbfolgekriege focht er unter Loudon als Feldmarschalllieutenant. Nach hergestelltem Frieden bereiste er fast ganz Europa, theils zu seinem Vergnügen, theils in diplomatischen Missionen, erregte allenthalben durch seinen Witz und sein feines Benehmen Aufsehen, und trat mit den geistreichsten Männern seiner Zeit, darunter Friedrich dem Großen, Rousseau und Voltaire, in literarische Verbindung. Katharina II. ernannte ihn zum russischen Feldmarschall und schenkte ihm ein Landgut in der Krim. Nach Kaiser Josef's II. Tode trat er von dem Schauplatze der politischen Thätigkeit zurück. Kaiser Leopold II. vermochte zu dem freigeistigen, überdies durch Herkunft und Besitz an die Niederlande gebundenen Fürsten, dessen ältester Sohn zudem auf Seite der dortigen Erhebung stand, kein Vertrauen zu fassen. Von Kaiser Franz im Jahre 1808 zum Feldmarschall ad honores ernannt, starb er 1814 zu Wien. Für Teplic knüpft sich an ihn die Erinnerung glanzvoller Saisons und prachtvoller Feste, die er in einer Gloriette auf der nach ihm benannten Anhöhe zu geben pflegte, so wie die Erbauung des Theaters in dem, in einen englischen Park umgeschaffenen Schloßgarten, zu der die Anregung zumeist von dem lebenslustigen und kunstfreundlich gesinnten Hofmanne ausging. Lange Zeit wurde auf demselben bloß französisch und nur von den Herrschaften für ihre ebenburtigen Cirkel gespielt. Später erst gewann auch die deutsche Muse auf, — und das größere Publicum vor den Brettern desselben Zutritt. In die lange Besitzzeit der Fürsten Franz Wenzel († 1788) und Johann, welcher General Hofbaudirector gewesen († 1826), fallen außer dem großen Brande von 1789, welcher die noch größtentheils aus Holz gebaute Stadt beinahe ganz verheerte, um sie schöner und solider aus Stein neuerstehen zu lassen, die großen Ereignisse des preußisch österreichischen und der Napoleonischen Kriege. Es war ein Zug schöner Humanität, daß bei dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges die beiden feindlichen Mächte in dem Entschlusse übereinkamen, daß neben Karlsbad in Böhmen, dann Landek und Warmbrunn in Schlesien, auch Teplic gewissermaßen als neutraler Boden respectirt werden solle. Man wollte dadurch den verunglückten beidertheiligen Kämpfern ein Asyl gesichert wissen, darin sie ungestört Pflege und Genesung finden könnten. Allein Noth kennt kein Gebot, und als, 1762, Daun nach Schlesien gezogen war, hatte der Fürst von Löwenstein alle Mühe, die Preußen, die von Sachsen über die Gränze herübergefallen, von Teplic, auf das sie mit aller Gewalt es abgesehen hatten, abzuhalten. Und als 1778 der Kampf um die baierische Erbschaft ausgebrochen, hatte man des schönen Uebereinkommens schon so weit vergessen, daß Prinz Heinrich von Preußen gleich zu Anfang des Krieges Teplic ohneweiters militärisch besetzte. Von dem Erscheinen Napoleon's vor Teplic haben wir bereits oben gehört. Von den blutigen Schlachten, die im Angesicht dieser Stadt im J. 1813 geschlagen wurden, datirt auch der Eintritt ihres Namens in die Weltgeschichte. Am 9. September 1813, während Napoleon sich rüstete, den vor einer Woche erst erfahrenen Schlag zu rächen, unterzeichneten hier die Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen den folgenreichen Allianz

vertrag, und wiederholt ſeitdem traten die Verbündeten und deren Nachfolger zu wechſelſeitiger Begrüßung und zu wichtigen Beſprechungen hier zuſammen; ſo in den Jahren 1835 und 1849, und erſt zuletzt wieder Kaiſer Franz Joſef und König Wilhelm von Preußen im Sommer 1860.

Die förderliche Rückwirkung all dieſer, ſtets von glänzenden Gefolgen und Feſtlichkeiten begleiteten Conferenzen, insbeſondere aber ſeit 1820 die beinahe allſommerliche Anweſenheit König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen, der für Teplic eine ganz beſondere Vorliebe bis an ſein Lebensende bewahrte, verfehlte nicht in dem namhaften Aufſchwunge ſich bemerkbar zu machen, den dieſe Badeſtadt während des letzten halben Jahrhunderts in jeder Hinſicht gewonnen, wozu denn freilich auch noch die ganz ausnehmende Sorgfalt hinzukam, welche die beiden Nachfolger des Fürſten Johann, — Karl Joſef von 1826—1831 und ſeitdem Fürſt Edmund Moritz, — derſelben widmeten. Und ſo zählt denn Teplic jetzt, da es eben erſt (1862) das Millennium der Entdeckung ſeiner Quellen feſtlich begangen, nicht nur zu den angenehmſten und beſtgepflegten Städten unſres Landes, ſondern unſtreitig auch zu jenen, die, zumal ſeit die von Außig herübergelegte Schienenbahn zu noch lebhafteren Beſuche einlädt, die bedeutendere Epoche ihrer Entwickelung erſt noch vor ſich haben.

III.

Das Umland von Teplic iſt von der Natur ſowol wie von jener dankenswerthen Aufmerkſamkeit, die durch die Hervorhebung beſonders aufſuchenswerther Punkte dem Gaſte entgegenzukommen beſtrebt iſt, mit annehmlichen Partien mehr als reichlich bedacht. Wir jedoch vor allem wenden uns dem in geringer Entfernung ſüdlich von dieſer Stadt am Nordweſtſaume des Mittelgebirges gegen die Elbe ſich hinabziehenden **Béla-Thal** zu, wo zunächſt ein ſchlichtes, von den waldigen Vorhügeln dieſes Gebirges umſchloſſenes Dorf uns anzieht,

Stadic,

der Stammort jenes Fürſtengeſchlechtes, das von mythiſcher Vorzeit bis in's 14. Jahrhundert zuerſt den Herzogsſtab und dann die Königskrone Böhmens getragen. Wir erreichen es auf dem Landwege, der von Schönau, vorüber am Schloßberg, ſüdöſtlich durch die Braunkohlengefilde von **Drakova, Onikan, Suchey** und **Habri** führt. Schon außerhalb desſelben, als erſtes und älteſtes Denkmal jenes Tages, da Libuše den Mann von Pfluge an ihre Seite berufen, um die Herrſchaft über die trutzigen Kmeten mit ihm zu theilen, begrüßt uns die Haſelſtaude, welche dem Stabe entſproßt ſein ſoll, den Přemyſl, als er ſeinem Heimatsorte Lebewohl ſagte, um den nach ihm ausgeſandten Boten zu folgen, zum Andenken in den Boden gepflanzt. Karl IV.,

berufen, das erlöschende Geschlecht der Premysliden auf dem Throne Böhmens zu erneuen, hatte im Dorfe drei Freihöfe gestiftet, deren Besitzer als Hüter und Pfleger dieser Staude für alle Zeiten von jeglicher Steuer und Abgabe losgezählt sein und nur die einzige Verpflichtung haben sollten, alljährlich ein Körbchen der Nüsse von derselben auf die königliche Tafel zu stellen, damit der Herrscher Böhmens, seines Ursprungs aus dem Volke eingedenk, auch nicht vergesse, stets treu zum Volke zu halten. Die Hüter jedoch, nachdem schon Ferdinand III. ihrer Vorrechte sie enthoben, sind längst ausgestorben. Ihre Freihöfe hat die Herrschaft an sich gekauft, und ob den Königen von Böhmen, wenn sie gelegentlich einmal auf dem Prager Schloße speisen, auch noch Nüsse von der Staude Přemysl's vorgesetzt werden, haben wir nicht erfahren können. Als ein zweites Denkmal dagegen wird außerhalb des Dorfes, am rechten Ufer des Flußes, uns das sogenannte Königsfeld gezeigt, dasselbe, auf welchem Přemysl, als die Boten an ihn herantraten, den Wasserkrug und den Brodlaib vor sich auf der ungestürzten Pflugschaar, seine Mittagmahlzeit eben gehalten haben soll. Ein einfacher, in sinniger Weise mit einem schlichten Pfluge gekrönter Denkstein, den Graf Erwein Nostic als Grundherr von Stadic im J. 1841 errichten ließ, bezeichnet die Stelle, an welcher die Tradition diese folgenreiche Begrüßung stattgefunden haben läßt. Welche Macht übrigens die Erinnerung, die an diese Stätte sich knüpft, über das Volk zu allen Zeiten geübt, sollte auch nach dem Erlöschen des Premysliden-Stammes, während der stürmischen Tage der Herrscherlosigkeit, die nach König Albrecht's Tode über Böhmen hereingebrochen war, noch einmal sich offenbaren, als eines Tages im Sommer des Jahres 1445 ein Mann im härenen Pilgergewand auf diesem Felde erschien und erklärte, der heil. Wenzel, der ihm im Traum erschienen, habe ihn zum Erben der böhmischen Krone ersehen und hieher gesandt, daß er, wie einst Přemysl, von dieser Stätte als Herr des Landes im Prager Schlosse einziehe. Von Fern und Nah bald strömten die Schaaren der Huldigenden herbei. Ja die Begeisterung, mit der die Massen allerorten zur Vertheidigung des neuen Königs sich rüsteten, begann bereits den Umfang einer allgemeinen Erhebung anzunehmen, und die Nachklänge derselben erhielten sich selbst dann noch lange, als der Prätendent, für irrsinnig erkannt und aus seiner Haft auf Raudnic längst in Freiheit gesetzt, als harmloser Bettler von Hütte zu Hütte das Land durchzog. Aber nicht unbestritten sollte Stadic den Ruhm besitzen, dem Böhmerlande den Ahnherrn seiner Fürsten gegeben zu haben. Wenigstens erheben in ganz entgegengesetzter Weltgegend, in Preußisch-Schlesien drüben, die Orte Trenkau, Kittelvic und Königsdorf Anspruch auf dieselbe Ehre, und das in allem Ernste. Nach der Behauptung ihrer Tradition wäre Přemysl kein Böhme, sondern ganz unzweifelhaft ein schlesisch Landskind. Zeuge dafür: erstlich der Name Trenkau, welcher die Stelle bezeichnet, wo der prächtige Schimmel, der bestimmt war, den Ausersehenen nach Vyšehrad zu tragen, „getränkt," — zweitens Kittelvic, wo das Roß „eingekittelt," d. h. mit der respectiven kostbaren Schabrake bedeckt, — und drittens Königsdorf, wo der Ersehnte nach langen Irrfahrten

in der Geſtallt eines ehrbaren Kittelvicer Bauersſohnes endlich aufgetrieben worden ſei. Wir für unſer Theil laſſen auch dieſem unſchuldigen Mythos gerne ſein Recht wiederfahren, wenn auch nur als das, was er eben iſt, nämlich ein ferner Nachhall der urſprünglichen Stamm- und Volkslebengemeinſchaft der Slaven diesſeits und jenſeits des Rieſengebirges, — und ſetzen, in der zuverſichtlichen Vorausſetzung, daß für den Ruhm unſres Stadic oder gar für die Succeſſion in unſrem Böhmerlande gefährliche Conſequenzen daraus kaum je erwachſen werden, unſre Wanderung durch das Thal aufwärts getroſt weiter fort. Trefflich beſtellte, wiewol der Unebenheit des Bodens halber nicht eben leicht zu beſtellende Aecker in der Tiefe zeugen von deſſen ausnehmender Fruchtbarkeit. Die Höhen, zumal über den Markt **Türmic** gegen die Elbe hinab, tragen den Schmuck ſchattiger Forſte. Die Nähe von Außig und Leitmeric verräth ſich in der Pflege der Rebe und veredelter Obſtgattungen. Aber, indem wir hoch oben über dem linken Flußufer durch das einſam ſtille Dörfchen

Tſchochau

ſchreiten, auch an die ehemaligen Herren dieſes lieblichen Geländes werden wir erinnert. Es waren dies die einſt mächtigen und angeſehenen Herren von Bilá, und bei dieſem Dorfe, das zu ihrer Zeit ein anſehnlicher Flecken geweſen und Řehlovic geheißen, hatten ſie ihre ſtattliche Burg. Im J. 1557, bei dem feierlichen Begräbniſſe Kaiſer Maximilian's II. noch, genoß Herr Dietrich von Bilá die Auszeichnung, unmittelbar hinter dem Sarge an der Seite des leidtragenden Erzherzogs Mathias zu ſchreiten. Allein die Herren von Bilá waren eifrige Proteſtanten und Herr Friedrich von Bilá, Herr auf Řehlovic, insbeſondere Einer der, von den Vertheidigern des Majeſtätsbriefes im J. 1618 eingeſetzten dreißig Directoren. An dem Schreckenstage des 21. Juni 1621 fiel ſein Haupt auf dem Altſtädter Ringe zu Prag unter dem Beile des Henkers, und ſein ganzes Geſchlecht hierauf wandte ſich nach Sachſen, wo ſeine Söhne, 1630, in der Nähe von Stolberg auf dem Ritterſitze Roſſel ſich ankauften, und in ihren Nachkommen noch volle anderthalb Jahrhunderte fortblühten. Den letzten dieſes Geſchlechtes indeß, Wilhelm von Bilá, ſollten ſeine Geſchicke wieder in das Stammland ſeiner Ahnen zurückführen, um ihn hier einen für alle Zeiten unvergänglichen, in die Sterne geſchriebenen Namen erwerben zu laſſen. Er war am 19. März 1782 auf Roſſel geboren, und trat, erzogen in der Dresdener Militärakademie, da nach dem Verkaufe des väterlichen Gutes ihn an Sachſen nichts mehr feſſelte, 1802 in öſterreichiſche Kriegsdienſte. Er kämpfte bei Aſpern, Wagram und Leipzig, und bezog, nachdem das Jahr 1815 Europa endlich den Frieden gebracht, die Garniſon zu Prag. Hier auch war es, wo er, um der geiſttödtenden Beſchäftigungsloſigkeit eines Soldatenlebens im Frieden zu entgehen, zuerſt das Studium der Aſtronomie ergriff. Der kurze Feldzug nach Neapel, 1821, an welchem Theil zu nehmen ſein Regiment befehligt war, unterbrach dieſe Studien auf kurze Zeit. Abermals nach Böhmen zurückbeordert und in die kleine, zu allem andern eher als zu

wiſſenſchaftlichen Forſchungen anregende Feſtung Joſefſtadt verlegt, entdeckte er hier, 1826, den nach ihm benannten Bilaſchen Kometen, und berechnete deſſen Wiederkehr für 1832. Ein ſtiller, beſcheidener Forſcher theilte er fortan ſeine Zeit zwiſchen die Pflichten ſeines Standes, die Sterne und die ſchönen Künſte, bis es ihm, im J. 1844 als Major in Penſion geſetzt, nach langem vergeblichem Sehnen endlich gelang, Venedig, das Ideal ſeiner Wünſche, zum Aufenthalt wählen zu dürfen. Hoch oben unter dem Dache eines alten, halbverfallenen Pallaſtes ſtellte er nun hier ſein Obſervatorium auf, und ſpähte in den klaren Nächten nach neuen Kometen, während er die Tage über in den Kirchen, Kloſtergängen und verlaſſenen Palaſthallen nach alten, verſchollenen Gemälden und Skulpturen forſchte. Mit Stolz zugleich und Wehmuth ſeiner böhmiſchen Abkunft gedenkend liebte er vor allem das böhmiſche Lied, und manchen ſchönen Abend konnte man den alten Herrn in einem der Gärtchen an den Seitencanälen incognito im Kreiſe böhmiſcher Soldaten weilen ſehen, die ihm ihre Heimathlieder vorſangen, und die er dagegen bewirthete. So lebte Wilhelm von Bilá in der ewig wundervollen Stadt der klaren Nächte und der Künſte den Reſt ſeiner Tage in neidenswerther, heiterer Stille, bis auch ihn, den kinderloſen Greis, am 18. Feber 1856 der Tod endlich zu ſeinen Ahnen verſammelte. Auf Kehlovic aber, das nach der Confiscation der Freiherr Hartwig Johann von Noſtic, von der Linie Tſchochau in der Lauſic, durch Kauf erworben, und auf das er nachmals, als Oberſtkanzler in Böhmen mit einem Theile der Grafſchaft Rhinek belehnt und in den Reichsgrafenſtand erhoben, den Namen ſeines Lauſiciſchen Stammſitzes übertrug, gebietet als Grundherrſchaft bis auf den heutigen Tag die von dieſem geſtiftete Linie der Grafen Noſtiz-Rhinek.

Von Tſchochau über **Proſanken**, **Hertine** und **Welbol** das Béla-Thal aufwärts durchſchreitend treten wir nach etwa zweiſtündiger Wanderung bei dem Dörfchen **Welbine** einſtweilen aus demſelben hervor, und wenden uns am Nordabhange des **Ladenbergs** hin, — wobei wir jedoch nicht verſäumen, von den Zinnen des an dieſen Abhang hingebauten reizenden **Ladenburger Belvedere's** der herrlichen Fernſicht zu genießen, ſodann an der Teplic-Biliner Straſſe das artige Luſtſchlößchen **Tuchel** und hierauf bei **Kremus** das vom Grafen Auguſt Lebebour-Vicheln vor nicht Langem erſt neu aufgeführte Hauptſchloß der gleichnamigen Domäne zu beſichtigen, — weſtwärts über das hügelige Erdbrandgebiet von **Sobrusan** und **Schelenken**, zu einem Rundgang durch dieſelbe der **Mittelgebirg-Erzgebirgiſchen Thalebene**, neuerdings zu. Anziehend gleich am Saume derſelben begrüßt uns in einer von ſanften Hügelwellen umſchloſſenen, im Norden von einem ſeegleichen Teich, im Weſten von einem weitläufigen Parke ausgefüllten Niederung, durchzogen von der Teplic-Brüxer Chauſſée, das Städtchen

Duchs

mit ſeinem prachtvollen, allſommerlich von zahlreichen Teplicer Gäſten aufgeſuchten Schloſſe, dem ſtattlichen Sitze der Duchs-Leitomyšler Linie der Grafen Waldſtein-Wartenberg. Am Südſaume des Teiches in grüner Fläche ſich ausbreitend zählt das

Städtchen bei einer gewerbefleißigen Einwohnerschaft von etwa vierthalbtausend Seelen außer zwei kleinen Vorstädten, — der Biliner im Osten und der Teplicer im Norden, — nur wenige Gassen, deren hauptsächlichste Zierde die schon im 14. Jahrhundert bestandene und zu Anfang des vorigen aus einem Vermächtnisse des Grafen Friedrich Johann, Erzbischofs von Prag, neu aufgebaute Dekanalkirche ist. Am südwestlichen Ende des Städtchens, im Vordergrunde des Parkes und von der genannten Chaussée durch einen geschlossenen Vorraum geschieden, erhebt das Schloß seinen umfassenden, um zwei geräumige Höfe sich ordnenden Bau. Ausgezeichnet schon durch das Großartige seiner Anlage und äußern Erscheinung stellt dieser stolze Herrensitz mehr noch durch den Reichthum seiner innern Ausstattung, die er in seinen Sälen und Galerien birgt, dem von Raudnic würdig sich an die Seite. Die Wände des Ahnensaales, neben Darstellungen aus der Geschichte der Waldsteine, die bis zu deren Anfängen in's 13. Jahrhundert zurückreichen, und noch zu den bessern Arbeiten aus der Zeit der mit dem 17. Jahrhundert beginnenden Niedergangsperiode der böhmischen Malerschule gehören, zeigen hier wie dort die Bildnisse einer Reihe von Staats- und Kriegsmännern aus diesem über Böhmen und Ungarn weitverzweigten Hause, deren Namen mit der Geschichte unsres Landes auf's innigste verknüpft sind, darunter indeß, wie billig, das des Herzogs von Friedland, von der Hand Van Dyk's, unser Interesse ganz besonders anregt, — ein streng, ja selbst düster blickender Kopf, dessen faltenreiche Stirne wohl ahnen läßt, daß hinter ihr Pläne brüten, die selbst kommenden Geschlechtern noch ein Räthsel bleiben sollen. Bedeutsam illustriren dies Bild die in der Waffensammlung aufbewahrten Rüststücke des Herzogs und im zweiten Hofe das kunstreiche Bassin, das er, auf dem Gipfel seiner Macht, in Nürnberg aus den bei dieser Stadt erbeuteten schwedischen Feldstücken gießen ließ. Und wie in Raudnic und Tetschen, so verwahren auch hier die Schränke der reichen Bibliothek manchen kostbaren, für die Geschichte erst noch zu verwerthenden handschriftlichen Schatz, darunter namentlich das berühmte Manuscript einer Kirchengeschichte in zehn Theilen, die der gelehrte Exulant Paul Skála von Zhoř, nachdem er 1627, um sein protestantisches Bekenntniß nicht abschwören zu müssen, Böhmen verlassen, theils zu Lübek theils zu Freiberg in böhmischer Sprache niedergeschrieben. Der gesammte Neubau, so wie die glanzvolle innere Einrichtung dieses Schlosses, vor allem aber die Aufstellung und Ordnung all der werthvollen Sammlungen an Gemälden, Naturalien, Waffen, Vasen und zahllosen anderen Sehenswürdigkeiten sind das Werk des 1823 verstorbenen Grafen Franz Adam, und legen ein beredtes Zeugniß dafür ab, daß diesem trefflichen Edlen nicht umsonst der Ehrenname des Schöpfers des neuen Duchs beigelegt wird. Was die Geschicke der ehedem hier gestandenen Burg sowie die des Städtchens anbelangt, so wird bis gegen den Anfang des 15. Jahrhunderts besonders Hervortretendes darüber uns nicht gemeldet, außer etwa, daß Beides seit den ältestbekannten Zeiten den mächtigen, auf der nahen Riesenburg hausenden Herren von Osek zu eigen gehört. Im J. 1393, in den Tagen des bereits sinkenden Gestirnes dieses Geschlechtes,

gelangte Duchs aus den Händen des Herrn Borek von Riesenburg für eine Schuld von 4000 Schock Groschen zuerst in den Pfandbesitz der Markgrafen von Meißen, aus dem es, nach einer kurzen Unterbrechung (1412—1422), erst 1459 wieder erlöst werden sollte. Wie das Erscheinen der Markgrafen von Meißen im Nordwesten Böhmens als Pfandeinhaber zahlreicher Burgen und Städte für die Geschicke dieses Landes überhaupt, so sollte es insbesondere auch für unser Duchs ein verhängnißvolles werden. Markgraf Friedrich nämlich, einer der erbittertsten Gegner der religiösen Bestrebungen der Böhmen, hatte gleich bei dem Ausbruche der hussitischen Kämpfe eine starke Besatzung in die von König Sigismund neuerdings ihm verpfändeten böhmischen Städte und Burgen geworfen, und das Augenmerk der hussitischen Führer dadurch auf sie ganz insbesondere gelenkt. Im Sommer 1421 schon hatte Duchs die Brandfackeln der Prager kennen gelernt. Als nun der Nachfolger Zizka's, Prokop der Kahle, im Frühjahr 1426 mit seinen Schaaren gegen das erzgebirgische Gelände aufbrach, um es von den meißnischen Haufen zu säubern und den Schlag auf Außig vorzubereiten, ward dem von 500 Meißnern besetzten Städtchen Duchs der traurige Vorzug, der Schauplatz des heftigsten Kampfes und blutigsten Gemetzels zu werden. Die Fünfhundert wehrten sich, was sie konnten, und das Häuflein waffenfähiger Bürger, denen das Hussitenthum als der entsetzlichste Gräuel geschildert war, standen ihnen redlich bei. Allein die schwache Besatzung schwand zusehends, ohne daß eine Heeresabtheilung von 6000 Meißnern, die in den nahen Wäldern im Hinterhalte lag, zu ihrem Entsatze hervorzubrechen sich getrauen durfte. Da unternahm es in seiner Bedrängniß ihr Hauptmann, den Entsatz auf einem Umwege selbst herbeizuführen, und zog in dieser Absicht, nur von einem Häuflein der Seinigen begleitet, in stiller Nacht aus Duchs gegen die Wälder hinaus. Glücklich durchschlich er das Lager der Taboriten. Allein auch diese, nachdem sie von seinem Abzuge Kunde erhalten, nahmen der Gunst des Augenblickes wahr, erkletterten die Mauern des Städtchens, richteten unter den rath- und führerlosen Zurückgebliebenen ein furchtbares Blutbad an, und als der Hauptmann Tags darauf mit dem Entsatze endlich heranzog, fand er an der Stelle, wo ehemals Duchs gestanden, nur mehr einen rauchenden Trümmerhaufen. Die von Sachsen 1459 endlich an die Krone Böhmens zurückgelangte Stadt sammt dem dazu gehörigen Gebiete besaßen nach einander die Herren von Hasenburg und Kaplir von Sulevic, bis sie um's Jahr 1510 Herr Diepold Popel von Lobkovic, Herr auf Bilin, nebst Osek und der Riesenburg für 19600 Schock Groschen käuflich erwarb, worauf Ferdinand I. dessen Söhnen Johann, Georg und Litwin das bisherige Pfand vollends in's freie Eigenthum überließ. Jedoch erst unter Herrn Wenzel Popel von Lobkovic, auch Herrn auf Schreckenstein, zweigte von der Biliner Linie dieses Hauses die Duchser Nebenlinie sich ab, die 1636 von Ferdinand II. in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, aber schon mit dem ersten Grafen Lobkovic auf Duchs, Franz Josef, in männlicher Linie ausstarb. Durch die Vermählung der Witwe dieses Letztern mit dem Herrn Maximilian von Waldstein, demselben, der einst Ferdi-

nand II. zur Kaiserwahl nach Frankfurt begleitet und später seinen Vetter Albrecht von Waldstein zur Wiederübernahme des Oberbefehls über die kaiserliche Armee zu bewegen gewußt, kam nun Duchs in den Besitz der Waldsteine, die alsbald durch eine thätige Fürsorge für das ihnen untergebene Gebiet, insbesondere aber durch zahlreiche Kirchenbauten und fromme Stiftungen sich hervorthaten. Graf Johann Josef, Erzbischof zu Prag, enthob 1680 die Duchser ihrer bisherigen Unterthänigkeit, stiftete ihnen das noch heute bestehende Bürgerhospital und erbaute außer der Dekanalkirche auch noch die Heiligenkreuz-Kirche bei demselben; Graf Johann Josef, der ihm folgte, baute die Kirchen in den Dörfern **Liptic** und **Sobrusan** (1723—1730) und gründete zu Oberleitensdorf die heute noch blühende Wollwaarenfabrik. Graf Emanuel, der Erbauer des Jagdschlosses **Lichtenwald** hoch oben im **Fley'er Revier**, gründete das gleichfalls noch bestehende Waisenhaus zu **Oberleitensdorf**. Aber auch der aufhellende Genius des 18. Jahrhunderts sollte für Schloß Duchs von nachhaltiger Einwirkung werden, und selbst der abenteuerische Zug jener Zeit ohne dauerndes Andenken nicht daran vorübergehen. Graf Karl Josef, ein aufgeklärter und im Geiste der Philosophie seiner Zeit freidenkender Kopf, der es liebte, die große Welt aus eigener Anschauung kennen zu lernen, brachte aus Paris, wo er ihn kennen gelernt, den nicht weniger bewunderten als verfolgten Venezianer Johann Jakob Casanova von Seingalt nach Duchs, um den weltmüden und herabgekommenen Günstling großmächtiger Könige und Königinnen hier endlich eine Stätte sicherer Ruhe und Einkehr finden zu lassen. Casanova, als er, 1785, nach Duchs kam, war bereits ein Sechziger. Die Großmuth seines neuen Beschützers übertrug ihm hier das Amt eines Bibliothekars, eine Sinecur, die ihm die nöthige Muße vollauf gewährte, um den bunten Roman seines Lebens in den 12 Bänden seiner „Mémoires écrits par lui même" zu verewigen. Ob der edlere, humanistische Kern, den der große Abenteurer mitten unter den Flittern exorbitanter Verirrungen im Grunde seines Herzens doch barg, auf den Grafen Franz Adam, der nach dem Tode seines Bruders die Duchser Güter übernahm, nicht von tiefem Einfluß gewesen, wer möchte das entscheiden? Als Casanova in den Duchser Büchersälen sich zur Ruhe setzte, war Graf Franz Adam noch nicht ganz fünfundzwanzig Jahre alt, und hatte an der Nordküste Afrika's gegen die Seeräuberstaaten von Fez und Tunis sich bereits die Sporen verdient. Dann schlug er sich an der untern Donau mit den Türken, ergriff aber mit einemmale mit allem Enthusiasmus eines Hochgelehrten das Studium der Botanik und trieb sich, nach Kräutern und Sträuchen forschend, sieben Jahre lang in Gesellschaft eines Pesther Professors in den Schluchten der Karpathen und in den Sümpfen der Theiß herum. Kaum aber hatte er daheim, mit Casanova in demselben Bücherſaale arbeitend, die Früchte seines Sammelfleißes zu ordnen begonnen, als Napoleon gegen Wien heraufrückte, und wieder griff er nach der Waffe, zuerst im Corps der Cavalliere, dann als Landwehrmann, dann als Anführer eines Trupps Freiwilliger. Casanova mittlerweile war, 1803, zu Wien gestorben, und Graf Franz Adam, als er 1814, im vorgerückten

Alter von bereits fünfundfünfzig Jahren, auf Duchs als Erbherr einzog, schickte sich erst an, die Erfahrungen seines reichen Lebens und Denkens in schöner Weise fruchtend zu verwerthen. In seinem eigenen Hause bauend und mit den gesammelten Kunst- und Naturschätzen als bester Zier sich umgebend, trachtete er auch im Umfange seiner Besitzungen, ein Schutzoberer im edelsten Sinne, durch die Gründung von Schulen und durch die Einführung neuer Industrien überall wohlthätig und gemeinnützig anzuregen. Eine seiner Lieblingsideen war die Förderung der Oberleitensdorfer Fabrik, in der man ihn, den Geist der Arbeiter durch sein Beispiel erhebend und fördernd, oft tagelang in rastloser Thätigkeit bald an einem Webstuhle, bald in der Walke beschäftigt sehen konnte. Auf dem Kirchhofe zu Oberleitensdorf auch ersah er sich seine Ruhestätte, und ein schönes Denkmal deckt dort seine sterblichen Reste, während sein Name im Munde allen Volkes fortlebt.

Doch schauen wir in unsrer Thalebene uns nun weiter um, indem wir zu diesem Zwecke nach vollbrachter Nachtrast den am Nordsaume des Duchser Parkes hin von der Teplicer Chaussée nordwestwärts sich abzweigenden Weg einschlagen! Zur Rechten auf diesem Wege, indeß vor uns aus dem kaum merklich aufsteigenden Thale die bewaldeten Abhänge und Kuppen des Gebirges im vollsten Glanze morgensonniger Beleuchtung sich erheben, in kaum zweistündiger nördlicher Entfernung bleibt uns, hart an den Fuß des Gebirges hingelagert, das Bergstädtchen

Klostergrab

liegen, dessen Name in verhängnißvoller Weise die engherzigen und kleinlichen Anlässe uns in's Gedächtniß ruft, an welchen der große Weltbrand des dreißigjährigen Krieges sich entzündet. Bis zum Jahre 1282 den Teplicer Nonnen gehörig und von diesen hierauf an das Stift Osek abgetreten hatte die frühzeitig von deutschen Bergleuten bevölkerte Silbergrubencolonie, der selbst der strenge Ferdinand I. mehrfache Privilegien verlieh, und die Rudolf II. bald darauf zur Stadt erhob, ungeachtet des Druckes, den die geistliche Obrigkeit auf sie ausübte, dem protestantischen Glaubensbekenntnisse sich bald zugewandt. Nach der Auflösung des Conventes zu Osek von Kaiser Rudolf dem Prager Erzbisthum in's Eigenthum übergeben verharrte Klostergrab nicht minder bei der neuen Lehre, und die Einwohner, da die Ausübung des protestantischen Gottesdienstes in der eigenen Kirche des Ortes durch den erzbischöflichen Grundherrn ihnen untersagt ward, ungeachtet sie bis zum J. 1602 denselben ungestört darin ausgeübt, schritten, gestützt auf den Majestätsbrief, zum Baue eines eigenen protestantischen Gotteshauses. Unbehelligt wurde der Bau zu Ende geführt. Der neue Grundherr jedoch, Erzbischof Johann Lohelius, glaubte ein solches Festsetzen der ketzerischen Lehre auf einem Boden, der seit unvordenklichen Zeiten geistlichen Obrigkeiten unterthänig gewesen, nicht dulden zu sollen, und verfügte zuerst die Sperrung und 1616 vollends die Demolirung des Gotteshauses. Protest über Protest gegen diese flagrante Mißachtung des kaiserlichen Freibriefes ergingen nach Prag und

nach Wien. Wie jedoch Kaiser Mathias den Verfechtern des besiegelten guten Rechtes darauf antwortete, wie die Replik auf die kaiserliche Resolution aus dem Fenster der Prager Landstube und des Prozesses Erledigung endlich auf dem Weißen Berge bei Prag erfolgte, steht gar lehrreich im großen Buche der Welthistorie geschrieben. Die restlichen Rudera des geschichtlich gewordenen Baues waren vor wenigen Jahren noch hinter dem Klostergraber Rathhause zu sehen. Ob sie mittlerweile nicht etwa in irgend einem Neubaue aufgegangen, wissen wir nicht zu sagen. Klostergrab selbst aber, von dem größten Theile seiner Bevölkerung damals verlassen, hat seitdem seine ehemalige Bedeutung nicht wieder zu erlangen vermocht. Der einst so schwungvolle Bergbau nahm immer mehr ab, gerieth von Zeit zu Zeit in's Stocken und selbst die Versuche zu seiner Wiederbelebung, in neuester Zeit (1824, 1835, 1847) haben eines erwünschten Erfolges bisher sich noch nicht zu erfreuen gehabt. Wollwirkerei und Strohflechterei sind nun dort die Hauptindustrie. Und nicht viel erfreulicher steht es mit dem Silberbaue in dem Bergstädtchen

Niklasberg,

eine Stunde nordwärts dort oben über Klostergrab im Gebirge, wo der Stürmerberg mit seiner 2750 Fuß hohen Kuppe von den niedrigern Vorbergen sich abhebt. Ursprünglich ein Dorf Namens Neu-Schellenberg hatte auch es der ehemaligen Ergiebigkeit seiner Erzgänge und den Hoffnungen, die man noch für's Weitere hegen zu dürfen meinte, die Erhebung zum Range einer Stadt und die Ausrüstung mit Privilegien zu verdanken, die es in manchem Stück selbst Joachimsthal gleich stellten, wie denn die damaligen Verhältnisse, wenn der Bergbau irgend einen gedeihlichen Aufschwung nehmen sollte, dergleichen allerdings beinahe unumgänglich voraussetzten. Allein die Erfüllung erwies sich nachmals als hinter den Hoffnungen mehr, als lieb sein konnte, zurückbleibend, und so gingen auch dort die Gruben allmählig ein, um schließlich, nachdem seit 1848 sie auch das Aerar aufgegeben, nur noch den Bemühungen einiger privaten Gewerke überlassen zu bleiben. Zu Niklasberg wie zu Klostergrab sind es nun kleine Hausindustrien, und darunter hauptsächlich Wollwirkerei und Strohflechterei, wovon die wenig zahlreiche Einwohnerschaft zumeist sich nährt. Unsern Weg verfolgend haben wir indessen nach kleinen drei Viertelstunden den Stiftsort

Osek

erreicht, dessen zerstreute Häuser in der Ebene unfern dem Fuße des Gebirges zu beiden Seiten des Riesenbaches sich ausbreiten, und dessen stattliche, weithinblickende Klosterthürme zu verschiedenenmalen bereits aus der Ferne uns bemerkbar geworden. Die Gründung dieses Stiftes, in dessen Schutze zuerst der ältere, östliche Theil des Ortes mit der schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts erbauten Kirche, und später der neuere, westliche sich angesiedelt, und das, mit seinen ansehnlichen, wohlgestalten Bauten im Süden desselben einen ziemlich weitläufigen, für sich abgeschlossenen Raum

einnimmt, reicht bis in die Tage des ersten Aufkommens feudaler Privilegien und Immunitäten in Böhmen unter dessen letzten Wahlfürsten zurück. Ein reicher, in der Umgegend von Saaz vielbegüterter Edler Namens Jan Milhoft hatte um '196 aus dem damals noch zu Böhmen gehörigen Kloster Waldsassen eine Anzahl von Vätern aus dem Orden der Cisterzienser auf seine Güter berufen, und ihnen alldort, unfern von Maschau, ein bescheidenes Haus eingeräumt. Die frommen Väter jedoch, sei es daß Herr Milhoft ihnen in seinen Zusagen nicht recht Wort gehalten, sei es wirklich, daß sie in der dortigen Wildniß sich nicht recht sicher fühlten, wünschten bald ihrer neuen Niederlassung wieder die Ferse weisen zu können, und fanden ebenso bald, in Herrn Slavek von Osek einen neuen Beschützer, der ihnen bereitwillig zu Füssen seiner gleichnamigen Burg, deren tannendurchwachsene Trümmer wir heutigen Tags noch dort im Hintergrunde des Stiftes, in der malerischen Ruine

Riesenburg

gewahren, gastliche Aufnahme gewährte, und ein Kloster, um 1200, einrichtete, dem die darein Uebersiedelten aus Dankbarkeit für ihren mächtigen Schirmherrn gleichfalls den Namen Osek beilegten. Die Herren von Osek nämlich, die eben um diese Zeit erst mit der Aufnahme deutscher Sitten und Einrichtungen den Namen der von Riesenburg angenommen hatten, zählten dazumal zu den ersten Geschlechtern des Landes. Sie leiteten ihre Abkunft bis in das 10. Jahrhundert zurück, und hatten, ohne Unterbrechung beinahe, die einflußreiche Würde der Comites auf Bilin bei ihrem Hause zu bewahren gewußt. Einer ihrer Vorfahren, der kühne Mstislav, hatte es sogar wagen gedurft, die schöne Bruders-gattin Herzogs Spitihnèv II. auf einer seiner Burgen in Liebesbanden gefangen zu halten, ein Frevel, den er freilich später vergeblich damit gut zu machen suchte, daß er, 1061, den heil. Aposteln Peter und Paulus zu Bilin eine schöne Kirche erbaute. Denn der Gatte der Entführten, Wratislav, nachdem er seinem Bruder auf dem Throne gefolgt, ließ sich hiedurch nicht rühren, und zwang, gerade an dem Tage, an welchem die Kirche ihrem frommen Zwecke übergeben werden sollte, den frauenräuberischen Comes zur schleunigen Flucht. Ein Bruder des Herrn Slavek, Hrabiša, war Župan auf Brüx, Herr Slavek selbst Oberstkämmerer und gleichfalls Comes auf Bilin, in welcher Würde auch sein Sohn Kojata ihm folgte. König Premysl Otakar I. nahm die neue Stiftung in seinen besondern Schutz, schenkte ihr ansehnliche Ländereien, und stattete sie mit einträglichen Gerechtsamen und Immunitäten aus, und ein Enkel des Gründers, Slavek, stand eine Zeitlang ihr selbst als Abt vor. Allein schon mit dem Sohne und Nachfolger des Herrn Kojata (†1238), Herrn Borcš dem Ältern von Riesenburg, begann der Glanz dieses Geschlechtes seinem Untergange sich entgegenzuneigen. Uebermüthig und dabei auf seinen Vortheil mehr als auf das Wohl des Landes bedacht, hatte er stets zu dem mit verschwenderischer Hand die Güter der Krone unter seine Günstlinge austheilenden Wenzel I. gehalten, und war selbst

nach deſſen Tode nie ein Freund des, die gute Ordnung wieder herzuſtellen bemühten Přemyſl Otakar II. Unterwerfung heuchelnd begleitete er dieſen zwar auf ſeinen ruhmreichen Kriegszügen, ſtand aber auch an der Spitze der Verſchworenen, die ſchließlich ſeinen Fall herbeiführten, was jedoch nicht zu verhindern vermochte, daß nach der verhängnißvollen Schlacht auf dem Marchfelde die in Böhmen einfallenden Schaaren Rudolf's von Habsburg Stift wie Burg Oſek mit allen Gräueln der Plünderung und Verwüſtung heimſuchten. Die an Přemyſl Otakar verübte Treuloſigkeit verbunden mit jenem Hochmuthe, der den richtenden Geſchicken trotzen zu können vermeint, vermochte unter den Nachfolgern des Herrn Boreš den Fall ihres Hauſes nur zu beſchleunigen, der endlich in der Perſon des Herrn Boreš des Jüngern von Rieſenburg in den Tagen Wenzel's IV. ſich entſchied. Je nach den wechſelnden Sternen dieſes Königs, bald deſſen eifrigſter Anhänger bald erbitterteſter Widerſacher, konnte dieſer Letzte, eine politiſche Rolle ſpielende Rieſenburg den vollendeten Ruin ſeines Geſchlechtes nicht länger verbergen, und ſah ſich genöthigt, den größten Theil ſeiner Güter ſammt ſeiner Namensburg, 1393, an den Markgrafen von Meißen zu verpfänden. Was noch übrig blieb, das gaben ſeine Nachfolger auf, um auf der Burg Pfraumberg das verrufene Gewerbe von Raubrittern zu ergreifen. Noch einmal ſehen wir einen Boreš von Rieſenburg auftauchen, 1434, unter den Kämpfern von Lipan, jedoch ſo arm, daß er, weil er nicht im Stande iſt, ſich ein Pferd anzuſchaffen, ſeinen Platz den Reihen des Fußvolks nehmen muß, und wenn wir ihn auch aus Rückſicht für ſeinen alten Namen nach dem Tode König Albrecht's, 1440, mit unter jene Herren gewählt finden, die dem Lande einen neuen König wählen ſollen, ſo verſchwinden nichts deſtoweniger mit ihm die Rieſenburge für immer aus dem Geſichtskreiſe der Begebenheiten. Auch das Kloſter inzwiſchen, von den Huſiten 1421 zerſtört, hatte aufgehört zu beſtehen, und ein ſpäterer Verſuch, es wieder herzuſtellen, zog der Ordensbrüder ſo Wenige an, daß Rudolf II., 1570, es vollends auflöſte und die bisher nur in Pfand gegebenen Güter deſſelben auf das Prager Erzbisthum übertrug. Doch ſollte der Stiftung die Folgezeit ſich gewogener erweiſen als den Stiftern. Ferdinand II., darauf bedacht, dem im erzgebirgiſchen Gelände tief eingewurzelten Proteſtantismus ein wirkſames Gegengewicht entgegenzuſtellen, reſtituirte, 1626, den Convent, und der damalige Erzbiſchof Johann Lohelius ſtellte die geſammten ehemaligen Beſitzungen demſelben freiwillig wieder zurück. Nun erhob das neue Stiftsgebäude ſich bald in ſeiner gegenwärtigen, pallaſtgleichen Pracht. Die Kirche wurde größer und ſchöner wiedererbaut, und die fünfzig Chorherren, nun Herren des Bodens, auf dem ihre Vorgänger einſt gaſtlich aufgenommen worden, eröffneten, der Annehmlichkeiten des Lebens in der Anlage von Gärten und Luſtorten wie auch der Pflege der Wiſſenſchaften darüber nicht vergeſſend, eine neue Aera ihrer frommen Wirkſamkeit, die ſeitdem nur durch die von Kaiſer Joſef II. verfügte Reducirung ihrer Anzahl auf achtzehn eine unliebſame Störung erfahren ſollte. Wir beſichtigen nun auch noch die von den geiſtlichen Grundherren bald nach ihrer Wiedereinſetzung im 17. Jahr-

hundert in löblichſter Abſicht nächſt ihrem Stifte gegründete Zeugfabrik, und wenden uns ſodann ſüdweſtlich am Abhang des Gebirges hin durch den Wald, der neben uns über die Kuppen des **Strobnicberges**, des **Wieſelſteins**, (3030′) des **Schwarzberges** (2800′) und des **Göhrunberges** (2690′) bis nach Sachſen ſich hinüberzieht, über **Ladung** und die **Paleſinshöhe** nach

Rauſchengrund und **Oberleitensdorf**,

— die Centralpunkte der über das ganze Umgebiet verbreiteten, die Chriſtbäume halb Deutſchlands, Frankreichs und Englands alljährlich mit den ſchönſten hölzernen Armeen, Wildbahnen, Städten, Puppen und Trompetchen, verſorgenden Spielwaarenindustrie, — verweilen hier auf dem Friedhofe bei dem ſchönen Grabmale, welches die Gräfin Caroline Waldſtein ihrem Gatten, dem unvergeßlichen Grafen Franz Adam, errichten ließ, und trachten, über **Niederleitensdorf**, **Lindau**, **Roſenthal** und **Kopic**, längs des **Bernsbaches** dem nordöſtlichen Saume der urweltlichen Seeniederung folgend, vor einbrechendem Abend noch jene Gruppe von Klingſteinhügeln, die dort im Süden dem flachen Moorgelände ſich enthebt, und mit ihnen die Stadt

Brüx

und auch das Thal der Bela wieder zu erreichen. An den nordöſtlichen Abhang jener Hügelgruppe zwiſchen den **Spitzberg** und den **Schloßberg** hingebaut, an welchen letztern in ſüdweſtlicher Richtung ſich der **Breitenberg** und der **Roſſelberg** (1290′) anſchließen, und inmitten einer durch ihre Fruchtbarkeit ausgezeichneten Landſchaft gelegen, genießt Brüx, wiewol mit ſeiner Bauart über den allgemeinen Character der mittlern böhmiſchen Städte nicht hinausreichend, mit allem Rechte den Ruf einer angenehmen Stadt, wozu freilich wohl der Wohlſtand der Bevölkerung, der wieder ſeinerſeits als eine Folge der Wohlhabenheit des Gemeinweſens und eines löblichen Gemeinſinns, betrachtet werden darf, durch welchen dieſe Stadt ſeit jeher ſich hervorgethan, nicht wenig beiträgt. Schon zu Ende des vorigen Jahrtauſends, im Schutze einer Burg, die dort oben auf dem Schloßberge ſtand und offenbar den Zweck hatte, den Paß aus der damals gewiß noch wenig wegſamen Seeniederung in das Innere des Landes zu beherrſchen, fand ſich hier ein wohlbevölkerter Ort, deſſen Kaiſer Heinrich II., als er den durch Boleſlav Chrabry verdrängten Herzog Jaromir in Böhmen wieder einführte, ſich zu bemächtigen für nöthig fand. Die Burg hieß Gnévin, was, gleich Tetin, Libuśin u. ſ. w. ganz unzweifelhaft auf eine weibliche Erbauerin hinweiſt. Von einer Brücke, die die Wegſamkeit des Paſſes vermittelt haben mochte, führte der Ort den Namen Gnévin most, woraus dann das lateiniſche Pons und das deutſche Brucks oder Brüx ward. Von der Wichtigkeit der Burg, von welchen übrigens nur ganz unanſehnliche Reſte noch ſich erhalten, mag es zeugen, daß Herzog Jaromir, nachdem er den Thron wieder beſtiegen, ſie namhaft erweiterte, König Wenzel I., in dem vorübergehenden Friedensſchluſſe mit ſeinem Sohne nebſt Elbogen und Klingenberg

sich sie zum Vorbehalt ausbedung, und Premysl Otakar II., unter dem auch zuerst der Name Brüx aufkam, gegen Rudolf von Habsburg sich rüstend, nach dritthalb hundert Jahren sie neuerdings wohl befestigen ließ und ihr den bezeichnenden Namen Landswert, d. i. Landeswarte, beilegte. Herr auf Landswert und zu Brüx war um diese Zeit der uns bereits bekannte Kojata von Osek, der, da er kinderlos war, bei seinem Tode die Stadt dem von seinem Bruder Wšebor gegründeten Kreuzherrnstifte auf dem Zderas zu Prag vermachte, aus dessen Besitz sie jedoch noch im Laufe des 13. Jahrhunderts wieder an die Krone kam. Als Krongut befand sich Brüx mit unter den Städten, gegen deren Verpfändung, 1282, Otto von Brandenburg allein sich dazu verstehen wollte, seinen Mündel Wenzel, den einzigen Sohn des unglücklichen Premysl Otakar, aus der schmählichen Gefangenschaft freizugeben, in die er ihn fortgeschleppt hatte, und ebenso unter denjenigen, welche König Sigismund, 1420, dem Markgrafen von Meißen überlieferte, um sich seines Beistandes gegen das unbeugsame Hussitenthum zu versichern. Und wie diese Ueberlieferung all den andern Städten und Burgen zum beklagenswerthesten Unheil ausfiel, so sollte es einzig und allein dieser vorbehalten sein, von der allgemeinen Verwüstung sieghaft ausgenommen zu bleiben. Teplic, Osek, Duchs und Bilin lagen bereits in Asche oder hatten den andrängenden Pragern in besorgter Zuvorkommenheit sich unterworfen, als diese nun auch im Sommer 1421 gegen das allein noch widerstrebende Brüx heranzogen. Der Markgraf von Meißen, den härtesten Kampf voraussehend, hatte nach dem wichtigen Platze zahlreiche Verstärkung entsandt. Die Prager vereint mit den Schlanern, Saazern und Launern, hatten ihm zuvorzukommen getrachtet, die Höhen umher mittelst eines kühnen Handstreiches besetzt, und huben nun auch an, die Burg Landswert mit ihren mörderischen Geschoßen zu bestürmen. Die Verwüstung, die sie rings um die Stadt im Rausche ihres bisherigen Kriegsglücks anrichteten, war furchtbar. Das Kloster der Magdalenitinnen Zdaras, welches König Wenzel II. am Fuße des Breitenberges, 1283, gestiftet, ging während jener Tage in Flammen auf, und schon, wenn man ihnen nur den Abzug mit dem nackten Leben gewähren wollte, rüstete die Meißnische Besatzung sich zur Uebergabe. Allein auch nicht dieses allermindeste aller kriegerischen Zugeständnisse sollte ihr gewährt werden. Zizka lag in Prag an seiner Wunde darnieder, und fanatische Agitatoren erklärten den siegestrunkenen Haufen, nur über den Leichen ihrer Feinde dürften die Treuen des Herrn ihre Triumphe feiern. Aber auch der Markgraf von Meißen mit den Seinen, verstärkt durch die böhmischen Herren Sigmund von Wartenberg auf Tetschen, Hlaváč von Duba und Nikolaus von Lobkovic, war inzwischen herangekommen, und nach einer blutigen Schlacht unter den Mauern von Brüx, 5. August, in der sie außer einer großen Anzahl der Ihrigen ihre gesammte Wagenburg auf dem Platze ließen, sahen die Prager, nach allen Richtungen auseinanderstiebend, sich genöthigt, die Wahlstatt preiszugeben. Es war dies das erstemal, daß den Streitern des Kelches das Kriegsglück untreu geworden, und die Wehklage und die Buße darum in Prag war groß. Die Besonnenen, denen es

mit der Sache der Freiheit ernſt und heilig war, beklagten tief die unglückſeligen Verirrungen jener heilloſen Raſenden, die zu allen Zeiten, noch während ſie ſich allein als die wahren Freunde und einzig berufenen Apoſtel der Freiheit proclamirten, die Sache derſelben und in ihr die höchſten Intereſſen mit ſammt der Würde der Menſchheit am traurigſten bloßſtellten. Es geht eine Sage, Ziſka, als man ihm vom Tage bei Brüx erzählte, habe behauptet, es müſſe an demſelben irgendwie der Teufel unter ſeine Prager gerathen, und der heilige Geiſt deshalb von ihnen gewichen ſein, ſonſt hätte der Hochmut unter ihnen ſeine Fahne nicht ſo hoch aufſtecken können, und es ſpricht ſich hierin ein tiefes Schulderkenntniß aus. Aber als ſollten die Mauern, unter denen ſie einmal gewankt, fortan für ſie unnahbar ſein, wurden die Prager auch bei einem zweiten Verſuche auf Brüx, im Winter 1424, unverrichteter Dinge zurückgewieſen, — diesmal freilich hauptſächlich dank der Wachſamkeit der heil. Agnes, welche die, nichts Arges ahnenden Bürger im rechten Augenblicke noch von ihren faſtnachtlichen Tanzböden hinweg an die vom Feinde bereits halberkletterten Mauern allarmirte. Den Sieg vom 5. Auguſt 1421 verewigt noch heute ein Votivbild im Rathhauſe zu Brüx, und feierliche Umzüge und Luſtbarkeiten halten das Andenken dieſes Tages unter den Einwohnern lebendig. Und ſo iſt denn Brüx, das nebſt Tuchs und Oſek erſt unter König Georg von Podébrad durch den Egerer Frieden vom 25. April 1459 von den Meißnern an die Krone Böhmens wieder zurück kam, einer der wenigen Orte dieſes Landes geblieben, die ſich rühmen können, nicht huſitiſch geweſen zu ſein. Vor dem Eindringen des Proteſtantismus zwar vermochte dies die fromme Stadt nicht zu bewahren. Ja er faßte innerhalb der Mauern derſelben nachgerade ſo feſte Wurzel, daß die nicht eben kleine Schaar ſeiner Bekenner, da ihnen das Abhalten ihres Gottesdienſtes in der Stadtkirche verſagt wurde, eine eigene Kirche erbauen konnte. Dafür aber auch, nachdem der Proteſtantismus in Böhmen dem Bann verfallen, wurde für billig erkannt, daß das Vermögen dieſer letztern jener Stadtkirche anheimzufallen habe. Auch während des dreißigjährigen Krieges fand die Brüxer Bürgerſchaft Gelegenheit, ihre Loyalität und nebenbei auch ihren alten Heldenruhm mehrfach zu bewähren. Allein da dieſer Ruhm ohne mancherlei empfindlichen Schaden für die Stadt ſelbſt, als da ſind Plünderung, Brandſchatzung und Judengrundſchießung denn doch nicht zu erwerben war, und als letzte Urſache deſſelben ſchließlich die alte Burg auf dem Schloßberge oben ſich herausſtellte, ſo glaubte der wohlweiſe Rath am beſten zu thun, wenn er von der Gnade des Kaiſers die völlige Beſeitigung dieſes alten Bollwerkes ſich erbat, und Ferdinand III., der zu aller Zeit untadelhaften Haltung der Stadt eingedenk, konnte nicht umhin, der gerechten Bitte zu willfahren. Die heilſame Folge dieſer klugen Maßregel blieb auch nicht aus, denn in den ſpätern Kriegen begnügten ſich die Feinde, die reiche Stadt nur mehr blos mit Contributionen und Brandſchatzungen heimzuſuchen, ohne die Bürger derſelben weiter in die Nothwendigkeit zu verſetzen, durch die Erwerbung neuer Heldenlorbeern Verheerung und Einäſcherung von ihren Mauern fern halten zu müſſen. Aber das Element ſcheint

einmal auf seine Opfer nicht so leicht zu verzichten. Was Sachsen, Preußen und Franzosen verschont, das verzehrte mitten im tiefsten Frieden, 1820, eine furchtbare Feuersbrunst, und nur dem besonnenen Muthe des braven achtzigjährigen Thurmwartes war es damals zu danken, daß nicht auch der beste Bauschmuck der Stadt, die nach dem Brande von 1515 von dem genialen Architekten Benes von Laun aufgeführte Stadtkirche, in Flammen aufging. Wir zollen dieser so wie dem wundervollen Schall ihrer prächtigen, 1741 von Wenzel Stark aus Elbogen gebauten Orgel unsre wohlverdiente Bewunderung, und schreiten sodann durch die Prager Vorstadt hinaus, um, am Südhange des Spitzberges vorüber, in heitrer Sonntagsmorgenfrische über Rudelsdorf, Laun, Oberuic und Zlatnik das liebliche Bela-Thal hinabzuwandern, und bei Zelnic in die enge Klingsteinschlucht einzulenken, deren Gehänge zu unsrer Linken der Sanghofer Berg (1370′), mit seinen berühmten Sauerquellen, zu unsrer Rechten der Schladnig (1640′), der Zelnicer Berg und der selbst von Humboldt als einer der großartigsten Aussichtspunkte gepriesene Boken (Bilmer Stein) bilden, und an deren Ausgange wir alsbald die zweitbedeutende Stadt des Thales,

Bilin,

mit dem weitsichtbaren, die Stadt von westlicher Höhe herab beherrschenden Schlosse erreichen. Auch hier, im Gebiete der alten Lemuzi, war in grauer Vorzeit bereits eine Burg gestanden, als deren Erbauerin die Sage eine Schwestertochter Libuens nennt, die Hauptburg der spätern Zupe Bilinsko. Die Würde der Zupane auf dieser Burg zählte zu den einflußreichsten im Lande, und nicht selten, ungeachtet, wie wir wissen, sie im Hause der von Osek erblich war, sehen wir die Herrscher ihren Günstlingen dieselbe vorbehalten. So bekleidete sie unter Bretislav I. der mährische Edle Eppo, so verschenkte sie Wenzel I. an den deutschen Edelmann Oger von Friedberg, denselben, der die böhmische Ritterschaft zuerst mit dem Tournier bekannt machte, und so verfügten Gunst und Ungunst über die Geschicke dieses vielbegehrten Besitzthums noch öfter, bis die Stürme der Hussitenzeit auch es in die Gewalt des frisch zugreifenden Vresovic brachten, und die ordnende Hand König Georg's endlich, 1460, es dauernd auf Herrn Peter Popel von Lobkowic übertrug, den umsichtigen Stifter der Bilmer Linie seines Hauses, die, zu Anfang des 17. Jahrhunderts in den Grafenstand erhoben, mit dem Erbauer des Schlosses, Grafen Christian, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zwar erlosch, von der jedoch die Herrschaft durch die Vermählung der Erbin desselben, Eleonore, mit dem Fürsten Philipp Hyacinth an die Raudnicer Linie der Lobkovice weitergelangte, um bis auf den heutigen Tag bei ihr zu verbleiben. Von den Hussitenzügen und während des dreißigjährigen Krieges zu wiederholten Malen hart mitgenommen, — es sei nur erwähnt, daß im J. 1640 Banner gegen vierhundert Dörfer in der Gegend zwischen Bilin, Duchs und Brüx in Asche legte, — sollte Bilin erst mit den Herren aus dieser Linie zu frischer Bedeutung sich erheben, und dieser Aufschwung schon mit der Fürstin Eleonore, die, dem Rathe verständiger Männer Gehör gebend,

den seit Jahrhunderten mißachteten Quellenschatz in der Nähe zuerst einer aufmerksamern Pflege zu würdigen anhub, seinen Anfang nehmen. Der Sage nach gleichzeitig mit den Teplicer und bald nach den Schlaner Quellen entdeckt hatten auch die Biliner dem Sude von Kochsalz dienen sollen. Der Versuch, aus Gründen, die wohl uns, nicht aber unsern Altvordern recht einleuchten mochten, mißlang, und der störrische Quell gerieth in den schlimmsten Verruf, und war, nur von den verwegensten Waghälsen in verzweifelten Krankheitsfällen aufgesucht, als vom leibhaften Satan besessen so lange verschrien, bis erst die Aerzte des 17. Jahrhunderts und unter diesen vor Allen der berühmte Friedrich Hoffmann, während er auf Schloß Bilin, 1747, einige Zeit als Gast der genannten Fürstin verweilte, ihn wieder zu Ehren brachten. Bald fanden sich die, zwei Stunden weiter südlich, bei den Dörfern Sedlic und Saidschic (Zajočice) aufgefundenen, nicht minder verhexten Bitterquellen hiezu, und gaben, durch kluge Benützung des wahlverwandschaftlichen Prozesses, deren Verdienst wieder vor Allem dem unsterblichen Begründer der geologischen Erforschung unsers Vaterlandes dem ältern Reuß, gebührt, den Anlaß zur Entwickelung einer chemischen Industrie, deren Produkte ihren Markt bald über dem ganzen Erdrund fanden, und in der Form der gepriesenen „Pastilles de Bilin" bereits der Trost von Hunderttausenden festländischer und ultramariner Verzweifelnder geworden. Wir wollen es nicht unterlassen, das im alten Schlosse unterbrachte Etablissement dieser großartigen Industrie zu besichtigen, und wenden uns sodann nordwärts an den Basaltabhängen des Großen Chlum hin über Kulečic dem [illegible]ten Klosterorte

Schwatz

zu, um, ehe wir mit ihm vom Thale der Bela nun scheiden, auch diese, für Tausende von Hoffnungslosen einst so trostreiche Stätte noch kennen zu lernen. Hier nämlich schon während des 13. Jahrhunderts, auf einer freundlichen Anhöhe unfern des rechten Flußufers, hatten sich die frommen Hüterinen des heil. Grabes angesiedelt, und hier, ehe es die gottesfürchtige Magd unter jener Linde vor dem Bisse der Schlange bewahrte, hatte das Gnadenbild von Maria Schein seine Wunder geübt. Der Ort, von dem čechischen Worte světiti (weihen, heiligen), hieß damals Světec, dessen frommer Sinn in dem heutigen „Schwatz" freilich kaum mehr wieder erkannt werden mag. Das für die Klöster in Böhmen so verhängnißvolle Husitenthum bereitete auch diesem Kloster den Untergang. Die verscheuchten Nonnen, nachdem die Zeiten friedlicher geworden, fanden sich zwar wieder ein, jedoch ohne dem Orte sein altes Ansehen auch mit zurückbringen zu können. Zu Ende des 16. Jahrhunderts wohnten in dem nur nothdürftig wieder aufgerichteten Hause ihrer nur mehr so wenige, daß Kaiser Rudolf II. es für das Beste hielt, den Convent gänzlich aufzulassen und das von demselben aufgegebene Besitzthum gleichfalls dem Prager Erzbisthume zuzuweisen, dem es noch heute gehört. An der Stelle des Klosters aber hat später der Erzbischof Graf Johann Breuner das gegenwärtige hübsche Schloß aufführen lassen.

KOSTENBLATT.

Verlag von J. L. Kober in Prag.

KOSTENBLATT.

Verlag von J. L. Kober in Prag.

IV.

In allmähliger Steigerung, gruppenweise emporgehoben aus bald kleinern bald größern, durchgehends jedoch fruchtbaren und häufig selbst mit Hopfen bepflanzten Thalgründen, streben die bewaldeten Kegel des Mittelgebirges von ihrem westlichen Saume, längs dessen wir von Brüx bis Schwatz eben dahingewandert, ihrem Hauptstocke entgegen, dem 2680′ hohen **Mileschauer**, dessen umwölkten Gipfel uns zum Wahrzeichen erkiesend, wir von den Ufern der Bila die Richtung unserer Wanderung nun ostwärts nehmen. Rasch geht es den trefflichen Weg hinan, der im Süden von Schwatz zwischen den Braunkohlenbrüchen von **Kutowenka** (ehem. Chudobinka) und dem **Stirbicer Bergforst**, südlicherseits dem waldigen Rücken des **Horal-Berges**, längs der Lehne dieses Letztern sich hinzieht, und nach einer kleinen Stunde schon, gerade auf halbem Wege zu dem obengenannten centralen Klingsteinkoloß, haben wir das ziemlich ausgedehnte und bevölkerte Dorf

Loschenblatt

erreicht, in dessen nächster Nähe eine der malerischesten mittelgebirgischen Burgruinen uns zu kurzem Halt einlädt. Ein ziemlich guter Pfad, der, nachdem wir das Dorf durchschritten, von unserm Wege südlich sich abzweigt, führt uns an den nicht gerade sehr hohen, den Kegeltypus seiner Gesteinart im Kleinen treulich repräsentirenden Basaltkegel, — einen der Saumhügel des bei 2280′ hohen **Kletzberges**, — auf dessen Gipfel unsre Ruine in kaum schöner denkbarer Gruppirung hinaufgethürmt erscheint. Eine Stelle, die den Anforderungen der Sicherheit sowohl wie denen des anmutigen Hausens glücklicher entsprochen hätte, konnte in diesem Gelände kaum gewählt werden, und wenn die da hinaufgebaute Burg von unsern Vorfahren einst als eine der festesten, widerstandsfähigsten gepriesen wurde, so nehmen wir keinen Anstand zu bekennen, daß sie ungescheut dieselbe auch als eine der freundlichst und reizendst gelegenen hätten preisen dürfen. Ganz eigen wenigstens bleibt es immer, daß der Besucher, nachdem er sich durch das Baum- und Strauchgestrüppe zu den halbverfallenen, halb noch aufrechtstehenden Mauerresten und Thürmen emporgearbeitet, ganz abgesehen von den Hinzuthaten ländlich moderner Bequemlichkeit, weit weniger von den gewöhnlichen elegischen Ruinenschauern als von den Empfindungen einer vergnügten Annehmlichkeit sich erfaßt fühlt. Unstreitig liegt dies vor Allem an dem heiterern Charakter der gesammten landschaftlichen Umgebung. Nahes, zerrissenes, an sich selbst schon ruinenhaftes Felsgewände nimmt vorweg schon den Gift in den Reben düstern Grauens hier nicht gefangen. Die Höhen ringsum in ihrem grünen Gewande zeichnen sich in ebenmäßigen, friedlichen Bogen; die Flächen zu ihren Füßen breiten sich in nicht

minder friedlicher und ebenmäßiger Ueppigkeit, und selbst über der unabsehbaren Ferne, die das Auge von der Zinne des Wartthurmes überschaut, ruht eine harmonische, befriedigende Stimmung. Gewiß aber auch trägt nicht wenig dazu bei, daß besondere erschütternde Erinnerungen ausnahmsweise an der Besucher hier nicht herantreten. Aus den kampfbewegten Zeiten der Přemysliden wissen diese Mauern nichts zu erzählen. Die älteste Erinnerung, die sich an sie knüpft, reicht zu den glorreichen Tagen Karl's IV. zurück, und zeugt dafür, daß der damalige Besitzer des Lehens von Kostomlaty, Ritter Hobart von Zerotin, König und Vaterland sich zu Dank zu verpflichten gewußt, wie Karl's Sohn und Nachfolger König Wenzel IV. dies auch lohnend ausdrücklich anerkennt. Auch die Schrecken der Hussitenzeit, während deren das Lehen auf dieser Burg zuerst Herr Beneš von Duba und nach dessen Tode sein Bruder, der letzte Großcomthur des deutschen Ordens in Böhmen, Albrecht von Duba, innehatten, gingen an ihr vorüber, ohne sie zu behelligen, und wenn auch, schon nach dem Abschlusse der blutigen Tragödie von Lipan, 1434, der kühne Partrigänger Jakob von Březovic am Fuße dieses Hügels sein Lager aufschlug, um in der zwölften Stunde noch zu den Burgen, die er sich bereits annexirt, noch eine hinzuzufügen, so lief die Sache doch noch so ziemlich harmlos ab, und scheint am Ende in einem friedlichen Compromiß ihre Lösung gefunden zu haben, aus welcher freilich der unternehmende mährische Ritter als Besitzer von Kostomlaty hervorging, wiewol er erst später, nachdem sein Hussitismus die schwierige Metamorphose zum Royalismus glücklich durchgemacht, die Zustimmung König Sigismund's zu diesem Erwerbe zu erlangen und denselben erst nach zwanzig Jahren rechtskräftig zu befestigen vermochte. Auch seine Nachkommen, als eine besondere, von dieser Burg den Namen führende Linie, saßen hier in Frieden, erwarben von Ferdinand I. die Allodialisirung ihres Besitzes, und als die Herren Ulrich und Peter Kostomlacky in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts das Unglück hatten, für ihre dem Winterkönig bewiesenen Sympathien der strafenden Gerechtigkeit zu verfallen, so hatten sie doch auch das Glück, wenigstens nicht um ihre Köpfe gekürzt zu werden, sondern mit einem Pönale davonzukommen, das freilich aus besonderer Gnade sich nur auf das Drittel ihres gesammten Vermögens erstrecken hätte sollen, in Wirklichkeit aber ihr ganzes Vermögen verschlang, so daß sie sich genöthigt sahen, auch ihres Stammsitzes sich zu entäußern. Und nicht minder friedlich war hier das Hausen des neuen Geschlechtes, dessen der Černine, das mit Herrn Humbert Černin von Chudenic, dem Käufer der losgeschlagenen Burg, auf dieser einzog, um an seinen altadeligen Stammbaum frische, neue Sprossen anzusetzen. Dieses Adelsgeschlecht, eines der ältesten Böhmens, datirt nämlich seine Abkunft bis in das Dunkel des 12. Jahrhunderts zurück, um welche Zeit der Urahn desselben, ein Herr Drslav, Župan von Pilsen war (1160). Ein Nachkomme dieses Drslav, zwischen 1183 — 1228, trug der Erste den Namen Černin, und erscheint in damaligen Urkunden zu wiederholtenmalen als „Tsyrnin cammerarius" und „Cyrnin comes," bekleidete also erwiesenermassen unter Přemysl Otakar I. ansehnliche Würden. Mißliche Verhält-

niſſe aber hatten das Geſchlecht alsbald ſo ſehr in den Schatten zurücktreten laſſen, daß es ſogar auf ſeine Standesrechte verzichtete, und ſich damit begnügte, in der ſtillen Zurückgezogenheit einer Waldburg ein unbekanntes Landbauerndaſein zu führen. Ob ein früherer oder ſpäterer Černin wirklich irgendwo in dieſem Forſte Kohlen brannte, und, dieſem Geſchäfte obliegend, in die glückliche Lage kam, den auf einer Jagd verirrten Landesfürſten aus ſeinem Milchnapfe zu bewirthen und ſodann auf den rechten Weg zu führen, worauf der dankbare Landesfürſt nicht umhin gekonnt, ihn zum Ritter zu ſchlagen und ihm von der rußigen Farbe ſeines Gewerbes den Namen „Černin," von černý, ſchwarz, beizulegen, muß dahingeſtellt bleiben, und mag jedenfalls eine Sage ſein, die in den Zeiten jener Zurückgezogenheit des alten Adelsgeſchlechtes ihren Urſprung hat. Thatſächlich tauchte daſſelbe erſt um die Mitte des 16. Jahrhunderts mit Johann Černin von Chudenic wieder hervor, der auf der Burg Nedrahovic im Moldaukreiſe ſeinen beſcheidenen Sitz und im Sturme der Zeiten ſeinen katholiſchen Glauben treu bewahrt hatte, und deſſen Söhnen es nun, vielleicht zum Lohne deſſen, vorbehalten war, den alten Namen zu neuem Glanze aufzufriſchen. Den Aelteſten derſelben, Dionys, finden wir, 1592, als Truchſeß Rudolf's II. und 1614 als Hauptmann des königlichen Schloſſes zu Prag, in welcher Eigenſchaft er die Schwäche hatte, den eindringenden proteſtantiſchen Ständen am verhängnißvollen 23. Mai 1618 den Einlaß in dies Schloß nicht energiſch genug zu verwehren, und das Unglück, am 21. Juli 1621 auf dem altſtädter Ringe zu Prag dafür mit ſeinem Kopfe zu zahlen. Der Zweite, Humprecht, kaiſerlicher Rath und Burggraf im Königgrätzer Kreiſe, war jener Erwerber von Koſtenblatt und wurde der zweite Ahnherr des noch jetzt blühenden Grafenhauſes. Der Dritte, Hermann, ſollte der Begründer der umfaſſenden Beſitzthümer deſſelben werden. Er war 1573 auf Nelibov geboren und widmete ſich mit Eifer den Studien. Getrieben von unſtillbarem Wiſſensdurſt und dem Drange, die Welt aus eigener Anſchauung kennen zu lernen, ſchloß er, ungeachtet ſeiner ſtreng katholiſchen Geſinnung, dem utraquiſtiſchen Ritter Harant von Poljic auf deſſen berühmter Reiſe nach dem Orient ſich als Begleiter an, und legte damit den Grund zu ſeiner nachmaligen ſtaatsmänniſchen Laufbahn und deren lohnenden materiellen Conſequenzen. Nach ſeiner Rückkehr, 1603, von Rudolf II. zum Kämmerer ernannt, fand er in den Verwickelungen mit den Türken reichliche Gelegenheit, ſeine Kenntniß des Morgenlandes geltend zu machen, und ſah, als anerkannte Autorität in dieſem Punkte, von Kaiſer Mathias, 1617, ſich dazu auserleſen, mit der wichtigen Miſſion eines orator ad Ottomanicam portam an den Hof Sultan Achmed I. nach Conſtantinopel zu gehen. In Böhmen inzwiſchen war die Spannung zwiſchen den proteſtantiſchen und katholiſchen Ständen zum offenen Ausbruch gediehen, und Hermann von Černin, von ſeiner Sendung heimgekehrt, fand, von Kaiſer Mathias mit dem wichtigen Amte des königlichen Hauptmanns der Prager Altſtadt betraut, Gelegenheit, an der Seite Jaroſlav's von Martinic ſeinem kaiſerlichen Herrn auch als treue Stütze des Katholizismus und der kaiſerlichen Autorität ſich nützlich zu bezeigen. Allein dem Manne, der

furchtlos zwischen den räuberischen Horden der arabischen Wüste hingewandert, fehlte der Muth in seinem sturmbewegten Vaterlande auszuharren. Als er am Morgen des 10. September 1618, in der Kirche auf dem Laurentiusberge oben, vor dem Altare auf seinen Knien lag, um die Stärke zu diesem Geschäfte, die seinem empfindsamen Gemüthe abging, vom Himmel zu erflehen, wurde ihm die Nachricht überbracht, daß die Katholischen ihm nach dem Leben trachteten, und diese Kunde erschütterte ihn so tief, daß er augenblicklich sich auf sein Roß warf, und ohne auch nur erst in sein Haus zu schauen, in ununterbrochenem, gestrecktem Ritte nach Sachsen sich flüchtete. Den Renner, der diese für ein Roß unter allen Umständen sehr heldenmüthige That vollbracht und darauf todt niederstürzte, ließ der glücklich Gerettete später ausstopfen und zum ewigen Angedenken in der Gallerie eines seiner Schlösser aufstellen. Nachdem die Weißenberger Schlacht den Boden Böhmens etwas sicherer gemacht, kehrte Hermann von Černin dahin wieder zurück, übernahm das nunmehr weniger gefahrvolle Amt eines Hauptmanns der Altstadt Prag neuerdings, und erlebte als solcher den Schmerz, seinen Bruder Dionys und seinen Reisegefährten, den edlen Harant, unter dem Henkerbeile sterben zu sehen. Im Jahre darauf von Kaiser Ferdinand II. in den Freiherrnstand erhoben, tröstete der Tiefgebeugte in seinem gerechten Schmerze sich einigermassen dadurch, daß er die Witwe seines Freundes Harant in zweiter Ehe als Gattin heimführte. Im J. 1627 mit dem böhmischen Grafenstand, 1635 mit dem Titel eines kaiserlichen Palatinus ausgezeichnet, bekleidete er während dieser Zeit die Würden des Obersten Landrichters und Statthalters in Böhmen und befehligte während des Krieges eine Zeit lang ein von ihm selbst ausgerüstetes Reiterregiment. Das Jahr 1644 rief ihn zum zweitenmal, nachdem er zuvor auch noch zum Grafen des deutschen Reiches ernannt worden, als außerordentlichen Gesandten nach Konstantinopel, diesmal, um Angesichts des Ragoczy'schen Aufstandes in Ungarn, mit dem stolzen Sultan Ibrahim den Frieden zu unterhandeln. Das Diarium über diese Reise, das er, in böhmischer Sprache geführt, uns hinterlassen, legt ein Zeugniß ab zugleich für seine diplomatischen Talente und seine unbegränzte Frömmigkeit. Sieben Jahre darauf, im Alter von 78 Jahren, starb er als Obersthofmeister Kaiser Ferdinand's III., kinderlos, und seine, ihn überlebende Witwe in dritter Ehe, Katharina, geborne Gräfin Millesimo de Careto, wurde die Gemahlin des Markgrafen Leopold Wilhelm von Baden-Hochberg. Graf Hermann hatte darauf bedacht gehabt, die Tage der allgemeinen Confiscation, 1623—1630, zur Erwerbung einer Reihe schöner Herrschaften zu benützen, die er, in ein stattliches Fideicommiß zusammengefaßt, da sein Bruder Humbert, 1632, und dessen Sohn Johann, 1642, ihm im Tode vorangegangen waren, mit sammt der Pfandschaft auf Mělnik, dem Sohne des Letztern, seinem Großneffen Johann Humprecht vererbte. Es war dies der 18te Herr, der auf Burg Kostenblatt hauste. Ein baulustiger und dem Seltsamen und Abenteuerlichen nachhangender Cavalier verließ dieser die alte Burg und erbaute das neue Schloß Humprechtswies unten im Dorfe zunächst der Kirche, dessen Name jedoch

im Munde des Volkes, das lieber den der Burg auf dasselbe übertrug, sich nicht zu erhalten vermochte. Mit ihm auch, da wir dem Geschlechte der Černin auf unsern Wanderungen auch noch anderswärts zu begegnen Gelegenheit haben werden, verlassen wir unsere Ruine, um vor Sonnenuntergang noch den Gipfel des mächtigen Milleschauer

Donnersberges

zu erklimmen und, geborgen unter gastlichem Dache, in heiterer Gesellschaft hier das großartige Schauspiel des Sonnenaufgangs — über Böhmen zu erwarten. Und in der That, es ist dies ein Schauspiel, hinter dem jede Erwartung zurückbleibt, jede Einbildung in ihrer armseligen Unzulänglichkeit zusammenbricht; ein Anblick, den weder Worte noch Farben wiederzugeben vermögen; einer jener wunderreichen Genüsse, die nur unmittelbar empfangen sein wollen, um der Seele den einzig möglichen treuen, auch in der Erinnerung noch sie erfreuenden Eindruck zu sichern. Oder sollen wir es versuchen zu schildern, wie, während die Stunde noch nicht weit über Mitternacht hinausgerückt, und in der Tiefe unten so wie um uns her Alles noch in schwarze, undurchdringliche Finstre gehüllt ist, im fernen Nordosten dort, auf den höchsten Spitzen des Riesengebirges, der frühwache Tag seine ersten Lichter aufsteckt? Wie dann, als berührte sie ein über unermeßliche Fernen langender Zauberstab, an jenen ersten Lichtern die Gipfel der uns nähern Höhen sich entzünden, bis die Helle auch uns erreicht, und endlich auch die Kuppen und Bergzüge rings um uns her und hinter uns erglühend aus golden durchleuchteten Nebeln emportauchen? Wer nie den Eindruck eines solchen Momentes selbst in sich aufgenommen, dem vermöchten wir ihn ja doch nicht vorzuzaubern, und wer aus einer glücklichen Stunde ihn in seiner Seele birgt, der ist ohnehin in Gedanken schon an unsre Seite getreten, und schaut und genießt schweigend und bewundernd mit uns. Mit vollendetem Morgen erst, da auch der weiße Dunststreif, der dort im Osten den Lauf der Elbe bezeichnet, sich zertheilt, und Thal und Wald und Gefild unten im thauigen Frühglanze prangen, denken wir daran, von unsrem luftigen Gipfel wieder in die Tiefe hinabzusteigen, und unsre Wanderung durch das herrliche, burgenreiche Mittelgebirgsgelände fortzusetzen. Zuerst, hart an den südlichen Abhang des Berges hingebaut und im Westen von dem basaltenen Rivalen desselben, dem 2275′ hohen **Klotzberg** überragt, an den in unserm Rücken der nicht viel niedrigere **Franzberg** sich anschließt, empfängt uns der freundliche Ort

Milleschau

mit seinem hübschen, von dem k. k. Feldmarschall und Hofkriegsrath Kaspar Zdenko Kaplir von Sulevic um 1680 erbauten Schlosse. Einer der nächsten Vorfahren dieses Herrn, der Oberstlandschreiber Kaspar Kaplir von Sulevic war zu Anfang des Jahrhunderts mit an der Spitze des protestantischen Adels gestanden, und sein unter dem Beile des Henkers gefallenes Haupt war dafür auf dem Prager Brückenthurm ausgesteckt worden. In dem Hause der Kaplir von Sulevic aber scheint der religiöse

Zwiespalt der Zeit im Kleinen sich abgespiegelt zu haben, und unser Herr Kaspar Zdenko stand auf der katholischen Seite desselben. Als Knabe hatte er die Donner der Weißenberger Schlacht gehört, als Jüngling und Mann die wechselnden Geschicke des dreißigjährigen Krieges erfahren, als Greis mit Sobeski unter den Mauern Wiens gegen die Türken gefochten. Seine Ruhestätte schließlich, 1680, fand er in der gleichfalls von ihm erbauten Kirche des an Mileschau unmittelbar anrainenden Dorfes **Leinic** (Mlýnec), nachdem er, selbst kinderlos, seinen Vetter, den Grafen Johann Leopold Hrzan von Haras, dessen Nachkommen sie jetzt noch besitzen, zum Erben seiner Besitzungen eingesetzt. Im Thale des **Mileschauer Baches**, das zu unsrer Linken ostwärts sich gegen die Elbe hinabzieht, bleibt in halbstündiger Entfernung uns das uralte Dorf

Welemin

liegen, das vor Ende des vorigen Jahrtausends bis auf die Hussitenzeit dem Jungfrauenkloster zu St. Georg in Prag gehörte, nach mannigfachen Schicksalen 1707 an dasselbe abermals gelangte, das Angedenken an die Rückkehr seiner ursprünglichen frommen Herrinen in einer schönen, von der Aebtissin Anna Scholastica von Hohenburg, 1740, erbauten Kirche besitzt, nach Aufhebung dieses Klosters aber durch Kaiser Josef II. wieder in weltlichen Besitz zurückkehrte, — und in geringer Entfernung davon im selben Grunde die malerische, schon seit dem 15. Jahrhundert wüst liegende Burgruine

Voparna,

einst der Sitz eines Zweiges der aus der Nähe stammenden Herren von Vchynic. Auf unsern Weg von Mileschau südwärts über den **Honosice-Berg**, aus dessen stolzem Namen die seltsamste aller Metamorphosen den Widersinn einer „Honigspitze" geschaffen, schauen die spärlichen Trümmer der von einer Seitenlinie der Kaplíř, die den Namen Ostřecky führte, einst bewohnten Burg

Ostrý

herab, ein düstrer Gegensatz zu den lachenden, lebensfrischen Dorfschaften **Medvědic**, **Lipay** und **Meřkles**, die westlich zu unsrer Rechten den Fuß des **Hora-Berges** umlagern. Und gleich wieder, indem wir am Westabhange des **Sulomer Berges** hin das von Reben gesäumte **Model-Thal** und mit diesem wieder das Gebiet čechischer Zunge betreten, begrüßen uns, hart am linken Ufer des **Model-Baches**, das neue Schloß und der einzig noch überdauernde Verließthurm der längst verfallenen Burg

Skalka,

— ihnen gegenüber auf einer der kahlen Vorklippen der **Langen Berge** die mythischen Reste des Felsenschlosses

Ollatik,

in dunkler Vorzeit einſt hingebaut an die Stelle eines heidniſchen Felſenaltars, — und betritt unſer Fuß in dem Dorfe

Vatislau

wieder eine jener Stätten, an welche die Chronik eine ihrer die Geſchichte ergänzenden Traditionen knüpft. Hier nämlich, nachdem der vierte Herzog aus dem Stamme der Premyſliden, Bojen, das Land unter ſeine Söhne Vnéſlav (Unislaus) und Vlaſtiſlav getheilt, indem er Jenem das Prager Gebiet mit der Herzogswürde, dieſem unter des Herzogs Oberhoheit das Lučaner Gebiet zuwies, erbaute Vlaſtiſlav die nach ihm benannte mächtige Veſte, von der aus er das ihm läſtige Joch abzuſchütteln und im Falle des Gelückens ſich ſelbſt des Prager Herzogsſtuhles zu bemächtigen gedachte. Die Biliner und die Leitmericer, die zu Prag hielten, ſollten durch dieſes zwiſchen ihre Gaue mittenhinein gepflanzte Bollwerk daran verhindert werden, den Pragern beizuſtehen. Allein die Würfel des Kriegsglückes, in der blutigen Schlacht bei Turſko, entſchieden darum nicht minder wider Vlaſtiſlav. Er fiel im Zweikampf von der Hand des heldenmüthigen Feldherrn Neklan's, Čeſtmir, und unterlag auch dieſer der Waffe ſeines Gegners, ſo vermochte dies doch den Pragern den Sieg nicht mehr ſtreitig zu machen. Prag wurde die Hauptburg des Landes, und die Burg Vlaſtiſlav's ſank unter den Aexten der Sieger in Trümmer. Auf dem fruchtbedeckten Hügel nördlich vom Dorfe, unfern der Kapelle und der Ruine von Skalka, glaubt man daß ſie geſtanden. Dem Laufe des Baches durch das Thal weiter folgend überraſcht uns nach wenigen Schritten ſchon, von ſchroffem Riff in die blauen Lüfte emporſtrebend, ein nicht minder ernſter Gruß entſchwundner Tage, die Ruine der Burg

Koſtel,

auf der einſt das ſtolze Geſchlecht der Kaplič von **Zulevic** geſeſſen, und kaum haben wir am Ausgange des Thales das einſam ſtille Städtchen **Trebnic** durchſchnitten und über das Dörfchen **Chodolic** in ſüdlicher Weiterwanderung dem gartengleichen Gelände uns zugewandt, das vom Model-Bach teraſſenförmig gegen die Eger hinab ſich ausbreitet, als auch ſchon wieder, an entſchwundene Größe mahnend und von ſteilem, iſolirtem Felſenrücken herab das ſegenprangende Flachland im weiten Kreis umher beherrſchend, eine der maleriſcheſten Ruinen des Landes unſer Augenmerk und unſre Schritte anzieht, — die der ſo viel genannten und denkwürdigen

Koſenburg.

Auch die Gründung dieſer Burg verſetzt die Tradition in die Tage der erſten Premyſliden zurück. Mit dem Sturze Vladiſlav's und der Zerſtörung ſeiner Burg ſoll nämlich die Unterwerfung des Lučaner Gebietes unter den Stab des Prager Herzogs

noch keineswegs so ganz vollendet gewesen sein. Vielmehr erhob unverzüglich darauf ein naher Verwandter Blastislav's, Namens Lev, mit der Waffe in der Hand seine Ansprüche auf dasselbe, und unterstützte diese durch die Aufführung einer neuen drohenden Veste, noch näher gegen die Eger hin, auf eben dem mächtigen, durch seine vereinzelte Lage nur um so unbezwingbarern Felsen, den wir nun hinanklimmen. Er nannte sie **Klapý**, welchen ursprünglichen Namen wir auch heute noch in dem am Südwestabhange des Felsens lagernden Kirchdorfe **Klapay**, dem ehemaligen Burgflecken, wieder erkennen. Auch Lev unterlag. Die Burg fiel der Krone zu, und den Landesfürsten ergebene Edle und Hauptleute schlugen darin ihren Sitz auf. Unter Premysl Otakar I., unter welchem die feudalen Adelsinstitutionen nach deutschem Muster in Böhmen bereits zur entschiedenen Aufnahme gelangt waren, begegnen wir auch schon einem Edelmanne aus dem Hause der Zajic von Waldek, Namens Zbyhněv, der von dieser Burg den Namen Klapský führte, und zum Unterschiede von andern verwandten Linien jenes Hauses, seinem Zunamen „Zajic" entsprechend, die Abbildung eines Hasen in sein Wappen aufnahm, woraus sodann der deutsche Burgname „Hasenburg" sich herausbildete. Unter Premysl Otakar II., da nach deutschem Vorbilde auch bereits die mannigfachen adlichen Hofämter in der Umgebung des Herrschers Eingang gefunden hatten, bekleidete ein Herr Ulrich Zajic von Waldek auf Hasenburg die Würde eines königlichen Untermundschenks und zugleich das Amt des Burggrafen zu Prag. Nach ihm wurde die Burg aus Gründen, die uns unbekannt sind, von der Krone eingezogen, jedoch nur, um schon 1336 von Herrn Zbyněk Zajic von Waldek durch förmlichen Ankauf an das Haus der Hasenburge wieder zurückgebracht zu werden. Herr Zbyněk Zajic war ein reicher Herr, der in dem herrlichen Gelände an der Eger auch noch die schönen Besitzungen von Libochovic und Budin erwarb, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß bei dieser Rückerwerbung seines alten Stammsitzes die ewigen Geldverlegenheiten König Johann's ihm ganz wohl zu statten kamen. Er starb 1368, von Karl IV. hoch geschätzt, als Oberstlandeskämmerer, und hinterließ das ausgedehnte Erbe seinen Söhnen Johann, Wilhelm und Zbyněk. Auf Hasenburg selbst nahm der Zweitgeborne, Wilhelm, seinen Sitz, während der beiden Andern Einer auf Libochovic, der Andre auf Budin sich niederließen. Der Ausbruch der politisch-religiösen Bewegung zu Anfang des 15. Jahrhunderts fand die Herren von Hasenburg, die zu jener Zeit eben auf dem Gipfel ihrer Macht und ihres Reichthums standen, und durch die Hofwürden und Landesämter, welche sie innehatten, den Interessen des Königsthums, durch die hohe Stellung, die eines ihrer Familienglieder in der Kirche des Landes einnahm, jenen des Papstthums innig verknüpft waren, durchgehends auf der Seite des conservativen Katholizismus. Sie zählten zu den unbeugsamsten Gegnern des Hussitismus, und harrten in dieser ihrer Gesinnung, unter allen Wandlungen der Ereignisse selbst unwandelbar, man darf wohl sagen, bis auf den letzten Mann aus. Zbyněk Zajic von Hasenburg, seit 1403 Erzbischof von Prag, ein Mann, der in offener Feldschlacht eben so trefflich zu befehligen, wie von der Kanzel herab das

HEAD HAZNBURG.

DIE HAZENBURG.

Anatem über alle Jene zu ſchleudern verſtand, die in kirchlichen Dingen ihm nicht zu Sinne waren, war der Erſte, der ſelbſt König Wenzel IV. offen die Fehde erklärte, als dieſer der religiöſen Discuſſion freie Bahn laſſen zu wollen ſchien. Er war der erſte Verfolger und Ankläger Huſens, der Erſte, der über die neue Lehre den Bann der Ketzerei ausſprach, und im Hofe ſeines Pallaſtes, am 18. Juli 1410, ließ er unter Glockengeläute und Tedeum das Auto da fe vollziehen, dazu er den vermeintlichen Urquell aller Ketzerei, die Schriften Wikleff's, feierlichſt verdammt hatte. Der Strom der Bewegung zwar, der darum nicht minder unaufhaltſam fortbrauſte, nöthigte auch ihn, mit dem Könige ſowohl wie mit Hus und der Univerſität, die er auf's bitterſte an ihrem verbrieften Rechte der freien Lehre gekränkt, ſchon im Jahre darauf eine Art Compromiß einzugehen. Doch wollte er damit nicht mehr, als eben nur dem Drange des Augenblicks weichen. Nach wenigen Monden ſchon ſah man ihn auf dem Wege nach Ungarn, an den Hof König Sigismund's, um deſſen bewaffneten Beiſtand gegen das unfügſame Volk und den indifferenten König von Böhmen anzurufen. Er ſollte ſein Ziel indeß nicht erreichen. Er ſtarb unterwegs, am 28. September 1411, zu Presburg, eines plötzlichen Todes. Ein anderer Zajic von Haſenburg, Wilhelm, ſtand mit an der Spitze des Kreuzheeres, mit welchem König Sigismund 1420 gegen Prag aufbrach. Seiner bediente ſich der König, um Herrn Čenĕk von Wartenberg, der die Prager Burg beſetzt hielt, um jeden Preis zur Uebergabe derſelben zu bewegen. Herr Wilhelm Zajic verhieß den Pragern im Namen des Königs die vollſte Freiheit der Kanzel, gewann Herrn Čenĕk durch die Zuſicherung perſönlicher Vortheile, und führte am folgenden Tage ſchon unter den Augen der getäuſchten Prager die königlichen Truppen in die verrätheriſch ihm geöffnete Burg. Ein Niklas Zajic von Haſenburg fiel kurz darauf in der mörderiſchen Schlacht um den Vyšehrad im Kampfe gegen die, jenen Verrath rächenden Prager. Als König Sigismund 1436 nach der Schlacht bei Lipan in Prag als Sieger einzog, befand gleichfalls ein Zajic von Haſenburg, Herr Zbyněk, ſich in deſſen nächſtem Gefolge, und der König wählte ihn mit unter jene katholiſchen Herren, deren Händen er nun die Regierung des bewältigten Landes anvertraute. Nach dem Tode König Sigismund's und der kurzen Herrſchaft König Albrecht's war Herr Zbyněk Hauptmann des Kiper Kreiſes und eine der feſteſten Stützen der katholiſch-öſterreichiſchen Partei, als deren Bevollmächtiger er 1443 mit noch einem andern Zajic von Haſenburg, Niklas auf Budin, nach Wien ging, um die Wahl des nachgebornen Ladiſlaus zum König von Böhmen zu betreiben. Einen Augenblick, 1444, ließ er ſich dazu herbei, der Wahl des beredten Johann Rokycana zum Erzbiſchof von Prag auch ſeine Stimme zu geben. Erfüllt jedoch von der bitterſten Reue auch nur dies einemal gegen das Ketzerthum ſich nachgiebig bewieſen zu haben, hängte er ſchon im folgenden Jahre widerrufend einer der Erſten ſein Siegel an den offenen Brief des katholiſchen Adels, durch welchen Rokycana für unwürdig erklärt wurde, jener hohen Kirchenwürde vorzuſtehen. Er ſtarb, ſonſt hoch angeſehen und im Rufe eines ſtrengrechtlichen Mannes, im Jahre 1463,

unter der Regierung des utraquiſtiſchen Königs Georg, als Oberſtlandrichter. Unterdeſſen waren für unſre Burg die Tage des Glanzes und ihrer Bedeutung gleichfalls bei ihrem Ende angelangt. Im Jahre 1431 ſchon von den Huſiten unter der Anführung des Prieſters Prokop arg verwüſtet, blieb ſie dem Verfalle nun vollends überlaſſen, und die Herren Zajic von Haſenburg verlegten ihre Sitze nun in die fruchtbare Ebene hinab, nach **Budin**, das wir mit ſeinem ſtattlichen Schloſſe im Südoſten dort am jenſeitigen Ufer der Eger lagern ſehen, nach **Mšeno**, ſüdlich von dieſem an der Schlaner Straſſe, nach **Libochowic**, zunächſt unſrem Standpunkte am diesſeitigen Ufer. Es war dies aber nicht blos ein Ueberſiedeln, es war dies zugleich der Anfang des Unterganges des ſtolzen Geſchlechtes. Die beiden Jahrhunderte des Kampfes zwiſchen Utraquismus und Katholizismus waren demſelben nicht gedeihlich, wiewohl wir während dieſer Zeit zu wiederholten Malen Sproſſen desſelben hervorragende Stellungen, namentlich unter den katholiſchen Würdenträgern, einnehmen ſehen. Ein Johann von Haſenburg war Ferdinand's I. Lehrer in der böhmiſchen Sprache, und erfreute ſich des Vertrauens ſeines kaiſerlichen Schülers in ſo hohem Grade, daß dieſer, als es ſich im J. 1545 um die Wiederbeſetzung des ſeit länger als einem Jahrhundert erledigten erzbiſchöflichen Stuhles von Prag handelte, ihn dem Landtage als Candidaten für dieſe hohe Kirchenwürde dringendſt empfahl. Die Beſetzung kam jedoch vorläufig noch nicht zu Stande, und Johann von Haſenburg blieb Probſt von Leitmeric. Ein Wenzel von Haſenburg war im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts Großmeiſter des deutſchen Ritterordens auf Strakonic, und noch ehe für Böhmen in dieſem Kampfe die Stunde der Entſcheidung ſchlug, ſank der letzte noch angeſehene Namensträger des Geſchlechtes, der kaiſerl. Appellationspräſident Johann Zbynek von Haſenburg, in die Gruft, doch nicht ohne zuvor den Reſt der ehemaligen Güter ſeines Hauſes durch ſeine alchymiſtiſchen und architektoniſchen Experimente mit einer Schuldenlaſt beladen zu haben, der ſie nun nothwendig, unter den Hammer des Subhaſtanten gerathen, unterliegen mußte. Sein einziger Sohn Johann, der Fahne ſeiner Ahnen treu, fiel 1631 als kaiſerlicher Offizier im Kampfe mit den Schweden; ſein einziger Enkel, der letzte Haſenburg, verkümmerte ſpurlos in unbeachtetem Dunkel und dürftigſtem Elend.

IV.

Die Eger aufwärts.

I.

Sein Wort klang einſt wie Donnerſchlag,
Sein Schwerdt ſchlug helle Funken;
Seit jenem böſen Tag vor Prag,
An dem der Leu dem Aar erlag,
Ging er, ein bleicher Schatten
Im Thal voll blüh'nder Matten,
Grabſtumm in ſich verſunken.

Neben uns im Norden die immer niedriger ſich abſtufenden und weiter auseinandertretenden Vorberge des Donnersberges, im Süden die gegen das Schlaner Land ſich hinanbreitende Hochfläche, durchſchreiten wir, von der Haſenburg weſtwärts uns wendend, ein fruchtreiches, gegen das Rinnſal der **Eger** ſich abdachendes Teraſſengelände, um alsbald bei dem Dorfe **Koſtic** dieſen Fluß ſelbſt zu erreichen und ſeinem Laufe entgegen unſre Wanderung nach dem geſegneten Saazer Lande und ſodann weiter nach den centralen und ſüdweſtlichen Partien des Erzgebirges fortzuſetzen.

Das landſchaftliche Bild, das auf dieſer kurzen Strecke und indem wir hierauf, die zögernden Windungen des Fluſſes unmittelbar zu unſrer Linken, fürder aufwärts ſchreiten, in nördlicher Ferne uns begleitet, gewährt einen heitern Einblick in das eben erſt von uns durchſtreifte Mittelgebirge, längs deſſen ſüdlichem Saume ſchmucke Dörfer und Schlöſſer freundnachbarlich ſich aneinanderreihen. Zuerſt, unſern von Trebnic und am weiteſten gegen Norden, am Fuße des **Vobokicer Berges** das Kirchdorf **Dlaskovic** mit dem Sommerſitze der böhmiſchen Linie der Grafen Schönborn-Wieſentheid. Sodann weiter ſüdweſtlich an der Chauſſee, die von Lovoſic quer durch's Gebirge gegen Bilin führt, das Dörfchen **Podſadic** mit ſeinen Granatenfeldern, den am weiteſten vorgeſchobenen Ausläufern jener von Roſulka und Bilin. An dieſe hierauf anrainend die klaſſiſche Heimat des köſtlichen, bis an die Adria und die Nordſee zu Markte wandernden ſogenannten Meißener Apfels, die Gegend von **Tremsic, Zelkovic, Solan** und **Tribsic** mit dem Schloſſe der Grafen Klebelsberg, und weiter weſtlich über den 1270 Fuß hohen **Kreuzberg** hinweg, die den Fürſten

Lobkovic auf Raudnic und Bilin gehörige Domäne **Liebhausen** mit dem gleichnamigen Hauptorte und Schlosse im Thalgrunde zwischen dem **Dlouhý** und dem **Čičoš** (Horencer Berg), welch letzterer unter anderem sich rühmen kann, die an seinem Nordabhange vorüberführende Chaussée vor nicht gar lange noch mit dem kostbarsten Gestein geschottert zu haben, das jemals Wagenrädern und Roßhufen zum Zermalmen preisgegeben worden, freilich wohl, ohne daß die guten Strassenräumer die entfernteste Ahnung hatten, daß es die schönsten Mustereremplare des ausgezeichnetesten Aragonitkristalles seien, bis daß ein kundiger Tourist aus Sachsen den mißachteten Fund erkannt, und ganze Karren des interessanten, dem vulkanischen Erruptionsprozesse in dieser Gegend einst seine Entstehung verdankenden Minerals zu lukrativem Verschleiße an die verschiedenen Naturaliensammlungen glücklich über die Gränze geschafft hatte. Unser Terassengefilde schmälernd rücken endlich die südlichsten Aussendlinge des Gebirges — der **Kosover Berg**, der **Hoblik**, der **Rothe Berg** und weiter im Hintergrunde der **Milayer**, der **Raunayer** und der **Chlum** — immer näher gegen den Fluß heran, ein breites, von den trefflichsten Wiesengründen erfülltes Flußthal begränzend, von dessen rechtsufrigem Gehänge, auf eine mäßige Anhöhe hingereiht, die lange Häuserflucht von

Laun

als nächstes Ziel uns entgegenwinkt. Ein kurzer Fahrweg, nachdem wir bei dem Dörfchen **Vrsovic**, dessen Namen an eines der mächtigsten Lechengeschlechter lechischer Vorzeit erinnert, den Fluß überschritten, führt längs dieses letztern zu der ebengenannten Stadt hinan. Ein Netz belebter Strassen, das, aus dem Westen, Süden und Osten, dann von Norden her durch eine über den Fluß und einen Theil des Thales gespannte Brücke vermittelt, in ihr seinen Sammelpunkt findet, zeugt von der Wichtigkeit, welche im Verkehre der vorzugsweise agrikolen Landschaft dieselbe von jeher behauptet. Schon gegen das Ende des vorigen Jahrtausends finden wir hier, mitten im Gebiete der Feld- und Wiesenbau treibenden Lučaner, einen bedeutenden Verkehrsplatz, zu dessen Gründung die ganz ausnehmend üppigen, ihrer Trefflichkeit halber bis auf den heutigen Tag berühmten Triften des Flußthales eben so den Anlaß, wie dem Orte selbst wohl auch seinen bezeichnenden Namen „Lúna" gegeben zu haben scheinen, der etwa so viel besagt wie „Wiesengründe in der Waldestiefe," und woraus sodann das spätere „Louny" und das nachmalige deutsche „Laun" geworden. Als Vratislav II. das Domcapitel auf Vyšehrad stiftete, war das Erträgniß der Fähre bei diesem Orte ergiebig genug, um auch es unter Anderem der neuen Stiftung als Einkommen zuzuweisen; und im 13. Jahrhundert, von der Oberherrlichkeit der mächtigen Žerotine, wie es scheint, durch einen Machtspruch Přemysl Otakar's II., freigemacht, zählte derselbe bereits unter die mit namhaften Vorrechten ausgestatteten Freistädte, besaß innerhalb seiner Mauern zwei Klöster, eines des Predigerordens, von Přemysl Otakar II., und ein Jungfrauenkloster zu St. Anna, von einem

ŽATECKÁ BRANA V LOUNECH.

DAS SAAZER THOR ZU LAUN.

seiner reichen Bürger gestiftet, erfreute sich vielbesuchter Märkte, trieb einen ausgebreiteten Handel mit Feldfrüchten und Heerden, und wetteiferte mit den Nachbarstädten Saaz und Schlan an Reichthum und Ansehen. Als Kaiser Albrecht im J. 1306 in Böhmen erschien, um, gestützt auf das Argument eines wohlgerüsteten Heeres, für den erledigten Königsthron den böhmischen Wahlständen seinen Sohn Rudolf anzuempfehlen, wählte er Laun zu seinem Hauptquartier, und wußte von hier aus die zögernden Beschlüsse des zu Prag versammelten Landtags so erfolgreich zu fördern, daß noch vor Ablauf einer Woche die verwaiste Krone der Přemysliden dem so nachdrücklich Empfohlenen übertragen war, freilich wohl, um sofort der Anlaß zu schweren innern Fehden zu werden, und, nachdem der unbeliebte Neugekrönte noch vor Jahresfrist im offenen Kampfe gegen den von ihm abgefallenen Adel den Tod gefunden, durch allerdings nicht glücklichere Wahl endlich doch auf seinen Gegner, Heinrich von Kärnthen, zu gelangen. An den Herrschern aus dem Hause Luxemburg hatte Laun wohlgeneigte Gönner, und unter ihnen umgab die reiche Stadt sich mit jenen neuen, stattlichen Ringmauern, die, zu großem Theile noch erhalten, ihr alterthümliches Ansehen bis auf den heutigen Tag ihr bewahrt.

Außer seinem Reichthum aber hatte Laun auch noch andere schätzenswerthe Consequenzen seines, aus eigener Kraft heraus erfolgten Emporkommens aufzuweisen: die geistige Geweckheit seiner Bürger, ihr mannhaftes Selbstvertrauen, ihre Unabhängigkeitsliebe und ihre von Alters her gerühmte Kampflust, welche letztere freilich auch im Rufe stand, in Ermanglung würdigerer Ziele leichter als löblich in Uebermuth und Händelsucht auszuarten. Und so konnte es denn nicht fehlen, daß die demokratisch-religiöse Bewegung des 15. Jahrhunderts die schlagfertigen Launer nicht nur unter ihren Anhängern, sondern auch unter ihren Verfechtern einen der vordersten Plätze einnehmen sah. Gleich zu Beginn des J. 1420 hatten sie der klösterlichen Insassen ihrer Stadt sich entledigt, und das gegenüber am jenseitigen Ufer der Eger gelegene Gut **Dobrometic**, welches Přemysl Otakar II. einst den Nonnen zu St. Anna geschenkt, zum Nutzen des städtischen Gemeinwesens mit Beschlag belegt. Als Papst Martin V. darauf die bekannte Kreuzzugsbulle wider die böhmischen Ketzer erlassen, und in dem panischen Schrecken darüber selbst die Entschlossensten zu wanken begannen, war es neben Pisek und Klattau im Süden Laun neben Saaz und Schlan im Nordwesten des Landes, das unerschüttert bei den Pragern aushielt, und an dessen ungebeugter Ausdauer die beinahe gebrochene Erhebung zu neuem Aufschwung sich wieder mit emporrichtete. Wir haben von den Siegen bereits berichtet, welche Zizka im Mai 1420 unter den Mauern der Prager Burg errungen, und ein nicht geringer Antheil an denselben gebührte den muthigen Streitern, welche Laun im Vereine mit Saaz und Schlan in jenen Tagen der Bedrängniß und Entscheidung ihm zugesandt. Als im Jahre darauf die verderbendrohende Wetterwolke der Meißenischen Kriegsvölker vom Kamme des Erzgebirges herab über den Nordwesten Böhmens sich niederzusenken begann, war es wieder Laun mit Saaz und Schlan, das die Prager zum

Schutze dieſes gefährdeten Gebietes aufrief, und ſo mit zu jenen leider ebenſo gräuel- wie ſiegreichen Kriegszügen die Veranlaſſung gab, durch welche der Ueberflutung des Landes durch die Meißener Einhalt gethan und der neuen Lehre der Eingang auch in jene Gegenden geöffnet wurde. Auf allen Streifzügen ſowie auf allen Schlachtfeldern durch eine verwegene Schaar ſeiner Söhne vertreten, die ſtets am liebſten dort focht, wo die Streitäxte am dichteſten einſchlugen, hinter ſeinen heimiſchen Mauern durch ſeine nicht minder tapfern Bürger gehütet, erwarb Laun ſo nicht nur den Ruhm hervorragender Betheiligung an allen Erfolgen der Schaaren Zizka's und Prokop's des Großen, ſondern hatte auch das ſeltene Glück, vor der eiſernen Fauſt der Königlichen wie vor den ſtrafenden Brandfackeln ſeiner Streitgenoſſen, denen es nie untreu geworden, gleich bewahrt zu bleiben. Und leiſtete auch nach der niederſchmetternden Schlacht bei Lipan der Abgeſandte Laun's dem Könige Sigmund zu Iglau den Handſchlag der Anerkennung, ſo hörte dies darum doch noch nicht auf, nach wie vor treu zur Fahne des Kelches zu ſtehen. Mit Jubel begrüßten die Launer in Georg von Podébrad den Bürgen deſſelben, und zogen unter ſeinem Banner gegen Prag, das der unverſöhnliche Gegner Georg's, Herr Meinhart von Neuhaus, beſetzt hielt. Prag öffnete die Thore, und Ulrich von Neuhaus, nachdem ſein Vater in der Gefangenſchaft geſtorben, nahm die Sache deſſelben mit erneuter Kraft auf. Es kam zu neuen Kämpfen und zu neuen Unterhandlungen, und als dieſe zu keinem Ziele führten, am 10. April 1449 vorerſt zu einem Waffenſtillſtand, für den die Launer, auf der Seite Georg's, durch die Unterſchrift ihres Bevollmächtigten, Vaněk Smazil, ſich mit verbürgten. Aber auch ihre Hingebung an den kühn aufſtrebenden Vorkämpfer der Nation war keineswegs eine unbedingte, und am allerwenigſten mochten ſie über den glänzenden Erfolgen deſſelben den unerträglichen Druck vergeſſen, unter dem die von König Sigismund einſt den Markgrafen von Meißen für die Hilfeleiſtung gegen die böhmiſchen Ketzer verpfändeten Städte und Landſchaften immer noch ſeufzten. Friedrich der Streitbare war todt, und ſeine Söhne, Friedrich der Sanftmüthige und Wilhelm, ſchickten ſich an, aus der zeitweiligen Pfandinhaberſchaft eine vollſtändige Abtretung abzuleiten. Georg von Podébrad nun zwar hatte es ſeine angelegentlichſte Aufgabe ſein laſſen, die argbedrückten Gebiete aus der Gewalt der Meißener zu befreien. Allein den Launern, die nie aufgehört, den Meißeniſchen Beſatzungen auf eigene Fauſt den Krieg zu machen, wollte der Eifer, mit der er die wichtige Sache betrieb, lange nicht genügen, und ſie fielen, zumal als er nach dem kurzem Feldzuge gegen die beiden Markgrafen (Sept. und Okt. 1450) mit dieſen, 1451 zu Brüx, auf die Unterhandlung eines Ausgleiches ſich herbeiließ, ohneweiters von ihm ab. Ja ſie verweigerten ihm ſogar im Bunde mit den Taboritiſchen Herren die im Jahre darauf vom St. Georgslandtage zu Prag proclamirte Anerkennung als Landesverweſer, und vermochten nur durch die Gewalt der Waffen, und ſelbſt dann nicht eher, als bis erſt die Stadt Tabor und die Taboritiſchen Herren allem Widerſtand entſagt, dahin gebracht zu werden, die Letzten im ganzen Lande derſelben ſich

anzuschließen. Mit der Autorität des anerkannten Statthalters Königs Ladislav's bekleidet nahm Georg von Podèbrad die Regelung der Besitzstreitigkeiten mit Sachsen, die übrigens nicht bloß auf die verpfändeten böhmischen Städte, sondern auch auf die umfassenden, zur Krone Böhmens gehörigen deutschen Lehen jenseits des Erzgebirges sich bezogen, allerdings nun ernster in Angriff, und die Launer hatten die Genugthuung, die streitenden Theile aus diesem Anlaße zu zweien Malen innerhalb ihrer Mauern versammelt zu sehen. Zuerst auf dem Congresse im Jänner 1454, zu welchem die beiden sächsischen Fürsten persönlich nach Brüx gekommen waren, während Georg in Laun wohnte, und auf welchem es, da Georg die unbedingte Herausgabe forderte, die beiden Fürsten jedoch diese verweigern zu müssen glaubten, freilich zu weiter nichts als einer neuerlichen, bis auf den 24. Aug. 1455 anberaumten Vertagung kam; — sodann, nachdem Georg im September 1455 die Stadt Brüx und im März 1456 die dortige Burg Landswart erstürmt, am 7. April des letztgenannten Jahres, wobei für's Erste zwar auch nur eine neuerliche Vertagung zu Stande gebracht, zugleich aber auch der Grund zu dem nachgehends am 25. April 1459 abgeschlossenen Egerer Vertrag gelegt wurde, in Folge dessen die diesseits des Erzgebirges von den Meißenern besetzt gehaltenen Orte und Gebiete an Böhmen wieder zurückkamen, und die uralte Lehenshoheit der böhmischen Krone über den größten Theil der jenseits des Gebirges anrainenden Landschaften und Burgen zur neuerlichen Anerkennung gelangte. — Bewährt in so mannigfachen Stürmen konnte Laun auch während der schweren Tage des 16. und 17. Jahrhunderts nur ausharrend zu jener Seite stehen, auf welcher damals mit Wort und Schwert für das unzweifelhafte Recht gestritten wurde. Allein der Umschwung der Dinge, der mit dem Ende des zweiten Jahrzehends des 17. Jahrhunderts über Böhmen hereinbrach, sollte auch für diese, auf ihren Freiheitssinn einst so stolze Stadt das Herabsinken zur stummen Bedeutungslosigkeit für immer entscheiden. Am 4. November 1618, nachdem er die, seitdem nicht wieder aufgebaute Vorstadt jenseits der Eger eingeäschert, besetzte sie mit seinen Reiterschaaren der kaiserliche Obrist Albrecht von Waldstein. Hausuchungen, Vorladungen, Confiscationen und Verbannungen folgten, und doch verzog es sich bis zum Jahre 1627, ehe Laun, erschöpft durch Militärexecutionen bis zur tiefsten Verarmung, den Anordnungen jener Commissionen sich fügte, welche damals das Werk beseligender Restauration in Böhmen betrieben. Ein kaiserlicher Indemnitätsbrief versicherte nun zwar die Launer der vollständigen Vergebung ihrer bisherigen Haltung, allein die Verwindung der erlittenen unersetzlichen Verluste sollte auf lange hinaus noch ihren Nachkommen überlassen bleiben. —

Wir haben unterdessen die östliche, sogenannte „Kleine Vorstadt" durchschritten, im Prager Thore, einem Bauwerke aus den Tagen Vladislav's II., von dessen ehemaliger Pracht kaum noch dürftige Spuren übrig geblieben, ein abermaliges Opfer vandalischer Bevormundung beklagen gelernt, und befinden uns, nachdem wir auch die „Prager Gasse" durchmessen, auf dem, großentheils noch von seltsam gegiebelten,

laubengestützten Häusern umstandenen Marktplatze, gegenüber einer der interessantesten Kirchenbauten nachhusitischer Zeit, der prächtigen Dekanalkirche zu St. Nikolaus. In ihr, dem letzten Werke des Meisters Benes, begrüßt uns in Einem die verheißungsvolle Auferstehung der gothischen Kunst in Böhmen aus den Ruinen der husitischen Verwüstung, zugleich aber auch deren Abschluß für immer. Geboren zu Laun im J. 1451, zu einer Zeit, da die hochgehenden Wogen einer kunstfeindlichen Bewegung der Geister sich bereits zu ebnen begannen, und gefördert durch die Gunst eines kunstliebenden Herrschers schien nämlich Meister Benes im Vereine mit dem speculativen Baccalaureus an der Prager Theinschule, Mathias Reisek, dem Ruhme, den die böhmischen Architekten einst am Rhein und an der Donau erworben, in der That eine neue Aera eröffnen zu sollen, indem er, mit der alten Gothik die besten Motive der italienischen Renaissance verschmelzend, nicht ohne Glück einen neuen reichen Styl schuf, den neugothischen oder sogenannten Vladislav'schen. In demselben, noch nicht dreißig Jahre alt, entwarf er die Pläne zu dem (gegenwärtig) ältern Flügel des Prager Königsschlosses mit dem berühmten Huldigungs- und Landtagssaale, die er in den Jahren 1484 bis 1502 ausführte, — baute er nach Zeichnungen seines Freundes Reisek von 1511—1520 das Hauptschiff und das Emporium der Barbara-Kirche zu Kuttenberg, — nach seinen eigenen Entwürfen die schöne Dekanalkirche zu Brüx, — und am späten Abende seiner Tage, von 1520—1528, die ebenso zierliche als einfach würdevolle Kirche, die seinem Namen auch unter seinen Mitbürgern ein bleibendes Denkmal werden sollte. Drei Jahre nach Vollendung desselben, am 29. September 1531, im Alter von achtzig Jahren, starb Meister Benes in seiner Vaterstadt, und wurde, der Erste, in dem von ihm erbauten Gotteshause beigesetzt. Die schönen Hoffnungen aber für die Kunst, die der fromme Inhalt seines Lebens gewesen, gingen zugleich mit ihm zu Grabe.

II.

Ein übliches Gewächs! Es gründet nicht
Im Hirn den Brand gefährlicher Gedanken,
Gibt Fett dem Leib, dämpft sanft des Geistes Licht,
Legt an der Zung' ein heilsam Bleigewicht,
Und bannt den Bürgersinn in fügsam traute Schranken.
Aus einer alten mönchslateinischer Ode Ad Gambrinum.

Durch das Saazer Thor, einem ebenbürtigen Seitenstück des Prager Thores, das unter den Aexten der Herostrate der modernen Verschönerungswuth glücklicherweise nur seine ehemalige altehrwürdige Bedachung eingebüßt, und durch die westliche, sogenannte „Große Vorstadt" in gerader Richtung die alte Leipziger Poststrasse entlang weiter westwärts schreitend, verlassen wir unsern von Laun das Gebiet der čechischen Zunge nun wieder, und erreichen nach etwa anderthalbstündiger Wanderung, während welcher zu unsrer Rechten jenseits des Flusses das Kirchdorf **Lenešic**, im fünfzehnten Jahrhundert eine Zeitlang der Hauptsitz des nachhusitischen Brüderthums, uns liegen bleibt, das in fruchtbarer Fläche unsern vom linken Ufer gelegene, bereits wieder ganz deutsche Städtchen

Postelberg.

Herzog Neklan nach der Bewältigung des Lučanerfürsten Vlastislav soll an dieser Stelle eine Burg Namens Drahouš erbaut haben. Schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts jedoch finden wir die Burg sowohl wie ihren Namen längst verschollen, und an deren Stelle ein, unter Vladislav I. im J. 1121 neugegründetes Benediktinerstift, aus dessen Namen „Porta Apostolorum" das čechische „Postoloprty" und später das deutsche „Postelberg" herausverkümmerte. Aber auch diesem Stifte, das in der Umgegend ausgedehnte Güter besaß und darin Kunst und Wissenschaft eine besonders emsige Pflege gefunden zu haben scheinen, sollte eine vergleichsweise nur kurze Dauer beschieden sein. Es wurde im J. 1420 bei Gelegenheit ihres Zuges gegen Prag von den vereinten Schlanern, Saazern und Launern dem Boden gleichgemacht, um über demselben nie wieder zu erstehen. Der umfangreichen Ländereien desselben hatten größtentheils die Launer sich bemächtigt, doch nur, um schon im J. 1458 an Georg von Poděbrad sie wieder herauszugeben, der sie nun für einst-

weilen pfandweise der damals mächtigen Familie der Weitmühl überließ. Die Weitmühl indeß behaupteten sich im Besitze von Postelberg bis zum J. 1600, worauf dieses zunächst an das Haus Sternberg, von diesem hierauf, 1637, an die Grafen Michna, sodann im J. 1669 an den Grafen Georg von Sinzendorf kam, bis es endlich, 1692, an die Fürsten Schwarzenberg gelangte, in deren Besitze die ehemaligen Stiftsgüter als ein Theil des herzoglichen Krummauer Majorates sich noch heute befinden.

Vergebens forschen wir in dem Städtchen nach bedeutenden Kunden aus vergangenen Tagen. Selbst Schloß und Kirche gehören erst dem vorigen Jahrhundert an, und so fördern wir nach nur kurzer Rast unsre Schritte längs des linken Egerufers westaufwärts gleich wieder weiter. Die bereits erwähnte alte Leipziger Straße, die von Postelberg aus in derselben Richtung, in welcher der **Komotauer Bach** aus dem Nordwesten herab der Eger zueilt, zu den Pässen des Erzgebirges und der sächsischen Gränze hinanstrebt, lassen wir dabei abseits zur Rechten, und halten uns an die anmuthigen Fußpfade, die längs des Saumes abwechselnd von Wald, Garten und Gefild bedeckter Hügel durch die Dörfchen **Lisan, Zelovic** und **Corsic** den segenerfüllten Gartengründen von

Saaz

zuführen. Die Linien der Landschaft, die wir hier betreten, würden dem Auge eines durch großartige Romantik verwöhnten Künstlers wohl schwerlich einen Anhaltspunkt zu begeistertem Schaffen bieten. Nur leicht gewellt dehnt sich die Hochfläche im Süden, beinahe eben das Land im Norden der Eger hinaus, und nur in blauer Ferne säumen den Horizont die Kegel des Mittel- und die kuppentragenden Wälle des Erzgebirges. Desto reicher um uns her entfaltet sich das Stillleben einer üppigen Culturvegetation, die die Sorgfalt, welche die Bewohner dieses Geländes auf sie verwenden, mit allenthalben sichtbarem Gedeihen und Wohlstande lohnt. Als die Krone dieser Kultur neben der zwar untergeordneten doch nicht minder ergiebigen schlichten Gurke, deren Pflege in diesen Gründen selbst zu einem heitern Volksfeste, der Verherrlichung des sogenannten „Gurkenkönigs", Anlaß gegeben, neben dem würzigen Anis und dem blütenprunkenden Carthamus, begrüßt uns, so weit unser Auge umherschaut, die an Tausenden von schlanken Masten sich emporwindende Ranke des trefflichsten Hopfens. Man pflegt den Anbau dieser wichtigen Nesselpflanze in Böhmen zwar auch an andern Orten, wie z. B. bei Raudnic, Leitmeric, Außig, bei Falkenau und bei Möno, und wiewohl Alles in Allem auf nicht mehr als etwa einer Quadratmeile Bodens, doch mit einer Ergiebigkeit, — man schätzt sie jährlich auf 40—50,000 Ctr. — die mehr als hinreicht, um alle Brauetablissements Oesterreichs zu versorgen. Und außer dieser noch in andern Gegenden, in denen er seitdem eingegangen oder bis zur Unbedeutenheit herabgekommen, wurde er ehemals betrieben, wie z. B. bei Klattau.

— „Clatta colit lupulum, quam praesto Bavarus aufert;"
Klattau, die Stadt, zeugt Hopfen, den eilends der Baier davonträgt,

LIBOČANSKA BRANKA V ŽATCI.

Nakladatel I. L. Kober v Praze.

DAS LIBOČANER THOR ZU SAAZ.

Verlag von I. L. Kober in Prag.

berichtet der alte Vogt zu Ende des 17. Jahrhunderts. — Die Palme jedoch war von jeher dem Hopfen von Saaz unbestritten, dessen Vorzüglichkeit das Ergebniß einer Concurrenz so glücklicher Verhältnisse des Bodens und des Klima's ist, wie sie nicht leicht wieder sich bietet, und dessen Preise daher immer die höchsten und für all die andern Hopfenarten die maßgebenden sind. Daß den Saazern auf diese Art ihr Hopfen zum Gegenstande nicht nur einer besonders liebevollen Pflege sondern auch einträglichen Speculation geworden, ist ganz wohl begreiflich. Was gut ist, wird gesucht, und was gesucht wird, damit hält man sich; und so wird es denn den, in ihrem Fache souverän glücklichen Saazer Hopfenherren nicht schwer, durch einige spröde Zurückhaltung zum nicht geringen Kummer der gesammten Brauerschaft die Preise ihres Schatzes auf eine Höhe zu bringen, die den an den andern Orten ursprünglich angesetzten oft um das doppelte übersteigt. Zum Glück und Trost jedoch für die bierconsumirende Welt hat die gütige Vorsehung dafür gesorgt, daß die Bäume auch dieser Preise nicht bis in den Himmel wachsen. Das Lupulin nämlich, die eigentliche kostbare Würze, hat die unschätzbare Eigenthümlichkeit, ohne die Gefahr, zuletzt ganz werthlos zu werden, sich nicht Jahrelang unter den Scheffel stellen zu lassen. Schon das zweijährige hat gewöhnlich nur den halben Werth, und so setzt denn ein Jahrgang dem andern eine wohlthätige, bescheidene Gränze.

Wir haben indeß, gleich beruhigt durch diese himmlische Fürsorge wie erbaut durch den Anblick der in hoffnungsreicher Fülle sich entfaltenden Lupulindolden die stattlichen Hopfenstände, die zu beiden Seiten der Eger die Sohle des Thales beinahe ganz erfüllen, durchwandelt, haben den Steg, der oberhalb der „Neumühle" über den Fluß gelegt ist, überschritten, auf einem kleinen Umwege durch die freundlichen Wussin'schen Anlagen die von Laun heraufführende Strasse erreicht, und betreten nun vom Süden her, die auf einen gegen Nordwesten gekehrten Vorsprung der Hochfläche an das rechte Ufer hingebaute Stadt selbst. Es genießt diese nicht umsonst des Ruhmes einer derjenigen Landstädte Böhmens, in denen es sich selbst bei einigen Ansprüchen angenehm leben läßt. Die Gunst des Bodens und der wieder durch diese bedingte lebhafte Verkehr haben hier eine altgesicherte Wohlhabenheit begründet, die nicht nur in der Bauart der Häuser, sondern auch in der allenthalben bemerkbaren Behaglichkeit und selbst in den mannigfachen Kundgebungen eines gewissen vorgeschrittenen Luxus sich ausprägt. An allen Ecken und Enden, sowie wir durch die lange Prager Gasse gegen den geräumigen und regelmäßigen Ringplatz vorschreiten, tritt uns der Prunk glänzender Auslagen der Industrie entgegen, die an der Bevölkerung der Stadt sowohl wie der umliegenden reichen Dörfer eine fleißige Kundschaft zu haben scheinen; die von Einheimischen und Fremden, besonders aber von behäbigen Bauersleuten erfüllten Gasthöfe befleißen sich eines großstädtischen Anstrichs, und selbst ein Theater und eine Buchhandlung von altem guten Klang geben Zeugniß für das Vorhandensein verfeinerter Bedürfnisse.

Saaz, wie modern es ſich auch heutzutage anläßt, iſt mit eine der älteſten Städte Böhmens. Wir wiſſen zwar nichts von der Burg zu berichten, die zweifelsohne, als im Mittelpunkte des unabhängigen Lučaner Fürſtenthums, anfänglich hier geſtanden. Dafür aber erzählt uns die Sage von den vielfachen Fehden, in welchen die Saazer nicht nur mit den Prager Herzogen, ſondern auch nah und fern mit andern Städten und Burgen geſtanden, bis endlich der tapfere Čeſtmir ſie der Autorität des Prager Herzogeſtuhles unterworfen. Daß Saaz, deſſen Namen urſprünglich Zatec lautete, hiebei eine hervorragende Rolle ſpielte, und vielleicht eine Zeitlang ſelbſt der Hauptort jenes Fürſtenthumes war, iſt kaum zu bezweifeln. Im J. 973 bei Gelegenheit der Gründung des Prager Bisthums wenigſtens finden wir es bereits als ſolchen, und das ehemalige Lučanergebiet führt darnach den Namen der Provincia Satcensis. Von der frühzeitigen Handels- und Gewerbsthätigkeit des Ortes zeugt es, daß dem mehrerwähnten Jungfrauenkloſter zu St. Georg bei deſſen Gründung die Zölle eines jeden neunten hier abgehaltenen Marktes zugewieſen wurden, und daß unter den Gerechtſamen, welche nicht lange nachher das Vyšehrader Domkapitel ebenhier erwarb, unter andern auch die Anſäſſigkeiten eines Gärbers, eines Kelchmachers und eines Zeugſchmiedes ſich befanden. Daß der Ort um dieſe Zeit ſchon zum Range und zur Bedeutung einer wichtigen Stadt ſich emporgeſchwungen, mögen wir unter Anderem aus der Thatſache entnehmen, daß die fürſtlichen Verwalter der Saazer Provinz allda ihren Sitz hatten, wie wir denn z. B. ſchon im J. 1067 einen der angeſehenſten Edlen des Landes, Namens Smil, als praefectus in „urbe“ Zatec aufgeführt finden. Einem der mächtigſten Geſchlechter des Landes gehörte ein andrer Verwalter dieſer Provinz an, Bozej Vršovec, den Břetiſlav II. nach dem Siege über Vladislav von Polen als des Einverſtändniſſes mit dieſem verdächtig im J. 1096 in die Verbannung ſchickte, um im J. 1099 bei Gelegenheit des Weihnachtfeſtes, das er zu Saaz in glänzender Weiſe feierte, ſeinen Schweſterſohn Boleſlav, den er zugleich zu ſeinem Schwertträger ernannte, an die Stelle des in Ungnade Gefallenen einzuſetzen. Blazej Vršovec kehrte nach dem bald darauf erfolgten Tode Břetiſlav's II. zwar wieder in ſeine Aemter und Würden zurück, fand jedoch im J. 1108 auf Befehl des gewaltthätigten Herzogs Svatopluk ſeinen Tod unter gedungener Mörderhand. Auch durch Kriegsmuth machten die Saazer frühzeitig ſich rühmlich bemerkbar. Als im J. 1084 Kaiſer Heinrich II., um Jaromir wieder in ſeine Rechte einzuſetzen, in Böhmen erſchien, waren es die Saazer, die auf die Kunde hiervon zuerſt auf die Polen losſchlugen, die ihre Stadt beſetzt hielten, und ihm jubelnd ihre Thore öffneten. Im J. 1116, in dem Kampfe Vladiſlav's I. wider Stefan II. von Ungarn fochten ſie heldenmüthig an der ungariſchen Gränze, allwo in der blutigen Schlacht auf dem Luckofelde ihr Präfekt und Anführer Jurik auch den Heldentod ſtarb. Im J. 1158, als Friedrich Barbaroſſa Mailand belagerte, waren die Saazer die Erſten, welche die böhmiſche Fahne auf den Mauern dieſer Stadt aufpflanzten, wofür der Kaiſer ihnen das Wappen verlieh, das ihre Stadt noch heutigen

Tages führt. In dem Kampfe Königs Wenzel I. mit seinem Sohne Přemysl Otakar, im J. 1249, hatten die Saazer den Muth, dem arg bedrängten König innerhalb ihrer Mauern eine Zufluchtstätte zu bieten, wiewol freilich nur, um ihn bald darauf alle Macht dem Sohne abtreten zu sehen. Saaz in jenen frühen Jahrhunderten war aber nicht nur eine reiche und angesehene, sondern auch, wenn anders die auffallend große Anzahl von Kirchen und Klöstern, die nachweislich dazumal sich da vorfanden, einen solchen Rückschluß gestattet, eine überaus fromme und gottesfürchtige Stadt. Die gegenwärtige Dekanalkirche zu Mariä Himmelfahrt, ein sichtlich uralter Bau mit neuer Façade, an die wir nördlich vom Ringplatze hinter dem Rathhause herantreten, bestand bereits zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Papst Gregor X., der Freund Rudolf's von Habsburg, ertheilte den Prämonstratensern auf dem Strahov zu Prag das Recht, die Pfarrer an derselben einzusetzen. Im Verlaufe des 13. und während des ersten Viertels des 14. Jahrhunderts, also in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von nicht viel mehr als hundert Jahren, kamen hinzu die St. Jakobs- und die St. Niklaskirche in der Obern, sodann die St. Wenzels- und die St. Johannes-Kirche in der Untern Vorstadt, die sämmtlich noch heute bestehen, ferner die St. Michaels-, St. Mauritius- und St. Magdalenenkirche, die seitdem theils zerstört wurden, theils sonst eingegangen, und die sämmtlich ihre eigenen Pfarrer hatten. Außerdem aber gab es da noch eine Cistercienserabtei, ein Minoritenkloster und eine Benediktinerprobstei, letztere namentlich jenseits der Eger mit der noch gegenwärtig bestehenden St. Prokopskirche. Auch die Schulen zu Saaz scheinen eines dem entsprechenden Rufes sich erfreut zu haben, wie denn unter andern auch der spätere Märtyrer des Beichtgeheimnisses, St. Johannes von Nepomuk, an denselben seine erste Ausbildung genoß. Um so mächtiger jedenfalls darf der Umschwung erscheinen, der eine, gegen das Aufkommen ketzerischer Gesinnung so trefflich verwahrte Stadt gleich im Beginn der kirchenwidrigen Bewegung des 15. Jahrhunderts nicht nur mit sich fortriß, sondern für den größten Theil des nordwestlichen Böhmen zur Führerschaft in derselben erhob. Denn wie lebhaft und eingreifend auch die Schlaner und Launer an den nun folgenden Ereignissen sich betheiligten, vornan an der Spitze beider standen doch immer die Saazer. Sogleich auf die Kunde vom plötzlichen Tode Wenzel's IV., im September 1419, kam hier der Gegensatz gegen die unfehlbaren Gewalten der Kirche zum Ausbruch. Das Minoritenkloster und die Benediktinerprobstei wurden zerstört, die Mönche aus der Stadt gewiesen. Im Mai des folgenden Jahres fochten die Saazer an der Seite der Prager unter den Mauern des Prager Schlosses, und hatten dabei den wichtigen Posten nächst dem Strahover Kloster angewiesen. Sogleich im Juli darauf erstürmten sie auf eigene Faust die eine halbe Stunde östlich von ihrer Stadt gelegene, von den Königlichen besetzt gehaltene Burg **Bezdĕkov**, die ihnen großen Schaden zufügte und ihren kriegerischen Unternehmungen bedrohlich im Wege stand. Und schon im September wieder finden wir sie unter der Anführung des tapfern Zavíš Bradatý mit den Schlanern und Launern an der entscheidenden Erstür-

mung des Vyšehrad betheiligt. Ein so energisch hervortretendes Miteingreifen in die Begebenheiten konnte dem Augenmerke König Sigismund's nicht entgehen, und die Bewältigung zuvörderst wenigstens dieses einen Hauptheerdes der Bewegung wurde eine seiner angelegentlichsten Sorgen. Er erschien, im Oktober noch desselben Jahres, persönlich an der Spitze einer zahlreichen Schaar seiner Getreuen unter den Mauern von Saaz, jedoch nur, um nach vergeblichem Sturme und nach erlittener schwerer Niederlage unverrichteter Dinge wieder abzuziehen. Das von Eger im Spätsommer 1421 heranziehende deutsche Kreuzheer, das eben erst Komotau und Kaaden genommen, erneuerte den im Jahre zuvor mißlungenen Versuch mit nicht besserem Erfolge. Saaz zuerst wurde, um dem darin eingeschlossenen, aus meilenweiter Umgebung hineingeflüchteten Volke allen Zuzug und alle Zufuhr abzuschneiden, von allen Seiten eng eingeschlossen. Der Erfolg schien den überlegenen Belagerern außer allem Zweifel. Sechsmal an einem und demselben Tage, am 19. September, stürmten die eisengepanzerten Massen gegen die Mauern, jedoch jedesmal nur, um nach blutigen Verlusten von denselben wieder zurückgewiesen zu werden. Verzweifelnd an dem Erfolge ihrer Waffen gingen sie nun einstweilen daran, die Dörfer, Städte und Burgen in weitem Umkreise einzuäschern und die kaum eingeheimsten Ernten zu verheeren, bis König Sigismund, der seine Ankunft mit einem mächtigen Heere aus Ungarn vorlängst angekündigt, ihren fruchtlosen Anstrengungen zu Hilfe gekommen sein würde. Allein König Sigismund zögerte müßig in Pressburg, und statt seiner rückte Zizka von Schlan heran. Ein Zusammenstoß mit diesem lag jedoch den Absichten der fürstlichen Führer des Kreuzheeres so fern, daß sie seine Ankunft nicht erst abwarten zu sollen glaubten. In aller Stille in der Nacht vom 1. auf den 2. Oktober suchten sie bei dem Flammenscheine ihres Lagers, das sie selbst in Brand gesetzt, die schützende Ferne des Gebirges, ohne jedoch verhindern zu können, daß die widerstandskräftigen Saazer auf dem Fuße ihnen nachfolgten, und noch im Scheiden die empfindlichsten Verluste beibrachten. Wenige Wochen darauf hielt Zizka, von Pilsen kommend, seinen Einzug in Saaz, um nach kurzem Verweilen über Prag gegen Kuttenberg dem aus Ungarn endlich heranrückenden König Sigismund entgegenzuziehen.

Aber nicht nur durch seine sieghaften Streiter, auch durch seine gewandten, für die unverkümmerten Consequenzen des Kampfes einstehenden Wortführer that Saaz in jenen ereignißschweren Tagen sich hervor. Bei den im Schooße der Husiten im J. 1425 ausgebrochenen Spaltung erklärte es sich, den gemäßigten Pragern entgegen, für die beharrlichere Partei der Waisen, und war, als die beiden Parteien im Herbst desselben Jahres sich aussöhnten, bei den diesfälligen Verhandlungen zu Prag durch ihren beredten Bevollmächtigten Wenzel Tremlik vertreten. Die Aussöhnung jedoch war nur von kurzer Dauer. Neue Zerwürfnisse über Glaubenssätze, welche die Einen nicht aufgeben, die Andern nicht zugeben mochten, gaben sich kund, und in der öffentlichen Disputation am St. Wenzelstage im Prager Carolinum, in welcher die geistigen Häupter der beiden Parteien, der radicale Schüler und Verfechter Wiklef's, M. Peter

Payne, und der gemäßigte M. Jan von Přibram, einander zum Wettkampf und zur Widerlegung herausforderten, fungirte der Saazer Priester Peter Němec als einer der von Seite Payne's ausersehenen Schiedsrichter. Entschieden wurde bekanntlich nichts, da jeder Theil die ausschließlich richtige Auslegung der Bibel für sich allein in Anspruch nahm. Aber das Ansehen, welches der Saazer Priester Peter Němec bei den Waisen früher schon genoß und bei dieser Gelegenheit neuerdings befestigte, war ein so ungetheiltes, daß sie zur Wahrung der Interessen ihrer Partei als einen ihrer verläßlichsten Vertreter ihn mit an das Baseler Concil entsandten, über dessen Verhandlungen er ein, mit strenger Gewissenhaftigkeit geführtes Tagebuch niederschrieb. Als auf dem St. Johanneslandtage zu Prag, im J. 1434, die beiden gegnerischen hussitischen Parteien wenigstens so weit mit einander sich zu verständigen strebten, daß sie, ohne die gemeinschaftliche Sache zu gefährden, zu einem einjährigen Waffenstillstande mit den Katholiken sich zu einigen vermochten, war Saaz eine der wenigen Städte, die ihren Beitritt hiezu am beharrlichsten und längsten verweigerte, und man legte, nachdem er endlich erfolgt, auf denselben ein solches Gewicht, daß man es nicht unterlassen zu dürfen glaubte, unter die Wortführer, die man an König Sigismund zum Behufe der anzuknüpfenden Verhandlungen nun entsandte, auch einen Saazer Bürger zu wählen. Diese Unterhandlungen bekanntlich, da dem Könige weit mehr daran gelegen war, die innern Zerwürfnisse des Hussitenthums an der Selbstzersetzung dieses letztern fortarbeiten zu lassen, als demselben irgendwelche ernste Zugeständnisse zu machen, führten schließlich zur Auflösung der Partei der Waisen, und Saaz zögerte nicht, mit all seinem mächtigen Einflusse der aus den Trümmern des Waisenthums neuerstandenen Taboritenpartei sich anzuschließen, die unter der Führung Jakob's von Vřesovic den Widerstand gegen König Sigismund bis auf's Aeußerste fortzusetzen entschlossen war. Die Stellung, die Saaz in diesem Bunde einnahm, war eine hervorragende. Die unausbleiblichen Folgen des heillosen Zwiespaltes vermochte dies jedoch nicht aufzuhalten, und König Sigismund bald darauf sah das bewältigte Böhmen huldigend zu seinen Füssen. Tage einer schonungslosen Reaction brachen nun herein, und Saaz am allerwenigsten sollte von denselben verschont bleiben. Die alten Pfarrer, von königlichen Söldnern begleitet, kehrten wieder in die Kirchen zurück, aus denen sie vor achtzehn Jahren vertrieben worden; die Mönche schickten sich an, das Gleiche zu thun, und M. Payne, dem die Saazer innerhalb ihrer Mauern ein gastliches Asyl geboten, so wie Wenzel Koranda, der beredte Prediger, mußten Saaz verlassen, Jener, um für immer des Landes verwiesen, Dieser um nach Tabor internirt zu werden. Der plötzliche Tod König Sigismund's setzte indeß nach wenigen Monaten schon dem entfesselten Sturmlaufe dieser Reaction ein unerwartetes Ende. Koranda und Payne kehrten zurück, und Saaz, nun einer der Hauptsitze des nationalen Aufschwunges, stand mit neuer Kraft wieder voran unter den Taboritischen Städten. Den M. Payne, den Herr Burian von Guttenstein auf seiner Burg gefangen gehalten, hatte dieser nur dagegen freigegeben, daß er bei der Buße von 200 Schock Groschen sich

jederzeit zu stellen habe. Als Herr Burian von Guttenstein angesichts dieser neuen Wendung der Dinge den rastlos eifernden Magister sich zu stellen aufforderte, sandten die Saazer ihm die bedungene Buße, und behielten dafür den Magister. Mit unbeugsamer Strenge, je mächtigere Gegensätze gegen dieselbe in dem immer überwiegender hervortretenden, gemäßigten Kelchnerthum sich erhoben, wachten jetzt die Saazer, den eifervollen Priester Wenzel Koranda an ihrer Spitze, für den Zusammenhalt ihrer Partei. Den Abfall Jakob's von Wrěsovic von derselben straften sie durch die Zerstörung seiner Burg Broutek. In der Versammlung der kelchnerischen und taboritischen Priester, im Juli 1443 zu Kuttenberg, welche den Zweck hatte, endlich eine Einigung zwischen den beiden Parteien zu erzielen, waren es abermals die Saazer, welche jeder Concession von Seite der Taboriten sich am unzugänglichsten erwiesen, und als im J. 1446 auf dem St. Martinslandtage zu Prag darüber getagt wurde, daß der Herrenlosigkeit in Böhmen durch die Einsetzung eines mit königlichen Prärogativen ausgestatteten Landesverwesers ein Ziel gesetzt werde, erhoben sich, um die Interessen des Taboritenthums durch dies Zugeständniß an die Kelchner nur nicht zu gefährden, die Saazer mit solchem Nachdrucke dagegen, daß die Sache an ihrem Widerstande für's Erste scheiterte. Fünfzehn volle Jahre behauptete sich Saaz in dieser Opposition, bis endlich die Seele derselben, der Priester Wenzel Koranda, am St. Wenzelstage 1452 in Prag, wohin er voll des besten Vertrauens zu einer Versammlung der beiderseitigen Parteiführer sich begeben, von seinen Gegnern verrätherischerweise gefangen genommen und auf die Burg Litic (unweit Pilsen) geschafft wurde, in deren Kerker er bald darauf sein Leben beschloß.

Saaz nun unterwarf sich wohl dem mächtigen Haupte der Kelchner, Georg von Podébrad. Allein der Heerd eines fortgesetzten Kampfes des radicalen Hussitismus gegen den Katholicismus sowohl wie gegen das, mit diesem paktirende Kelchnerthum hörte es darum nicht auf zu sein, nur daß daselbst anstatt des kriegerischen Taboritenthums das, mehr durch die friedlichen Mittel des passiven Widerstandes wirkende Brüderthum die Durchführung dieses Kampfes übernahm. Aus der Mitte des Saazer Brüderthums ging auch jener Gallus Cahera hervor, der im J. 1523 nach kurzem Aufenthalte zu Wittenberg das bekannte Schreiben Luther's von dort an die Prager mitbrachte, mit welchem der Protestantismus in Böhmen zuerst festen Boden zu gewinnen begann. Cahera übrigens machte seinen Saazer Mitbürgern freilich wenig Ehre. Denn mit so glühendem Eifer er zuerst für die lutherische Lehre aufgetreten, mit so selbstischem Zelotismus, kaum daß er zur Würde des Administrators des utraquistischen Consistoriums zu Prag sich erhoben sah, verfolgte er nicht nur das Brüderthum, daraus er selbst hervorgegangen, sondern auch die lutherische Lehre, die er kaum erst selbst gepredigt, und opferte ohne Bedenken für den zweifelhaften Ruhm, die Unterwerfung des utraquistischen Clerus unter den Pabst, welche seit länger als einem Jahrhunderte Bannflüche, Concile und Kreuzheere vergebens zu erzwingen sich bemüht, mit hastender Zuvorkommenheit angeboten zu haben, die friedliche Ent-

wicklung des Vaterlandes auf anderthalb Jahrhunderte hinaus. Cohern ſollte der Saat, die er ausſäete, nicht froh werden, in deſto heißern Kämpfen dagegen das Volk Böhmens die Früchte derſelben erndten. Ferdinand I. ergriff die Zügel des Regimentes, und der „blutige Landtag“ illuſtrirte die nun an die Tagesordnung gelangte Theorie der Vergewaltigung. Die Saazer, deren Abgeordneter, Nikolaus Černobyl, einer der 24 Wähler war, die am 8. Oktober 1526 im Namen des ganzen Landes die Wahl dieſes Fürſten zum Könige von Böhmen vollzogen, hatten im J. 1547 gleichfalls gerüſtet, und den Truppen des Kaiſers nicht minder wie denen der Herzoge Moritz und Auguſt von Sachſen die Thore ihrer Stadt verſperrt. Sie wurden dafür zu einer Geldbuße von 8000 Schock Groſchen verurtheilt, mußten die Thore und einen Theil der Stadtmauer ſchleifen, und ihr Primator Černobyl wurde in's Exil geſchickt. Es wurde ihnen das Recht entzogen, ihre ſtädtiſchen Würdenträger fortan ſelbſt zu wählen, durch kaiſerliche Ernennung ein Richter über ſie geſetzt, und erſt von Kaiſer Maximilian II. im J. 1565 vermochten ſie die Erlaubniß zu erlangen, die Mauern und Thore ihrer Stadt wieder herzuſtellen.

Der Muth der Saazer durch alles dieſes war für den Augenblick wol tief gebeugt, doch lange noch nicht gebrochen. Als die halbhundertjährige Regierungsperiode der Kaiſer Maximilian, Rudolf und Mathias endlich in dem Aufſtande des geſammten Proteſtantenthums in Böhmen ſich gipfelte, ſtand Saaz wieder voran mit unter den Verfechtern des arg verletzten Rechtes, und unter den dreißig Direktoren vom J. 1618 leſen wir auch den Namen des damaligen Primators von Saaz, Maximilian Hoštálek von Javořic. Er war einer der Wähler Friedrich's von der Pfalz, und als dieſer ſeinen Einzug in Böhmen hielt, bereiteten die Saazer ihm einen Empfang, deſſen Glanz die Enttäuſchung, welche die Böhmen durch ſeine Berufung ſich bereitet, nur zu bald in deſto grellerem Gegenſatz erſcheinen laſſen ſollte. Auf ſeine ſchmähliche Flucht vor den Kanonen des Kaiſers folgte für die Stadt Saaz zuerſt der Verluſt ihrer Privilegien und Beſitzungen und ſodann an dem Schreckenstage des 21. Juni 1621 zu Prag die Enthauptung ihres Primators, deſſen blutiges Haupt ſie noch hinterher innerhalb ihrer eigenen Mauern auf dem Galgen prangen ſehen ſollte. Selbſtverſtändlich wurde gleich allen andern Städten Böhmens nun auch Saaz in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückgeführt. Es geſchah dieß durch den edlen Spanier Don Martinez de Huerda, der im J. 1626 eines Morgens mit einer Schwadron Küraſſiere auf dem Ringplatze der Stadt erſchien, alle Thore und Pforten ſchließen ließ, bei Todesſtrafe die Entfernung aus derſelben unterſagte, die Auslieferung aller ketzeriſchen Bücher in die Hände einiger, zugleich mitgekommener Patres vom Orden Jeſu anbefahl, und nach Verbrennung der auf einen Haufen gethürmten böhmiſchen Bibeln und Poſtillen ſolchen feierlichen Akt mit der Beſeitigung aller ketzeriſchen Abzeichen und Symbole aus den Kirchen und ſelbſt aus den Wohnhäuſern und mit der Erklärung beſchloß, daß Saaz nun ebenſo gut katholiſch ſei, wie es vor zwei hundert Jahren geweſen. Auch auf der alterthümlichen, aus

dem J. 1463 stammenden Bastion rechts neben der Libolaner Pforte — wir gewahren sie auf der beiliegenden Abbildung — ließ er das über den vereinten Wappen von Böhmen und Mähren einst angebrachte Wahrzeichen des Kelches hinwegmeißeln, und zog, seine Mission für beendet erachtend, von dannen, freilich wohl, ohne es verhindert zu haben, daß eine große Anzahl von Bürgern und jungen Männern selbst auf die Gefahr der angedrohten Todesstrafe hin, ihren Weg in's Freie über die Stadtmauern nahmen, theils um nach Sachsen sich zu wenden, theils bei den Schweden Kriegsdienste zu nehmen.

Der dreißigjährige Krieg, der nun folgte, ließ Saaz seine Schrecknisse in genug vollem Maße verkosten. Im J. 1631, nach dem Falle Prags, besetzten es die Sachsen. Am 24. Februar 1632, in der Nacht, als eben die Sachsen den tollen Freuden fastnächtlichen Tanzes nnd Becherschwingens sich hingaben, überraschte dieselben Herman Černin mit seinen Reitern, richtete unter ihnen ein furchbares Gemetzel an, und nahm die Stadt im Namen des Kaisers in Besitz. Auch viele Bürger, die den Zutrunk der sächsischen Gäste wohl nicht ungern mochten erwidert haben, kamen bei dieser Gelegenheit um's Leben. Anno 1634 stellten sich die Schweden und Anno 1635 abermals die Sachsen ein, die Letztern mit der Forderung einer Brandschatzung, deren vorgeschützte Unerschwinglichkeit sie durch die Einäscherung eines Theiles der Stadt unabweislich widerlegten. Anno 1639 bewies Banner der bis auf den Bettelstab ausgeplünderten Stadt, daß zu einer Zeit, wo eine verranete Armee statt mit feindlichen Heeresmassen mit dem noch weit bedrohlichern Hunger zu kämpfen hat, Nichthaben vor Nichtgeben keineswegs schütze, indem er die angesehensten Mitglieder ihres Rathes mitten auf dem Marktplatz aufknüpfen ließ, und 1640 vollends, von Brüx herabkommend, verwandelte er alles Land umher in eine Wüste, zu deren Wiederbelebung es der förmlichen Einwanderung einer völlig neuen Bevölkerung bedurfte. Wie rührig diese und ihre Nachkommenschaft seitdem die Stadt sowohl wie deren gesegnetes Umland zu dauernder Blüte emporzubringen verstanden, dessen ist das heutige Saaz selbst eben das erfreulichste Zeugniß.

III.

Wir sehen uns nun genöthigt, um von der bei Teplic verlassenen mittleren Partie des Erzgebirges nicht allzufern abzukommen, für eine kurze Strecke weit unsre Schritte vom Egerthale abzulenken, und wenden uns von Saaz über die, in den Jahren 1826—27 über die Eger gespannte Kettenbrücke dem, vom linken Ufer dieses Flußes in kaum merklicher Steigerung gegen das genannte Gebirge sich hinanbreitenden Flachlande zu. Der Weg, die Saaz-Brüxer Strasse entlang, zu deren Linken am Ausgange des **Aubach-Thales** der angebliche Stammort des erfindungsreichen Chronisten Wenzel Hájek, das Kirchdorf **Libokan**, liegen bleibt, führt zwischen Wiesengründen, Hopfenständen und Obstgärten zuerst in gerader Richtung nordwärts bis **Žiželic** (Schießelitz), der Gränzmarke des Saazer Territoriums, und sodann, nachdem wir in diesem Dorfe den aus den Hagenbacher Forsten herabkommenden **Saubach** überschritten, und auf einem links von der Strasse sich abzweigenden Seitenpfade bei dem Dorfe **Vysokan** (Wischehan) die von Laun heraufkommende Leipziger Strasse wiedergewonnen, nordwestwärts dem Fuße des Gebirges entgegen. Es ist nächst dem um Prag das fruchtbarste Gelände ganz Böhmens, das zu beiden Seiten dieses unsres Weges, — südlich über die Furche des **Saubachs** hinweg bis an die Eger und nördlich über jene des **Aſſigbaches** bis gegen Brüx und in das Teplicer Thal hinein, — sich ausbreitet. Die Fülle und Ueppigkeit einer duftathmenden Vegetation in ihrem anmuthigen Wechsel von Aeckern und Wiesenfluren mahnt an südlichere Breitegrade, und die Milde des Lufthauchs, der über diese Fluren streift, und der Reichthum von herrlichen Obstbäumen, der allenthalben den Schmuck der Wälder ersetzt, vermöchte diese Mahnung oft bis zum Eindruck der Wirklichkeit zu erhöhen. Es haben aber auch neben der Willfährigkeit des Bodens die günstigsten Hinzukommnisse sich vereint, um dem landwirthlichen Fleiße die Erreichung solcher Erfolge hier zu erleichtern. Da ist vor Allem das unschätzbare Vermächtniß des ehemaligen Seegrundes, als dessen letzten Rest wir, außer der uns bereits bekannten **Seewiese** im Norden, auch noch den öden **Serpinamoor** im Westen gewahren, die unversiegliche, von nährenden Stoffen geschwängerte Feuchte, welche die tiefe Humuslage allerorten durchdringt, und sie so vor der Dörre trockner Jahre bewahrt. Dann kommen die zahllosen Kuppen und Kegel ringsumher, hier des Mittelgebirges, dort des Erzgebirges, und dort jenseits der Eger des Riesengebirges, welche die verdunstende Feuchte des

gangen Geländes um ihre Häupter verſammeln, die verderbendrohenden Ueberſchüſſe der atmoſphäriſchen Niederſchläge über ihren minder heiklen Forſten entladen, und den glücklichen Landſtrich ſo auch vor der Gefahr des zu vielen Guten ſichern. Und dann noch kommen die compacten Maſſen jener Gebirge ſelbſt, welche die ganze Landſchaft gleich einer mächtigen Gartenmauer umſchließen, und durch den Schutz, den ſie ihr vor allzuheftigen Luftſtrömungen gewähren, das Klima aufs wohlthuendſte läuftigen. All dieſe Gunſt des Bodens und der Lage, die neben den veredelten Obſtſorten der gemäßigten Zone ſelbſt die Kaſtanie gedeihen läßt und neben der gewinnreichen Pflege des Grundes die trefflichſte Viehzucht ermöglicht, ſpiegelt ſich aber auch allenthalben in den Culturverhältniſſen und in der Lebenslage der Bevölkerung ab, die denſelben bewohnt. Ein Morgen Grundes überwiegt hier an Werth den irgend eines andern Landſtriches um das zehn- ja oft noch mehrfache, und das Erträgniß eines mäßigen Beſitzes kommt dem eines kleinen Gutes anderwärts gleich. Wohin wir daher blicken, in den Städten wie in den Dörfern, iſt Wohlhabenheit, ja häufig genug gediegener Reichthum zu Hauſe, und die Formen des Daſeins geſtalten ſich bequem, annehmlich, freundlich. Der Städter treibt neben ausgedehnter Oekonomie gewinnreichen Handel mit den Producten des Gartens, des Feldes, der Hopfenanlagen, und einträgliche Gewerbe, für die er bei ſeinen Mitbürgern und den Landleuten der Umgegend ausreichenden Abſatz hat. Geſchäftsreiſen führen ihn hierhin und dorthin, er lernt Welt und Leute kennen und richtet ſich, heimgekehrt und die Bekanntſchaft mit allerlei Verfeinerungen des Lebens mitbringend, in ſeinem gutgebauten Hauſe ſo behaglich als möglich ein. Er hält etwas auf einen ordentlichen Tiſch, ſieht im Gaſthausſaale gern eine wandernde Schauſpielergeſellſchaft, pränumerirt auf Zeitungen und Lieferungswerke, und vermißt keinen Winter ſeinen glänzenden Bürgerball. Die junge Städterin hat ein aufmerkſames Auge für die Mode, findet es für unerläßlich, Klavier zu ſpielen, und bemüht ſich ſogar einiger Fortſchritte im Franzöſiſchen, während der junge Städter eifrig zu ſeiner Turn- und Geſanggenoſſenſchaft hält. Der Landmann in ſeinen reinlichen, ſolid angelegten Höfen, die an Umfang nicht ſelten großen herrſchaftlichen Meiereien gleichen, fühlt in ſeiner Weiſe ſich nicht minder wohl. Es thut nicht noth, daß er ſeine Körnerfrucht zu Markte ſchleppe, kaum daß er ſie ausgedroſchen. Er kann ſie ruhig im Schüttboden aufgeſpeichert laſſen, bis ſich die Preiſe beſſer machen. Wovon zu leben hat er, und einige Tauſend Gulden finden in ſeiner Truhe ſich allzeit, oder er hat ſie irgendwo in der Sparkaſſe oder auf einer ſichern Hypothek liegen. Er wählt zu ſeinem Sonntagsrock das feinſte Tuch, und läßt ihn in der Stadt arbeiten, oder ſieht in dieſer ſich wenigſtens nach dem neueſten Schnitt um, um ſeinem Dorfſchneider daheim ihn anzugeben. Ein ſeidnes Halstuch iſt bei ihm die Regel, ſelbſt Schleife und Vatermörder ſind ihm nichts Ungewohntes, und trägt er auch nur Eine Uhr, ſo läßt er doch dieſe nicht ſelten gern an zwei Ketten hängen, und ein reiches Anhängſel von allerlei Ringen, Schlüſſeln und Petſchaften aus Gold, Silber und Karneol darf nicht leicht fehlen. Seine Tochter vollends findet jeden

andern Sonntagsanzug als den von Seide unter ihrem Stande, schmückt Hals und Brust mit goldnen Münzgehängen, und kennt sogar das Bedürfniß eines feinen Handschuhs. Und warum sollte sie es nicht? Hat sie nicht oft eine Mitgift von 30—[illegible] fl., ja selbst darüber zu erwarten? Und ist nicht schon manches schöne Bauerntöchterlein aus dem Saazer- und Komotauerland geradenwegs aus ihres Vaters Hofe einem feinen Stadtherrn als Hausfrau in seine städtischen Gemächer gefolgt und eine vornehme Dame und „gnädige Frau" geworden? Ein Bauernhaus ohne Extrostube mit polirten Schreinen, goldumrahmten Heiligenbildern und bis an die Decke aufgethürmten Paradebetten werden wir nicht leicht finden, und das muß eine schlechte Wirthin sein, die nicht ihren Frauen Gevatterinnen und Basen den feinsten Kaffee in goldgerandeten Porzellantassen zu credenzen vermag, indeß der Hauswirth im Gemeindwirthshaus drunten bei lustigem Kegelschieben eine „Zehner-Bankno[illegible]" springen lassen kann, ohne daß seine rothjuftene Brieftasche das besondere empfinde. Ist es nur etwas weit zur Kirche, so muß ein wiehrendes Paar Roß angespannt werden können, und zu Kirchweih' und bei Hochzeit und Kindtauf dürfen auch diese des Schmucks künstlicher Blumen und flatternder Bänder nicht entbehren.

Doch wir haben unterdessen die rechts an unsrer Straße nahe bei einander gelegenen Dorfschaften **Hořenc**, **Neoslabic** und **Prokopel** erreicht, durchschreiten das kleine aber recht traubliche Städtchen **Eidlic** mit seinem zu Ende des 17. Jahrhunderts von dem Grafen Ernest von Harrach erbauten Schlosse, und betreten nach einer nur noch dreiviertelstündigen Wanderung längs des **Aßig-Komotauer Baches** die am äußersten Nordwestsaume dieses Gebietes inmitten einem hügelumragten Gartengrunde gelegene Stadt

Komotau,

neben Saaz die bedeutendste und wichtigste desselben. Keine direkte Kunde meldet uns den Ursprung oder auch nur das Vorhandensein dieser, hart an den Fuß des einst von unbetretener Wildniß bedeckten Gebirges vorgeschobenen Niederlassung vor oder bald nach dem Beginne unsres Jahrtausends. Nur vermuthen dürfen wir, daß mindestens zu Anfang des 13. Jahrhunderts ein Ort, der den Namen Chomutove führte, seit Längerem bereits nicht nur hier bestanden haben, sondern auch kein ganz unbedeutender gewesen sein müsse, da wir schon unter König Wenzel I., zwischen 1230 und 1253, ihn mit den Vorrechten einer Stadt ausgerüstet finden. Ebenso wenig wissen wir von den dazumaligen Herren des Ortes zu berichten, und ein Herr Friedrich von Chomutov, der im J. 1252 unter dem Großmeister Herman von Salza diese Stadt sammt den dazu gehörigen Ländereien dem deutschen Ritterorden, wir wissen nicht ob käuflich oder als Geschenk, abtrat, ist der Einzige, dessen Namen aus jener Zeit die Geschichte uns aufbewahrt. Der genannte Orden, der in der neuerworbenen Stadt sofort eine Commende errichtete, erwarb binnen Kurzem in naher und ferner Umgegend auch noch anderweitige ansehnliche Besitzungen, und die Com-

mende von Komotau galt vor all den übrigen in Böhmen und Mähren bald als die reichste und vornehmste. Sie hatte ihre Commendatur an derselben Stelle, welche noch heutzutage das Rathhaus einnimmt, gleich nebenan ihre eigene Ordenskirche zu St. Katharina, deren Mauern, freilich zu einem höchst profanen Feuerspritzenschuppen herabgesunken, gleichfalls noch heute stehen, übte die von Přemysl Otakar II. im J. 1261 ihr eingeräumte Gerichtsbarkeit über Gut und Leben ihrer Unterthanen aus, verlieh aber auch ihrerseits der Stadt manche wichtige Immunität, zeichnete sie mit dem Vorrechte aus, das Wappen der Comthurei in ihrem Schilde führen zu dürfen, und sorgte durch die Heranziehung von Colonisten aus den deutschen Nachbargauen für die frühzeitige Entwickelung eines regen bürgerlichen Lebens. In Folge der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg wider die Polen indeß, in welcher der Orden bei 40000 Mann seiner besten Truppen verlor, und wohl mehr noch in Folge der Zerwürfnisse, die nun in seinem Schoße selbst ausbrachen, und seines hiedurch herbeigeführten Verfalles, sah derselbe sie genöthigt, die Komotauer Commende gegen eine bedeutende Summe an die böhmische Kammer vorerst zu verpfänden. Dies geschah im J. 1416. Sofort verpfändete sich Wenzel IV. an seinen Günstling, den Oberstlandschreiber Nikolaus Chudý von Lobkovic, von dem wir bald Näheres erfahren werden, weiter, und drei Jahre darauf schon, angesichts der eben zum Ausbruch gekommenen hussitischen Kämpfe, verließen die letzten deutschen Ritter ihr Komotauer Commendaturhaus für immer, und an ihre Stelle als Besatzung zogen in Komotau die Söldner Friedrich's des Streitbaren von Meißen ein. Die Kriegsschaaren Zizka's ließen die ihrem schlimmsten Feinde überlieferte Stadt, die überdies auch noch für ihr eigen Theil durch die eifervollste Gegnerschaft gegen Alles Hussitische sich hervortrat, nicht lange auf sich warten, und es sollte ihr vorbehalten sein, bei dieser Gelegenheit an ihren Namen die Erinnerung eines Mord- und Brandtages zu knüpfen, dessen selbst die Chronisten der Sieger nur mit Grauen zu gedenken vermochten. Es war am 14. März 1421, als nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes mit den Pilsenern die vereinten Prager und Taboriten unter den Mauern Komotau's erschienen. Die Komotauer, auf die wohlgerüstete Meißenische Besatzung und ihre als unbezwingbar ausgerufenen Befestigungsanstalten pochend, empfingen die, mit einem unabsehbaren Trosse von Karren rings um die Stadt sich lagernden, abenteuerlichen Gäste mit lachendem Spott, und selbst ihre Weiber und Töchter glaubten die gute Gelegenheit sich nicht entgehen lassen zu sollen, von den wohlverwahrten Thürmen herab den für die Hölle längst reifen Ketzern ihre Meinung über die wichtigsten Fragen der Kirche, wenn auch nicht gerade in akademischem Style, darum doch nicht minder rund heraus zu wissen zu thun. Die Hussiten am folgenden Tage versuchten solchen Empfang mit ihren Mauerbrechern zu erwiedern, wurden aber nicht nur mit neuem Hohn, sondern, zum größten Jubel aller Komotauer, auch mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen. Doch sollte dieser Jubel nur der Vorläufer des unsäglichsten Jammers sein. Denn als am Morgen darauf, es war gerade der Palmsonntag, die Hussiten

ihren Sturm erneuerten, vermochten weder die Feuerröhre der Meißener, noch das geschmolzene Pech und das siedende Wasser, welches die Komotauer auf sie herabschütteten, die Stürmenden zu hindern, daß sie an mehrern Stellen zugleich die Mauern erklommen, und dem entfesselten Elemente gleich durch alle Strassen und Plätze sich ergoßen. Es war ein entsetzliches Metzeln und Zünden, das nun anhub und nicht eher ein Ende nahm, als bis unter der Asche der Stadt beinahe die gesammte Einwohnerschaft begraben lag. Der Grimm der Verhöhnten spottete nun selbst der Gränzen, welche die Menschlichkeit sonst dem Sieger setzt, und entwürdigte zum erstenmale die Kämpfer der Freiheit zu Würgern und Schlächtern. Die Zahl der Todten, welche der Wuth des Fanatismus an diesem Tage zum Opfer fielen, wird von 3000 bis 22000 angegeben. Nur etwa 30 Männer, dann ein Häuflein unglücklicher Weiber und Kinder sollen mit dem nackten Leben entkommen sein. Selbst die Juden zogen den Tod in den Flammen ihrer eigenen Behausungen der Taufe vor, um deren Preis allein das Leben ihnen geschenkt werden sollte. In freilich etwas anderer Weise als die Geschichte hat die fromme Sage das Gedächtniß dieses gräuelvollen Tages aufbewahrt. Nach dieser nämlich wurde weder von der einen noch der andern Seite überhaupt gekämpft; von den Komotauern nicht aus purer Gottesfurcht, und von den Hussiten nicht aus purer Feigheit. Sondern die Sache verlief höchst einfach und gemüthreich sothanermassen: „Anno 1421. am Palm-Sonntag kam Zicska in aller Stille an die Stadt heran, fande sie in währender Procession und Gottesdienst geschlossen, versprach dem Thorhüter einen Hut voll Geld um die Eröffnung, dieser ließe sich verblenden, und bekame den Hut voll Geld durch ein Loch in der Mauer: Da aber das Thor aufgieng, verlohr er der erste sein Leben, und wurden alle in die 3000., Etliche schreiben viel mehr, ja bis 22000 Menschen massacriret, — ohne einen Brauer, der sich in eine hohle Pastey verkrochen, aber auch durch sein Händel verrathen worden, und auch mit in die Ewigkeit gangen, da an diesem Ort ein Händlein in einen Stein ausgehauen noch zu sehen. Allda ist auch in einem Stein ein Creutz bemercket, wie hoch dieses Blut-Baad in der Rinnen gestiegen." Ingleichen bewahrt das Angedenken an all diese Gräuel eine in der Stadtkirche ausgehängte, von unbekannter Künstlerhand herrührende getreue Darstellung derselben, das uralte sogenannte „Zizka-Bild."

Die so arg heimgesuchte Stadt indeß scheint zur Noth kaum aus ihren Trümmern sich wieder erhoben zu haben, als gleich wieder der verwegene Hussitenführer Jakob von Bresovic ihrer sich bemächtigte, den zu ihrem größten Leidwesen König Sigismund im J. 1436, nach erfolgter Aussöhnung mit den Taboriten, in diesem seinem Besitze sogar bestätigte. Im Jahre 1455 überging sie aus den Händen des Letztern in die eines Herrn Jan Čalta von Steinsberg, und schon im J. 1488 wieder, nachdem der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen Namens des deutschen Ordens auf die Komotauer-Besitzungen endlich vollständig Verzicht geleistet, in die des Ritters Beneš Krabice von Weitmühl. Jetzt erst eigentlich für die viel

geprüfte Stadt brach die Zeit längst ersehnter Erholung an. Die Weitmühl waren friedliebende, strebsame Herren, strenge Katholiken, förderten nach besten Kräften im nahen Gebirge den Bergbau, ließen sich dabei die Pflege des Bodens, des Handels und der Gewerbe angelegen sein, schlugen außerdem in der alten Commende, die sie im J. 1520 zu einem prächtigen Schlosse umbauen ließen, ihre Residenz auf, und eröffneten so dem verödeten Orte zahlreiche Quellen neuer Thätigkeit und neuen Wohlstandes. Als Herr Johann von Weitmühl im J. 1560 Komotau dem Erzherzoge Ferdinand, damaligem Statthalter in Böhmen, überließ, und dieser schon im J. 1571 es an Herrn Bohuslav Felix von Lobkowic auf Hassenstein weiter verkaufte, war es bereits längst wieder eine ganz wohlarrangirte, von einer fleißigen und reichen Bürgerschaft belebte Stadt, zu deren fernerem Gedeihen den neuen Herren weiter nichts zu thun blieb, als den Weg ihrer Vorgänger fürderzuwandeln. Und sie thaten dies auch auf's redlichste. Herr Bohuslav Felix und nach ihm sein Sohn und Erbe, Bohuslav Joachim, dessen so wie seiner Gemalin, einer gebornen Katharina von Redern, Grabmal in der alten Stadtkirche uns noch gezeigt wird, waren vortreffliche Wirthe und emsige Förderer des Bergbaus, und Herr Georg Popel von Lobkowi., der die Stadt sammt dem dazu gehörigen Territorium im J. 1588 im Tauschwege von seinem Vetter Bohuslav Joachim übernommen, vermeinte wenigstens auch für deren geistiges Theil sein Bestes zu thun, indem er, der eifervolle Katholik, um sie vor dem bösen Geiste des Ketzerthums zu bewahren, innerhalb ihrer Mauern im J. 1591 ein reichdotirtes Jesuitencollegium nebst einem für hundert Zöglinge eingerichteten Convicte in's Leben rief. Die Komotauer zwar, wie wenig auch sonst Freunde Hus'ens oder Luther's, nahmen diesen Beweis grundherrlicher Fürsorge keineswegs am allerfreundlichsten auf. Ja sie widersetzten sich demselben sogar aus allen Kräften, und der feierliche Einzug der frommen Väter artete sogar in das Schauspiel einer kleinen Revolte mit Brand und Todtschlägerei aus. Allein Herr Georg von Lobkovic verstand im Punkte seiner väterlichen Absichten durchaus keinen Spaß, setzte den Hauptanstiftern des gottlosen Kravalles ihre Köpfe zurecht, d. h. zu Füssen, und die Uebrigen ließen die neue Einrichtung zuerst schweigend, und dann sogar nicht ungern sich gefallen, zumal ein gut Theil der Glorie des neuen Collegiums, das in seiner Vorzüglichkeit selbst mit der Prager Hochschule rivalisiren konnte, die Vorrechte einer Akademie genoß und selbst Doktores der Philosophie und freien Künste creiren durfte, auch auf ihre Stadt zurückfiel. Herr Georg Popel von Lobkowic übrigens sollte des ruhmlichen Erblühens dieser seiner Lieblingsschöpfung nicht lange sich zu erfreuen haben. Kaiser Rudolf war ein schwacher Herr, aber wenn er zürnte, darum nicht minder furchtbar. Er schickte 1594, den allmächtigen Obristhofmeister, den sein frommer Eifer vor Irrwegen nicht zu gewahren vermocht, aus dem Sonnenscheine der allerhöchsten Gunst in die Nacht des tiefsten Kerkers, aus der er nach unsäglichen Demüthigungen und namenlosem Elend nur hervortrat, um, ungeachtet der glänzenden Weise,

in welcher seine gelehrte Tochter Eva Eusebia *) in der von ihr durch den Druck veröffentlichten Apologie seine Vertheidigung führte, am 28. Mai 1607 auf dem Schlosse zu Elbogen den Tod des Verräthers zu sterben. Herr Georg Popel sollte zugleich die Reihe der Herren auf Komotau abschließen. Noch während des langjährigen Prozesses, der ihm gemacht worden, hatten die Richter den Verfall all seiner Besitzungen an die königliche Kammer verhängt, die reichen Komotauer aber diese Wendung der Geschicke klugerweise wahrnehmend, von dem Verhältnisse der Unterthanschaft sich freigekauft, und von der Gnade des Kaisers, 1606, die Erhebung ihrer Stadt zu dem Range einer königlichen Freistadt erwirkt. An die Stelle der ehemals ritterlichen Commende und später herrschaftlichen Residenz, die eben erst von Herrn Georg Popel mit fürstlicher Pracht neu ausgestattet und mit den kostbarsten Sammlungen der Kunst und Wissenschaft bereichert, kurz nach dessen Einkerkerung in Flammen aufgegangen, trat nun das bürgerliche Rathhaus. Aber auch die Sonne des berühmten Collegiums sollte sich bald verhüllen. Der Ausbruch der protestantischen Erhebung veranlaßte die gelehrten Väter, ganz Böhmen und somit auch Komotau zu meiden, und in den geweihten Räumen, die kaum erst von Worten der Weisheit und Glaubensstärke wiederhallt, schlugen die ketzerischen Söldner der protestantischen Stände ihre Quartiere auf. Mit dem Siege der Reaction jedoch zogen die jesuitischen Musen auch in ihrem Komotauer Collegium wieder ein, und zwar diesmal, um desto festern Fuß darin zu fassen. Die Unfälle des dreißigjährigen Krieges, von denen Komotau seinen Antheil redlich zu genießen erhielt, hinderten nicht, daß zu Ehren des Stifters des weltbeherrschenden Ordens, des h. Ignazius von Loyola, neben dem Collegium sich bald eine stattliche Kirche erhob. Das Convict füllte sich wieder, und von den Kathedern herab wurde an die wißbegierige Jugend die vorsichtig präparirte Ambrosia classischer Bildung wieder ausgespendet. Da kam endlich das Jahr 1773, und Pabst Clemens XIII. selbst dekretirte die gänzliche Auflösung des Ordens, dessen, wie sehr auch von lichtfeindlichen Tendenzen getrübte Verdienste um die Wissenschaften nicht verkannt zu werden brauchen, wenn man seine Einwirkung auf die Geschicke der Staaten und der Völker als eine im höchsten Grade beklagenswerthe bezeichnet. Zum zweitenmale verließen die Jesuiten Komotau, und diesmal, um wohl schwerlich je dahin wieder zurückzukehren. Die Ignatiuskirche wurde Eigenthum der Commune, und in die Räumlichkeiten des Collegiums und des Convictes theilten sich brüderlich die Waffen und die Wissenschaften. Jenes wurde zur Caserne, dieses zu einem Gymnasium. Daß jedoch die Komotauer Ursache gehabt haben sollten, diesen Umschwung der Dinge irgendwie zu bedauern, ist bis heute nicht bekannt worden. Zu bedauern jedoch ist, daß sie das kostbarste Denkmal der Vergangenheit ihrer Stadt, das prachtvolle, unter den Herren von Weitmühl zu Anfang des 16. Jahrhunderts einst aufgeführte Schloß-

*) Der vaterländische Bildhauer Julius Meixner hat im J. 1862 zu Rom ihre Büste in carrarischem Marmor ausgeführt.

portale, an welchem zum Theile ſelbſt noch Reſte aus den Tagen der deutſchen Ritter erhalten waren, von blödſinnigem Kanzleivandalismus ſich entreißen ließen. Was Krieg und Flammen Jahrhunderte lang verſchont, das wurde in Folge eines höchſt un- „löblichen" Erlaſſes im J. 1846 zertrümmert. Mögen es unſre Leſer wenigſtens im Abbilde kennen lernen!

IV.

Wir wandern von **Komotau** die Straſſe entlang, die nordweſtwärts über das Gebirge nach Sachſen hinaus führt, weiter. Unſer Weg, hart bei dem Dörfchen **Oberndorf**, führt uns anfänglich am rechten Ufer des **Aſſigbaches** hin. Nach wenigen hundert Schritten jedoch, bei der ſogenannten Hammermühle, vom Bache ablenkend, ſtrebt er gewunden den Abhang des **Schwarzhübels** und des **Kanzenberges** zur **Brandleite** hinan, und unſer Auge, bisher gebannt an den Horizont der Fläche, gewinnt mit jedem Schritt einen weiter über die nahe und ferne Gebirgswelt ſich ausdehnenden Geſichtskreis. Komotau bald erſcheint uns nur mehr wie ein von einzelnen Häuſern und Thurmſpitzen unterbrochener Baumgarten und die Ortſchaften und Dörfer hinter demſelben gegen Saaz und Brüx wie vereinzelte, aus einem unermeßlichen grünen Plane auftauchende Mauer- und Dächeroaſen. Im Norden von Komotau, blanken Spiegeln gleich, ruhen im Sonnenſchein die **Alaunteiche**, die Zeugen der ſchon im 16. Jahrhundert hier ſchwunghaft betriebenen Alaunfabrication, entſtanden durch den Einſturz der Baue und den Einbruch der Gruben- und Höhenwäſſer, die der gewinnreichen Induſtrie ein vorfrühes Ziel geſetzt. Oeſtlich an ihnen hin und über das Kirchdörflein **Udvic** mit ſeinen Kohlenbrüchen führt die Straſſe nach

Görken,

einem am Hervortritt der **Bela** aus dem Gebirge hart am Fuße desſelben gelegenen alten Städtchen, das bereits im 13. Jahrhundert ſeine eigene Pfarre gehabt, während der zweiten Hälfte des 16. und dem erſten Viertel des 17. durchweg proteſtantiſch geweſen, hierauf bis zum J. 1773 der geiſtlichen Pflege der Jeſuiten unterſtand, im 17. und 18. Jahrhundert wegen ſeines vortrefflichen Bieres berühmt war, und nun einer der thätigſten Baumwollſpinnplätze iſt. Vom weſtlichen Saum der Teiche ſtreben der **Roland**, der **Hutberg** und der **Hammerberg** empor, die ſogenannten Komotauer Berge, mit den einſt ſo ergiebigen, nun eingegangenen Alaunſchieferbrüchen. Zu unſrer Rechten, unmittelbar neben uns, eilt der **Aſſigbach**, nachdem er weiter

aufwärts über die Felsen des **Ringelsteins** und **Ottersteins** brausend sich niedergestürzt, durch den tiefen **Kohlgrund** in die Ebene hinab, während zu unsrer Linken, als unterste Stufe des Gebirges, der **Fuchsenkisch** und der plattkuppige **Purberg** ihre wald- und wiesenbedeckten Gehänge in die Ebene hinab senken. Wir klimmen die Strasse indeß weiter hinan bis **Schönlinde**, und von der kleinen Kuppe rechts an der Strasse, die wir im Osten dieses Dörfchens ersteigen, eröffnet in unbeschreiblicher Herrlichkeit sich uns die Fernsicht über den gesammten, das eben von uns durchwanderte Flachland als Gränzwall säumenden Zug des

Nordöstlichen Erzgebirges.

Unwillkührlich sucht unser Blick zuerst die weitesterreichbare Ferne. Es ist dies die Teplicer Gegend mit den Basaltmassen des **Strebnicer Berges**, der Porphyrkuppe des 3025 Fuß hohen **Wieselsteins** und den nordwärts dahinter in dämmernder Bläue verschwimmenden Forsten des **Kleyher Reviers**. An dies letztere im Westen nahe sich anschließend entdecken wir zunächst die bedeutend niedrigere Kuppe des **Schwarzen Berges** (2800′) und südwestlich vor diesem den **Wolkenhübel** und den **Göhrn** (2930′). Noch weiter westwärts, den Kamm des Gebirges über den **Haselstein** und den **Nonnenhübel** hinweg verfolgend, gewahren wir die kaum erkennbar emportauchende Kuppe des **Katharinenberges**. Dort bildet die Schlucht des **Schweinitzbaches** die Gränze gegen Sachsen. Dort auch, hart an der Gränze, liegt das alte Bergstädtchen

Katharinaberg.

Gegründet von Meißenischen Gewerken erfreute sich der Ort, der damals Katterberg oder auch Hallberg hieß, schon zu Anfang des 16. Jahrh. eines schwunghaften Bergbaus. Man grub auf Silber und Kupfer, hatte treffliche Poch- und Schmelzanstalten, und als Ferdinand I., um den Bergbau desto mehr zu fördern, den wichtigsten Bergorten die Privilegien freier Städte verlieh, war auch Katharinaberg unter diesen mitinbegriffen. Zu jener Zeit gehörte der Ort den Herrn von Weitmühl, die wir bereits bei Komotau kennen gelernt. Mit Komotau überging er auf die Hassensteiner, und theilte mit den Besitzungen des Herrn Georg Popel später das Schicksal confiscirt zu werden. Die Weitmühle wie die Hassensteiner waren, wie allen Bergstädtern, auch den Katharinabergern wohlgewogene Herren gewesen. Ja Herr Georg Popel von Lobkovic, der strenge Katholik, ging in seiner Nachsicht sogar so weit, in Anbetracht der zahlreichen protestantischen Bergknappen die Erbauung eines lutherischen Bethhauses in dem gleich anrainenden **Gebirgs-Neudorf** zu bewilligen. Die Grafen Harras aber, die Käufer der confiscirten Besitzung, scheinen der freiheitlichen Immunitäten der Bergstadt wenig geachtet und ihre grundherrlichen Ansprüche an dieselbe in einer nichts weniger als glimpflichen Weise geltend gemacht zu haben. Möglich, daß hieran auch der, um diese Zeit schon ziemlich bemerkbare Rückgang des Grubenerträgnisses, dessen Ausfall zu ersetzen die Grundherren begreiflicherweise ein Interesse

hatten, einen Theil der Schuld trug. Genug, Kaiser Rudolf mußte die Beschwerdeführenden in Schutz nehmen, und die Herren ermahnen, die Katharinaberger an ihren wohlerworbenen Bergfreiheiten weiter nicht zu kränken. Dem Bergbau indeß scheint dies nicht sonderlich aufgeholfen zu haben. Die erste Hälfte des gleich folgenden Jahrhunderts brachte den Alles niederhaltenden Krieg, die zweite die massenhafte Auswanderung. Katharinaberg war ein stiller, trauriger Ort geworden, und — seitdem geblieben. Noch brachte zwar das vorige Jahrhundert einige, wiewohl nicht sehr ansehnliche Ausbeute. Aber zu Anfang schon des gegenwärtigen, im J. 1808, gab das Aerar alle Bemühungen nach einer weitern gänzlich auf, wie es heißt, weil das zu hoffende Erträgniß nicht einmal die Arbeit der Bewältigung der eingebrochenen Grubenwässer gelohnt haben würde. Die Katharinaberger Bürgerschaft nahm den aufgelassenen Bau nun selbst auf, jedoch auch nur, um nach 43jähriger, allerdings nur höchst bescheidener Bemühung, im J. 1851 auf die Fortführung gleichfalls zu verzichten. Neues Leben in die alten Schachte schien das J. 1856 bringen zu wollen, als für dieselben ein neuer reicher Unternehmer sich fand. Allein da kam wieder der neidische Tod, und rief den wagenden Unternehmer in ein besseres, von Sorgen um Kuxantheile nicht getrübtes Leben ab, und die Silberadern des Katterberges hörten wieder auf verheißungsvoll zu pulsiren. Ob je und wann es den Göttern gefallen wird, den schlummernden Geist dieses Berges wieder wachzurütteln, wer mag das vorherbestimmen? Die Katharinaberger thun aber jedenfalls wohl daran, nicht viel darauf zu bauen, einstweilen fleißig an ihre Wirkstühle und Drehbänke sich zu halten, und so lange sie dem Münzbengel nicht wieder blankes Silber liefern können, die frierende Menschheit wenigstens mit warmen Fäustlingen und die Kinderstube mit buntem Spielzeug zu versorgen.

Doch verfolgen wir den Zug unsres Gebirges weiter! Da erhebt gleich, südöstlich herwärts, der mächtige **Bärenstein**, das Haupt jener Gegend, seine sonnenglänzende, 2940′ hohe Granitkuppe. Hinter ihm strebt die Kuppe des **Adelsbergs** zu ihm empor. Etwas ferner neben ihm im Nordosten gewahren wir den 2500′ hohen **Wachtberg** mit seinen steil zur Ebene sich hinabsenkenden Vorbergen, dem **Kohlberg**, dem **Kattelberg** und dem, die Ruinen des ehemaligen Sitzes der Herren von Hochhausen tragenden **Hausberg**, zwischen denen der uralte **Johnsdorfer Paß** durch die **Marienthaler** und **Einsiedler Reviere** nach Sachsen sich hinüberwindet. Vor ihm, näher zu uns her, gipfelt sich der 2670′ hohe Basaltkegel des **Tannichberges** zu ihm hinan, den, gegen die Ebene hin, der **Dürrenberg** und der dreigipflige **Seeberg** umlagern, während rückwärts der letztgenannten Gruppe und ihm östlich zur Seite der granitne **Münichberg** und der **Cernichübel** sich aneinanderreihen, in deren Vordergrund, im Schatten des weitausgedehnten, in der Jagdwelt berühmten **Eisenberger Thiergartens** das terassengetragene, dreithürmige, die Landschaft weithin beherrschende Schloß

Eisenberg

unsre Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Im 13. und 14. Jahrhundert saßen dort die mächtigen Herren von Isenberg vom See, so geheißen von dem bereits mehrerwähnten See, der ehemals zu Füssen des Schlosses bis gegen Brüx hin sich ausbreitete. Im 15. Jahrhundert folgten ihnen die Slavik von Slavic, bei denen der sächsische Prinzenräuber Kunz von Kaufungen in seinem Entschädigungsstreite wider Friedrich den Sanftmüthigen von Sachsen eine Zeitlang sichere Zuflucht gefunden. Im 16. Jahrhundert finden wir daselbst die reichen Herren von Hochhausen, und nachdem der Letzte derselben, Nikolaus, wegen seiner Betheiligung an der protestantischen Erhebung vom J. 1618 dem Confiscationsurtel verfallen, im 17. und während des ersten Viertels des 18. Jahrhunderts die Biliner Lobkovice, die mit Wilhelm Popel von Lobkovic hier eine besondere, die Eisenberger Linie, gründeten. Diese erlosch im J. 1722 mit dem Tode des Grafen Ulrich Felix, der das Unglück hatte, im nahen Forste von einer umstürzenden Eiche erschlagen zu werden, worauf Schloß und Herrschaft zuerst auf den nachmals in den Türkenkriegen berühmt gewordenen Fürsten Christoph Felix und sodann durch diesen auf die Raudnicer Herzogslinie übergingen. —

Lassen wir, von der Kuppe des Bärensteins wieder ausgehend, unsre Blicke über den von unabsehbaren Hochforsten bedeckten Gebirgskamm westwärts schweifen, so eröffnet, an jenen anschließend, die Reihe der gegen die sächsische Gränze sich hinziehenden Höhen der 2670′ hohe **Große Steinberg**, dem sodann, in einer und derselben Linie beinahe, der **Bärhübel** (bei 2900′), der **Steinhübel** und der **Glashübel** folgen, um mit dem breitrückigen **Ratschunger Keilberg** in der Kluft des **Schwarzwasser-Baches** die Gränze zu erreichen. Hinter diesen Bergen liegt das Dorf **Kalich**, einer der Hauptsitze der erzgebirgischen Eisenindustrie. Vor ihnen senkt zu unsrem Standpunkte der **Schaarberg** und der **Hegewald** sich herab, und lagert, geradaus und unfern vor uns jenseits der Kluft des Assig-Baches in der Höhe von 2150′ das alte Bergdorf **Platten** mit seiner zu Ende des 14. Jahrhunderts bestandenen, zu Ende des vorigen umgebauten Kirche und seinem verfallenden Schlosse. —

Noch werfen wir südostwärts vom Bärhübel unsern Blick über die Gegend von **Göttersdorf** hinab, wo der **Kreuzberg** und der **Haselberg** sich zur Thalebene hinabsenken, um ihn, in kurzer Entfernung nördlich von Görkau, bei der Betrachtung des Schlosses

Rothenhaus

verweilen zu lassen, einem der stattlichsten und schönsten **Böhmens**, dessen Herrlichkeiten so wie die seiner Umgebungen schon im J. 1700 durch die begeisterte Feder William O Kelly's eine poetische Beschreibung in lateinischen Hexametern erfahren.*)

*) Rubra domus, vulgo Rothenhaus, cum suo territorio carminice descripta a Guill. O Kelly. Pragae 1700.

Im 13. Jahrhundert hausten daselbst in rascher Aufeinanderfolge die Herren von Jlmburg, Konépas und Altenhof. Im 16. und 17. war es der glänzende Herrensitz der Komotauer Weitmühle, Lobkovice und Harras, deren Besitzungen bis hinauf über Katharinaberg sich erstreckten. Im J. 1707 verkaufte es Graf Ernst Harras dem Fürsten Johann Adam von Lichtenstein, dem Letzten der Karolinischen Linie dieses Hauses, der eben kurz zuvor die reichsunmittelbaren Herrschaften Vaduz und Schellenberg erworben, aus denen später das gegenwärtige souveräne Fürstenthum Lichtenstein entstanden. Nach seinem Tode im J. 1712 erbte Fürst Anton Florian aus der jüngern Gundacker'schen Linie die reichsunmittelbaren und seine einzige Tochter Dominica die Rothenhauser Besitzungen, worauf diese durch die Vermählung der reichen Erbin mit dem Fürsten Heinrich Auersperg an die damals noch herzoglich Münsterberg'sche Linie der Auersperge gelangte. Von dem Erben des Fürsten Heinrich, dem Fürsten Johann Adam von Auersperg, kamen sie durch Kauf an den Freiherrn Johann Alexander von Rottenhan, dem 1777 der nachmals in den Grafenstand erhobene Freiherr Heinrich von Rottenhan folgte, einer der trefflichsten Männer seiner Zeit, der sowohl in seiner Stellung als Oberstburggraf von Böhmen wie hierauf als Staatsminister um die Entwicklung des Industrielebens in Oesterreich, und da wieder insbesondere in seinem heimatlichen Erzgebirge, unvergängliche Verdienste sich erwarb. Er gründete hoch oben in Mitten unbetretener Forste neue Wohnsitze, wie z. B. 1775, noch bei Lebzeiten seines Vaters, das seinen Namen tragende **Heinrichsdorf** unfern Kallich, eine Kolonie fleißiger Holzhauer, Kalkbrenner und Nagelschmiede, und 1778 die nach seiner einzigen Tochter benannte **Gabrielahütte** unfern Katharinaberg, ein noch heute in emsigem Betriebe stehendes Eisenhüttenwerk. Er schuf der armen Bevölkerung des unergiebigen Gebirgsdistriktes neue Erwerbsquellen durch die Gründung einer großen Baumwollspinnerei und Kottonweberei zu Rothenhaus (1786), die bis zum J. 1824 Hunderte von Menschen nährend und zur Gründung ähnlicher Unternehmungen vielfach anregend fortarbeitete, und durch die aufopfernde Unterstützung der Spielwaarenerzeugung, die, auf seiner Herrschaft durch die Bemühungen seines Forstmeisters Hein zuerst in Aufnahme gebracht, in ihrer Manigfaltigkeit noch gegenwärtig Tausenden von Händen das tägliche Brod sichert. Ihm gebührt auch der Ruhm, in der Ausstellung der mannigfachen Erzeugnisse heimatlicher Gewerbsthätigkeit, die er im J. 1791 zur Feier der Anwesenheit Kaiser Leopold's II. im Clementinum zu Prag veranstaltete, der Erste die seitdem zu einer so weittragenden Bedeutung herangewachsene Idee einer Industrieausstellung zur fruchtbringenden Ausführung gebracht zu haben. Gräfin Gabriele, die nach seinem im J. 1809 erfolgten Tode die Rothenhauser Herrschaft antrat, war nicht nur die Erbin der reichen Besitzungen ihres Vaters, sondern auch seiner menschenfreundlichen Gesinnungen, und unermüdlichen Strebsamkeit. Ihr Name ist im schönsten Sinne des Wortes in der ganzen Gegend zum Segen geworden. Da ist kein Kind, das ihn nicht kennt, kein Dorf, das von ihr nicht eine kleine Chronik

fördernden Wohlwollens zu erzählen, keine einsame Hütte im Gebirge, in die sie nicht getreten, und Arbeit schaffend zu nothbannendem Fleiße angeregt hätte. Getreu in dieser ihrer Thätigkeit, die ihr ganzes Leben ausfüllte, und der sie, gerne verzichtend, manche Genüße ihres Standes opferte, stand ihr Gatte, Graf Georg Franz Buquoi, ihr zur Seite, ein Mann auf der Höhe vielseitigster und gründlichster Bildung, dessen Name selbst von denjenigen seiner zeitgenössischen Standesgefährten, die die Richtung, welche er seinem Leben gab, nicht so ganz als die einem reichen Cavalier zustehende gelten lassen mochten, nur mit hoher Achtung genannt wurde. Graf Georg Buquoi, ein Nachkomme des berühmten kaiserlichen Feldherrn im dreißigjährigen Kriege, Karl Bonaventura de Longueval, Grafen von Buquoi, war 1781 zu Brüssel, wo sein Vater im österreichischem Staatsdienst einen hohen Posten bekleidete, geboren, und in der Theresianischen Ritterakademie zu Wien für die gleiche Laufbahn herangebildet. Sein frühentwickelter Unabhängigkeitssinn jedoch und seine frühwache Hinneigung zur selbstthätigen Forschung auf wissenschaftlichen Gebieten ließen ihn, ungeachtet der glänzenden Verlockungen einer kriegerisch und politisch bewegten Zeit, die ihm zugedachte Carrière gar nicht erst antreten. Die Prinzipien, nach welchen damals, im schmerzlichen Gegensatze zu der eben vorhergegangenen Josefinischen Epoche, die Geschicke der Völker Oestreichs menagirt wurden, waren allerdings auch nicht darnach, einen so urkräftigen, hochemporstrebenden Geist, der die strenge Consequenz des Philosophen mit dem idealen Schwunge des Poeten in sich vereinte, an ihr Treibrad zu fesseln. Graf Georg, bei Hofe, wo man gleich Cäsar Menschen, die dachten, nicht leiden mochte, als ein excentrischer Kopf vorgemerkt, ging auf Reisen, sah Frankreich, die Schweiz und Italien, knüpfte mit den Männern der Wissenschaft allenthalben Verbindungen an, vermählte sich 1806 nach seiner Rückkehr mit der geistesverwandten Gräfin Gabriele und zog sich darauf in die Einsamkeit seiner Besitzungen zurück, um ungestört fortan nur seinen mathematischen, naturforscherischen, nationalökonomischen, philosophischen und poetischen Studien und Arbeiten zu leben. Eine jener seltenen Naturen, die, indem sie das Ideale verfolgen, das Praktische nicht aus dem Auge lassen, hinderten ihn die zahlreichen Schriften, die er über die abstractesten Dinge schrieb und drucken ließ, nicht, Fabriken zu gründen und persönlich zu leiten, Chemie zu treiben, die Glasfabrikation durch neue Erfindungen zu bereichern und im künstlichen Hyalith ein neues Industrieobjekt zu schaffen. Aber die Abneigung, mit der er den Lauf der staatlichen Dinge in Oesterreich betrachtete, hielt ihn auch nicht ab, in einer Zeit, da nicht blos ein freies Wort, sondern auch schon ein freier Gedanke hinreichte, um denjenigen, der ihn in seinem Hirne barg, zum Verbrecher zu stämpeln, dem erwachenden, den nahen Umschwung zum Bessern verkündenden Bewußtsein des Volkes sein rückhaltloses Interesse zuzuwenden. Man erinnert sich noch und wird es wohl nie vergessen, wie in den vierziger Jahren der alte Graf Georg Buquoi es war, der selbst an nicht geheuern Orten vor einem freien Worte nicht zurückscheute, und um den die hoffenden Geister damals zum Vorkampfe für die Tage sich schaarten,

die bald anbrechen sollten. Man erinnert sich auch, wie die Trabanten der mißtrauischen Besorgniß nach dem „gefährlichen Philosophen" damals die Hand ausstreckten, und wie nur der Sieg der Prinzipien, die stets die seinen gewesen, ihn aus derselben befreiten. Er sollte diesen Sieg indeß nur so lange überleben, um ihn sich wieder verdunkeln zu schauen. Er starb im J. 1851 auf seinen Gütern. Graf Georg Buquoi galt für einen Sonderling. War er ein solcher, so war es nur, weil die Folie der Zustände, die ihn umgaben, ihn dazu machten, seine gesellschaftliche und materielle Unabhängigkeit es zu sein ihm gestatteten. Andere Verhältnisse und die Nothwendigkeit, die verdiente Anerkennung im Kampfe mit dem Leben zu erringen, hätten dem allerdings originellen Mann den Ruhm einer der gefeiertesten wissenschaftlichen Größen erworben.

Und nun steigen wir von unserm **Schönlinder Kübel** nieder, und folgen der Strasse durch die Dörfchen **Domina, Troschig** und **Krima** rüstig weiter aufwärts Die Gewandung der Landschaft um uns her ist bereits eine merklich andere; die Wiese zwar giebt noch ihre Mähden, der Acker zeugt Flachs, Kraut, Wasserrüben, Sommerkorn und selbst einige Gerste; aber auch der Hafer und die Kartoffel beginnen vorzuwiegen, der Obstbaum ist verschwunden, der Laubbaum überhaupt will nicht mehr recht Wurzel fassen. Der düstre Nadelholzwald beherrscht weithin die Kuppen, und an die Stelle der stattlichen Gehöfte ist die niedere, hier an eine schützende Lehne, dort in eine bergende Kluft hingebaute Hütte getreten. Es ist der Character des zwar schon recht ernsten, aber doch immer noch genug wohnlichen höhern Vorgebirges, der uns allenthalben entgegentritt. Allein in nächster Nähe gerade vor uns schon erhebt mit der fichtendunkeln Gruppe des breitgedehnten **Stockraumwaldes** sich der weit ernstere Kamm des Hochgebirgs: im Hintergrunde der **Glasberg**, vor diesem die **Neubauerhöhe** und die **hohe Stellung**, links von diesen gegen Westen hin der bis zu 3120 Fuß sich emporthürmende basaltische **Haßberg**, und vor diesen der 2780 Fuß hohe **Neudorfer Berg**. Dort, inmitten öder Fläche kahlen Waldmoors liegt die einst so wichtige Bergstadt

Sebastiansberg,

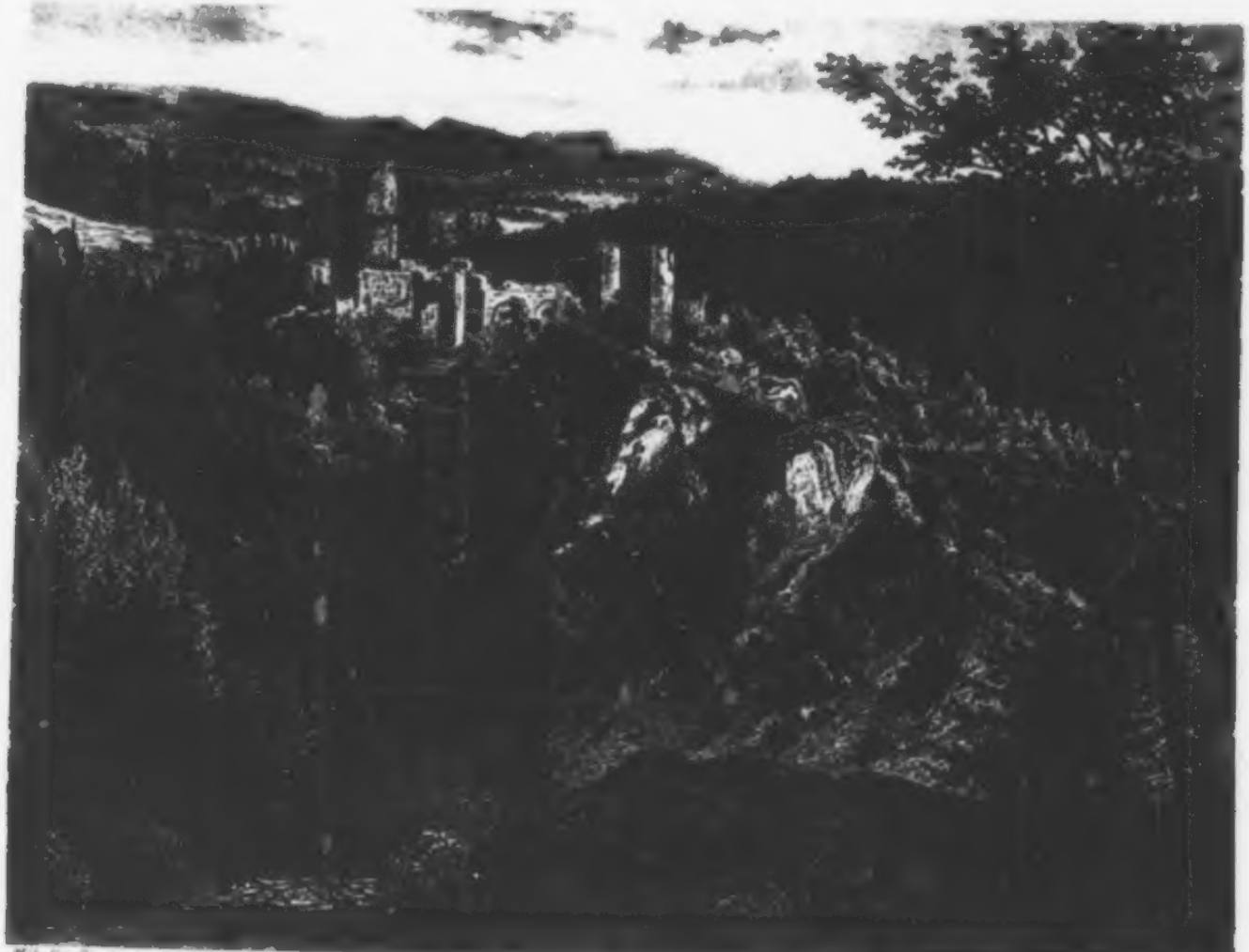
einst weitausgebreitet, nun auf ein Häuflein zerstreut gelagerter hölzerner Wohnstätten eingegangen, einst wohlbevölkert, nun von nicht viel mehr als etwa anderthalbtausend zwar sehr arbeitsamen aber nichts weniger als wohlbegüterten Menschen bewohnt. Sebastian von Weitmühl, dem der Ort auch den Namen zu verdanken haben soll, wird als Gründer desselben genannt. Man baute da auf Kupfer und Silber, und Kaiser Rudolf II. ertheilte dem Orte die Privilegien einer freien Bergstadt. Die Baue sind aber längst aufgelassen, und Spitzenklöppelei und — Schweinemästung sind nun die Haupterwerbsquellen der Einwohner. Wir lassen diesen Ort zu unsrer Rechten liegen, und wenden uns, die sogenannte **Hölle**, die flachen Kuppen des **Gliedauerberges** und des **Schweicherberges**, von denen die **Wüste Platte**, der **Lerchenberg**

und die **Lange Stallung** mit dem **Höllenbache** zu den Hagendorfer Gefilden sich hinabsenken, links neben uns, auf dem Wege, der nicht weit oberhalb **Krima** von der Straße südwärts sich abzweigt, an der Kluft des **Grundbaches**, dem steilabschüssigen, urschiefrigen **Sonnenberg**, und dem darauf lagernden gleichnamigen Bergstädtchen vorüber, von dem wir nur zu melden haben, daß es zur Zeit der Blüthe des erzgebirgischen Bergbaues schwunghaften Kupferbau gegeben, und daß seit undenklichen Zeiten die Erzgänge daselbst kein Grubenlicht mehr gesehen, — dem am Südabhange des **Saalberges** gelegenen Städtchen **Platz** und den interessanten Ruinen der Burg

Hassenstein

zu. Wir erreichen sie wenige Hundert Schritte im Westen des genannten Städtchens auf dem sogenannten **Schloßberge**, einem waldbedeckten, nicht sehr hohen, in die Kluft des vorüberrauschenden **Grundbaches** aber um so schroffer sich hinabsenkenden Urkalksteinfelsen. Die Schluchten, die diesen Felsen im Osten und Westen von den benachbarten Waldhöhen scheiden, die doppelten, nun gestrüpperfüllten, in den Felsgrund gesprengten Gräben im Norden, die freilich nur mehr spärlichen Reste der Umfassungsmauer, die Rümpfe der beiden Thürme im Süden und diesen gegenüber der das Land weithin beherrschende runde Wachtthurm zeugen noch heute von ihrer ehemaligen Festigkeit, — die noch erkennbaren vier Höfe, die sie umfaßte, von ihrem ehemaligen weiten Umfange, — die Trümmer der Kapelle und hie und da eine karge Spur des Gemäuers der ehemaligen Wohnräume von der Pracht, die einst hier geherrscht. Daß diese Stätte schon in heidnischer Vorzeit bewohnt, oder doch wenigstens zu gottesdienstlichen Zwecken, oder als Begräbnißplatz benutzt gewesen, läßt sich aus den Ergebnissen der Nachgrabungen vermuthen, die zu Anfang der Dreißigerjahre hier vorgenommen wurden. Doch ist uns über die Burg selbst keine ältere Kunde bekannt, als daß zu Ende des 13. Jahrhunderts die beiden Brüder Friedrich und Theodorich von Schönburg sie als Kronlehen besaßen, in deren Hause die Verwaltung der Raadener Župa seit Längerem bereits sich fortgeerbt, und daß sie somit höchst wahrscheinlich zu jener Zeit die Hauptburg dieser Župa gewesen. Ein späterer Schönburg, gleichfalls Namens Friedrich, trat das Lehen im J. 1412 an Heinrich Reus von Plauen, Lehensvasallen der Krone Böhmens auf Königswart, ab, der jedoch nach sechs Jahren schon in Folge seiner Betheiligung an den Raubzügen des uns bereits von Osek her bekannten Landfriedenstörers Boreš von Riesenburg dasselbe wieder einbüßte. Auch die stolze Burg Pfraumberg, der Hauptsitz der verwegenen Genossenschaft, wurde bekanntlich von der Krone damals eingezogen, und noch im selben Jahre 1418 finden wir auf den beiden Burgen als neuen Lehensmann den Begründer eines der verbreitetsten und mächtigsten noch heute blühenden böhmischen Adelsgeschlechter, den Günstling König Wenzel's IV., Nikolaus Chudý von Ujezd. Was uns über die Verhältnisse und die Stellung dieses Mannes in jener so sehr bewegten Zeit bekannt ist, läßt uns in ihm jedenfalls weit mehr einen

klugen, die Zeitumstände vorsichtig benützenden Kopf, als einen mit Entschiedenheit hervortretenden Charakter erkennen. Sein Vater war ein, wie es scheint, nicht sehr bemittelter Edelmann auf der Burg Obřistwi an der Moldau, der die Erziehung seines Sohnes auch in den Wissenschaften sich ziemlich hatte müssen angelegen sein lassen. Seit 1406 bekleidete Nikolaus Chudý das Amt eines Schreibers der königlichen Urbar zu Kuttenberg, erfreute sich als solcher der Gunst des Königs in ganz besonderem Grade, besaß nebst einem großen Hause zu Prag die Burg Milíčoves und hatte im J. 1408 auch schon die Burg Lobkovic unfern von Brandeis an der Elbe erworben, von der er nun auch den Namen annahm. Der Haltung folgend, die sein königlicher Gebieter der eben erwachenden antikirchlichen Opposition gegenüber beobachtete, war auch er derselben anfänglich nicht abhold. In dem von Hus angeregten Streite um die Stimmberechtigung der verschiedenen Nationen an der Prager Hochschule, billigte auch er die von Hus verlangte Bevorzugung der Einheimischen gegen die Fremden, und auf sein Gutachten vorzüglich, darin ihn auch noch die Abgesandten des Königs von Frankreich und der Pariser Universität unterstützten, entschied König Wenzel den Streit dahin, daß den Böhmen drei Stimmen gegen die Eine der übrigen Nationen zustehen sollten. Diese dem Hussitenthum wohlgewogene Gesinnung des Herrn Nikolaus von Lobkovic erkaltete jedoch alsbald in dem Maße, als auch der König demselben gegenüber seine gewährenlassende Stellung aufgab, und im J. 1416, an die Stelle Nikolaus von Okoř Obersterlandschreiber geworden, stand er bereits so vollständig auf der conservativen Seite, daß König Sigismund unter andern katholischen Herren auch ihn zur Conferenz nach Ungrisch-Hradisch berufen konnte, um die Maßregeln zur Ausrottung der Ketzerei in Böhmen zu berathen. Herr Nikolaus von Lobkovic, auch bei diesem König in hoher Gunst, hielt fortan und in allem Wechsel des Glückes treu zu dessen Seite, und es zeugt unter Anderem von der großen Klugheit, mit der er in dieser nicht eben leichten Stellung sich zu behaupten verstand, daß König Sigismund gerade ihn für die ebenso schwierige als wichtige Mission ersah, auf dem Landtag 1431 zu Kuttenberg die hussitischen Stände zum Abschluß eines längern Waffenstillstandes und zur Beschickung des Baseler Concils zu bewegen. Den sieghaften Einzug König Sigismund's in Böhmen jedoch sollte Herr Nikolaus von Lobkovic nicht mehr erleben. Er starb, kurz vor der Entscheidung des großen Kampfes, im J. 1435, seine großen Reichthümer und umfangreichen Güter seinen beiden Söhnen Johann Popel und Nikolaus hinterlassend, von denen der Erstere die väterlichen Stammgüter nebst der Burg Lobkovic, der Letztere die Burg Hassenstein erhielt, jener um der Stifter der Popel'schen, dieser um der Begründer der Hassensteinschen Linie der Lobkovice zu werden. Beide Brüder während der kurzen Herrschaft König Albrecht's und des darauffolgenden langen Interregnums thaten unter der Führerschaft des Herrn Ulrich von Rosenberg als einflußreiche Mitglieder der katholischen Partei sich hervor, und im letzten Augenblicke noch, im J. 1450, als das Erliegen des zu Strakonic beschwornen Bundes der katholischen Herren durch



HRAD HASIŠTEIN.

Nákladatel J. L. Kober v Praze

DIE BURGRUINE HASSENSTEIN.

Verlag von J. L. Kober in Prag

Universitäts- u. Landesbibliothek
Münster

das Uebergewicht George von Podébrad bereits entschieden war, war es Nikolaus von Hassenstein, der das Zusammenbrechen desselben mit der Hinweisung auf die verheißene sächsische Hilfe aufzuhalten sich bemühte. Die Sachsen bekanntlich kamen nicht, noch einmal rafften die Herren zu dem unglücklichen Treffen bei Rothcan sich empor, und Herr Ulrich von Rosenberg beugte sich dem siegreichen Utraquistenführer von Podébrad. Johann Popel während dieser Kämpfe hatte seine Stammburg an Georg von Podébrad verloren, Nikolaus von Hassenstein sich der dem Herrn Peter von Sternberg gehörigen Burg Permesgrün im Erzgebirge bemächtigt. Der im folgenden Jahre zu Pilgram zwischen beiden Parteien zu Stande gekommene Vergleich setzte einen Jeden in sein Eigenthum wieder ein, ja führte sogar zwischen Herrn Nikolaus von Hassenstein und Georg von Podébrad eine so vollständige Aussöhnung herbei, daß Herr Nikolaus diesem bei dessen Wahl zum Landesverweser auch seine Stimme gab, und der Landesverweser wieder seinerseits Jenen zum Mitgliede der Commission ersah, die der Landtag auf seinen Antrag im J. 1453 zum endlichen Austrage der während der langjährigen hussitischen Fehden erwachsenen Störungen des Privatbesitzes niedersetzte, ihm als König nachmals manches wichtige Privilegium verlieh, wie z. B. im J. 1459 die Bergfreiheit auf drei Meilen im Umkreise von Hassenstein, ja als er im selben Jahre zu seiner Zusammenkunft mit Kaiser Friedrich III. sich nach Brünn begab, ihn so wie auch seinen Bruder Johann Popel zu Begleitern erwählte, was den Beiden von Seite des Kaisers unter Anderem die Erhebung zu Baronen des deutschen Reiches einbrachte.

Der Reichsfreiherr Nikolaus von Hassenstein starb drei Jahre darauf, und die drei übrigen seiner Söhne, Johann Nikolaus, Jaroslav und Bohuslav, nachdem der Vorletztgenannte gleichfalls bald gestorben, theilten unter sich die väterlichen Güter, jedoch so, daß die Burg ihnen als gemeinsames Besitzthum blieb. Für diese hub nun die Zeit ihres höchsten Glanzes an, keines kriegerischen, keines sardanapalischen, sondern jenes stillern und anspruchlosern und dennoch weit unvergänglichern, der noch nach Jahrhunderten leuchtend fortzuwirken nicht aufhört. Der älteste und der jüngste der Brüder waren Männer von vorzüglichster Bildung. Herr Johann von Hassenstein, das Haupt des Hauses, genoß den Ruf Eines der Wenigen seiner Zeit, die mit einem strengen Katholizismus eine wolthuende Versöhnlichkeit gegen Andersgläubige zu vereinigen wußte. König Vladislav II. bediente sich seiner dreimal zu diplomatischen Missionen an den päpstlichen Hof, und im Jahre 1493 unternahm er für sich selbst eine Reise nach dem Orient, über die er sodann ein uns bewahrt gebliebenes Tagebuch in böhmischer Sprache aufzeichnete. Ein Zeugniß für seine Welterfahrenheit und geläuterte Betrachtung der Dinge und Verhältnisse ist sein berühmter „Väterlicher Rath", den er zunächst für seinen eigenen Sohn Jaroslav niederschrieb, und der nachher der Hausschatz der besten Familien wurde. Er starb 1517. In Bohuslav von Hassenstein feierte das Haus seinen glänzendsten Namen und die classisch-humanistische Bildung des 16. Jahrhunderts eine ihrer ersten Größen. Er war um 1462.

kurz vor dem Tode ſeines Vaters, geboren, ſtudirte zuerſt in Prag, dann in Bologna, und bereiste hierauf nach einem kurzen Aufenthalte auf ſeinen väterlichen Gütern die Univerſitäten Deutſchlands, an welche ihm der Ruf eines vorzüglichen Denkers und Dichters bereits vorausgeeilt war. Bereichert durch die Verbindungen mit den bedeutendſten Männern trat er ſodann 1490 ſeine zweite Reiſe nach Italien an, ging von da nach Syrien, Paläſtina, Arabien und Egypten, verweilte in Alexandrien und Cairo, ſegelte dann nach Griechenland hinüber, wandte ſich von da nach Sizilien und begab ſich von hier, nicht ohne mancherlei gefährliches Abenteuer, noch einmal nach Afrika, um die Ruinen Carthago's aufzuſuchen. Ueber Genua und Mailand zurückkehrend nahm er für längere Zeit ſodann ſeinen Aufenthalt in Venedig, hauptſächlich, um den Schatz von koſtbaren alten Handſchriften, den er auf ſeiner bisherigen Fahrt erworben, nun auch durch die ausgezeichnetſten, damals noch kaum weniger koſtbaren Druckwerke der venezianiſchen Preſſe zu vermehren. Für einen alten Codex des Plato zahlte er unter Anderem hier den enormen Betrag von 2000 Mailänder Dukaten. Hier auch traf ihn die ebenſo ehrenvolle als ihn ſelbſt überraſchende Kunde, daß das Domcapitel zu Olmütz nach dem freiwilligen Rücktritte des dortigen Biſchofs Johann ihn, den Laien und noch nicht dreißigjährigen jungen Mann, zu deſſen Nachfolger erwählt habe. Bohuſlav von Haſſenſtein, begeiſtert von der Ausſicht, ſeinen aufgeklärten Beſtrebungen einen hoffnungsreichen Wirkungskreis erſchloſſen zu ſehen, erklärte ſich bereit, die Wahl anzunehmen, allerdings ohne zu bedenken, daß ein Candidat von ſo notoriſchem Freiſinn ungeachtet ſeines höchſt correcten Katholicismus auf den Beifall der päpſtlichen Curie wohl ſchwerlich werde rechnen dürfen. In der That auch beſtritt Papſt Innocenz VIII., da gegen die Perſönlichkeit des berühmten Gewählten nicht wohl ſich etwas vorbringen ließ, dem Domcapitel das Recht, einen Laien zu „wählen," um den es im beſten Falle höchſtens bittlich hätte „anſuchen" können, und beſetzte in kurzem Wege den Olmützer Biſchofsſtuhl mit einem ſeiner Cardinäle. Das Capitel beſtand auf ſeinem Wahlrechte, und verſuchte daſſelbe neuerdings gegen Papſt Alexander VI. geltend zu machen. Allein auch dieſer verwarf daſſelbe, und ernannte ſeinerſeits den Cardinal Giovanni Borgia zum Biſchof von Olmütz. Die katholiſche Welt jedoch wollte dem Wunſche, den ausgezeichneten Gelehrten endlich doch mit Inful und Stab geſchmückt zu ſehen, nicht ſo leicht aufgeben. Man bewarb ſich für ihn um den Biſchofſitz zu Breslau. Allein auch in dieſem Falle mochte der Papſt ſich nicht nachgiebiger zeigen, und Bohuſlav von Haſſenſtein, nachdem er ſechs Jahre lang an dem liebgewonnenen Gedanken feſtgehalten und ſich in die umfaſſendſten theologiſchen Studien vertieft, erklärte endlich ſelbſt, keine kirchliche Candidatur mehr annehmen zu wollen. Er war mittlerweiſe von Venedig nach ſeiner väterlichen Burg zurückgekehrt, hatte ſich hier mit der Ausſtellung ſeiner bändereichen Bibliothek beſchäftigt, dieſe durch die Einſendungen ſeiner im Orient, in Italien und Deutſchland beſtellten Einkäufer zu vermehren nicht unterlaſſen, und widmete ſich nun ſeinen klaſſiſchen Studien und Arbeiten deſto ungetheilter. Burg Haſſenſtein glich in jenen

Tagen einem kleinen Musenhof. Die hervorragendsten Geister der Zeit stellten sich hier ein, die Einen zum persönlichem Besuche, die Andern wenigstens in lebhaftem schriftlichen Verkehre. Junge Leute von Begabung suchten Anregung und Gewinn aus dem Umgange mit dem gefeierten Manne, den dieser ihnen gerne und gastlich gewährte. Neben den Studien ging die Idylle einher, hier in der Besorgung von Acker und Tenne, dort in fröhlich durchbirschtem Forst. Noch einmal indeß sollte der gelehrte Poet in die Geleise der Oeffentlichkeit gezogen werden. König Vladislav II., an dessen Hofe er in hohen Ehren gehalten wurde, begehrte seiner Mitwirkung bei der Austragung der damaligen Religionswirren, und Bohuslav von Hassenstein im J. 1502 trat in seine Dienste, jedoch nur, um nach wenigen Monaten schon, zurückgekehrt von Ofen, wohin er den König begleitet hatte, aus denselben wieder zu scheiden. Nur als Gast seitdem erschien er am Hofe zu Prag, und nur als Privatmann betheiligte er sich an den politischen und religiösen Vorkommnissen und Discussionen, in denen er übrigens unumwunden für die Nothwendigkeit der Wiederherstellung der katholischen Glaubenseinheit in Böhmen eintrat. Er starb im November 1510, im kräftigsten Mannesalter, ohne verheirathet gewesen zu sein, unbekannt an welchem Tage und wo hierauf bestattet, doch auf dem Gipfel seines literarischen Ruhmes. Seine Poesien wurden noch bei seinen Lebzeiten an den Schulen Deutschlands neben jenen der alten römischen Klassiker gelesen und als Muster schöner Redekunst aufgestellt. Es herrschte in ihnen aber auch eine Fülle des Geistes, ein Schwung der Phantasie und eine Eleganz des Ausdrucks, daß wir nur wünschen müssen, alle diese Tugenden wären nicht einer todten, sondern einer lebenden Sprache zu Statten gekommen, um nicht den alten Schrank der Curiosa zu schmücken, sondern dem lebendigen Literaturschatze einer Nation anzugehören. Ueber die Thorheiten der Zeitgenossen setzte Bohuslav von Hassenstein mit der feinsten Satyre sich hinweg, mit der er weder die Wiege des kaum zweijährigen Königs, noch den hochmüthigen Adel, noch den dünkelhaften Clerus schonte. Auf Papst Alexander VI. schrieb er folgendes Epitaph, das wir in deutscher Uebersetzung wiederzugeben versuchen:

„Dem der Friede verhaßt, der sanfte, Schlachten dagegen,
Hader, Empörung und Mord labten das lechzende Herz:
Hier in der Urne todt zur Freude der Völker nun rastet,
Uebermächtiges Rom, Alexander, dein Papst!
Fürsten des Erebus Ihr, verwahret die Pforten des Himmels!
Haltet von Euren Au'n fern diesen ruhlosen Geist!
Käm' er an's Styg'sche Gestad, er stört' den Avernischen Frieden,
Stürzte die Fürsten vom Thron, fordernd die Sterne des Pols!"

Die Reichthümer, die er hinterließ, bestanden in seiner Bibliothek, über die er verfügte, daß sie stets auf denjenigen aus dem Hause Hassenstein vererben sollte, der sich zumeist mit wissenschaftlichen Studien befassen würde. Es harrte ihrer aber

ein nicht genug zu beklagendes Geſchick. Zuerſt wurde ſie in das Schloß nach Komotau übertragen, dann ein Theil von ihr nach Wittenberg verliehen, dann ein weiterer von Georg Popel von Lobkovic den Komotauer Jeſuiten überliefert, dann verzehrte wieder einen der Schloßbrand im J. 1598, und ſo ging das Verſchleppen und Zerſtören fort, bis endlich der kleinere Reſt auf dem Schloße Raudnic eine bergende Stätte fand.

Nach dem Tode Bohuſlav's von Haſſenſtein nahmen ſeine Bruderſöhne im Jahre 1518 abermals eine Theilung der Haſſenſtein'ſchen Güter vor, und die Burg ſcheint auch diesmal ein gemeinſchaftliches Beſitzthum geblieben zu ſein. Der geiſtige Erbe Bohuſlav's unter ihnen, Sigmund von Haſſenſtein, verzichtete jedoch bald auf ſeinen Antheil, ging nach Wittenberg, widmete ſich hier an der Seite ſeines Komotauer Landsmannes Matthäus Goldhan (Aurogallus) den Wiſſenſchaften, wurde Rektor der dortigen Univerſität, und ſein Beiſpiel und Einfluß hauptſächlich ſcheint es geweſen zu ſein, was den Uebertritt zum Proteſtantismus vorbereitete, der im Hauſe Haſſenſtein binnen Kurzem ſich nun vollzog.

Als die bedeutendſten unter den nunmehr bereits ziemlich zahlreichen Mitgliedern dieſes Hauſes ſtellen in der nächſten Zeit die Vettern Sebaſtian und Bohuſlav Felix ſich uns dar, zwei Männer, deren Verdienſte um den erzgebirgiſchen Bergbau hervorzuheben wir noch Gelegenheit haben werden, und die durch die ausnahmsweiſe Bevorzugung, welche Ferdinand I. ihnen, den Proteſtanten, zuwandte, ſich nicht abhalten ließen, mit all ihrem Anſehen für die Feſtigung des Proteſtantismus in Böhmen einzuſtehen. Herr Sebaſtian von Haſſenſtein hätte dieſen ſeinen Eifer bald ſchwer gebüßt. Er zählte im J. 1547 zu denjenigen Herren, welche der Aufforderung Ferdinand's I., dem Kaiſer Karl V. zur Bekämpfung der Schmalkaldener Hilfstruppen zu ſchicken, verweigernd entgegentraten, und wurde dafür zur Confiscation aller ſeiner Bergwerke verurtheilt. Zwei Jahre zuvor ſchon hatte es zwiſchen ihm und der königlichen Kammer wegen einiger derſelben ernſte Differenzen geſetzt, die dahin beglichen worden waren, daß ſeine Rechte wenigſtens noch auf weitere achtzehn Jahre anerkannt wurden. Die Gelegenheit, dieſes Zugeſtändniß nun wieder aufzuheben, war der königlichen Kammer daher eine höchſt willkommene. Herr Sebaſtian jedoch, als ihm das Urtheil verkündet wurde, erklärte, wenn er gefehlt, es lieber mit dem Tode büßen zu wollen, als die vielen Gläubiger, von denen er zum Betriebe ſeiner Bergwerke große Summen aufgenommen, die er nun nicht bezahlen ſollte können, mit in ſein Verderben zu reißen, und bewirkte auch in der That durch dieſe ſeine Ehrenhaftigkeit die Caſſirung des Urtheils. Weniger ſchroff war die Stellung des Herrn Bohuſlav Felix, den wir bereits als Herrn auf Komotau kennen gelernt, zu dem genannten Könige, der ihm als Anerkennung der Verdienſte, die er ſich als Berghauptmann zu Joachimsthal erworben, im J. 1550 eine jährliche außerordentliche Remuneration zuerkannte. Im Jahre 1553, auf dem Zuge gegen den Landfriedensbrecher Markgraf Albrecht von Kulmbach, mit welchem Kaiſer Ferdinand I. einen zweiten Sohn Ferdinand, damals eben Statthalter in Böhmen, beauftragte,

kommandirte Herr Bohuslav Felix das Fußvolk, schlug den Markgrafen bei dem Kloster Schwarzbach, übernahm nach dem Tode des Oberstkanzlers Heinrich von Plauen, der die Reiterei befehligt hatte, auch die Führung dieser, erstürmte die Plassenburg und beendete damit die Fehde. Im J. 1555 finden wir ihn als Landvogt in der Niederlausitz, und im J. 1559 ertheilte ihm sogar der Kaiser, indem er ihn als den „Erfinder dieses Minerals in Böhmen" lobend beglückwünschte, das Privilegium auf den Abbau der Steinkohle in den drei Kreisen von Saaz, Leitmeric und Schlan, also ein Vorrecht, welches heute mit Millionen nicht aufgewogen zu werden vermöchte. Im J. 1575, bei der Krönung des dreiundzwanzigjährigen Erzherzogs Rudolf zum König von Böhmen, trug Herr Bohuslav Felix als Oberstlandrichter diesem den Reichsapfel voran. Alles dieses jedoch hinderte ihn nicht, sich an die Spitze der protestantischen Bewegung zu stellen, die unter Kaiser Maximilian II. bereits dem Ausgange zuzustreben begann, den sie endlich unter Rudolf II. nahm, und dieselbe bis an das Ende seiner Tage, 1583, vor den beiden Monarchen sowohl wie vor den Landtagen mit Entschiedenheit zu verfechten. Mit seinem Sohne Bohuslav Joachim, der als Herr auf Komotau, Rothenhaus, Eidlitz, Platten, Katharinaberg, Sonnenberg und Sebastiansberg ihm nun folgte, verließ das Haupt des Hauses Hassenstein die Erzgebirgischen Gelände, um sie Herrn Georg Popel von Lobkovic gegen den Eintausch von Jungbunzlau zu überlassen. Sein Neffe Christof, der, nachdem die Krone bereis das Meiste eingelöst, seinen letzten Antheil an dem Stammgute 1606 Herrn Leonhard von Stampach verkaufte, war der letzte Hassenstein, der auf der gleichnamigen Burg gesessen. Einundzwanzig Jahre später lebte in Böhmen kein Hassenstein mehr. Das ganze zahlreiche Geschlecht ohne Ausnahme auch nur eines Einzigen hatte die Auswanderung dem Rücktritte zum Katholizismus vorgezogen und sich über Sachsen und Baiern zerstreut, um in den verschiedenen Linien der Freiherren von Lobkovic-Hassenstein in Aemtern und Würden daselbst heute noch fortzublühen.

Für die Burg selbst begann nun die Zeit ihres Verfalles. Herr Leonhard Stampach, für seine lutherische Gesinnung um zwei Drittheile seines Vermögens gebüßt, wanderte gleichfalls aus, und der mächtige Herr Jaroslav Borita von Martinic erwarb sie für ein Billiges, worauf sie später einen Theil der Besitzungen der Martinic-Hagensdorfer Nebenlinie (siehe S. 47. dieses Werkes) ausmachte, um durch die weibliche Nachfolge derselben endlich im J. 1840 an den gegenwärtigen Besitzer, den Grafen Wolkenstein-Trostburg, zu gelangen.

V.

Dem Laufe des Brandbaches hinab in's Flachland folgend haben wir von Platz über **Brunnersdorf** nach etwa anderthalb Stunden die uralte, wiewol in Folge wiederholter Unglücksfälle, und zumal seit dem furchtbaren Brande vom J. 1811 zu überwiegendem Theile ganz freundlich erneute Stadt

Kaaden,

und mit ihr auch wieder, um eine kurze Strecke weit unsre Wanderung durch dasselbe wieder aufzunehmen, das bei Saaz verlassene Egerthal erreicht. Seinen Ursprung leitet Kaaden, dessen anfänglich čechischer Name Kadaň lautete, von jenem alten, nun in eine Kaserne umgewandelten Bau her, den wir am Ufer der Eger unten, urahnenhaft genug, von schroffem Felsen emporragen schauen. Dies soll die Veste gewesen sein, die Karl der Große im J. 805 auf seinem Zuge wider die Böhmen vergebens zu erstürmen sich bemüht, die Burg, auf welcher später die Verweser der Kaadener Župa und nachmals bis in's 16. Jahrhundert hinein die Vogte der Pfandinhaber der von Přemyšl Otakar II. bereits zur königlichen erhobenen Kaadener Stadt, — der Schönburg, Reus von Plauen, Hassenstein und Schlick, — ihren Sitz hatten. Die zu verschiedenen Malen umgebaute und in allerjüngster Zeit erst neugethürmte Dekanalkirche in der Südostecke des geräumigen Marktplatzes bestand bereits im 12., das gleichfalls vielfach umgestaltete Rathhaus an der Westseite desselben Platzes im 14. Jahrhundert. Die Reste der alten Ringmauern sollen Zeugen zum Theil der Tage Soběslav's I., zum Theil Přemyšl Otakar's II. sein. Gegen diese Mauern im J. 1421, auf ihrem Vordringen gegen Saaz, stürmten die Meißener, und dort stand jener Thurm, mit welchem damals der todesverachtende Husitenführer Ošik von Oděděic, ehe er von sich erzählen lassen mochte, daß er dem Feinde auch nur eines Schrittes Breite gewichen, lieber sich selbst in die Luft sprengte. Uebrigens war Kaaden, damals schon durchaus von Deutschen bewohnt, gleich dem benachbarten Komotau, von vornherein schon der husitischen Bewegung feindlich entgegengestanden. Es war nach dem Tode der Könige Sigismund und Albrecht die eine der einzigen drei Städte in Böhmen, die zum Bunde der katholischen Herren hielten, und auf ihrem Rathhause und unter ihrer Mitwirkung war am 13. April die bekannte Con-

vention jenes Bundes mit dem Markgrafen von Meißen zu Stande gekommen, die einen neuen Kreuzzug gegen das, mit Georg von Podébrad zum entschiedenen Uebergewicht gelangte Utraquiſtenthum ſich zum Ziele ſetzte. Als ein Denkmal, das die Kaadener dieſer ihrer treubeharrlichen Religioſität nicht lange nachher gemeinſchaftlich mit ihrem Pfandherrn, dem frommen Paläſtinapilger Johann von Haſſenſtein, errichtet, grüßt das unfern der Stadt in beſchaulicher Einſamkeit am Ufer der Eger gelegene Kloſter der Franziſkaner uns noch heute. Der auf Alles Bedacht nehmende Pilger hatte in den heiligen Landen die Mühe nicht geſcheut, den Weg ſorgfältig auszumeſſen, den der Heiland vom Hauſe des Pilatus bis zur Kreuzigungsſtätte zurückgelegt, und, heimgekehrt, in genau derſelben Entfernung vom Kaadener Rathhauſe bei dem Kloſter auch noch eine beſondere Wallfahrtskapelle errichtet, um andächtigen Wallern die Möglichkeit zu bieten, den Dornenweg des Erlöſers, wenn ſchon nicht in realer Wirklichkeit, doch wenigſtens in gewiſſenhaftem Ausmaße auch auf heimiſchem Boden wandeln zu können. Er ſelbſt erſah die Gruft des Kloſters hierauf ſich zur ewigen Ruheſtätte.

Die Straſſe, die an dieſem einſt ſo berühmten, nun vereinſamten Kloſter das linke Ufer entlang weſtwärts durch das Flußthal ſich hinanzieht, — zu ihrer Rechten die Baſalte der **Kaadener Berge**, des **Königsberges** bei Brunnersdorf, des **Seeberges** und den Granit des **Spitzberges**, zwiſchen welchen letztern mitten inne die langgedehnten Ortſchaften **Nickelsdorf** und **Wernsdorf** quer über die Fläche bis an den Fuß des Gebirges ſich hinüberſtrecken, zu ihrer Linken jenſeits des Fluſſes die nördlichen Gehänge des Rieſengebirgiſchen **Purbergs**, des **Schöbergebirges** und des **Leſkauer Berges** mit den ſpärlichen Reſten der von Herrn Bohuſlav Felix von Haſſenſtein einſt erbauten **Felixburg** bei dem Kirchdorfe **Roſchvic**, bringt uns in abermals anderhalb Stunden nach

Klöſterle,

einem hübſch gebauten, gegenüber dem 2130 Fuß hohen **Schwarzberge** am linken Egerufer am unterſten Abhange des Gebirges gelegenen Städtchen, das ſchon von fern her dem Nahenden mit ſeinem, von felſiger Höhe niedergrüßenden Schloſſe ſich ankündigt. Es mochte dies, von den in der Umgegend einſt reich begüterten Herren von Bitzthum in den Tagen Ferdinand's I. aufgeführt, ehemals ein ganz ſtattlicher Bau geweſen ſein. Noch hört man von der Pracht erzählen, die darin geherrſcht, von den koſtbaren Sammlungen an Waffen und Kunſtgegenſtänden, die es enthalten. Von ſeinen Erbauern ſammt den dazu gehörigen Ländereien, die in noch früherer Zeit einen Theil der Beſitzungen des Poſtelberger Kloſters ausgemacht, war es ſpäter an einen Herrn Stefan von Gersdorf und in Folge der großen Ferdinandeiſchen Confiscation ſodann an den von Tetſchen her uns bereits bekannten Herrn Chriſtof Simon von Thun gelangt, bei deſſen Hauſe es als der Hauptſitz eines der drei Thun'ſchen Majorate heutigen Tages noch ſich befindet, jedoch ohne nach dem Brande,

von dem es im J. 1784 beinahe ganz verheert worden, in seiner frühern Stattlichkeit wieder hergestellt worden zu sein. Auch das Städtchen damals war in Flammen aufgegangen, und da war es denn wieder einmal, daß der im Hause der Thun sprichwörtlich gewordene Gemeinsinn durch werkthätige Fürsorge ein schönes Angedenken sich erwarb. Um der unglücklichen Bevölkerung für's Erste nur ein schützendes Obdach zu verschaffen, ließ Graf Franz Josef, dem damals eben kurz zuvor das Majorat auf Klösterle zugefallen, unfern der Brandstätte auf seine Kosten aus hölzernen Hütten ein ganzes kleines Dorf zimmern, — die „**Zuflucht**", — welchen Namen die so improvisirte, am Fuße des Gebirges gelegene Colonie zur dankbaren Erinnerung hierauf für immer beibehalten. Seiner reichlichen und rastlosen Beihilfe sodann verdankte die verarmte Einwohnerschaft die rasche Wiederauferstehung ihres Städtchens, so wie in der, im J. 1194 von ihm gegründeten, noch heute bestehenden Porcellanfabrik, — der ältesten in Böhmen, — einen neuen und andauernden Erwerbsquell. Wir besichtigen diese, hinter dem Schloße im Osten des Städtchens auf einer Anhöhe gelegene Mutteranstalt einer der blühendsten erzgebirgischen Industrien, verweilen auch noch bei der Betrachtung der schönen, um das J. 1670 gleichfalls von einem Thun, dem uns bereits bekannten Grafen Michael Oswald, erbauten Stadtkirche, und wenden uns von dieser, das Egerthal abermals verlassend, wieder dem Gebirge zu, um mit der Strasse, die unfern oberhalb des Städtchens bei der Einschichte **Echel** von der bisher von uns verfolgten nordaufwärts sich abzweigt, im Bergstädtchen

Kupferberg

den Kamm desselben und unmittelbar hinter diesem einen der lohnendsten Aussichtspunkte des ganzen Gebirges, den kapellengekrönten, bis zu 2870 Fuß über der Meeresfläche sich erhebenden Gipfel des **Kupferhübels** zu erklimmen.

Wie weit auch nach allen Richtungen hin der Blick von hier in die Fernen unsres Vaterlandes trägt, — hier bis gegen die Lausic hinab, dort bis hinter Prag und im Osten wieder bis an den kaum mehr wahrnehmbaren wolkigen Saum des Riesengebirges, — wir müssen darauf verzichten, diese unabsehbar weit ausgebreitete Riesenmappe eingehend zu durchforschen, und dem Zwecke unsrer Wanderung getreu auf das Nächstumgebende gewiesen, mit der orientirenden Umschau in der unmittelbar rings um uns her sich emporthürmenden und abstufenden Gebirgslandschaft uns begnügen.

Da liegt denn zunächst zu unsern Füssen das kleine, eben genannte Bergstädtchen, auf dessen stillen Marktplatz und wenige Gäßchen wir beinahe aus der Vogelperspektive niederschauen. Die Herren von Vitzthum zwischen 1510 und 1520, die damals auf Schönburg saßen, waren dessen Gründer, der Zweck, den sie dabei hatten, die Ausbeute der Kupfererze unsres Hübels, die Anlage des Ortes selbst eine äußerst dürftige, nicht viel besser als blos provisorische. Selbst die Kirche war nur ein aus Riegelwerk aufgeführtes kümmerliches Gerüste. Ist nun in neuerer Zeit an

die Stelle dieſer auch eine auf Regierungskoſten erbaute ſteinerne getreten, und auch ſonſt das kümmerliche Proviſorium im Verlaufe der Jahre einem leidlichern beſcheidenen Definitivum gewichen, ſo iſt darum doch die alte Dürftigkeit dort nicht minder permanent geblieben. Seit 1807 feiern die Gruben gänzlich, und Spitzenklöppelei, Schnürdreherei und nomadiſirende Muſikmacherei ſind die ſpärlichen Nahrungsquellen der geringen Einwohnerſchaft.

Von unſrem Standpunkte und dem Städtchen abwärts ſenkt vor uns der kuppenreiche ſüdöſtliche Abhang des Gebirges mit ſeinen ausgedehnten Wald- und Wieſenſtrecken, ſeinen kargen Kartoffeläckern und ſeinen wenigen Hüttendörfern zur Tiefe des Flachlands ſich nieder, und zwar zu unſrer Linken im Nordoſt und von den Haſſenſteiner Bergen durch die **Brandkluft** geſchieden, die beiden Gruppen der **Pöllmerhöhe** (2700′) und des **Reiſchbergs** (2750′) und von dieſem ſich abſtufend der **Gigerich**, die **Hundskoppe** (2240′), dann näher zu uns heran der **Kölbelberg**, der **Mückenhübel**, der **Taubenberg**, **Huthübel**, **Plattenberg**, **Lattenhübel** und **Bubielberg**, und in gerader Richtung unter uns, der **Mühlberg**, der **Karneshübel**, der **Purberg**, der **Knappenberg** bei Klöſterle und ſüdweſtlich von dieſem Städtchen der die Ruinen der alten **Burg Schönberg** tragende gleichnamige Schloßberg; — zu unſrer Rechten im Südweſt und zwiſchen den Kluften des **Hüblbaches** und des **Rummelbaches** die Gruppe der **Hanslinde** und der **Sommerleite** mit dem **Tannwalde** und dem von den Ruinen der alten **Burg Pürſtenſtein** gekrönten **Pürſtenſteiner Schloßberge**, ſodann weiter hin jenſeits der Rummelkluft die Gruppe der **Winterleite** mit dem **Steinwald**, der **Röhrleite**, der **Steinkoppe**, der ſchroff in das Bett der Eger hinabſinkenden, vom ſpitzen **Rabenfels** durchbrochenen **Langen Platte**, dem **Erbelſtein** und dem aus der Finſterniß der „**Hölle**“ emporragenden, gleichfalls ruinengekrönten „**Himmelſtein.**“

Als intereſſanter geologiſcher und landſchaftlicher Gegenſatz erhebt ſich dieſen urgebirgiſchen Abhängen gegenüber und unmittelbar benachbart die am weiteſten nach Weſten vorgeſchobene Baſalterruption Böhmens, das von Kaaden herauf in weitem Bogen ſüdweſtwärts ſich hinziehende

Lieſengebirge.

An den **Schwarzberg** anſchließend ziehen hier vor Allem die auf waldigem Gipfel lagernden letzten Mauerreſte der **Burg Egerberg** unſre Aufmerkſamkeit an, der Stammſitz der im 13. Jahrhundert bereits blühenden Herren von Egerberg und der ſpätern, durch ihre eifrige Betheiligung an der proteſtantiſchen Erhebung berühmt gewordenen Pětipeſký. Gleich rückwärts davon reihen dem uns bereits bekannten **Schöbergebirge** die beiden ſcharf hervortretenden **Spindelsdorfer Kuppen** ſich an, an dieſe weiter ſüdweſtlich der **Humicer Berg** (2200′), der **Hornberg** und als höchſter Punkt des Gebirges der 2600′ hohe **Hengsberg**, während den Hintergrund dieſer Kette der dem ganzen Gebirge den Namen gebende **Lieſenberg** (2520′) mit dem

Lagerberg und dem **Langenauer Eichberg**, ihren schroffabschüssigen Vordergrund vom Egerberg südwestlich aufwärts der **Hornberg**, der **Guppenwald**, der **Großberg** und der **Bucka** bilden, um, unmittelbar herangerückt an die untersten Gehänge des Erzgebirges, gemeinschaftlich mit diesen die felsenbeengte, romantische **Egerschlucht** einzuschließen, die in malerischer Hinsicht unstreitig anziehendste Partie des ganzen Egerthales, aus der hervor sodann unser Blick den am Nordsaum des Riesengebirges sich hinschlängelnden, bald im Sonnenscheine schimmernden, bald von waldigen Höhen verdeckten Lauf des Flusses durch das immer niedriger sich abstufende Hügelland bis gegen Saaz hinab verfolgt, während zwischen den auseinandertretenden Abhängen der beiden Gebirge das von Ortschaften übersäte Komotau-Saazer Fruchtland immer mehr und mehr sich ausweitend bis gegen Brüx hinab sich verbreitet.

Gegen Norden begegnet unsrem Auge zuvörderst der weithingestreckte, wald- und wolkenverhüllte, bis zu 3120 Fuß sich emporgiebelnde **Haßberg** und von diesem südwestlich das silberführende **Gremsiger Gebirge** mit seinem 3030 Fuß erreichenden Hauptgipfel, dem **Spitzberg**. Dort, in dem engen Hochthälchen zwischen den beiden Bergen und an der Straße, die zu unsern Füssen von Kupferberg über den Kamm des Gebirges nach Sachsen hinausführt, liegt die in weiter Welt genannte Bergstadt

Preßnic.

Bereits unter den Luxenburgern wurde hier auf Silber gebaut, und der Ertrag damals war ein so reicher, daß ein Quentchen Silber nicht mehr als einen Groschen galt, und es für wohlgethan erachtet werden konnte, gleich bei den Gruben eine eigene Münze zu errichten, deren Gepräge unter dem bekannten Namen der „Gremsiger" eines verbreiteten Rufes genoß. Im 15. und 16. Jahrhundert begegnen wir auch hier dem fördernden Walten der bergkundigen Hassensteiner, denen unter Anderem König Georg das Vorrecht der Bergfreiheit auf drei Meilen rings um den Ort verliehen. Es war dies die Blüthezeit des Ortes, dessen Rückgang mit dem bereits erwähnten Streite zwischen den Hassensteinern und der Krone nicht lange darauf beginnen, und nachdem jenen aller gütlichen Abfindungen ungeachtet die Gremsiger Erzgänge endlich entzogen waren, auch entschieden sein sollte. Es ging mit demselben, obwohl, vielleicht auch gerade weil die königliche Kammer den Betrieb nun selbst in die Hände genommen, ungemein rasch. Wir lesen, daß eine Zeit kam, wo neun Jahr mit Verlust gearbeitet wurde, ehe ein zehntes einigen Ersatz brachte. Endlich zog auch die Regierung sich zurück, und überließ die sonst so ergiebigen Adern dem allgemeinen traurigen Schicksale der erzgebirgischen Werke, — dem Verkümmern. Der einzige Silberklang der von Preßnic heutzutage noch ausgeht, ist der, den die musizirenden Nomadinnen dieses Ortes in den Schenkstuben beider Hemisphären den Saiten ihrer Harfen und Guitarren entlocken.

Unmittelbar östlich neben Preßnic, an der Straße, die quer über den Gebirgskamm nach Sonnenberg führt, verbirgt in der Tiefe zwischen der Pöllnerhöhe, dem Reischberge und dem Haßberge sich ein zweiter Wanderort, das handelsfleißige

Reischdorf,

dessen gesammte Einwohnerschaft, Greise und Kinder nicht ausgenommen, als Krämer und Händler mit den mannigfachsten Erzeugnissen ihrer gebirgigen Heimat die Nähe und Ferne durchstreifen, während im Westen dieser beiden Orte, zum Theil noch auf dem Kamm und zum Theil auf dem gegen Sachsen gekehrten Abhange des Gebirges unterhalb des Pleilberges und des Hohensteins in den Ortschaften Erpus, Schmiedeberg, Sorgenthal und in der längs der sächsischen Gränze eine Stunde weit sich hinerstreckenden Bergstadt

Weipert

eine lebhafte Eisenindustrie zu immer blühenderem Aufschwung sich emporarbeitet. Einer der jüngsten erzgebirgischen Bergorte, erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts von sächsischen Gewerken gegründet, hatte auch Weipert ursprünglich Silber- und Kupferbau. Der dreißigjährige Krieg und die mit unbewältigbarer Gewalt einbrechenden Grubenwässer unterwühlten denselben auch hier. Er wurde abwechselnd eingestellt und von wagenden Unternehmern wieder aufgenommen, und noch heute ist die Hoffnung, der Tiefe des Erdschooßes den umfluteten Schatz endlich dennoch abzugewinnen, nicht aufgegeben. Mittlerweile jedoch hat die rührige Einwohnerschaft ihr Heil in einer andern Thätigkeit gesucht nnd dasselbe auch gefunden. Sie wirkt, webt und dreht aus Wolle und Seide die nützlichsten Gegenstände für den Hausrath und die schönsten für den Putz, und bewahrt dabei ihren bald anderthalbhundertjährigen Ruf, den Vertheidigern des Vaterlands die besten Flintenröhre und die trefflichsten Bajonette zu liefern. —

Nun aber steigen wir von unsrem luftigen Aussichtspunkte nieder, um das westlich von demselben sich hinanbreitende Gebirgsgelände statt mit unsren Augen unmittelbar mit unsrem Stabe zu durchwandern. Es ist die Höhe des Kammes, über die wir auf der von Kupferberg über Oberhals längs des Südrandes desselben westwärts sich hinanziehenden Straße dem höchsten Punkte und Hauptstocke des Gebirges entgegenschreiten. Der Charakter der Landschaft ringsum uns her, der bewältigenden Erhabenheit des Hochgebirges entbehrend, mit all seiner Freudlosigkeit dagegen reichlich gesegnet, ist ein überwiegend melancholischer. In langer und breiter Fläche, vor, hinter und neben uns breitet schweigend und trostlos die Leere des öden Hochmoors sich aus. Keine Wiese, kein Fruchtstrauch, kaum hie und da ein der Gnade des Himmels anvertrauter kärglicher Hafer- oder Kartoffelstreif unterbricht die leblose Eintönigkeit des vegetationsarmen Filzes. Endlich aber findet auch die Kartoffel nicht mehr Boden genug um ihre Knollen zu erzeugen, der Hafer nicht die nöthige Spanne

Zeit, um zur Reife zu gedeihen. Denn der eisige Sturm, der bald mit verheerend kalten Regen, bald mit zerschmetterndem Hagel über den wehrlosen Plan fegt, bestiehlt den traurigen Landstrich nicht nur um die Wonnen des Lenzes und den Segen des Herbstes, — im Mai noch, und im September schon wieder ist der Schnee da, — sondern verkürzt ihm auch den hoffnungsarmen Sommer. Hier, wo die Hand mit dem undankbaren Pfluge nicht viel mehr zu schaffen vermag, wo selbst an den geborgenern Stellen, an denen sie zur Noth doch noch gedeihen, der Schnee die noch uneingeheimsten spärlichen Garben überrascht: hier ist es, wo die freudelosen Hütten stehen die jahraus jahrein der pfeifende Wind umsaust, als wollte er sie jeden Augenblick hinunterfegen, über die finstern Tannen- und Fichtenwipfel des Abhangs, in die Tiefe der steinigen Bergschlucht, — hier, wo je bewegter die Luft, desto größer der Hunger und desto geringer die Möglichkeit ihn zu befriedigen. Das ist die Region, in der die kein Gebot kennende Noth die halbreife Frucht angreift, und, um das Bedürfniß des Augenblicks zu stillen, das des kommenden Tages opfert. Das sind die Berge, denen dann Monate lang nicht nur das liebe schwarze Brod, sondern auch die bescheidene Knolle gebricht, und aus denen wir in schlechten Jahresläufen dann die kleinen Mädchen und die abgehärmten Weiber herabkommen sehen, um an den Rainen der glücklichen Thaltiefen allerlei Wurzeln und Feldkräuter zu sammeln und den Ihrigen zur Nahrung heimzubringen. Das ist die Zone, wo zu solchen Zeiten Kleie und Lattich eine Delicatesse werden. Das ist die Heimat jenes erzgebirgischen Elends, für das bereits so viele Albums geschrieben worden, so viele Comité's beisammensaßen, so viele Sammlungen veranstaltet wurden und selbst die parlamentarische Redekunst sich in Bewegung setzte, indeß die, für die geschrieben, gesessen, gesammelt und gesprochen wurde, am Zehrfieber hinschwanden. Das ist die Region des berüchtigten Hungertyphus. Ob je die Zauberformel gefunden werden wird, den bösen Dämon so bitterer Noth aus diesem traurigen Bergstrich zu bannen? Kaum möchte man wagen, es zu hoffen! Almosen werden es ganz gewiß nicht thun. Vielleicht das Wiedererblühen des Bergbau's! Möglich. Aber die Voraussetzung in diesem Falle ist selbst noch ein sehr in Frage stehendes Problem, und die Erfahrung überdies spricht nicht eben für die Entwickelung eines wohlhabenden und gesunden Volksthums auf der Grundlage des Bergbau's, wenn diesem nicht auch die Stütze der Bodencultur sichernd zur Seite steht. Die gegebene Natur aber wird hier schwerlich je eine andere werden, und darum wird der Ruhm des zeitweiligen Wohlthäters dieses unwirthlichen Gebirgstriches auch in Zukunft stets nur demjenigen vorbehalten bleiben, der so glücklich sein wird, ihm den Segen einer neuen, leicht zu betreibenden und viele Hände beschäftigenden Industrie zu bringen.

Doch wir sind indessen ziemlich weit vorgeschritten. Der 3150 Fuß hohe **Hohenhan** mit seinem Reviere liegt hinter uns, eben so der an ihn sich anschließende **Sachberg**, und vom 3400 Fuß hohen **Hauenstein** nieder schweifen unsre Blicke südwärts über die **Holzbacher**, **Hüttmesgrüner** und **Germesgrüner Kuppen**, dann über

das parkumſchloſſene **Bergſchloß Hauenſtein**, den **Eichelberg** und den **Mauerrang** zur **Zwieſelſchlucht** und zur Eintrittspforte der Egerſchlucht hinab, — **nordwärts** längs der ſächſiſchen Gränze über Schmiedberg und Weipert bis hinter **Jöhſtadt** und **Annaberg** hinaus. Bald ſind wir auch, die Windungen unſrer Straße weiter hinanſchreitend, bei den ſogenannten **Hofberger Einſchichten** angelangt, und klimmen, nachdem wir in dem einſamen Wirthshauſe kurzer Raſt gepflogen, den von dieſem ſich abzweigenden Waldſteg benützend, zu dem höchſten Punkte des Erzgebirges, dem 4000 Fuß über die Fläche der Nordſee ſich erhebenden Gipfel des

Sonnenwirbel

empor, um unter dem freundlichen Schirme des im J. 1840 von gaſtlicher Vorſorge hier errichteten Glorietts unſere Umſchau über den erzgebirgiſchen Kuppenkreis fortzuſetzen. Die Erſteigung übrigens bereitet uns keinerlei Schwierigkeiten, und wäre, hätten wir den Umweg nicht geſcheut, vom Nordweſten her ſogar auf einer ganz bequemen Fahrſtraſſe zu bewerkſtelligen geweſen. Der **Kamm** des Gebirges ſelbſt nämlich erreicht hier bereits bei 3270 Fuß, und es erübrigt daher nur, die Erhebung von etwa 750 Fuß über demſelben zu erklimmen, eine geringe Hügelhöhe, deren mühelose Ueberwindung durch die großartigſte Fernſicht über die Gebreite zweier Länder überreich gelohnt wird.

Zuerſt **ſüdwärts** zu unſern Füſſen ſtufen die **Abhänge** des **Hauptſtocks**, die **Hohe Wieſe**, der **Hauenſtein**, der **Hochberg**, der **Schubertberg**, die **Dörnberger Koppe** und der **Herrnſitz** mit ſchroffem Abfall zu den Schlackenwerther Vorhügeln und zur Eger ſich hinab, jenſeits welcher das **Gebirge von Duppau**, die Egerterraſſe begränzend, zu den tiefern Teraſſen des Mittellandes ſich abdacht.

Oeſtlich ſodann tritt in unmittelbarer Nachbarſchaft zuvörderſt der brüderliche Genoſſe des Sonnenwirbels, der um etwa 200 Fuß niedrigere **Keilberg**, uns entgegen, von dem der **Eiſenkopf** und der **Wirbelſtein** (3450′) gegen den **Kuchberg** und **Hauenſtein** ſich hinſtrecken.

Im Norden, am Saume des Kammes, gewahren wir zunächſt die Vorgruppe des **Gatterberges**, **Hofberges** und **Ringelberges**, unterhalb deren vom waldigen, allmälig gegen Sachſen hinab ſich abflachenden Nordabhange die Kuppen des **Wolfsberges** und des **Blaſelsberges** emportauchen und weiterhin, jenſeits der Gränzfluft, der höchſte Berg Sachſens, der 3720 Fuß hohe **Fichtelberg**, als mächtiger Markſtein hinanſtrebt. Dort in öder Gegend längs der nach Weipert führenden Straſſe lagern die zerſtreuten Hütten und Eiſenwerke von **Stolzenhann** und unfern von dieſen in der unwirthlichen Höhe von 2950 Fuß die wenigen Häuſer des Bergſtädtchens

Böhmiſch-Wieſenthal,

einſt mit nicht unbedeutendem Silberbau, nun vereinſamt und nur von einigen Hundert, von Band- und Schnürmacherei ſich nährenden Inſaſſen bewohnt, und gleich

bei diesem jenseits der Gränzkluft, um 200 Fuß tiefer und längs der letztern bis an den Abhang des 3716 Fuß hohen **Eisenberges** sich hin erstreckend, die beiden höchstgelegenen Orte Sachsens, **Ober-** und **Niederwiesenthal**.

Gegen **Westen** endlich überblickt das Auge den ganzen Zug der vom Gipfel des Centralstocks in südwestlicher Richtung allmälig wieder abfallenden Joche bis fernhin, wo das bairische Fichtelgebirge den Gesichtskreis und zugleich das Gebiet unsres Gebirges begränzt. Zuerst in geringer Ferne vor uns den 3450 Fuß hohen **Spitzberg** mit dem Bergstädtchen

Gottesgab,

dem höchst gelegenen (3118') Orte Deutschlands, in öder, von Zwergkiefern und Riedgras nur kümmerlich bewachsener Moorgegend zu seinen Füssen. In jenen Tagen, als die Kurfürsten von Sachsen sich noch Herren dieses vorher beinahe unbewohnten, durch seinen Reichthum an Erzen jedoch rasch eine zahlreiche Einwanderung heranziehenden Waldgebirges nannten, von sächsischen Bergleuten gegründet, und von dem Kurfürsten Johann Friedrich im J. 1546 zur freien Bergstadt erhoben, bald darauf jedoch in Folge des unglücklichen Ausganges des Schmalkaldischen Krieges an Ferdinand I. für Böhmen abgetreten, hatte auch dieser Ort einst Tage gehabt, die über die Mißgunst seiner Lage ihn einigermassen zu trösten vermochten. Sie gingen nur zu schnell vorüber, und der Name, den um der reichen Silberspende willen der fromme Kurfürst demselben beigelegt, sollte geradezu zur Ironie werden. Eine furchtbare Feuersbrunst im J. 1808 häufte das Maß des Elends vollends, und die armseligen Gewerbe des Spitzenklöppelns, Hausirens und Musizirens vor fremder Leute Thüren, von denen die, etwa anderhalb Tausend Seelen zählende Einwohnerschaft sich nunmehr nährt, scheinen eben nicht das Zaubermittel zu sein, die bessern Tage vergangener Zeiten wieder zurückzurufen. Nicht minder an eine schönere Vergangenheit mahnen nordwestlich von diesem Orte der **Kaffberg** und der **Mückenberg**, an deren Füßen das Dörflein **Goldenhöh** noch an die Goldwäscherei erinnert, die in frühern Jahrhunderten daselbst betrieben worden.

Ueber die waldigen Strecken des **Joachimsthaler Montanreviers** und den kluftigen Thaleinschnitt der **Weseric** hinweg schweift der Blick sodann zur flachen Granitkuppe des 3280 Fuß hohen **Plattenberges**, um von derselben ab die Höhengruppe des gneis- und glimmerschiefrigen

Weseric-Wistric-Joches,

den 3280 Fuß hohen **Steinhübel**, den **Worlsberg**, den **Pleßberg** (3250'), den **Steinberg**, den **Ingelstein**, den **Wolfsberg** und den **Spitzberg** bis zu den Basalthügeln von **Pfaffengrün**, und mit diesen hinab bis an die Thalfurche der Eger zu verfolgen. Dort, zuhöchst oben auf dem Kamme des Joches und am Fuße des Plattenberges, in der Höhe von 2800 Fuß, liegt die um das Jahr 1530 von Schneeberger, von Herrn Sebastian von Weitmühl herbeigerufenen Bergleuten gegründete Bergstadt

Platten.

Die ganze Gegend von dort bis über Gottesgab herauf hatte ehemals zu dem benachbarten Franken und speziell zu der dortseitigen Herrschaft Schwarzenberg gehört, war mit demselben im Egerer Vergleiche vom J. 1459 an Sachsen gefallen, und erst in Folge des Vergleiches, den Ferdinand I. am 14. Oktober 1546 mit dem Kurfürsten Moriz von Sachsen schloß, an Böhmen gekommen. Man grub auf Zinn und Silber und, wie es scheint, mit gar wohl lohnendem Erfolge. Auch der Kobalt, der den dortigen Erzen in so großer Menge sich beigesellt, wurde damals schon zur Bereitung der Schmalte benützt, einer blauen, in der Hauswirthschaft eine nicht unwichtige Rolle spielenden Farberde, deren Namen selbst bei unsrer jungen Frauenwelt, die es nunmehr mit dem edlern Ultramarin zu thun zu haben gewohnt ist, bald in gänzliche Verschollenheit gerathen sein wird. Der böse Krieg lahmte auch hier alle Thätigkeit. Die Knappen warfen die Spaten weg, nahmen sächsisches oder schwedisches Handgeld und griffen zur Partisane. Der größte Theil der übrigen Einwohnerschaft wanderte in Folge der Ferdinandeischen Protestantenpatente im J. 1653 nach Sachsen aus und gründete die noch heute blühende Bergstadt Johann-Georgenstadt. Und so war denn der Ort tief genug herabgekommen, als die Gunst des Zufalls, der in den alten Gängen im J. 1739 neue ergiebige Lager von Zinn und Silber erschloß, ihm die Aussicht auf einen neuen Aufschwung eröffnete, auf dessen Verwirklichung, wenn sie auch bis heute noch immer nicht erfolgt, die Hoffnung, wie Bergkundige versichern, doch noch nicht aufgegeben zu werden braucht. Von den acht Silber- und Zinnzechen, die im J. 1821 da noch bestanden, besteht indeß heute kaum mehr die Hälfte, und nur das uralte Gewerbe der Fabrikation verzinnter Eisenlöffel hat in all diesem Wandel den wenig zahlreichen Einwohnern sich als ein treuer Nahrungszweig erwiesen. — Weiter südlich von diesem Orte, über die vielversprechenden Eisenerzlager von Irrgang hinweg, zwischen kahlen Halden lagert das gleichzeitig entstandene Bergstädtchen

Bärringen,

einst mit nicht weniger als zweiundsiebenzig Pochwerken für die aus den umliegenden Gängen geförderten Zinnerze, nun von einem Völkchen emsiger Stickerinnen und geschickter Gimpelabrichter bewohnt, die mit ihren gefiederten Zöglingen einen weitverbreiteten Handel treiben; noch weiter gegen Süden, am Fuße des Pleßberges, der im J. 1529 von Joachimsthaler Colonisten gegründete und heutigen Tages noch zu seiner Mutterstadt gehörige Bergflecken

Abertham,

einst mit ziemlich ergiebigen Silbergruben, nun einer der Hauptsitze der erzgebirgischen Spitzenklöppelei.

An dieſe Gruppe weiter, von ihr jedoch durch die Kluft der Wiſtric geſchieden, reihen ſich die gleichfalls bis nahe an die Eger hinabreichenden Granitkuppen des

Weſeric-Kohlau-Joches,

hoch oben auf dem Kamme der 3160 Fuß hohe **Buchberg**, und von dieſem ſchroff abfallend der **Calvarienberg**, der **Eibenberg**, der **Hirſchkopf**, der **Eliasberg**, der **Peintlberg**, der **Trauenitzberg**, der **Glasberg**, der **Steinitzberg**, die **Hohe Tanne** und zu Füſſen dieſer die in's Egergelände iſolirt vorgeſchobenen, tief abgeſtuften Kuppen des **Hahnbergs**, des Polviceer **Hochbergs** (1770′), des Rohlauer **Hutbergs** (1710′) und des **Mireiſchauer Berges** (1460′). Beinahe in der Mitte des weſtlichen Gehänges dieſes Joches, am **Rohlaubach** und überragt vom Trauenitzberge, liegt einer der älteſten Bergorte unſres Gebirges,

Neudek,

im Mittelalter bereits der Hauptort des über dieſes ganze Joch verbreiteten Zinnbaues, und nun, wenn gleich dieſer zum größten Theile eingegangen, durch die um ſo ſchwunghaftern v. Kleiſt'ſchen Eiſenwerke zu neuer Bedeutung gelangt.

Noch weiter im Südweſt, und von der ebengenannten Gruppe durch die **Rohlaukluft** geſchieden, entdeckt das Auge die bereits merklich niedrigere Berggruppe des weit hin ſich verbreitenden

Rohlau-Joode-Joches,

auf der Höhe des flachen Kammes, von dem nur mehr 2930 Fuß hohen **Aſchberg** und vor dieſem mit dem 2910 Fuß hohen **Kranesberg** ausgehend und ſodann mit dem **Gugelberge**, dem 2996 Fuß erreichenden **Mückenhübel**, dem **Eſelsberg**, **Fribuſer Plattenberg**, dem **Kranenberg**, dem **Eriesberg**, dem **Graslicer Glasberg**, dem **Ahornberg**, dem **Heinrichsgrüner Tannenhübel**, der **Goldleiten**, und weiter unten dem **Zehnerberg**, dem **Weitenſtein** (2200′), dem **Hornberg** (2080′) und dem Bleiſtädter **Buchlberg** allmälig thalabwärts ſich niederſenkend. Dort am weſtlichen Abhange des Joches und am **Joodabach**, am weiteſten gegen Norden und in der Höhe von 1550 Fuß, in einer Gegend, in der die Kartoffel und der Hafer die Bemühungen des Feldbaues wieder zu lohnen beginnt, liegt

Graslic,

das ehemalige „Greslaß unter dem neuen Hauſe," der neben dem vorgenannten älteſte und, mit 6000 Einwohnern, bevölkerteſte Bergort des ganzen Gebirges. Im 13. und 14. Jahrhundert bereits, als das dortige Waldgebiet ein im Beſitze der Herren von Plauen befindliches Lehen der böhmiſchen Krone war, wurde in den Bergen daſelbſt auf Kupfer und Silber gebaut, und die ſpäteren Beſitzer, — während der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts, nachdem Karl IV. im J. 1370 den Ort

zur königlichen Bergstadt erhoben, die Herren von Rautenbach und der energische Kaspar Schlick, während der zweiten die Brüder Metsch und der unternehmende Hans Pflug von Rabstein, im 16. Jahrhunderte abermals die Schlicke, dann die Schönburg und endlich vom J. 1666 bis auf den heutigen Tag die Grafen Nostic — unterließen es nicht, den Betrieb dieser Baue, zu welchen bald auch noch der auf Blei hinzukam, aufs beste zu fördern. Zu Ende des 15. Jahrh. bereits vermünzten die Schlicke das dort gewonnene Silber, und im J. 1627 waren die dortigen Gruben die ersten in Deutschland, in denen, eingeführt durch die Schönburg, an die Stelle des mühsamen Brecheisens die Methode der Sprengung durch Pulver trat, die von hier sodann rasch über Sachsen und Thüringen sich verbreitete. Die Graslicer Werke um jene Zeit beschäftigten über 2000 Bergleute und manche Colonie in den umliegenden Bergen, wie z. B. **Eibenberg**, **Gründberg**, **Silberbach** und **Schwaderbach**, verdankte demselben ihre Gründung. Wie längs des ganzen diesseitigen Abhanges des Gebirges war es jedoch auch hier die Verfolgung und in Folge deren die Auswanderung der protestantischen Gewerke und Bergknappen, die dem Bergbau den bis heute noch nicht verwundenen Vernichtungsstoß versetzte. Die Anfertigung musikalischer und vornehmli[ch] metallener Blasinstrumente, in der Graslic schon vor dem dreißigjährigen Kriege einen ausgebreiteten Ruf genossen und die in Folge jener Auswanderung mit ihren besten Kräften gleichfalls nach Sachsen (Markneukirchen) übersiedelte, schützte den Ort nun auf lange hinaus vor völligem Verkümmern, bis endlich in neuester Zeit die Wiederaufnahme eines Theiles der alten Kupferbaue die erfreuliche Aussicht auf einen neuen Aufschwung brachte. Der bergkundige Wiedererwecker der so lange in den Banden der Unthätigkeit schlummernden Graslicer Berggeister, Herr Constantin von Novicky, stellt das Kupfer der Gegend um Graslic dem schwedischen gleich, und berechnet die anzuhoffende Ausbeute auf leicht möglich über 3 Millionen Centner mit einem Werthe von nahebei 150 Millionen Gulden; eine gewiß höchst glänzende Perspektive, von der nur zu bedauern ist, daß sie aus der unberechenbaren Weite ferner Zukunften nicht mit der Hälfte ihrer Verheißungen wenigstens auf die unmittelbare Gegenwart sich concentriren läßt!

Im Anschluß an die eben betrachtete Berggruppe endlich erspäht noch das Auge jenseits der **Svodaklust** das südwärts gegen die Eger sich hinabziehende, durch das **Leibischthal** von den **Voigtländischen** und **Egerländischen Höhengruppen** geschiedene, südöstlichste und letzte der erzgebirgischen Joche, das

Zwoda-Leibisch-Joch

mit dem bereits nur 2310 Fuß erreichenden höchsten Gipfel desselben, dem **Falkenberg**, nächst diesem dem **Neuhauser Berg** (2260′) und sodann den Abhang hinabwärts dem **Schönauer Berg**, dem **Hohenstein**, dem Lauterbacher **Schieferberg**, dem **Preßhübel** (2070′) und dem bereits unter die eigentliche Bergeselevation herabgesunkenen **Sielberg** (1908′) nebst den **Haberspirker Höhen** hart an der Eger. Dort,

am jenseitigen Gehänge der Zwodakluft und verdeckt durch den Büchlberg, liegt das zu Anfang des 14. Jahrhunderts von den in jener Gegend begüterten Herren von Wartenberg gegründete Bergstädtchen

Bleistadt,

der Hauptpunkt des erzgebirgischen Bleibaues, dem es auch den Namen verdankt, und gleich südwärts dabei die Mutterstadt desselben, das nun zu einem unbedeutenden Marktflecken herabgekommene Gossengrün, einer der Hauptsitze der erzgebirgischen Spitzenfabrikation.

Und nun, nach dieser weitgreifenden Umschau in die Ferne, kehren wir wieder zu dem Ausgangspunkte derselben, dem luftigen Gipfel des Sonnenwirbels zurück, steigen auf dem obenerwähnten wohlgebahnten Fahrwege zu der einsamen Einschichte der sogenannten Sonnenwirbelhäuser nieder, gewinnen bei diesen wieder die unmittelbar neben der sächsischen Gränze sich hinziehende Straße, und wenden uns über Gottesgab der, den südöstlichen Abhang des Gebirges entlang sich hinabwindenden Thalschlucht des Weseric-Baches zu, um nach kurzer, zwischen nackten Berglehnen und Halden hinführender Wanderung dem, zwischen die Gehänge derselben in halbstündiger Ausdehnung hineingelagerten, oder um es bezeichnender zu sagen, hineingezwängten Vorort des gesammten erzgebirgischen Bergbaues, die Bergstadt

Joachimsthal,

zu erreichen. Wir betreten sie von Norden her, zwischen dem Untern und Obern Türkner-Berge, welcher letztere in seiner Tiefe die Naßbrucker und Dürrnschönberger Zeche birgt, und befinden uns alsbald inmitten der, von der Staffage eines bewegten bergmännischen Getriebes belebten Stadt, auf deren Hauptplatze, wo die ganz stattliche, auf acht tausend Andächtige berechnete, zwischen 1530—1540 erbaute und mit trefflichen Altarblättern der gleichzeitigen Albrecht Dürer und Lukas Cranach und des um hundert Jahre spätern Karel Skreta geschmückte St. Joachimskirche, gleich neben dieser das um dieselbe Zeit entstandene Rathhaus und, hoch oben auf dem Schotten- oder Schloßberge im Hintergrunde beider, die zweithürmige Ruine Freudenstein die ältesten Erinnerungen des Ortes sofort uns ins Gedächtniß rufen. In dem letztgenannten Berge war es, wo während des 15. Jahrhunderts zu uns unbekannter Zeit die ersten Silbergänge, der Stamm der nachmaligen Kaiser-Josefs-Zeche, erschlossen wurden. In dem, der Familie Funk gehörigen Hause am Abhange des Berges bezeichnet man noch heute die Stelle, wo dies geschehen. Herr der Gegend damals war der seiner Zeit mächtige und reiche Kanzler König Sigismund's, Kaspar Schlick, Graf von Bassano und Weißkirchen, dem sein dankbarer fürstlicher Gönner dieselbe im J. 1437, nach der Bewältigung des hussitischen Aufstandes, zu der er so treulich mitgeholfen, zugleich mit der schönen Herrschaft Schlakkenwerth zum Geschenke gemacht, oder, was auf ein Gleiches herauskommt, für ein

Geringes verpfändet, und dem sodann in diesem Besitze, im J. 1440, sein Bruder Matthäus gefolgt. Die wenigen, bei dem bescheidenen Baue beschäftigten Knappen hatten ihr Häuflein Hütten am Abhange des gerade gegenüber liegenden, gegenwärtig die Edelleute-Zeche umfassenden Pfaffenberges, die mit einer Mühle, einem Hammerwerke und einem Kirchlein, der nunmehrigen Begräbnißkapelle, das Dörflein Conradsgrün ausmachten. „Die Mißgunst der kriegsbewegten Zeit jedoch, vielleicht auch die Unzulänglichkeit der Kräfte und die Nichtbeachtung von Seite der Grundherren hatten den schwachen Beginn seit lange wieder in Aufgang gebracht, als demselben in den unternehmenden Enkeln des Grafen Matthäus, den drei Söhnen des Stifters der Schlackenwerther Linie, Kaspar's II., Stefan, Lorenz und Hieronymus, neue Freunde und Förderer erstanden, und unter diesen wieder voran der Aelteste und Erstgenannte, der seinem Großoheim von König Sigismund einst verliehenen, über alle dessen Besitzungen sich erstreckenden Bergfreiheit wohl eingedenk, der halbvergessenen Gruben thatkräftigst sich annahm. Es war im Sommer des J. 1516, als er in Begleitung erfahrener Bergkundiger dieselben aufs Neue beging, und das Ergebniß dieser Erforschung erwies sich als ein so glänzendes, daß er im selben Jahre noch im Vereine mit einigen seiner befreundeten Nachbarn, wie unter Andern z. B. mit dem bekannten Hyncik Pflug von Rabstein auf Königswart, der sich dabei mit neun Kuxen betheiligte, die seit Jahren feiernde Arbeit wieder in Angriff nahm, und sofort auch an Ort und Stelle zur Erbauung eines Schlosses und zur Gründung einer Stadt schritt, indem er für jenes, um seine freudigen Hoffnungen für das wieder in Gang gebrachte, verheißungsreiche Werk auszudrücken, den Namen „Freudenstein", und für diese den Namen „St. Joachimsthal" bestimmte. Die ersten Ansiedler, denen er nicht nur den Grund und Boden und das nöthige Material zur Aufführung ihrer Wohnstätten schenkte, sondern auch manche wichtige städtische Immunität verlieh, wurden theils aus den benachbarten älteren Bergorten des Gebirges, theils aus Meißen und Thüringen herangezogen, — die Stadt selbst im Thalgrunde zu Füssen des Schlosses und theils oberhalb, theils unterhalb desselben angelegt, so daß es, gerade in der Mitte derselben von schroffer Felswand sich erhebend, mit seinem stattlichen und mächtigen Baue sie stolz genug beherrscht und nicht minder kräftig beschirmt haben mochte. Die wiederbelebten Erzlager unterließen nicht, die ihnen zugewandte Sorgfalt bald dankbarlichst zu entgelten und schon im J. 1518 vermochte Graf Stefan, von dem seinem Hause bereits seit dem J. 1498 zustehenden Münzrechte Gebrauch machend, in seiner neuen Stadt, für die er zugleich eine in 106 Artikeln abgefaßte Bergordnung erließ, eine eigene Münze zu errichten, aus der mit dem neuen Jahre 1519 bereits die ersten, zwei Unzen schweren „Schlicke" oder „Thaler" hervorgingen, um diesen, von ihrem Prägort beigelegten Namen bis auf die Gegenwart und wohl auch noch auf manches Jahrhundert hinaus zum herrschenden auf beiden Hälften des Erdballs werden zu lassen. Im Jahre darauf bestätigte der böhmische Landtag und im J. 1523 König Ludwig.

nachdem er kurz zuvor Joachimsthal zur freien Bergstadt erhoben, auch noch insbesondere die Privilegien der neu errichteten Münze. Allein auch an mancher ernsten Störung, die dem kaum erst begonnenen Aufschwung der jungen Stadt ein rasches Ende drohte, sollte es nicht fehlen. Im J. 1421 hatten die Entsetzen eines Erdbebens Furcht und Schrecken über sie verbreitet. Im J. 1425 schien der, aus dem Stifte Kempen über alle Gaue bis Lothringen und an den Harz und vom benachbarten Franken auch über das ganze Erzgebirge sich verbreitende Aufstand des Bauernvolkes die frisch aufblühende Colonie der Auflösung zuführen zu wollen. Der Schlachtruf, der von Wittenberg gegen die clericale Vergewaltigung ausgegangen, hatte im Süden Deutschlands einen furchtbaren Wiederhall in der Erhebung des lastenüberbürdeten und dabei völlig rechtlosen Landvolkes gegen die feudale Bedrückung gefunden, und auch die Joachimsthaler, fortgerissen von dem allgemeinen Sturme, hatten wider ihre Grundherren, die dem zu Würzburg zur Unterdrückung des Aufstandes abgeschlossenen Bunde des Adels beigetreten waren, die Fahne der Empörung aufgepflanzt. Am vierten Sonntage nach Ostern stürmten und plünderten die Bergknappen das Schloß. Allein die gräßlichen Gemetzel bei Liebheim, Waldburg und Weingarten hatten den ersten Anprall des Aufstandes bereits gebrochen, und die kluge Nachgiebigkeit des Grafen Stefan, der den tumultuirenden Knappen mit dem Versprechen der Abhilfe der von ihnen erhobenen Beschwerden persönlich entgegentrat, that das Uebrige, um die seinem Lieblingswerke drohende Gefahr unblutig zu beschwören. Er sollte jedoch des wieder gesicherten Gedeihens desselben nicht lange sich zu erfreuen haben. Das Jahr 1526 rief ihn mit seinem Aufgebote im Gefolge König Ludwig's der Kampf gegen Soliman II. nach Ungarn, von wo er nicht wieder heimkehrte. Er war Einer von den zwölf tausend aus allen Landen der Christenheit herbeigeeilten Edlen, die am 29. August 1526 in den Sümpfen von Mohacs durch ihren Opfertod das von unglückseligem Parteizwist zerrissene Land vergeblich vor dem traurigen Schicksale zu retten versuchten, auf länger als anderthalb Jahrhunderte hinaus eine osmanische Provinz zu werden. Aber auch der große Reichthum und Gewinn, den er mit seinen Brüdern und Vettern während so kurzer Zeit schon aus den Joachimsthaler Gruben gezogen, hatte ihm bereits manchen bösen Neider geweckt, und Ferdinand I., des unglücklichen Ludwig Nachfolger auf dem Königsthrone Böhmens, glaubte es nicht verabsäumen zu sollen, aus dem traurigen Ende des Rührigsten der Schlicke für die zerrüttete königliche Kammer den möglichsten Vortheil zu ziehen. Der zu Budweis versammelte Landtag zuerst bekam das unumwundene königliche Mißfallen wegen des im J. 1520 den Grafen Schlick bestätigten Münzrechtes zu hören. Unmittelbar darauf, 1528, folgte die Annulirung dieses Privilegs. Die Münze wurde als Eigenthum der Krone erklärt und die Erben des Grafen Stefan, denen nur noch bis zum J. 1538, jedoch nur im Namen und mit dem Bildnisse des Königs ihre Thaler zu prägen gestattet wurde, sollten mit gewissen Nutzantheilen nur als die kön. Verweser derselben fungiren.

Die ihnen zustehende Bergfreiheit übrigens sollten sie nur mehr bis zum J. 1555 ausüben dürfen, von diesem Jahre ab aber auch dieser entkleidet sein. Zur Wahrung der königlichen Interessen wurde über sie zugleich in Joachimsthal ein königlicher Berghauptmann bestellt. Allein selbst der so sehr geschmälerte Vortheil war doch noch immer bedeutend genug, um das Augenmerk, welches die Staatsfinanciers Ferdinands I. dem einflußreichen und mächtigen Grafengeschlechte der Schlick einmal zugewandt, stets wach zu erhalten, zumal die Mitglieder desselben die Unhuld des streng kirchlichen Königs auch noch dadurch sich zugezogen, daß sie die Ausbreitung der lutherischen Lehre auf ihren Gütern nicht nur völlig frei gewähren hatten lassen, sondern größtentheils auch selbst dieselbe angenommen hatten. Und so wurde denn die Einführung einer neuen Bergordnung im J. 1541, zu welcher die Grafen Schlick, gestützt auf ihr altes Recht, die Erlaubniß der königlichen Kammer nicht erst nachsuchen zu müssen geglaubt, gar leicht der willkommene Anlaß, um einen förmlichen Sturm der gesammten Regierungspartei gegen dieselben heraufzubeschwören. Eine königliche Untersuchungscommission erschien zu Joachimsthal, und es kam zu einem zwischen beiden Theilen mit großer Erbitterung geführten Prozesse, in Folge dessen die beiden Brüder des Grafen Stefan, Hieronymus und Lorenz, sowie sein Vetter Heinrich und seine Söhne Kaspar und Moriz, wie es hieß, wegen widersetzlichen Benehmens gegen die Krone, vor Allem Andern in den Kerker geworfen wurden, und dessen Ausgang somit leicht abzusehen war. Am 19. September 1545 unterschrieben die Gefangenen, um einem ungleich schrecklichern Schicksale zu entgehen, den Revers, durch welchen sie ihre sämmtlichen Bergwerke und darunter auch die zu Joachimsthal an die Krone abtraten und für sich und ihre Nachkommen für alle Zukunft auf jedes Anrecht an dieselben verzichteten. Dennoch wurden vorerst nur die beiden Aeltesten, Hieronymus und Heinrich, der Haft entlassen, und zwar zu dem Zwecke, damit sie überall auf ihren Gütern und in ihren Bergorten diesen ihren Verzicht persönlich verkündeten, und nun erst, nachdem dies geschehen, thaten auch den einstweilen Zurückbehaltenen die Pforten ihrer Gefängnisse sich auf. Alles, was von ihren ehemaligen Privilegien, und wie es hieß, aus besonderer königlicher Gnade ihnen jetzt noch geblieben, waren ihre Erbkure und der Bezug des Bergzehents bis zum J. 1555. Allein auch diese sollten ihnen nicht lange verbleiben. Es kam das verhängnißreiche Jahr 1547 und mit ihm der einmüthige Zusammenhalt der Protestanten Böhmens wider den von König Ferdinand verkündeten Heerbann. Joachimsthal nahm sächsische Truppen auf und leistete dem Kurfürsten Johann Friedrich den Eid der Treue. Es folgte die Schlacht bei Mühlberg, und Joachimsthal und die Schlicke gleich allen andern an der Erhebung betheiligten Städten und Herren mußten ihre Privilegien auf dem Prager Schloße dem erzürnten Könige zu Füssen legen. Die Stadt erhielt bald darauf dieselben wieder zurück, wiewohl mit der Abänderung, daß sie von nun als dem königlichen Berghauptmann unterstehend erklärt wurde. Den Schlicken jedoch wurde bekannt gegeben, daß die Krone nunmehr auch

ihre Ansprüche auf die erblichen Kuxe und den bis 1555 bedungenen Zehent für verwirkt betrachte. So schloß im Joachimsthale nach kaum dreißig Jahren das Walten des Geschlechtes, dem es seine Gründung, seinen raschen Aufschwung, seine höchste Blüte verdankte, um einem noch raschern Verfalle, den selbst ein so tüchtiger Berghauptmann, wie Bohuslav Felix von Hassenstein einer war, nicht aufzuhalten vermochte, Platz zu machen. Welchen Antheil hieraus die nun beinahe unmittelbar erfolgte Verpfändung der Joachimsthaler Gruben (zugleich mit Karlsbad, Elbogen und Schlaggenwald) an den reichen Nürnberger Geldherrn Thieien hatte, vermögen wir nicht anzugeben. Thatsache aber ist, daß die Stadt Joachimsthal, die vor Kurzem erst über 20000 Einwohner gezählt, und deren Bergbau damals, von nahebei 14000 Arbeitern betrieben, den Gewerken einen Gewinn von mehr als 240000 Thalern abgeworfen, im J. 1579 bereits so tief herabgekommen war, daß sie sich genöthigt sah, an Rudolf II. sich mit der Bitte zu wenden, entweder die acht westlichen Kreise Böhmens dahin zu vermögen, daß diese die dem Eingehen nahen Werke drei Jahre lang mit ihr auf gemeinsame Kosten betreiben, oder ihr eine Hilfeleistung aus Staatsmitteln angedeihen zu lassen. Der Kaiser, außer Sande das Eine und das Andere zu bewirken, erklärte, um in so schlimmer Lage wenigstens etwas vorzukehren, das Joachimsthaler Montangebiet als königliches Krongut, freilich ohne die Vollendung des traurigen Wandels der Geschicke dadurch aufhalten zu können, der ihn bald darauf, 1585, zwang, dem Landtage die Proposition zu machen, der Stadt Joachimsthal gleich andern verarmten Bergstädten die Bezahlung der Steuern zu erlassen. Der dreißigjährige Krieg, wie wir bereits öfter gehört, war nichts weniger als darnach angethan, den erzgebirgischen Bergstädten aus dem Ruin, in den sie sein Vorspiel, die aufregungsvolle Zeit Ferdinands I., gestürzt, wieder emporzuhelfen. Er riß vielmehr die wenigen, die zur Noth noch sich erhalten, vollends hinein. Er brachte nach Joachimsthal zuerst im J. 1621 die mehr freibeuterischen als kriegerischen Schaaren Mannsfelds, und nach ihm in ununterbrochenem Wechsel bald die Sachsen, bald die Schweden, bis endlich die Letzteren das Schloß sammt dem oberhalb desselben gelegenen Stadttheil vollends verwüsteten. Dieser ist seitdem eine wüste Stätte geblieben. Was sich neu anbaute, that es im Thale weiter abwärts, so daß die ehemalige untere Stadt nun zur obern wurde. Vom Schlosse blieben nur wenige Mauerbruchstücke und die beiden Thürme, von deren höherem der Thurmwart den 600 Bergleuten, die das heutige Joachimsthal beschäftigt, die Stunden der Ein- und Ausfahrt in die und aus den Schachten verkündet. Ob dem Joachimsthale, dessen Zechen sich heutzutage, mit Ausnahme der einzigen Edelleutenstolle, sämmtlich im Betriebe des Aerars befinden, bald auch die Stunde der Wiederkehr seines ehemaligen Glanzes schlagen werde? Ein alter, in der hoffenden Erwartung desselben ergrauter Bergmann gab, als wir ihn deshalb befragten, mit lächender Zuversicht uns zur Antwort: „Geduld bringt Rosen!“

VI.

Wir haben in Joachimsthal Nachtraft gehalten, in früher Morgenstunde auch noch die am untern Ende der Stadt gelegene ärarische Schmelzhütte mit dem Amalgamirwerke besichtigt, und schreiten nun längs des mühlentreibenden und verschiedene industriöse Unternehmungen belebenden Wesericbaches die enge Thalschlucht vollends niederwärts, um bei dem Dörfchen **Ober-Grund** deren Ausgang, mit diesem wieder den Fuß des Gebirges, und, längs des genannten Baches über **Unter-Grund** weiter wandernd, nach einer kleiner Stunde das am Zusammenfluße dieses Baches mit dem Wistricbache in freundlicher Hügellandschaft lagernde Städtchen

Schlackenwerth,

den Mittelpunkt der großherzoglich Toscanischen Domäne gleichen Namens, zu erreichen. Als Gründer oder doch wenigstens Erweiterer desselben nennt die Ueberlieferung den uns bereits bekannten Slavek von Riesenburg, nach welchem der Ort, der ursprünglich den tschechischen Namen Ostrov, d. i. Insel führte, den deutschen Namen „Schlawke's Warthe", oder „Schlawke's Wärth" angenommen, woraus später das gegenwärtige Schlackenwert wurde. Die Ableitung von den „Schlacken" des ehemals in der Nähe betriebenen Silberbaues gehört hiernach in das Bereich des Willkührlichen, zumal die Menge des einst hier gewonnenen Metalles eben keinen besonders großen „Werth" repräsentirt haben mochte. Im 14. Jahrhundert werden hier als Besitzer die Komotauer deutschen Ritter und die königliche Kammer genannt, im 15. und bis gegen die Mitte des 16. die bereits oben erwähnte Schlackenwerter Linie der Schlicke. Nach diesen für eine kurze Zeit selbstständig geworden verlor das Städtchen nach der Weißenberger Schlacht alle seine Privilegien und wurde nebst der Domäne von Staatswegen an den Herzog Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg verkauft, der mit Vorliebe hier verweilte, das im Süden des Städtchens am Wistricbache gelegene prachtvolle Schloß erbaute, und bei demselben den seiner Zeit berühmten nun gänzlich verwahrlosten Park anlegte, den Schauplatz glänzender Feste, der Peter den Großen und Maria Thereſia als Gäste empfing, und den begeisterte Poeten jenen zahlreichen Wundern beizählten, die um das Recht stritten, als das „achte" der Welt zu gelten. Herzog Julius Heinrich starb im J. 1666 und seine

Wittwe Anna Magdalena baute seinem Andenken die schöne Marienkirche mit der herzoglichen Gruft. Im Besitze folgte ihm sein Sohn Julius Franz, der letzte Lauenburger, nach dessen Tode im J. 1689 die Domäne vermittelst seiner an den Markgrafen Ludwig Wilhelm verheiratheten Tochter Auguste Sibylle an das markgräfliche Haus Baden gelangte, um bei demselben bis zum J. 1782 zu verbleiben, und hierauf an die königliche Kammer zurückzufallen, von der sie im J. 1811 endlich im Wege des Verkaufes an den nächst jüngern Bruder Kaisers Franz I. gelangte, Ferdinand Josef Joh. Baptist, einen derjenigen Fürsten, denen das launige Spiel, das Napoleon ein Vierteljahrhundert lang mit den Kronen Europa's trieb, das angstgefolterte Schicksal von Thron auf Thron umherirrender Ahasvere bereitete. Er war zuerst seinem Vater, dem Kaiser Leopold II., auf dem Throne Toscana's gefolgt. Weder strenge Neutralität, die er in dem Kriege gegen die französische Republik, die er der erste unter allen Souveränen Europa's anzuerkennen sich beeilt, bewahrte, und die Opferbereitwilligkeit, mit der er dieselbe, der Drohungen Englands noch der nahen Verwandschaft mit Oesterreich ungeachtet, unter den schwierigsten Verhältnissen aufrechtzuerhalten sich bemüht, hatten vor dem Verluste seines Stammlandes, den der Frieden von Luneville für ihn herbeiführte, ihn zu schützen vermocht. Er erhielt dafür 1802 das neugeschaffene Kurfürstenthum Salzburg, allein auch dieses nur, um es schon 1805 in Folge des Preßburger Friedens gegen das gleichfalls neucreirte Kurfürstenthum Würzburg wieder aufzugeben. Als Mitglied des Rheinbundes von Napoleon durch die Erhebung Würzburgs zum Großherzogthum ausgezeichnet und zum präsumtiven König von Polen ersehen, sah er in Folge des ersten Pariser Friedens sich zwar wieder in sein väterliches Erbe zurückgeführt, mußte jedoch, vor Murat flüchtend, demselben sogleich wieder den Rücken wenden, um schließlich die dauernde Restitution in dasselbe den Waffen seines kaiserlichen Bruders zu verdanken. Er starb im J. 1824, um mit dem unsichern Throne auch die ungleich verläßlichern Besitzungen in Böhmen, zu denen in jüngster Zeit auch noch die schöne Domäne Brandeis an der Elbe hinzugekommen, auf Sohn und Enkel zu vererben. Die Tage der Herzoge von Lauenberg übrigens haben die Großherzoge von Toscana dem, unter jenen so froh belebten Städtchen Schlackenwert nicht zurückgebracht. Es liegt jetzt ganz still und vereinsammt, von einem schwerlich mehr als zwei tausend Seelen zählenden Völkchen fleißiger Gewerbsleute und Spitzenklöpplerinen bewohnt, seiner fröhlichern Zeiten nur mehr unter den kummerlichen Resten verstümmelter Standbilder und versiegter Cascaden und im elegischen Dunkel schattig alter Baumzweige gedenkend, deren melancholisches Schweigen nur in Sommertagen zuweilen von dem Schritte aus Karlsbad zu Besuch herübergekommener Curgäste unterbrochen wird.

Auch wir durchstreifen diese letzten Ueberbleibsel einer traumgleich vorübergegangenen Vergangenheit, nehmen im ehemaligen Gartenhause an bescheidenem Wirthstische unser Morgenbrod, und wenden uns sodann südwärts die neue Chaussee entlang, die Höhen von **Grasengrün**, **Spittengrün** und **Zittmesgrün** zu unsrer Rechten

laſſend, an den Braunkohlen- und Eiſenſteingruben von **Leſſau** und an den Porzellan-Jaspis-Lagern von **Hohendorf** vorüber dem freundlichen Seitenthale des **Erlbaches** zu, weihen in dieſem zuerſt den vom Sänger der „Wilden Jagd Lützow's“ dichteriſch verewigten uralten Eichen einen Augenblick pflichtſchuldigen Verweilens, benützen ſodann im Dorfe **Dalwic** die willkommene Gelegenheit, das innere Getriebe einer durch ihre ſchönen Erzeugniſſe zum wolverdienten Rufe hervorragender Vorzüglichkeit gelangten Porzellan-Fabrik kennen zu lernen, erreichen bei der an der Einmündung des Erlbaches in die Eger maleriſch gelegenen **Erlmühle** das hier bereits von Granitgehängen eingefaßte Egerthal wieder, laſſen uns eine kurze Strecke aufwärts bei den ſogenannten **Schifferhäuſeln** über den Fluß nach dem Dörfchen **Drahonic** hinüberſetzen, und begrüßen von hier nach wenigen Augenblicken, zwiſchen dem reizenden **Wieſenthal** und dem ſchattigen **Schützenparke** fürderſchreitend, das herrliche **Teplthal** und in dieſem das Ziel unſrer heutigen Wanderung, die mit beſtem Rechte weltberühmt geheißene Badeſtadt

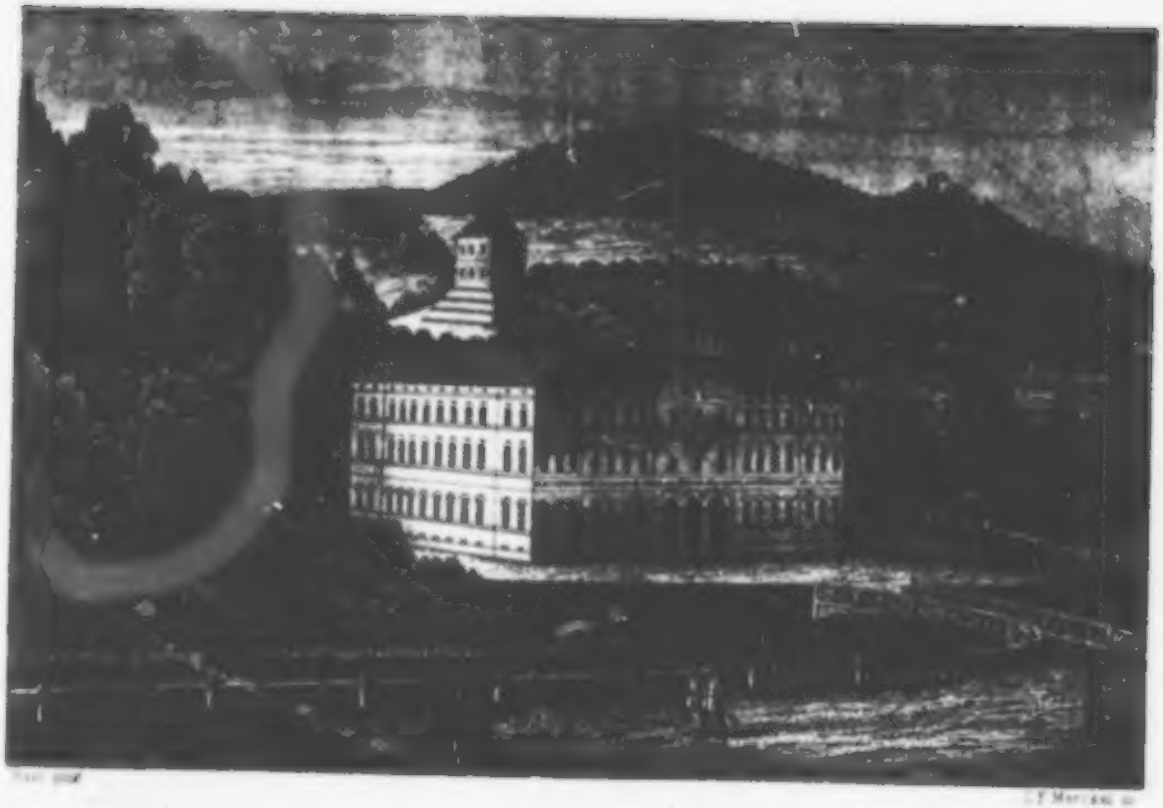
Karlsbad.

Eine kurze Strecke noch längs der wieſen- und gärtengeſäumten Tepl zwiſchen ſandbeſtreuten Pfaden, vor die Häuſer geſtellten Tiſchen, einladenden Ruheſitzen, über den Fluß gelegten Stegen, Muſikſtänden, Boutiquen, und ſämmtliche drei Naturreiche aufbietenden Hausſchildern hin, — und wir befinden uns inmitten jenes charakteriſtiſch langſamen Gewühles von allerlei müßigen Menſchen zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen, wie es außer in Badeorten eben nirgends anzutreffen iſt. Das Terrain, welches Karlsbad einnimmt, iſt unſtreitig eines der ungünſtigſten und uneinladendſten für die Anlage einer Stadt: eine tiefe, enge, in der Form eines verkehrten römiſchen S von Süden gegen Norden gewundene und nach dieſer letztern Weltgegend hin ſich öffnende Schlucht. Steile Höhen umſchließen dieſe zu beiden Seiten: im Weſten der **Hammerberg** und der **Hirſchensprung** mit dem **Schloßberg** und dem **Bernhardfelſen**, im Oſten der **Lappenberg**, der **Sachenberg**, der **Dreikreuzberg** und die **Freundshöhe**. Durch die tiefſte Furche dieſer Schlucht nimmt die vom **Teplergebirge** aus dem Süden herabkommende **Tepl** ihren Lauf, um bald darauf in die Eger zu münden. Bis hart an den Waſſerſpiegel meiſt ſenken die Gehänge dieſer Höhen ſich herab, und nur ſchmale hie und da ebene, größtentheils aber abſchüſſige Uferſtreifen blieben der Anſiedelung zwiſchen ihnen und dem Fluße zur Verfügung. Längs dieſer Uferſtreifen nun und längs dieſer Abhänge dehnen ſich die nahe bei ſechs hundert älteren und neueren Häuſer, Brunnentempel, Wandelbahnen und Bäder des heutigen Karlsbad hin, zwei lange, dichte, überall von Büſchen und Bäumen durchdrängte, von dunklem Wald, kahlem Fels und ſchmucken Ausſichts- und Gedenkſtätten überragte, dem gebietenden Laufe des Fluſſes folgende Reihen, in deren Mitte, dem nur wenig erweiterten Kerne der Stadt, weiße Qualmwolken die Stätte bezeichnen, unter

welcher der Sprudel, das seit Ewigkeiten mächtig pulsirende Herz Karlsbads, seine brodelnden Schäume emporschnellt.

Zu ermitteln nun, wann zuerst ein menschlicher Fuß diese merkwürdige Schlucht betreten, ein menschliches Auge diesen rastlos wallenden Gischt entdeckt, ist die Geschichte nicht mehr im Stande. Sage nur und erlaubte Vermuthung etwa reichen so weit zurück. Jene bekanntlich erzählt von einer Jagd Kaiser Karl's IV., deren Eifer den kühnen Jäger in diese Felseinsamkeit verlockt, und ihn so den seltsamen heißen Quell auffinden ließ. Die Vermuthung dagegen, ohne der Romantik dieser Sage ihre schöne volksthümliche Berechtigung rauben zu wollen, kann es nicht für wahrscheinlich erachten, daß das in seiner Art ebenso auffallende als merkwürdige Naturwunder den Herren und Bewohnern Schlackenwerts, Elbogens und des Landes umher bis auf so lange hinaus so ganz unbekannt geblieben sein sollte. Ja sie kann es nicht einmal gelten lassen, daß jener Fürst den wunderthätigen Quell durch den Heilgebrauch, den er selbst davon machte, zuerst der Benutzung zu Heilzwecken zugeführt. Und wenn auch nur wenige, doch nicht unwichtige thatsächliche Anhaltspunkte erheben diese ihre Schlüsse zur unzweifelhaften Gewißheit. Erwähnt ja Cosmas bereits im 12. Jahrhunderte des Namens der „Tepla", d. i. des „Warmen Flusses." Finden sich ja Fragmente der eigenthümlichen Kruste, die der siedende Quell unaufhörlich ansetzt, in naher und ferner Umgebung bei, weit hinter die Tage des genannten Herrschers zurückreichenden Baureſten als Bausteine verwendet. Werden ja lange vor ihm bereits die beinahe unmittelbar benachbarten Dorfschaften **Zellic, Drahonic** und **Thiergarten** (Hortus ferarum) genannt, deren Einwohnern, die von dem nicht ganz unbedeutenden Flusse durchströmte Schlucht mit dem polternden Sude, den von fernher schon seine dickemporragenden Dämpfe ankündigen mußten, doch unmöglich entgangen sein konnte. Widerlegen ja ferner die vor ihm bereits, in den Tagen, da die Schlucht mit der ganzen Umgegend noch zu den Besitzungen der Herren auf Elbogen gehörte, geläufigen Namen „Vary" (Kochende Wässer), „Bad im Wald" und „Warmbad", den Inhalt der an seinen Namen sich knüpfenden Sage. Und wird ja eben urkundlich im J. 1325 bereits jener Ort Vary als Eigenthümer des benachbarten Dorfes Thiergarten genannt, dessen in die unmittelbare Nähe der heißen Quelle übersiedelten Einwohnern er selbst, und wohl schon lange vorher, seine Gründung verdankt. Was zu dieser Uebersiedelung an einen Ort Veranlassung gegeben haben mag, an den weder fruchtbarer Ackergrund, noch üppige Triften, noch auch lohnender Bergbau heranluden, wäre wohl nicht leicht abzusehen, wenn es nicht eben die Benützung jenes Quelle gewesen sein sollte, sei es nun, um aus den erwähnten Krusten Kalk zu brennen, sei es, um aus der frühzeitig wahrgenommenen und benutzten Heilkräftigkeit desselben Vortheil zu ziehen. Ueberflügelt jedenfalls mußte die Colonie ihren Stammort rasch haben, da, anstatt umgekehrt, jene mit diesem belehnt erscheint, dieser überdieß bald verlassen stand, und schließlich völlig verödete.

Die unsterblichen Verdienste indeß, die den Namen Karls IV. mit dem un-



DAS MILITÄRBADESPITAL IN KARLSBAD. VOJENSKÁ LÁZEŇSKÁ V KARLOVÝCH VARECH.

serer Badestadt unzertrennlich verknüpften, vermögen durch alles dieses nicht geschmälert zu werden. Daß er, heimgekehrt von den blutigen Schlachtfeldern Frankreichs, hier Heilung und Erholung suchte, trug gewiß nicht wenig dazu bei, das „Bad im Walde" in Ruhm und Aufnahme zu bringen. Auch nach seinem Zuge nach Italien weilte er hier öfters und gerne, erbaute sich da im J. 1364 ein eigenes Lustschloß — daher noch heute die Bezeichnung des Schloßberges — und gab noch kurz vor seinem Tode dem Orte, dem er seinen Namen beigelegt, einen neuerlichen Beweis seiner Gunst, indem er ihm die Vorrechte einer Stadt verlieh.

Der Ruf, den das so geförderte Karlsbad, das sich nun mit Mauern und Thürmen gürtete, um seiner Therme willen genoß, mochte in der nächsten Zeit schon, und darauf während des 15. Jahrhunderts, in dessen Verlaufe es zugleich mit Elbogen an Kaspar Schlick und dessen Nachfolger gelangte, kein ganz geringer sein. Georg von Podébrad während der Friedensunterhandlungen mit den sächsischen Fürsten im J. 1451 nahm für längere Zeit hier seinen Aufenthalt, und Bohuslav von Hassenstein und Elias Corvinus (Rabe) sangen den Preis der „heiligen Quelle" in dankbegeisterten Versen. Die erste ärztliche Schrift darüber, die der Elbogner Arzt Dr. Wenceslaus Payer zu Leipzig drucken ließ, datirt indeß erst vom J. 1521. Es zählte damals immer noch nicht mehr als achtzig Häuser, erhielt aber bald darauf 1531, Dank der Fürsorge seines Pfandherrn, des Grafen Albrecht Schlick, ein Hospital, — das noch heute bestehende „Zum heil. Geiste", — und bezog von den zahlreichen, mitunter bereits sehr vornehmen Badegästen, die es besuchten, wie z. B. Erzherzog Ferdinand mit seiner Gemahlin, der schönen Augsburgerin Philippine Welser, ein so reiches Einkommen, daß es in der Zeit von 1493 bis 1615 in seiner nächsten Umgebung eine ganz hübsche Reihe von Gütern, wie z. B. Drahovic, Fischern, Rosnic, Donic, Ober- und Untermaierhöfen, Dalvic und Vehetic, durch Kauf an sich zu bringen vermochte. Allein auch nicht ohne manches schwere Mißgeschick sollte das so günstige 16. Jahrhundert für Karlsbad enden, das so vielbewegte 17. an demselben vorüberziehen. Zwei furchtbare Ueberschwemmungen, die eine im J. 1579, die andere 1582, hatten es an den Rand des Verderbens gebracht, und kaum daß es von diesen Calamitäten sich einigermaßen erholt, — es zählte bereits wieder 102 Häuser, — legte eine verheerende Feuersbrunst im J. 1604, mit Ausnahme des, an der Stelle des ehemaligen Schlosses Karl's IV. erbauten Stadtthurms und einiger wenigen Häuser, es beinahe ganz in Asche. Dazu kamen noch die mannigfachen Drangsale, die es wegen der eifrig protestantischen Gesinnung seiner Bevölkerung zuerst während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und dann während des großen Gegenreformationsprozesses bis zum J. 1628 auszustehen gehabt, die Brandschatzung durch die Baiern im J. 1620 und die Plünderungen durch die Schweden in den Jahren 1631, 1640 und 1645, und so hatte es, als das J. 1648 der Welt endlich den langersehnten Frieden brachte, auf die zurückgelegten letzten achtzig Jahre in der That keinen sehr erfreulichen Rückblick. Eine desto

erfreulichere Aussicht dafür sollte sich jetzt in seine Zukunft ihm eröffnen, zumal während des Kampfes der Waffen auch die Federn seiner braven Aerzte, — der Doktores Reudenius, Strobelberger und Hällinger — dem „weltberühmten Karlsbade" die wohlverdiente Anerkennung zu erkämpfen keineswegs verabsäumt. Kaiser Leopold I. (1674), Johann Georg III. (1682) und Friedrich August der Starke von Sachsen (1691, 1695, 1705), Friedrich III. von Brandenburg und Ernst August von Hannover (1691) finden mit glänzenden und zahlreichen Gefolgen sich hier ein, geben lustige Feste, die in der Chronik des Karlsbader Badelebens noch heute die fröhlichste Seite füllen, Bestschießen, deren Angedenken die Schützengilde zur Stunde noch bewahrt, bringen Geld und Erwerb unter die Bürger, und was die Hauptsache ist, ziehen durch ihr Beispiel von Jahr zu Jahr immer neue Gäste heran. Bald vermochte die immer noch durch ihre unnöthigen Mauern und Thürme beengte Stadt dem Andrange nicht mehr zu genügen, und sah sich genöthigt, den steinernen Harnisch des mittelalterlichen Städtethums von sich werfend, flußauf- und abwärts über seine Trümmer hinaus sich zu erweitern. Als Peter der Große 1711 und 1712 nach Karlsbad kam, prunkte die „Alte Wiese", die seitdem der beliebteste Platz der Stadt geblieben, bereits mit einer stattlichen Reihe von Häusern, und er konnte da bereits Wohnungen finden, so behaglich und anmuthig, als sie zu jener Zeit in irgend einem Bade nur zu haben waren. Und als im J. 1732 König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Kaiser Karl VI. mit der Kaiserin und in ihrer Begleitung der edle Prinz Eugen sich hier einfanden, trafen sie es in Karlsbad vollends so wohlig, daß sie nicht umhin konnten, der guten Stadt und Bürgerschaft wiederholt ihr allerhöchstes Wohlgefallen zu erkennen zu geben. Kaiser Karl insbesondere vermerkte es als unconvenirlich, daß eine Stadt, die einen der kostbarsten Schätze des christlichen Erdbodens in sich schloß, ihre Gottesverehrung in einem gar so kleinen und armseligen Tempel abhalten müsse, wie der war, in welchem der fromme Fürst während seines karlsbader Aufenthaltes allmorgentlich die Messe hörte. Karlsbad, das anfänglich eine Filiale der Pfarre Zetlic gewesen, hatte seit dem 14. Jahrhundert bereits seine eigene Kirche gehabt, die in einem Gedenkbuche der Kreuzherren mit dem rothen Sterne zum J. 1356 bereits als eine der Pfründen dieses Ordens verzeichnet erscheint. Im J. 1604 war auch sie niedergebrannt, und nur ein dürftiger Bau hatte seit der Zeit ihre Stelle vertreten. Der Kaiser wies den Kreuzherren sofort ein Geschenk von 1000 Dukaten an, und vier Jahre später stand die nach den Plänen Meister Dienzenhofers ausgeführte Kirche fertig auf ihrem Platze. Freilich hatte sie um volle 90000 Gulden mehr gekostet. Allein — einem Bedürfnisse war abgeholfen, und das Andenken an die Anwesenheit des erlauchten Namensvetters Karls IV. für alle Zeiten gesichert. Die bösen Kriege zwar, in denen die muthige Tochter Karl's VI. das Erbe des kaiserlichen Vaters vor dem Zugreifen ungebetener Miterben bewahren hatte müssen, brachten solchem Aufschwung unsres Karlsbads allerdings auch wieder manchen Aufhalt. Die Franzosen machten der Stadt im Jahre 1742 ihre

„kostbare" Aufwartung. Der Marsch des alten Dessauer stimmte Promenademusiken und die Menuetten der um diese Zeit eben in Mode kommenden Mittagsbälle etwas kleinlaut. Die Preußen, das erstemal im J. 1757, weil die Stadt keinen, das zweitemal im J. 1763, trotzdem sie einen Sicherheitsbrief von der Hand des großen Friedrich aufzuweisen hatte, nahmen ihr schwere Brandschatzungen an. Neuerliche Ueberschwemmungen in den Jahren 1745, 1746 und 1763 ergoßen sich durch ihre Straßen. Neuerliche Brände in den J. 1759 und 1786 umloderten ihre Häuser und rissen zwei von den vier Thürmen der stattlichen Kirche mit sammt den geschmolzenen Glocken in den Schutt. Als Abwechslung dazwischen zertrümmerte der unbändige Sprudel zu verschiedenen Malen die klafterdicken Fesseln seiner Kalkkruste und schickte sich nicht übel an, die geängstigte Stadt mit Stumpf und Stiel in seinen siedenden Rachen hinabzuschlingen. Allein auch diese böse Zeit ging vorüber, und schon zum Theil während derselben nimmt die Periode der Verschönerung und des cordialen Badelebens, durch welches die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich ganz besonders hervorgethan, ihren Anfang. Stanislaus Poniatowski (1761), Maria Theresia (1762) und Kaiser Josef II. (1766) entschädigen die Stadt durch den Glanz ihrer Anwesenheit für die erlittenen Verluste. Den Hubertsburger Frieden läutet sie mit Glocken ein, welche die große Kaiserin den noch aufrecht gebliebenen beiden Thürmen statt der im Brande geschmolzenen kurz zuvor geschenkt. Alleen werden jetzt gepflanzt, Brunnen überdacht, bequeme Wege zu den Höhen emporgeführt, und von dem Erträgniß des seit undenklichen Zeiten aus dem Sprudelwasser bereiteten „Karlsbader Salze" sogar der dramatischen Muse ein solides steinernes Tabernakel gebaut. Dazwischen kommt General Loudon, um sich am Sprudel von den Mühsalen seiner gelieferten Schlachten zu erholen, der große Gellert, um seinen berühmten Schimmel spazieren zu reiten, der pompöse Graf Moriz Brühl, um sein grandioses Waldbankett, die reiche Gräfin Oginska, um ihr phantastisches Chinesenfest zu geben, der menschenfreundliche Graf Ilinski, um das humane Institut des Fremdenhospitals zu gründen, Lord Findlater, um mit rastloser Aufopferung interessante Fernsichten aufzusuchen und auf seine eigene Kosten zugänglich zu machen, und im Sommer 1791 das Dioskurenpaar der beiden größten deutschen Dichter, Schiller und Göthe, jener in der goldenen Blüthezeit seines Liebesglücks, dieser erst unlängst von seiner italienischen Reise heimgekehrt, denen als dritter im Bunde der bescheidene Tiedge sich beigesellt. Den Schluß des Jahrhunderts feiern die russischen Grafen Orlov und Radovanović mit Festen, die für alle Folgezeit leuchtende Muster splendider Hospitalität bleiben werden.

Die glänzendste Zeit in den Annalen Karlsbads sollte jedoch die von 1800 bis 1820 werden. Erst Prinz Anton von Sachsen, dann Cardinal Genga, als Pabst später Leo XII., dann Gustav IV. von Schweden (1804), Kaiserin Maria Louise (1810), Kaiser Franz (1812), König Friedrich Wilhelm III. (1816) Kaiserin Maria Feodorovna (1818) und endlich Fürst Clemens Metternich mit den

goldenen Tagen der Karlsbader Beschlüße (1818—1819), gleich unvergeßlich für Karlsbad wie — für ganz Europa. Silber nämlich soll in diesen Jahren in Karlsbad gar keine Geltung gehabt haben, wo man den eisernen Schlüssel zu einer Stube mit Rollen von Dukaten aufwog, das Gold der Tressen und Bordüren jenes der Sonne überstrahlte und die Sterne des Firmaments vor jenen an der linken Brusthälfte der Staatsuniformen zu gehaltlosem Flitterwerk erblaßten. Auch seinen begeistertsten Sänger sah Karlsbad während dieser kurzen Periode in seinen Mauern, Theodor Körner; zum erstenmale 1811 als jugendlichen biederreichen Verherrlicher der schönsten und interessantesten Punkte der Umgegend, dann 1813 als ruhmgekrönten und wundenbedeckten Barden des Befreiungskampfes, wenige Wochen zuvor, ehe die feindliche Kugel seinem hoffnungsreichen Leben ein frühes Ziel setzte.

Als ein bezeichnender Wendepunkt, den nebenbei abermals eine schreckensvolle Ueberschwemmung (1821) markirt, müssen die Karlsbader Beschlüsse für unsere Stadt noch ganz insbesondere angesehen werden. Der Strom der Besuche wächst. Nicht nur alle Länder, alle Welttheile senden ihre Gäste. Karlsbad ist entschieden in die Reihe der Weltorte eingetreten. Aber auch die Produktionen spektakuloser Laune der älteren, die strahlenden Festivitäten der jüngeren Vergangenheit verfallen lediglich der Erinnerung. Es ist, als ob sie nicht mehr überboten werden könnten. Das Erscheinen gekrönter Häupter und hervorragender Persönlichkeiten hört auf ein Ereigniß zu sein, denn es kehrt jedes Jahr wieder. Kaum daß das griechische Königsgewand eines deutschen Fürsten die Aufmerksamkeit der kosmopolitisch bunten Gesellschaft noch zu fesseln vermag. Desto geordneter gestaltet sich dagegen der innere Fortschritt, um so reicher entfalten sich die gemeinnützigen Institutionen, als deren großartigsten wir unter andern dem, in jüngster Zeit erst in Folge der italienischen und ungarischen Kriege (1848—1849) entstandenen, am linken Ufer der Tepl gelegenen Hospitale für Militärs begegnen, — eine Anstalt, deren letzte Zierde neben dem patriotischen Zwecke und der mustergiltigen Einrichtung keineswegs die ist, mit welcher die vaterländische Kunst sie geschmückt. Die trefflichen Fresken und Altarbilder im Saale und in der Kapelle müssen wir blos zu erwähnen uns begnügen, da der Künstler, der sie geschaffen, auch unser künstlerischer Wandergenosse ist. Der trefflichen Arbeiten Wenzel Levy's aber — das Kruzifix mit den beiden Engeln aus cararischem Marmor — und Josef Marx' — die Statuen des heil. Josef und des heil. Franz von Assisi — mögen wir immerhin um so rühmender uns erfreuen.

Wir sind hiermit bei der unmittelbaren Gegenwart angelangt, und wenn wir hier gleichfalls darauf verzichten, uns in den Entwurf eines Schematismus der Plätze, Straßen, Quellen, Bäder, Collonaden und Hôtels einzulassen, die derjenige, der das Unglück hat, Karlsbad als Kranker besuchen zu müssen, in jeder der unzähligen Badeschriften leicht nachlesen kann, so mag uns dafür, indem wir unsere Badestadt durchstreifen, eine kurze Charakteristik derselben gestattet sein. Die Häuser im Allgemeinen, nicht wie in so vielen andern Badeorten nach weitläufigen Maßstäben und mehr

minder kaſernenartigem Stil gebaut, finden wir meiſt klein und für die Aufnahme weniger Gäſte, oft nur einer Familie eingerichtet. Erſt in letzterer Zeit haben hôtelartige Großbauten und mit dieſen auch die Spekulation auf die größere Frequenz ſich geltend zu machen begonnen. Dies ſichert dem Fremden nicht nur die Wohlthat eines viel traulichern, häuslichen Verhältniſſes zu ſeinen Wirthsleuten, ſondern hält von dieſen auch großentheils jene induſtriöſe Gewinnhaſt fern, die dem Gaſt an ſo vielen andern Orten den Aufenthalt verleidet. Von dem kleinen Hauſe allein können die Leute nicht leben; ſie betreiben daher als Nahrungszweig meiſt noch irgend ein Gewerbe, verarbeiten den Sprudelſtein zu ſchmucken Nippſachen, die dann als Angedenken nach den Enden aller Welt wandern, ſchnitzeln, drechſeln und leimen die zierlichſten Holzarbeiten, verfertigen geſchmackvolle Stutzen und Piſtolen, befaſſen ſich mit Glasſchleiferei, Zinngießerei und Meſſerſchmiederei und fabriziren jene unzähligen Sorten von Nadeln, die ſodann mit engliſchen Etiquetten verſehen, als engliſche ihren Markt auf Hunderte von Meilen ſuchen. Wohl gehalten in ſolchem Bürgerhauſe findet der Fremde in Karlsbad Gelegenheit genug, auch außerhalb desſelben vergnügt zu ſein. Dem Luſtwandelnden bietet ſich eine wahrhaft verſchwenderiſch Auswahl von nahen und fernen Zielen. Den Geſelligen laden trauliche Sammelplätze, den Lebensluſtigen fröhliche Tanzböden und denjenigen, der mit ſeiner Zeit ſonſt gar nichts anzufangen weiß, Theater, Concert, Athletik, Akrobatik und die Künſte „höherer Magie“. Und der genügſame Weiſe endlich, der alles deſſen entbehren kann, hat mitten in der Stadt wenigſtens die beiden „Wieſen“, an denen außer dem Namen viel Wieſenhaftes freilich nicht mehr iſt. Hier, ſchweigſam bei einer Taſſe Kaffee weilend, findet er Karlsbad auf den Beinen, ohne erſt gezwungen zu ſein, die ſeinigen mit in Bewegung zu ſetzen. Wie das aber in bunten Trachten auf- und niederwogt auf dieſen Wieſen! Schlichter Bürgerrock und betreßte Uniform, langſchößiger Bauernkittel und kurzſchößiger Dandyfrack, Halsſchleife à la Walewſki und rothes Prälatencollar, buntes Kopftuch und noch bunterer Strohhut, Leinen und Seide, Camiſol und Barège, und dazwiſchen griechiſche, türkiſche, ruſſiſche, armeniſche und polniſch-jüdiſche Staffage! Er ſieht von Karlsbad verwirklicht, was profetiſch davon einſt Bohuslav von Haſſenſtein verkündet: es ſpendet wirklich mildthätig ſeine Flut dem ganzen Menſchengeſchlechte!

VII.

Wie erklimmen, um hinter Peter dem Großen wenigſtens in dieſem Einen nicht zurückzubleiben, wiewohl freilich nicht auf ſchlechtem Bauerngaul, ſondern auf wolgeebnetem Schlangenpfade, den granitklippigen **Hirſchenſprung**, und wenden uns ſodann weiter weſtwärts, an dem, das Andenken des braven Findlater dankbar ehrenden Obelisſe vorüber dem Gipfel des **Aberges** (oder **Anberges**) zu. Die lohnendſte Umſicht, ehe wir unſere Schritte weiter fördern, hält einen Augenblick uns hier gefeſſelt. Steil zu unſeren Füſſen ſenkt der Abhang des genannten Berges ſüdwärts zur Tepl und zur der Straße ſich hinab, die von Karlsbad herauf, in der Thalſchlucht tief unter den Fluß ſtets längs ſeines rechten Ufers begleitend, in geradeaus ſüdlicher Richtung mitten durch das **Teplet Gebirge** ſich hinanzieht, deſſen ſanftwelliges wald- und flurenbedecktes Hochgebreite, ein freundlicher Gegenſatz zu dem benachbarten ernſten Erzgebirge, zu beiden Seiten der Flußfurche, weſtwärts bis an die Eger und zum Theil über dieſe noch hinaus, oſtwärts bis an die Furche der **Schnelle** (Stkela) und gegen das Pilſener Gelände hin vor uns aufgerollt liegt. Es wird zur Durchforſchung dieſes Gebirges ſich uns bald ein noch weit günſtigerer Ausſichtspunkt bieten, und ſo wenden wir, ohne bei demſelben uns weiter aufzuhalten, über den 1928′ hohen **Frankenſteiner Schloßberg** hinweg unſern Blick gleich dem **Karlsbader Gebirge** zu, das vor uns, im Süden von der Furche des **Lamnicer Baches**, im Norden von der Eger begränzt, oſtwärts ſich hinabbreitet. Dort, in etwa zweiſtündiger ſüdöſtlicher Entfernung, taucht aus Waldesdunkel auf ſchroffem Granitfels die maleriſche Ruine

Engelsburg

empor, wie die Volksſage ſich nicht nehmen laſſen will, in dunkler Vorzeit einſt von einem aus Britanien flüchtigen Schwiegerſohne des Königs Artus erbaut, ſoweit jedoch die geſchichtliche Forſchung reicht, im 15. Jahrhunderte eine von jenen königlichen Burgen, die König Sigismund an ſeinen Günſtling Kaſpar **Schlick** verpfändete, und die dieſer bald darauf dem Burggrafen von Meißen, **Heinrich d. Ä. von** Plauen, abtrat. Im J. 1550 ſaß noch dort der Letzte der böhmiſchen Linie der

Plauen, der von uns bereits öfter genannte Heinrich d. J., Oberſtkanzler in Böhmen. Nach ſeinem Tode kam die Burg an Chriſtoph Schlick, den Sohn des Grafen Lorenz von der Schlackenwerther Linie, durch deſſen an den Freiherrn Colonna von Fels verheirathete Schweſter und Mitbeſitzerin ſie ſodann an den Sohn dieſes Letztern, den muthigen Anführer der ſtändiſchen Streitmacht in der proteſtantiſchen Erhebung der Jahre 1609 und 1618, Leonhard Colonna von Fels, gelangte, der, noch vor der Weißenberger Entſcheidungsſchlacht, in den Treffen gegen den Fürſten Chriſtian von Anhalt bei Langenlois im Felde blieb. Die Burg, vom königlichen Fiskus eingezogen, kam nun durch Kauf an den tapferen kaiſerlichen Reitergeneral Herman Cernin, wurde jedoch bald darauf von den Schweden zerſtört, um fortan dem Verfalle überlaſſen zu bleiben. — Über das **Karlsbader Gebirge** hinweg ſchweift der Blick in Südoſt weiter zu den Höhen des **Buchauer und Ludicer Gebirges** bis gegen den flachkuppigen **Wladař** bei **Chyš** hinab; im Nordoſt über das **Duppauer Gebirge** mit dem gipfelreichen **Buchwald** und dem bedeutend hervortretenden **Hedſchloßberg** (Pustý) und über das, dieſem nördlich ſich anreihende **Rieſengebirge**, und im Norden über das Vorhügelland zwiſchen Schlackenwerth und Rohlau bis zum Kamm des Erzgebirges hinan, während gegen Weſten ſich wendend, das Auge das ganze, gleichfalls vom Erzgebirge geſäumte induſtriöſe Steinkohlengefilde von **Putſchirn, Münchhof, Grauesau, Hunſchgrün** und **Grünlas** überſchaut, aus deſſen Mitte, im Vordergrunde eines Halbkreiſes ſpiegelnder Teiche, Schloß und Kirche des Porzellanfabrikortes **Chodau**, unſre Aufmerkſamkeit anziehend, hervorſchimmern.

Vom Gipfel unſres Berges niederſteigend, nachdem wir auch noch die uralte **St. Leonhardskapelle**, den letzten Reſt des verſchwundenen Dorfes Thiergarten, beſichtigt, erreichen wir in einer kleinen Viertelſtunde das am Weſtabhange desſelben gelegene Dörfchen **Aich**, wenden uns von dieſem über das weſtliche Gehänge des **Tafelberges** der, von den Granitgehängen des **Horuerberges**, des **Hirſchberges** und des **Ziegenrückens** eingeſchloſſenen, wildromantiſchen **Egerkluft** zu, verweilen in dieſer mit theilnahmvollem Leidweſen bei dem Anblicke der, durch die ſchnöde Bosheit **Hans Heiling's** zu Stein gewordenen Hochzeitsfeier eines der treueſten Liebespaare, und lenken unſern Schritt ſodann, auf bequemem Pfade die Kluft weiter aufwärts durchwandernd, der mit ihren alten Felſenſchloſſe in nächſter Nähe uns anziehenden, altberühmten Stadt

Elbogen

entgegen. Wir betreten die, an das öſtliche und ſüdliche Gehänge eines ſchroffklippigen, im Nordweſten, Weſten, Süden und Oſten von der Eger halbinſel- oder vielmehr vorgebirgegleich umfluteten, hoch oben von dem gewaltigen Schloßbaue gekrönten Granitfelſens hingebaute, in ihren Räumen ziemlich beſchränkte und größtentheils noch die Spuren alter Befeſtigungswerke zur Schau tragende Stadt von Norden her, — der einzigen Stelle, an welcher ſie ehemals und ſelbſt vor nicht gar

langer Zeit dem Nahenden, und wenn er dies zu Wagen versuchte, außerdem auch noch ziemlich beschwerlich zugänglich gewesen. Der praktisch nüchterne Sinn der neuern Zeit, der die beschwerdevollen Schauer der Romantik unter allen Umständen dem Wohlgefühle der Behaglichkeit hintansetzt, hat durch Felsensprengung und Aufschüttung auch hier bequemere Wege geschaffen, und so erreichen wir, die unsäglichen Anstrengungen, mit welchen mancher wohlgerüstete Feind einst es erfolglos versucht, nur mehr im Geiste ahnend, mühelos den ganz freundlichen, von schmucken Häusern umstandenen, an seiner Westseite von dem gethürmten Rathhause, an seiner Ostseite von der stattlichen Dekanalkriche gezierten Marktplatz, und klimmen sofort an dieser letztern vorüber auf gewundener Treppe zu den Mauermassen der alten Felsenveste empor. Düster genug schauen diese auf uns nieder, um an die ernsten Geschicke zu mahnen, deren traurige Zeugen sie gewesen! Das Thor links, an der Behausung des Thorwartes vorüber, führt uns in den nur wenig geräumigen Zwinger, den gegen außen hin das sogenannte Markgrafenhaus, der muthmaßlich älteste Theil der Burg, nach innen zu der hochragende, spitzdachige Wartthurm mit seiner kantigen Brustwehr umschließt. Den Zugang aus diesem Zwinger in den ostwärts hinter dem Wartthurm sich ausbreitenden, ungleich geräumigern eigentlichen Schloßhof, den ehemals das noch vorhandene Thor vermittelte, findet der Besucher für immer verschlossen. Er muß vor demselben umkehren und sich damit bescheiden, der ehemaligen Bestimmung der einzelnen Partien des mächtigen Baues, denselben an seiner Außenseite umschreitend, nachzuforschen. In dem, in seiner alten Ursprünglichkeit noch am besten erhaltenen, der Treppe, die wir emporgeklommen, südwärts zugekehrten Bau wird er dann die alte Gerichtsstube erkennen, mit den unter ihr in den Felsen gesprengten Verließen und Folterräumen. Hier war es, wo dem unglücklichen Georg Popel von Lobkovic das Todesurtel verkündet und wo es an ihm vollzogen worden. Minder leicht, unterhalb dieses Baues an dem felsigen Gehänge hin fortschreitend, wird es ihm werden, in dem gegen Osten schauenden Rundthurm, von dessen Spitzdache aus einem rußigen Schornstein nun dicker Rauch emporqualmt, die ehemalige Schloßkapelle zu vermuthen, in der die letzte Premyslidin einst ihr Söhnlein, den künftigen Karl IV., beten gelehrt, und in der jetzt der Kerkerwart für die in der „Strafanstalt Elbogen" eingekerkerten Sträflinge die magere Gefängnißkost kocht. Den gegen Norden gekehrten Schloßtrakt wird er vollends nur aus der Tiefe vom jenseitigen Ufer des Flußes herauf zu betrachten sich begnügen müssen, — ohne jedoch, wie wir zu seinem Troste nur gleich melden wollen, sich deßhalb sehr zu beklagen zu haben. Denn was an Schloß Elbogen altehrwürdig und sehenswerth ist, das ist eben nur — seine Außenseite. Das so oft und so vielfach umformte, seines alterthümlichen Charakters völlig entkleidete Innere könnte höchstens noch für denjenigen ein Interesse haben, der darauf ausgeht — Gefängnißstudien zu machen.

Doch hören wir nun, was von dem, an so ganz ausnehmend wehrhafte Stelle

hingebauten Schlosse und der in seinem Schutze sich bergenden Stadt die Kunde der Zeiten uns zu melden vermag! Man nennt die im benachbarten Franken einst mächtigen Vohenburge als Erbauer des erstern und als Gründer der letztern. Man erzählt, wie Friedrich der Rothbart, noch ehe er Kaiser worden, durch seine erste Gemalin, die bekanntlich eine Vohenburg war, Beides erheirathet. Allein strenge Historiker, die bekanntermassen gleichfalls zu denen gehören, die den Zauberschein der schönsten Romantik für ein Körnlein glanzloser Wahrheit erbarmungslos hinopfern, haben sich herausgenommen, Alles dieses höchlich anzuzweifeln, und wollen von einer Burg Ellenbogen oder Loket, wie sie von der, den Felsen ellenbogengleich umfassenden Wendung des Flußes genannt worden sein soll, vor dem Ende des 12. Jahrhunderts nichts wissen, als um welche Zeit etwa die in nicht sehr geschützter Gegend gelegene Hauptburg der damaligen Župa Sedlecko, das nunmehr zu einem unansehnlichen Dorfe herabgekommene Sedlec (Zettlic) in der Nähe von Karlsbad, aufgegeben, und der Sitz der Verwaltung und kriegerischen Beschirmung dieses Gebietes nach der vielleicht schon früher bestandenen, wahrscheinlich aber zu diesem Zwecke erst eigens erbauten Burg Loket übertragen worden zu sein scheint, — was jedoch nicht ausschließt, daß ein Theil dieses Župengebietes durch die Ausheirathung böhmischer Prinzessinen vordem einmal lehensweise den fränkischen Vohenburg überlassen worden sein mag. Als erster uns bekannter Župan der so entstandenen Provincia Cubitensis wird ein gewisser Sulislav genannt, der im J. 1238 vom Břewnower Kloster einige im Saazer und Elbogner Gelände gelegene Dörfer umtauschte.

Im darauffolgenden Jahre begrüßte und bewirthete bereits auf seiner Burg Elbogen König Wenzel I. den nach Eger auf den Reichstag sich begebenden deutschen König Konrad, und im Jahre 1249, nachdem er drei Jahre zuvor die im Burgorte Elbogen neuerbaute Kirche den Kreuzherrn übergeben, war diese Burg nebst Brüx und Klingenberg eine Zeit das letzte Asyl, das in dem Kampfe mit seinem Sohne Přemysl Otakar ihm geblieben. Unter diesem, von dem erzählt wird, daß er in das Gebiet der Burg die Deutschen berufen habe, bekleidete das Burggrafenamt auf derselben der Stifter des nachmals so mächtigen Geschlechtes der Hasenburge, Ulrich Zajic, und unter seinem Nachfolger Wenzel II. der kurz vorher auch mit dem erblichen Burggrafenthum auf Nürnberg belehnte und in den Fürstenstand erhobene Ahnherr des noch heute in Preußen regierenden Königshauses, Friedrich III. von Hohenzollern.

In den unheilvollen Tagen, die nach dem Tode Wenzel's II. und dem gewaltsamen Ende seiner beiden Nachfolger, Wenzel's III. und Rudolf's von Österreich, nachdem auch Heinrich der Kärnthner sich unfähig bewiesen, die Zügel der Herrschaft zu führen, die Mißregierung des beinahe noch knabenhaften Johann von Luxemburg über Böhmen brachte, umfing die feste Burg Elbogen (20. Juni 1317) die unglückliche Gemalin dieses Letztern, Wenzel's II. jüngste Tochter Elisabeth, die letzte Přemyslidin, mit ihren drei Kindern Margareth, Gutta und Wenzel, deren ältestes kaum vier, das jüngste, der künftige Karl IV., nicht viel über

ein Jahr alt war, um sie, während König Johann, unbekümmert um die Geschicke seines Landes und seiner Familie, außerhalb Böhmens weilte, vor den Verfolgungen seines Stellvertreters, des gewaltthätigen Heinrich von Lipa, zu schirmen. Sie blieb hier bis um die Mitte November desselben Jahres, und kehrte sodann mit dem aus den Rheinlanden heimgekehrten Könige, voll der besten Hoffnungen für ihr unglückliches Vaterland und eingeholt von dessen edelsten Söhnen, nach Prag zurück, ihre Kinder in der treuen Obhut des Elbogner Burggrafen, Andreas von Tungast (Taus) zurücklassend. Allein der Friede sollte dem arg zerrütteten Lande darum noch nicht wiederkehren. Zum zweitenmale zu Anfang des Jahres 1319 kam sie nach Elbogen, diesmal in Begleitung ihres Gemals, um durch Vermittelung König Ludwig des Baiers eine Aussöhnnng mit ihren und ihres Gatten Gegnern herbeizuführen. Der Landtag zu Taus war die Folge davon und mit ihm eine Art Compromiß zwischen dem leichtgesinnten König und dem trotzenden Adel. Königin Elisabeth darauf im Mai eilte nach Elbogen zu ihren Kindern. Allein schon im Juni, von den Feinden der, für das Heil ihres Vaterlandes rastlos wachenden Königin aufs Neue gegen sie aufgestachelt, erschien König Johann mit einer Schaar Bewaffneter auf Elbogen, erklärte die eigene Gattin sammt ihren Kindern als seine Gefangenen, sandte jene nach Mělnik und hinterließ diese in einer dumpfen Kerkerstube der Elbogner Burg im Gewahrsam eines seiner Ergebenen zurück. Wenzel, der Thronerbe, verließ das Gefängniß auf Elbogen nur, um es mit dem auf Bürglic zu vertauschen. Seine Mutter aber, die vielgeprüfte Elisabeth, deren Ende wir bereits zu Mělnik berichtet, sah Elbogen, das der stets geldbedürftige König nun in Pfand gab, nie wieder. Die besondere Vorliebe, die Karl IV. für den Ort, an den für sein dankbares Herz die Erinnerung an eine der liebevollsten Mütter sich knüpfte, stets bewahrte, ist nach alledem leicht begreiflich. Er bewies dies, indem er die Burg vor allem Andern wieder einlöste und den mittlerweile zu einer hübschen Stadt erblühten Burgort durch die wichtigsten Privilegien auszeichnete. So z. B. sollten ihre Bürger für alle Zukunft aller was immer gearteten Steuern und Gaben enthoben sein, und an deren statt, jedoch nur zur Aufrechterhaltung der Rechtsform, jedem Könige von Böhmen, der Elbogen besuchen würde, einen hölzernen Becher voll schwäbischer Heller überreichen. Den hölzernen Becher besitzt die Stadt noch; statt der schwäbischen Heller jedoch zahlt sie seit unvordenklichen Zeiten bereits Steuern und Gaben wie jede andere eben. Das ist nun einmal so das Loos selbst des Schönsten auf Erden!

Die Zeit der Hussitenkämpfe fand auf Elbogen einen der treuesten Anhänger König Sigismunds, Herrn Puta von Illburg, als Burggrafen, der darauf große Pfandsummen zu fordern hatte. Die Folge davon war, daß auch die Stadt Elbogen dem Hussitismus unnahbar verschlossen blieb, und daß ihre Bürger, als im Jahre 1427 die Streiter des Kelches nach dem Falle von Tachau sich auch gegen Elbogen wandten, ihrem Burggrafen in der Vertheidigung der wohlver-

wahrten Veſte aufs rüſtigſte beiſtanden, — eine Anhänglichkeit, die König Sigismund ſofort damit belohnte, daß er ihnen, um ihre Stadt erweitern zu können, den königlichen Thiergarten ſchenkte, den er bei derſelben beſaß. Ja der dankbare König wußte ihnen ſowol dies, als auch daß ſie im Jahre 1421 den Muth hatten, dem allgemeinen Aufgebote Prokop's des Großen keine Folge zu geben, ſo hoch anzuſchlagen, daß er ihnen, als bald darauf zwiſchen ihnen und dem Herrn von Illburg große Zerwürfniſſe ausbrachen, ſogar dieſen ſeinen Getreuen opferte, ihn der Burggrafenwürde auf Elbogen enthob, und dieſelbe einem Manne, den er vor allen Andern hoch in ſeiner Gunſt hielt, dem bereits öfter genannten Kaſpar Schlick, übertrug.

Der ebenſo unternehmende wie gelehrte Sproſſe einer reichen Egerer Patrizierfamilie, deren Mitglieder unter den älteſten Rathsherren und Bürgermeiſtern Egers erſcheinen, und zunächſt der Sohn jenes klugen und tapfern, mit der ſchönen Markgräfin Conſtanze von Treviſo vermählten Heinrich von Schlick, den Karl IV. während ſeines Aufenthaltes zu Rom zum Ritter geſchlagen, hatte Kaſpar Schlick, gleichzeitig mit der Erwählung König Sigismunds zum Kaiſer, ſeine ſtaatsmänniſche Laufbahn in der deutſchen Reichskanzlei begonnen. Die ſeltenen, namentlich rhetoriſchen und diplomatiſchen Talente, durch die er ſich hier hervorthat, hatten nicht verfehlt, gar bald nicht nur das Augenmerk des Kaiſers auf ihn zu lenken, ſondern dem ſo ſehr befähigten jungen Manne auch deſſen beſonderes Vertrauen und ausgezeichnete Wohlgeneigtheit zu gewinnen. Er bediente ſich ſeiner auf dem verhängnißvollen Concil zu Conſtanz zu den ſchwierigen Unterhandlungen mit Papſt Benedikt XIII., durch welche dieſer nebſt den beiden andern gleichzeitigen Päpſten zur Abdankung bewogen werden ſollte, und betraute ihn zu wiederholtenmalen mit wichtigen Miſſionen an die Höfe von Spanien, Portugal und Frankreich, deren Zweck die Regelung der damals ſo arg verwirrten kirchlichen Verhältniſſe ſein ſollte. Zum Lohne für die eifrige Gewandtheit, mit welcher Kaſpar Schlick aller dieſer Sendungen ſich entledigte, hatte K. Sigismund ihn im J. 1422 bereits in den deutſchen Reichsfreiherrnſtand erhoben und im Jahre 1433 in dem Beſitze der treviſaniſchen Herrſchaft Baſſano, ſeines mütterlichen Erbes, beſtätigt, von welcher er nun den Namen „von Paſſaun“ annahm, den ſeine Nachkommen, die Grafen Schlick, noch heutigen Tages führen. Als es dem ſeit mehr als zwanzig Jahren bereits erwählten, immer aber noch ungekrönten Kaiſer im Jahre 1433 endlich ernſtlich darum zu thun war, aus Italien ſich nun auch die Kaiſerkrone zu holen, war ſein Reichskanzler Kaſpar Schlick einer der beiden Geſandten, die er deßhalb, im April des genannten Jahres, an Papſt Eugen IV. nach Rom ſandte, damit ſie dieſem in ſeines Kaiſers Namen Freundſchaft und den Entſchluß beſchwören, ihn bis an ſein Lebensende auf dem päbſtlichen Stuhle zu beſchützen, worauf der Papſt ſodann am 31. Mai dem Kaiſer die Krone Karls des Großen feierlichſt aufſetzte. Zwei Jahre darauf, auf dem Sankt Martinslandtage zu Prag (Okt. 1435), war es wieder der deutſche Reichskanzler Kaſpar Schlick, deſſen kluger Beredſamkeit vor allem K. Si-

gismund den verhältnißmäßig friedlichen Ausgang dieſes ſtürmiſchen Landtages ſo wie den Beſchluß der Böhmen zu verdanken hatte, ihn, wiewol unter der Bedingung der Wahrung der Glaubensfreiheit, als ihren König anerkennen zu wollen. K. Sigismund im Jahre darauf kam nach Iglau. Der treue Reichskanzler eilte nun nach Ungarn, um auch gleich die vor Jahren einſt dahin entführten böhmiſchen Kronkleinodien herbeizuholen, traf mit dieſen am 10. Auguſt im kaiſerlichen Hoflager ein, und hatte dafür die Befriedigung, das Königreich Böhmen ſeinem kaiſerlichen Gönner von ſeinen überwundenen Landsleuten in demüthiger Huldigung zu Füſſen gelegt zu ſehen. Auch die Vermälung der Tochter K. Sigismunds, Eliſabeth, mit dem Erzherzoge von Öſterreich, Albrecht, und dadurch die Vermittelung der Nachfolge des Hauſes Habsburg auf das der Luxemburger auf dem böhmiſchen Königsthrone, war das Werk ſeiner raſtloſen Bemühungen, für welche eifrige Hingebung K. Sigismund noch kurz vor ſeinem Tode, 1437, ihn nun auch in den Reichsgrafenſtand erhob, König Albrecht aber bei ſeinem Regierungsantritt ihm die ſchönen Herrſchaften Weißkirchen und Skalic in Ungarn zum Geſchenk machte. Die Burggrafenſchaft auf Elbogen indeß, wie aus einem Briefe zu entnehmen, den er darüber an ſeinen Freund und Geſinnungsgenoſſen, den Herrn Ulrich von Roſenberg ſchrieb, ſcheint Graf Kaſpar Schlick nicht gerade gerne angenommen zu haben, zumal ſie ihm von ſeinem kaiſerlichen Gönner zugleich mit der Abforderung eines Anlehens auf dieſelbe weit mehr aufgedrungen als gewährt worden, und es mit Hinblick auf die Forderungen, welche Herr Puta von Illburg darauf ſtehen hatte, ganz lauter dabei allerdings nicht zugegangen ſein mag. Und in der That auch ſollte weder ihm noch ſeinen Nachfolgern aus dem Beſitze dieſer feſten Burg viel Freude erblühen. Gleich nach dem Tode König Albrechts trat Herr Puta von Illburg mit ſeinen Rechtsanſprüchen hervor, die, da Graf Kaſpar Schlick dieſelben nicht anerkennen mochte, unter dem Sohne und Nachfolger des Herrn Puta, Wilhelm von Illburg, die Dimenſionen einer, von beiden Theilen mit um ſo größerer Erbitterung geführten Fehde annahmen, als auch die politiſchen Gegnerſchaften jener Tage ihr nicht fremd blieben. Georg von Podébrad nämlich in derſelben nahm ſich ſeiner Freunde, der Illburge an, während die Fürſten von Sachſen ſchon deßhalb auf die Seite des Grafen Schlick traten. Erſt der Tod Wilhelms von Illburg, im Jahre 1448, machte dem häßlichen Streite ein Ende, worauf, nachdem im Jahre darauf auch Graf Kaſpar Schlick geſtorben, die Erben Beider im Wege friedlichen Abkommens ſchließlich mit einander ſich vertrugen. Hatten aber die Bürger der Stadt Elbogen mit ihren Pfandherrn und Burggrafen von jeher nicht im allerbeſten Einvernehmen gelebt, — ein koloſſaler Meteorſtein, der bei Elbogen gefunden worden, verewigt das Andenken an dies unerfreuliche Verhältniß mit dem Namen „Eiſerner Burggraf“, den das Volk wol ſchwerlich um des milden Regimentes Jener willen ihm beilegte — ſo war dies unter den Nachfolgern des Grafen Kaſpar, ſeinem Bruder Mathäus und ſeinem Bruderſohne Wenzel, noch weniger der Fall. König Georg gegen dieſe

nahm die Bürger in seinen Schutz. Die Grafen Schlick dagegen, die, Herren beinahe des ganzen Elbogner Kreises, sich mächtig genug fühlten, der königlichen Autorität Trotz zu bieten, kündigten ihm die Unterthanenpflicht, um mit allen ihren Besitzungen zu Sachsen überzutreten. Wirklich auch im Jahre 1470 erschienen sächsische Truppen zu Elbogen, um im Namen des Churfürsten Ernst und des Herzogs Albrecht das Elbogner Land als sächsisches Gebiet zu proklamiren. Auch Heinrich von Plauen im Namen König Georgs rückte vor die Stadt, deren Bürger von einem Uebertritte zu Sachsen nichts hören wollten, und es kam, nachdem die böhmischen Truppen die Stadt besetzt, zu einer förmlichen Belagerung der Burg, die damit endigte, daß die sächsischen Fürsten zwar von ihren Ansprüchen auf die Landeshoheit abließen, dennoch aber die Schutzherrlichkeit über sämtliche Schlick'sche Besitzungen eingeräumt erhielten, unter welcher diese denn auch nach dem im J. 1487 erfolgten Tode des Grafen Mathäus, der sie unter seine drei Söhne Nikolaus, Hieronymus und Kaspar II. in der Weise getheilt, daß der Älteste Falkenau, der Zweitgeborne Elbogen und der Jüngste Schlackenwerth erhielt, bis auf Weiteres verblieben.

Das Verhältniß der Grafen Schlick zur Krone Böhmens hatte sich allerdings nun etwas friedlicher gestaltet. Graf Hieronymus, deutscher Lehenshauptmann in Böhmen, zog sogar mit König Vladislav nach Ungarn, um die Ansprüche desselben auf dieses Reich gegen den röm. König Maximilian zu vertheidigen und fand daselbst 1491, den Tod. Allein neue Mißhelligkeiten im Jahre 1504 zwischen seinen Söhnen, den Grafen Sebastian, Quirin und Albrecht, und den Elbogner Bürgern führten zu neuem Streite, in Folge dessen diese nun selbst gegen ihre Herrschaft die Waffen ergriffen, die Burg belagerten, und die richterliche Hilfe der königlichen Kammer anriefen. Die so Verklagten, auf die vom Herzoge Georg von Sachsen ihnen schleunigst gesandte Hilfe sich stützend, behaupteten, nicht verpflichtet zu sein auf die wider sie erlassene Citation dem Gerichte sich zu stellen. Sie wurden in die Acht und für vogelfrei erklärt und am 22. Juli 1505, unter der Anführung des Oberstkanzlers Albrecht von Kolovrat und des Oberstburggrafen von Prag, Heinrich von Neuhaus, erschien die vereinte Streitmacht zahlreicher Herren und Ritter vor Elbogen, um die trotzigen Grafen zum Gehorsam zurückzuführen. Es kam wieder zu einer hartnäckigen Belagerung, während welcher die stolze Felsenburg zwar abermals ihre Unbezwingbarkeit bewährte, die aber dennoch, nachdem sie über zwei Monate gedauert, die bedrängten Grafen schließlich zu der Erklärung bewog, der Entscheidung des Landtags sich unterwerfen zu wollen. Dieser, wie vorherzusehen war, setzte die Grafen wieder in alle ihre Ehren ein, wahrte aber auch die Rechte der Bürger und machte der sächsischen Schutzherrlichkeit für immer ein Ende. Graf Sebastian, später ein eifriger Anhänger der Ideen Luthers, fiel im Jahre 1528 im Kampfe Ferdinands I. gegen Johann Zopolya, und sein Bruder Albrecht trat fünf Jahre darauf Elbogen seinem Vetter Hieronymus II. von der Schlackenwerther Linie ab. Es sollte dies der Letzte der Schlicke auf Elbogen sein. Ohnehin tief mitverwickelt

in die endlosen Streitigkeiten seines Hauses mit der königlichen Kammer wegen der Bergwerke, zog er, ein eifriger Protestant, die Ungunst Ferdinands I sich auch noch dadurch zu, daß er in dem oftерwähnten Jahre 1547 in Elbogen eine sächsische Besatzung aufnahm, und wurde dafür aller seiner Besitzungen, darunter auch Elbogens, für verlustig erklärt.

Für die Stadt Elbogen, die nun zwar sofort sammt allen Liegenschaften des Grafen Hieronymus an den damaligen Oberstkanzler in Böhmen, Heinrich von Plauen, Herrn auf Engelsburg, für 24000 Thaler weiterverpfändet wurde, gegen Erlag dieser Summe jedoch schon im Jahre 1562 von der königlichen Kammer sich freilöste, begann erst jetzt die Periode ihrer selbstständigen Entwickelung, die durch die besondern Begünstigungen, welche die Könige Maximilian II. und Rudolf II. ihr zuwandten, nicht wenig gefördert wurde. Ferdinand I. noch hatte ihr auf dreißig Jahre die Pfandschaft über die gesammte Herrschaft Elbogen überlassen, und im Jahre 1598 überließ ihr Kaiser Rudolf, nachdem er sie zuvor, 1594, zur königlichen Freistadt erhoben, nun auch das Schloß zu eigen, zu welchen sie bald auch nahmhafte anderweitige Besitzungen im Bereiche der Herrschaft käuflich an sich zu bringen vermochte. Allein kaum erst hatte dieser glückliche Umschwung sich zu befestigen begonnen, als über die protestantische Stadt, die nach der Weißenberger Schlacht einem Theile der Mannsfeld'schen Truppen ihre Thore geöffnet, nachdem diese, von Tilly zur Capitulation gezwungen, 1621 abgezogen, die ganze schwere Wucht der Confiscation und der Protestantenverfolgung hereinbrach. Aller ihrer Privilegien und erworbenen Besitzungen entblößt fiel sie nun, 1621, den plündernden Sachsen in die Hände, wurde das Jahr darauf von den Holka'schen Jägern nicht glimpflicher traktirt, und hatte, nachdem 1636 Ferdinand III. ihr wenigstens einen Theil ihrer ehemaligen Ländereien in Gnaden wieder zurückgestellt, im J. 1647 auch noch das Unglück von den Schweden unter Wirtenberg und 1648 zum Schlusse unter Königsmark belagert, glücklicherweise noch, ohne von ihnen eingenommen zu werden. Was letztern namentlich bewog, von der schwer zugänglichen Felsenstadt unverrichteter Dinge abzuziehen, soll, so rühmten sich wenigstens die Elbogner selbst, der wohlgezielte Schuß gewesen sein, den Einer ihrer Bürger aus einer Feldschlange nach dem gefürchteten Schwedengeneral abfeuerte, als dieser eben aus der Ferne, unter einem Birnbaume hoch zu Rosse stolzirend, mit seinem Fernrohre die Befestigungswerke der trotzenden Burg recognoscirte. Die Kartaune riß den Baumast gerade über seinem Kopfe weg, und der gewarnte General wollte mit einer Stadt, deren Schützen ihr Ziel so trefflich aufs Korn zu nehmen verständen, weiter nichts zu schaffen haben. Noch einmal, im Jahre 1742, gerieth Elbogen, dessen eingegangener Burg indeß die Fortschritte, welche die Kriegskunst seit dem dreißigjährigen Kriege gemacht, den Ruhm der Wichtigkeit ebenso wie der Unbezwingbarkeit längst abgestreift, in Feindesgewalt. Es waren die Franzosen unter D'Armentière, die es damals besetzten, jedoch nur um nach wenigen Wochen schon es dem sieghaft vordringenden Herzog

Karl von Lothringen zu räumen. Zwar sahen die Croaten, die dieſer als Beſatzung zurückgelaſſen, ſich unmittelbar darauf genöthigt, die Stadt dem Marſchal Malbois, der mit friſchen Streitkräften heranzog, zu räumen, allein die bittere Noth des Winters 1743 drängte die Franzoſen vollends aus Böhmen und Elbogen ſeitdem genoß des Glückes, von einer kriegeriſchen Rolle in der Geſchichte verſchont zu bleiben.

VII.

Comin Egra affatu.

M. Voigt.

Unſre Straße von Elbogen über **Altſattel**, wo wir Gelegenheit nehmen, eine der beſteingerichteten Chemikalienfabrik kennen zu lernen, längs des rechten Ufers der Eger weiter aufwärts verfolgend, erreichen wir nach kurzer Wanderung das am ſelben Ufer des Flußes und an der Einmündung des **Zwodabaches** und des **Lobabaches** in denſelben in der Mitte eines fruchtbaren Induſtriegeländes gelegene Städtchen

Falkenau.

Schon bei dem Dörfchen **Čebic** begrüßte uns wieder die ſchlank emporſtrebende Ranke des Hopfens, deren emſige Pflege wir von hier aus über das Städtchen hinaus in der diesſeitigen, im Norden von den Vorhügeln des Erzgebirges beſchirmten Ebene bis **Reichenau**, **Thenſau** und **Pröſau**, jenſeits des Fluſſes in der Niederung bis **Haſſelbach** ſich ausbreiten ſehen. Dazwiſchen fördern die Gruben bei **Königswerth**, **Zwodau**, **Lanz**, **Ziedic** und **Reichenau** neben Eiſenerzen die trefflichſte Pechkohle zu Tage, und zeugt der Qualm langſchaftiger Schlote vom gedeihlichen Betriebe der verſchiedenen Ruß- und Glashütten, Alaun- und Vitriolwerke, Farbenfabriken und anderer ähnlicher induſtriöſer Anſtalten mehr. Es iſt dies aber auch nächſt dem um Elbogen das bevölkerteſte Gelände des Egergebietes, hinter welchem im Verhältniſſe ſelbſt die volkreiche Gegend um Karlsbad noch zurückſteht. Falkenau ſelbſt, der geſchäftige Mittelpunkt deſſelben, iſt ein zwar etwas angekohlter aber darum nicht minder freundlicher, ziemlich gut gebauter Ort, der im Jahre 1313 von König Johann bereits ſtädtiſche Gerechtſame erhalten, von 1434 bis 1622 den Grafen Schlick zugehört, und zwar nach dem Tode der Grafen Kaſpar und Matthäus als Stammſitz der durch den älteſten Sohn des Letztern, Grafen Nikolaus, auf dem von dieſem erbauten Schloße Falkenau, wohl auch „Königsberg“ geheißen, beſonders

gegründeten Linie, und seitdem der Hauptort des gleichnamigen, den Grafen Nostic-Rhinek gehörigen Fideicomisses. Wir besichtigen das mit seinen Gräben, Brücken, und vier Eckthürmen noch heutigen Tages seinen Ursprung aus der Zeit kurz vor Schluß des Mittelalters deutlich genug zur Schau tragende Schloß außerhalb, — im Innern der Stadt die im 14. Jahrhundert bereits bestandene und im 17. unter dem Grafen Johann Hartwig Nostic in ihrer gegenwärtigen Gestalt erneuerte Dekanalkirche, treten sodann auf das jenseitige Egerufer über, und wenden uns ohne Aufenthalt auf dem Landwege, der unsern diesem südwestwärts über die Hügel von **Hasselbach** und **Bukwa** sich hinzieht, **Haberspirk** mit seinen großartigen Alaunwerken, die im Vereine mit jenen von Altsattel und Münchhof allein die Hälfte der Gesammtproduktion Oesterreichs in diesem wichtigen Erzeugnisse bedecken, zur Rechten lassend, der nahen Höhe des **Kulmer Berges** und auf dieser der uralt-denkwürdigen Kreuzherrnprobstei

Maria-Kulm

zu, gleich gepriesen in weiter Runde von der Wunderthätigkeit ihres Gnadenbildes wegen, wie berühmt in noch viel weitern Fernen als der klassische Schauplatz jener hochromantischen, „Die Räuber auf Maria Kulm" benamsten Bibiana-Historie, mit welcher die gesammte wandernde Schauspielerschaft Deutschlands ihrer zartfühlenden Zuhörerschaft bereits ganze Weltmeere von Thränen entlockt, um von hier aus, ehe wir in dasselbe niedersteigen, über das einer Mappe gleich vor uns ausgebreitete interessante

Egerland

unsrem Auge einen orientirenden Ueberblick zu gönnen. Im Osten, d. i. zu beiden Seiten unseres Standpunktes, durch die Kluft des **Leibitschbaches** vom südwestlichen Ende des Erzgebirges, im Südosten und Süden durch jene der **Wondrab** vom nordwestlichen des **Böhmerwaldes** geschieden, im Südwesten und Westen von den Ausläufern des **Großen Fichtelgebirges** und im Westen und Norden von jenen des **Voigtländischen Gebirges** begränzt, liegt es vor uns, eine stille, von Ortschaften übersäete Hochebene, durchschlängelt von dem schimmernden Bande der **Eger**, die uns gegenüber in etwa vierstündiger Ferne in dasselbe eintritt, bedeckt von Saatfeldern, Moorgründen, Wiesen und Teichen und anziehend durch den eigenthümlichen Charakter, den Natur, Cultur, Geschichte, Sitten und Leben demselben einprägt. Wälder sind selten, und erheben sich nur am Saume des Hochlandes nach den dasselbe umschließenden Höhen zu. Als zumeist hervortretend unter diesen bemerken wir zunächst zu unsrer Rechten, im Norden, dem erzgebirgischen **Bielberge** gerade gegenüber, den 1440' hohen **Pohlgerteuberg** bei **Frauenreuth**, dann noch weiter gegen

Norden, dem erzgebirgischen **Hochhan** gerade gegenüber, den 2130′ hohen **Vogelheerdberg**, an den sodann westwärts mit den Halden der ehemaligen Queckſilbergruben die Höhen von **Schönbach** sich anschließen. Den Nordsaum von diesen ab weiter bilden der **Geiersberg** (1820′) bei **Fleißen**, der **Hengsberg**, der **Rohrwald** und der **Kohlrang** (Kulmrang) mit den Ruinen des Schlosses **Neuhaus** und dem industriösen Dorfe und Schlosse **Wildstein**, dem Heimatsorte des gekrönten Dichters Sigmund von Birken, genannt Betulius, der, im Jahre 1626 hier geboren, zuerst zur Erziehung der Prinzen von Braunschweig und Mecklenburg berufen worden, dann zu Nürnberg die Feierlichkeiten beim Abschlusse des Westphälischen Friedens leitete und dafür von Ferdinand III. in den Adelstand erhoben wurde; sodann diesen westwärts sich anreihend der bei **Schönberg** und **Poitersreuth** die Gränze gen Sachsen markirende **Kapellenberg** mit dem von ihm abfallenden **Kronberg** und den Hügeln bei **Haslau**, dann dem **Brandberg**, dem **Tannichwald** und dem **Wachtberg**, hinter welchen im Nordwest der **Kegelberg** (2170′), der **Lerchenberg** (2350′), der **Raubhäuser Berg** (1170′) und der **Gehängberg** (2160′) und in ihrer Mitte der bedeutendste Gipfel des böhmischen Fichtelgebirges, der 2400′ hohe **Hainberg** aus dem Gebiete von **Asch** emportauchen. Längs des Westsaumes vom Brandberg ab südwärts streben der **Steinbühl** hinter Haslau, der **Riedersberg**, der **Schellenberg** und der 2100′ hohe **Plattenberg** mit dem, seit dem Jahre 1426 bereits dem Hause Zettwic gehörigen Schlosse **Liebenstein** in ihrem Vordergrunde und dem **Kammerwalde** zur Furche der Eger hinab, während im Süden, jenseits dieses Flusses der **Buchberg**, der **Kunreuther Berg**, der **Grünberg**, der **St. Annenberg**, die **Rödelhöhe** und der **Ober-Schöner Berg** und an ihrem Fuße die alte Stadt **Eger** das Rundbild abschließen. Der ebene, nur hie und da etwas wellig sich erhebende Boden dieses Geländes, das wir nun, bei **Katzengrün** den Leibitschbach und bei **Hartenreuth** die vom Tannichwald herabkommende **Fleissen** überschreitend, über **Knöba** und die **Hartenhöhe** westwärts quer durchwandern, besteht durchgehends aus Tertiär- und Alluvialgebilden, mineralischen sowol als vegetabilischen Ursprungs: Kohle und Kalkmergel, Sand- und Thonschichten, Rückständen ausgedehnter und wiederholter Erdbrände und mächtigen Moorlagern, und es ist unschwer in ihr das entwässerte Becken eines ehemaligen Hochsees zu erkennen, an dessen letzten Rest vielleicht noch das alte, unfern herwärts von Liebenstein gelegene alte Schloß **Seeberg** erinnern mag, und der, das Gebirge südlich von Maria Kulm bei dem heutigen Städtchen **Königsberg** durchspülend, im Bette der Eger nachmals seinen Abfluß gefunden. Der Boden dieses Geländes mag ursprünglich nicht der willfährigste gewesen sein. Doch finden wir, dank dem Fleiße und der Ausdauer des darin angesiedelten Völkchens, Feld und Wiese überall wohlbestellt, den Viehschlag besonders trefflich. Um so auffallender weit umher berührt uns der Mangel an fast aller Baumcultur. Nicht nur die Felder und die Feldwege, selbst die Ortschaften allenthalben finden wir fast baumleer. Kaum daß hie und da ein wilder Birnbaum sein wirres Geäste in die

blaue lautere Luft emporhebt. Die Egerländer nämlich mögen seit unvordenklichen Zeiten die Bäume nicht wohl leiden. Sie meinen, der theure, mit unsäglichem Aufwand von Mühe emporgebrachte Boden sei zu etwas anderem gut, als von Vogelbeer- und Pflaumenbäumen, darin nur das schlimme, felderverwüstende Volk der Vögel seine Herbergen aufschlägt, ausgesaugt zu werden, und nur mit nicht minder unsäglicher Mühe dereinst wird die bessere Einsicht von diesem nicht minder schlimmen Vorurtheil sie abzubringen vermögen. Ursprünglich von einem den Čechen nahverwandten und mit ihnen verbündeten Slavenstamme bewohnt, dessen, wenn auch nicht lange dauernder Aufenthalt in diesen Gefilden doch unzweifelhafte Erinnerungen in den Namen sowol von Ortschaften als Flüssen zurückgelassen, bildeten dieselben mit denen von Asch, Adorf, Wunsiedl, Bernau, Waldsassen, Tirschenreut, Redvic, und noch andern, gegenwärtig theils bairischen theils sächsischen Gebieten im 11. Jahrhundert, nachdem sie, wie es scheint, als Entschädigung für den durch die Gründung des Prager Bisthums dem von Regensburg zugefügten Abbruch diesem letztern überlassen worden, die weitläufige Regio Slavorum, die damals einen großen Theil des Nordgaues ausmachte. Jedoch im 12. Jahrhundert bereits waren sie durchgehends von den Vorfahren unsrer heutigen Egerländer bewohnt, eines Völkchens, das mit der ausdauerndsten Unverdrossenheit seitdem nicht nur an seinem heimischen Boden festgehalten, sondern mit praktischer Klugheit sich allmählig jene bäurische Selbstständigkeit zu erwerben und zu sichern gewußt, der allein es seine solide Wohlhabenheit, seine innere Festigkeit so wie die treue Bewahrung und Hochhaltung seiner alten Sitten und Gebräuche zu danken hat. Man muß mit dem Egerländer verkehren, um den Abstand zwischen dem freien, sich selbst bestimmmenden Herrn seiner Scholle und dem durch jahrhundertlange Hörigkeit verkümmerten Robotpflüger recht deutlich ausgeprägt zu sehen. Ein egerländischer Bauer — und sein Besitzthum braucht keineswegs ein sehr umfangreiches zu sein — fühlt in seinem Hofe sich nicht schlechter als ein Edelmann auf seinem Freisitze. Er führt den Pflug, aber zugleich das stramme Regiment auf seinem Grunde. Er ist nicht nur der Vater, er ist auch der Walter seiner Familie. Fest wie er in der Gemeindestube auftritt, tritt er auch vor alle Welt hin. Alle bäuerliche Demut ist ihm völlig fremd, und er fühlt sich durch und durch als Herrn, wenn auch nur in seiner Sphäre.

Doch wir haben unterdessen über **Ereberndorf** und **Oberndorf** das schmucke

Franzensbad

erreicht, den erst jetzt gerade vor siebenzig Jahren als Colonie der nahen Stadt Eger gegründeten und seitdem zu einer Entwicklung erblühten Kurort, wie sie eben nur in einem nervenüberreitzten Zeitalter, wie das unsrige, möglich werden konnte, verbringen hier den Abend in den Schatten des freundlichen und um so kostbareren Parkes, als die malerischen Gruppen desselben in der That nur mit unsäglichen Opfern dem, mehr noch als die Egerländer selbst, baumfeindlichen Moorboden abgerungen

werden konnten, durchmustern den hochherausgeputzten Kranz, hier herbsthaft welken, dort lenzhaft frischen, halb Europa repräsentirenden Damenflors, der bei harmlosen Kaffee und noch harmloserer Musik das von dem dankbaren Freiherrn von Münch-Bellinghausen im Sommer 1852 hier aufgestellte eherne Standbild Kaiser Franzens umschlingt, durchwandeln am Morgen darauf die regelmäßig angelegten, ganz angenehm wohnlichen Straßen, besichtigen die wahrhaft großartigen Badanstalten, in denen der Mensch, um die Sünden der Cultur zu sühnen, seine Glieder in den urweltlichen Sumpf taucht, mischen uns auch noch bei den Quellen eine Weile in das Gewühl pflichtgemäß lustwandelnder Säuerlingschlürfer, und wenden uns dann, den Himmel dafür preisend, daß wir all dieser seiner Wohlthaten nicht bedürfen, auf dem im Süden des Ortes jenseits des **Schlodabaches**, links sich abzweigenden Feldwege zuerst dem merkwürdigen **Kammerbühl**, dem muthmaßlichen Ueberreste eines vorweltlich unterseeischen Kraters, und hierauf von diesem der nahen Stadt

Eger

selbst zu. In einem fruchtbaren Thalgrund am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses gelegen bietet Eger dem Ankommenden den Anblick einer dunklen, alterthümlichen Stadt. Zusammengedrängt sehen wir es unten liegen mit den alten grauen Resten von ehemaligen Wällen und Thürmen, mit den alten rothbraunen, hohen Dachgiebeln, mit den alten Kirchthürmen und der Ruine der Burg, der es seinen Ursprung verdankt. Die Straßen, die wir durchschreiten, den alterthümlichen, bergaufsteigenden Marktplatz ausgenommen, sind meist uneben, winkelig und nicht gerade breit, die Häuser zum großen Theile alt, finster, da und dort an der Außenseite die Denkmale einer glänzenden Vergangenheit in unkenntlichen Wappenschildern, Gemälden und halbzerstörten architektonischen Verzierungen zur Schau tragend, im Innern meist noch ganz nach den Bedürfnissen des häuslichen Lebens vergangener Zeiten eingerichtet, mit weitläufigen Vorhäusern, großen Stubenräumen und riesigen Oefen, in den entlegeneren Straßen außerdem ärmlich und verfallen. Eger hat seine glänzenden Tage gehabt und in der Geschichte seine Rolle gespielt. Ursprünglich eine feste Gränzburg gegen Böhmen, welche die ostfränkischen Markgrafen von Vohenburg unter der Oberhoheit der Herzoge von Baiern inne hatten, und deren zuerst im J. 1057 urkundliche Erwähnung geschieht, war es bald durch den Heranzug begüterter Familien aus Franken zu einer, für den Anfang unsres Jahrtausends ziemlich bedeutenden Stadt herangewachsen. Mit dem ganzen Egerer Gebiete kam es auch als Mitgift Adelhaid's, der Tochter des Markgrafen Diopold von Vohenburg, im J. 1149 an Herzog Friedrich III. von Hohenstaufen, der, nachmals als Friedrich I. Barbarossa zum Kaiser gewählt und von seiner Gemalin sich scheidend, die Stadt zwar für reichsunmittelbar erklärte, die Burg aber nach wie vor für sich und sein Haus behielt.* Auf dieser, — deren letzte Ueberreste, einen alten Thurm, die höchst sehens-

werthe und oftbeschriebene Doppelkapelle und das spärliche Gemäuer des ehemaligen Prunksaales, wir dort auf der Höhe über dem Flusse im Nordwesten der Stadt aufsuchen, — hielt im Jahre 1197 Friedrich Barbarossa's Sohn und Nachfolger, Kaiser Heinrich VI., den herrschsüchtigen Bischof von Prag, Bretislav Heinrich, längere Zeit in festem Gewahrsam, und hieher im Jahre 1197, durch Ströme Blute und Laster Goldes endlich zum Throne Böhmens emporgelangt, flüchtete dieser sein schuldbeladenes Haupt, um demselben außerhalb seines Landes ein sicheres Sterbelager zu suchen, das ihm denn am 15. Juni desselben Jahres hier auch ward. Bald nach seinem Tode, 1198, fand der von ihm vom Throne verdrängte Premysl Otakar I. sich hier ein, um seine Verlobung mit Kunigunde, der Bruderstochter Kaiser Heinrichs, zu feiern. Kaiser Heinrichs VI. Sohn, Friedrich von Hohenstaufen, gegen Kaiser Otto IV. von Papst Innocenz III. auf den deutschen Kaiserthron berufen, schlug 1213, gleich im Jahre nach seiner Ankunft in Deutschland, zu Eger sein Hoflager auf, verpfändete es bei dieser Gelegenheit für die bedeutende Summe von 44000 Mark Silber dem Pfalzgrafen Ludwig vom Rhein, jedoch mit dem Vorbehalte des Rechtes, auf der herrlich gelegenen Burg, wann immer es ihm beliebe, sein Hoflager nehmen zu können, wie er denn in der That auch noch dreimal zu diesem Zwecke auf derselben sich einfand. Sein Sohn, der römische König Heinrich, dem er, während er selbst in Italien und im Morgenlande kämpfte, die Regierung in Deutschland übertragen, löste indeß Stadt und Burg bald wieder ein, und so blieb denn Eger hohenstaufisch, bis im Jahre 1265, noch vor dem tragischen Ende des letzten Hohenstaufen, Premysl Otakar II. auf seinem zweiten Zuge nach Baiern, den er zum Schutze seines Vetters Philipp, des Erzbischofs von Salzburg, unternahm, es mitsammt dem dazugehörigen Gebiete eroberte und an Böhmen brachte. Eger zu dieser Zeit, dem Premysl Otakar sofort das Privilegium zum Handel in ganz Böhmen ertheilte, zählte bereits eine nicht geringe Anzahl sehr angesehener und mächtiger Patrizierfamilien, von denen einige wie z. B. die Kornpuhel, selbst im Schöppenrathe Prags eine hervorragende, einflußreiche Rolle spielten. Der deutsche Ritterorden hatte bei der heute noch bestehenden Stadtkirche eine Comthurei, die Minoriten ein Kloster, und die wohlhabenden Bürger wetteiferten in der Gründung mancher noch heute vorhandenen humanen Anstalt. Indeß sollte dieser Verband mit Böhmen fürs Erste weder ein fester noch dauerhafter sein, und die Stellung Egers zum deutschen Reiche sowohl wie zur böhmischen Krone in der nächsten Zeit, nicht zu seinem bessern Gedeihen, einem nur zu häufigen Wechsel unterworfen sein. Kaiser Rudolf I. schon, der große Widersacher Premysl Otakars, des Sohnes einer Hohenstaufischen Prinzessin, mochte den Titel, unter welchem dieser des Egerischen Territoriums sich bemächtigt, nicht gelten lassen. Er forderte Eger als zum deutschen Reiche gehörig wieder zurück, und Premysl Otakar im Jahre 1276, im Friedensschlusse vor Wien, sah sich genöthigt, dem Ausspruche eines Schiedsgerichtes gemäß es wieder herauszugeben. Doch im folgenden schon sollte es an ihn wieder zurückkommen, wenn

gleich nur als Unterpfand für die Mitgift, welche der Kaiser selbst auf diese Weise seiner Tochter Judith zusichern wollte, die er mit dem böhmischen Prinzen Wenzel, wenn Beide erst herangewachsen sein würden, zu vermählen gelobte. Am 25. Jänner 1285 wirklich fand die feierliche Trauung der jungen Brautleute, deren Bund dazu bestimmt war, den Frieden zwischen beiden Vätern zu festigen, und zwar in der Burgkapelle zu Eger, statt. Die junge Königin verweilte hier nicht nur längere Zeit, sondern gebar hier auch ihren Sohn Wenzel, den Kaiser Rudolf selbst in der gedachten Kapelle aus der Taufe hob, und so schien denn Eger, mit welchem der Kaiser seinen Schwiegersohn in feierlicher, an Ort und Stelle abgehaltener Reichsversammlung zwei Jahre darauf außerdem noch in aller Form belehnte, der Krone Böhmens vorläufig gesichert. Allein gerade diese eigenthümlichen Pfand- und Lehenverhältnisse wurden der Grund, weßhalb gleich nachgehends der deutsche Kaiser Adolf von Nassau Stadt und Burg Eger als reichsunmittelbar wieder herausverlangte. Zwar beabsichtigte er das mißliche Verhältniß zu lösen, indem er eine Vermählung seines Sohnes Ruprecht mit einer der Töchter König Wenzels in Vorschlag brachte. Allein der frühzeitige Tod der Prinzessin ließ die Ausführung dieses Planes nicht zu Stande kommen, und so verblieb denn Eger vorläufig in seiner unsichern Stellung, bis Kaiser Albrecht, wiewol er dem Könige von Böhmen vertragsmäßig zugesagt, für die ausgiebige Hilfe, die dieser ihm bei der Erwerbung der deutschen Kaiserkrone geleistet, ihm sogar es ins Eigenthum überlassen zu wollen, im Jahre 1299 mit den Waffen in der Hand sein Fürstenwort brach, und es wieder als reichsgehörig erklärte, wenngleich er die Anerkennung dieses gewaltsamen Aktes von König Wenzel II. nie, sondern erst von dessen Sohne und Nachfolger, dem leicht zu bewegenden Wenzel III., zu erlangen vermochte. Eger indeß, von Kaiser Albrecht mit dem Privilegium unbedingt zollfreien Handels für den Umfang des ganzen deutschen Reiches und mit dem Rechte, eigene Münzen zu prägen, ausgestattet, erfreute sich wieder aller Vortheile einer freien Reichsstadt, sah als solche, ohne ihn als ihren König, sondern nur als den Sohn ihres Kaisers begrüßen zu dürfen, den jugendlichen Johann von Luxemburg seinen Einzug in Böhmen und später, in den Jahren 1318 und 1322, seine rathesholenden Zusammenkünfte mit dem Herzog Ludwig von Baiern halten, freilich wohl ohne es zu ahnen, daß dieser, noch ehe er deutscher Kaiser geworden, mittelst eines geheimen Artikels es dem Könige von Böhmen dafür, daß er bei der Bewerbung um den Kaiserthron ihn unterstützte, wieder verpfändet. Ludwig der Baier nach blutigen Kämpfen setzte zu Rom sich endlich die Krone auf, und Eger kam zum zweitenmale an Böhmen, diesmal, um seitdem für immer dabei zu verbleiben. Ein Erlaß, den Kaiser Ludwig dem Egerer Magistrate zukommen ließ, setzte diesen von der vollzogenen Thatsache einfach in Kenntniß. Eger um diese Zeit befand sich in dem Gipfel seines Glanzes. Es zählte 1199 Häuser, war von einem tiefen Graben und zweifachen gethürmten Mauern umgeben, zählte fünf Thore und hatte drei Vorstädte, deren jede wieder für sich eine besondere Stadt bildete und

ihre eigenen Ringmauern und Thore hatte. Der furchtbare Brand, der es im J. 1270 betroffen, hatte es eben erst nur um so prächtiger neu erstehen lassen. Wie sehr aber auch König Johann sowol wie sein Sohn und Nachfolger Karl IV. es sich angelegen sein ließen, sich die Geneigtheit der Egerer Bürgerschaft, die nur mit Widerstreben in die neue Zugehörigkeit zu Böhmen sich fügen mochte, zu erwerben, davon zeugen die ausgezeichneten Privilegien, mit welchen Beide die Stadt Eger, welcher der Letztere unter Anderem gleiche Rechte mit der Landeshauptstadt einräumte, bedachten.

Um so schlimmere innere Händel hatte Eger, das, nebenbeigesagt, unter Karl IV. im Jahre 1350 der Schauplatz einer der grauenhaftesten Judenverfolgungen gewesen, unter dessen Nachfolger, Wenzel IV., zu bestehen. Den Anlaß dazu gaben die zügellosen Eingriffe, welche die Ritter der Umgegend in die Rechte der reichbegüterten Stadt sich erlaubten, und die nicht selten bis zur Plünderung der ab- und zureisenden Kaufleute ausarteten. Die bei dem Könige eingebrachten und selbst auf dem Reichstage, den dieser in seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser zur Wiederherstellung des durch den Herzog Friedrich von Baiern gestörten Landfriedens im Jahre 1389 nach Eger einberief, wiederholt vorgebrachten Beschwerden waren fruchtlos geblieben, da Wenzel IV., selbst vielfach angefeindet und seines Thrones unsicher, nichts entscheidendes zu thun vermochte. Unter diesen Verhältnissen wußten die verlassenen und jeglicher Unbill ausgesetzten Bürger sich nicht anders Rath, als daß sie mit Bewilligung K. Sigismunds sich endlich gegen Erlag eines jährlichen Entgelts von 200 Gulden in den Schutz des Burggrafen Johannes von Nürnberg begaben. Allein sie hatten sich dadurch nur noch übler berathen. Denn die Abwehr der räuberischen Ritterschaft blieb nach wie vor doch nur ihnen selbst überlassen, und Burggraf Johannes dafür machte sich nichtsdestoweniger auch noch durch die Ausschreißung der im heutigen Baireuth'schen gelegenen, nach Eger zuständigen Ortschaften bezahlt. Der bei der Reichskanzlei anhängig gemachte Proceß über diese gewaltsame Annexion zog sich länger als anderthalb Jahrhunderte hinaus, und Burggraf Johannes ruhte längst auf seinen Lorbeeren in der Ahnengruft, als der hochbemooste Prozeß seine Erledigung endlich dahin nahm, daß für Eger der größte Theil von dem, was ihm entrissen worden war, darunter die sogenannten Sechsämter Wunsiedl, Hochberg, Thierstein, Weißenstadt, Kirchenlamic und Seib so wie auch das Stift Waldsassen, auch wirklich verloren blieb. Gewiß indeß wäre es mit alledem nicht soweit gekommen, wenn nicht zu gleicher Zeit die hussitischen Stürme auch noch in weiteren Kreisen die verschiedenen Rechtsbeziehungen mannigfach gelockert hätten. Von den hussitischen Kriegsereignissen unmittelbar wurde zwar Eger ungleich weniger berührt, als bei seiner damaligen Bedeutung vermuthet werden dürfte. Die Durchzüge der von K. Sigismund wider die böhmischen Ketzer aufgebotenen Kreuzschaaren in den J. 1421 und 1427, dann eine im J. 1430 einer taboritischen Streifschaar gezahlte Brandschatzung von 1700 Gulden in Gold, das war so ziemlich Alles, was Eger von dieser Seite zu erfahren hatte.

Offenbar lag es einerseits dem Herde der Bewegung zu fern, und stand hier andrerseits das deutsche Element dem Anschluße an die ausschließlich von der slavischen Bevölkerung Böhmens ausgehende Sache entgegen. Um so bedeutender dagegen war die Rolle, die Eger während dieser Kämpfe, dank seiner dafür besonders geeignet erachteten grografischen Lage als Kongreßort und Sitz der wichtigsten Unterhandlungen zwischen den beiden kämpfenden Theilen spielte. So begann hier am 24. Mai 1431 der Kongreß K. Sigismund's, der deutschen Fürsten und Prälaten so wie der Abiegaten des Baseler Concils, zu welchem böhmischerseits auch der Kuttenberger Landtag seine Abgeordneten entsandt, und auf welchem der letzte Versuch gemacht wurde, die Böhmen zur Unterwerfung unter das Erkenntniß der kirchlichen Autoritäten zu vermögen. Die Böhmen bestanden auf der Beweisführung aus der Bibel, und Cardinal Julian Cesarani griff zu der Argumentation durch die Waffen. Sie mißlang ihm, es geschah dies am denkwürdigen Tage bei Taus, vollständig: und als er nun, die überwundene Waffe in die Falten seines Palliums bergend, was er mit dieser nicht durchzusetzen vermocht auf dem Wege der milderen Transaction erreichen zu können hoffte, indem er die Böhmen mittelst eines in den liebevollsten Ausdrücken abgefaßten Schreibens zur Beschickung des Concils einlud, bediente er sich wieder der Stadt Eger, um durch ihre Vermittlung besagtes Schreiben den Böhmen zukommen zu machen, da der Bannfluch, der noch von Siena her auf diesen lastete, den directen Verkehr mit ihnen nicht wohl thunlich erscheinen ließ. In gleicher Weise und zu gleichem Zwecke bedienten sich unserer Stadt die alsbald darauf vom Baseler Concil zur Unterhandlung mit den Böhmen dahin entsandten Bevollmächtigten, der Dominikanermönch Johannes Nieder und der Cistercienser Johann von Geilhausen. Der böhmische Landtag hierauf erklärte mittelst Schreibens vom 27. Februar 1432 sich zwar bereit, mit dem Baseler Concil in die gewünschten Discussionen einzugehen, erbat sich jedoch erst eine Vorbesprechung mit dessen Vollmachtsträgern, und abermals wurde zu diesem Zwecke Eger als der geeigneteste Ort ersehen. Die Vollmachtsträger des Concils trafen in der That auch hier am 27. April ein, und die Böhmen, nachdem ihnen sicheres Geleite gestellt worden, unter der Führung Jakob's von Wrěsowic und Prokops des Großen am 8. Mai. Das Ergebniß dieser Vorbesprechung waren die bekannten Egerer eilf Artikel, auf Grund deren, nachdem für ihre Sicherheit außer dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg und dem Herzog Johann von Baiern sich auch die Stadt verbürgt, die Böhmen endlich nach Basel gingen, und die, wiewohl das Concil in seiner vierten Sitzung sie guthieß, doch keinem der beiden Theile genügten und nachgehends noch oft genug der Gegenstand erbittertesten Streites werden sollten. Die Stadt Eger übrigens hielt treulich ihr den Böhmen gegebenes Wort, empfing sie auch am 30. April 1433 auf ihrer Rückkehr aus Basel und geleitete dieselben zum Schluße noch wohlbehalten bis Prag. Als das Concil nun bald selbst mit dem Haupte der Kirche in's Zerwürfniß gerieth, war es endlich wieder Eger, wohin im J. 1437 K. Sigismund die deutschen Fürsten beschied.

um mit ihnen die Stellung zu berathen, die er als Haupt des Staates in diesem antiquistischen Streite einzunehmen habe. In einem gegen alle Erwartung trefflichen Einvernehmen stand Eger zu dem utraquistischen Georg von Podiebrad, wobei freilich in Betracht zu nehmen, daß mittlerweile nicht nur unter der Bürgerschaft, sondern selbst in den Rächern hiesiger Stadt der Abfall vom Papstthum mächtige Fortschritte gemacht. Am 27. März 1462 stipulirte hier Georg mit Otto von Baiern, Wilhelm von Sachsen und den Brüdern Friedrich, Johann und Albrecht von Brandenburg die Präliminarien des mit ihnen zwei Tage darauf zur Wunsiedel gegen Friedrich von Sachsen, den Partner des Kaiserlichen Bundes, geschlossenen Allianzvertrages, und neun Jahre später, als er endlich die Königskrone trug, auf die auch Wilhelm von Sachsen Anspruch zu haben vermeinte, nachdem alle seitherigen Versuche die böhmisch-sächsischen Differenzen beizulegen, fruchtlos geblieben, erschien er hier wieder, um zu dem von dem jungen Markgrafen Achilles von Brandenburg vermittelten Ausgleiche die entgegenkommende Hand zu bieten. Er kam am 7. April und nahm sein Quartier im Hause des Kaiser Junghirn. Die beiden sächsischen Fürsten, Friedrich und Wilhelm, hielten außerhalb der Stadt auf nahen Schlössern. Markgraf Albrecht ritt pacificirend zwischen beiden Theilen hin und her, und brachte es wirklich so weit, daß es am 25. April endlich nicht nur zwischen dem Könige von Böhmen und den Häusern von Sachsen und Brandenburg zum Abschlusse ewigen Friedens, sondern zur besseren Befestigung desselben außerdem noch zur Doppelverlobung der böhmischen Königskinder Hynek und Elena und der sächsischen Herzogskinder Margareth und Albrecht kam, worauf noch im November desselben Jahres ebendaselbst durch den Erzbischof von Magdeburg die Vermählung Albrechts mit Elena stattfand, der nachmaligen Stammmutter des noch heute regierenden sächsischen Königshauses, die sächsische Prinzessin Margareth aber zur weiteren Erziehung nach Prag mitgenommen wurde. Im J. 1492 darauf unterzeichnete König Georg hier den Breslauer Frieden, und im Jahre 1461 fand zwischen ihm und den deutschen Fürsten hier jene Zusammenkunft statt, deren Folge seine Erwählung zum römischen Könige sein sollte, die jedoch bekanntlich der Convessionen vergrachtet, zu denen im Punkte der Kirche Georg sich herbeiließ, an seinem Verharren auf den Baseler Compactaten sich zerschlug. Papst Pius II. im Jahre darauf erklärte ihn in den Kirchenbann, und Eger, das um seiner Anhänglichkeit an diesen Fürsten willen in den Geruch des Hussitismus gerieth, verfiel demselben Schicksale im J. 1470, am länger als zwei Jahre darin zu verharren. Wie gegen das Hussitenthum, so stand Eger auch gegen die Reformation Anfangs in entschiedenster Opposition. Fand indeß die neue Lehre nichtsdestoweniger unter den Bürgern zahlreiche Anhänger, so konnten doch diese unter dem beständigen Durchzuge katholischer Heeresmassen — Ferdinand I. und die sächsischen Fürsten Moriz und August sammelten im März 1547 hier ihre Truppen gegen Johann Friedrich, zu dessen Niederwerfung Kaiser Karl V. sich persönlich einfand — an ein offenes Hervortreten mit ihrem Glaubensbekenntnisse nicht denken. Dennoch konnte

Eger im J. 1560 bereits für eine völlig lutherische Stadt gelten, und als im J. 1619 die Stände Böhmens den protestantischen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum Könige von Böhmen ausriefen, bereiteten, die Abgeordneten der Stände an der Spitze, die Bürger von Eger diesem den glänzendsten Empfang und huldigten ihm feierlich. Freilich ließ Ferdinand II. die abfällige Stadt, die sich immer noch auf ihre alten Privilegien etwas zugute that, seine kaiserliche Ungnade dafür vielfach empfinden, und mußte sie es sich gefallen lassen, während des nun ausgebrochenen Krieges beinahe unausgesetzt als feindliches Gebiet betrachtet und darnach behandelt zu werden. Waldstein selbst, der vom 3. August bis 3. September 1625 hier sein Hauptquartier nahm, legte ihr eine Brandschatzung von 300000 Reichsthalern auf, die er nur, nachdem er von der vollkommenen Unmöglichkeit eine so große Summe unter den zwei Jahre zuvor bereits von den Sachsen um 200000 Thaler gebüßten Bürgern aufzubringen, sich überzeugt hatte, auf 70000 zu ermäßigen sich erbitten ließ. Rasch auf einander folgten nun die kaiserlichen Ordonnanzen, welche die Zurückführung Egers zum Katholicismus zum Zwecke hatten. Die Schließung der Kirchen, die Austreibung der protestantischen Prediger, die peremtorische Ausweisung der Widerstrebenden und schließlich im J. 1628 die zwangsweise Uebergabe der Kirchen und Schulen an die Kreuzherren, Jesuiten, Dominikaner und Franziskaner. Die reichsten Familien wanderten aus, und die wichtigsten, seit Jahrhunderten den Wohlstand Egers begründenden Handelsbeziehungen wurden hiedurch aufgelöst, die blühendsten und einträglichsten Erwerbsquellen zerstört, so daß den weiteren Ereignissen nur mehr vorbehalten blieb, den Verfall der bisher so blühenden Stadt zu vollenden. Als die Sachsen in der Bundesgenossenschaft Gustav Adolfs 1631 in Böhmen eindrangen, hoffte zwar Eger wieder protestantisch werden zu können. Allein Waldstein warf die Sachsen wieder aus dem Lande, hielt am 20. Juni 1632 an der Spitze von 30000 Mann in Eger seinen Einzug, kehrte nach dem Siege bei Lützen hieher wieder, und ließ zur Aufrechthaltung der Ordnung das Regiment seines Schwagers Terka hier in Garnison zurück. Auch sein Stern indeß begann zu sinken, und am 24. Februar 1634, gefolgt von dem Argwohn des zitternden Kaisers, traf er hier wieder ein, beinahe flüchtig, und nur, um schon in der Nacht des folgenden Tages auf dem Rathhause, wo er sein Quartier genommen, dem Verrathe Derjenigen zu erliegen, die durch seinen Tod den Dank des Kaisers zu erwerben gehofft, und, mit des Gemordeten Gütern beschenkt, sich auch wirklich erwarben. An den unmittelbaren Geschicken Egers indessen änderte dieser Zwischenfall nichts. Kaiserliche und feindliche Truppen, brandschatzend und plündernd, lösten einander noch wie vor ab, und als der dreißigjährige Krieg endlich zur Neige ging, war alles, was die verarmte Stadt von demselben und für die 170000 Thaler die sie zu guter Letzt noch dem General Wrangel gezahlt, aufzuweisen hatte, die illusorische Garantie der freien protestantischen Religionsübung. Zu Ende des J. 1654 war es, dank der Wiederaufnahme des kategorischen Machtgebotes, wieder ganz

[illegible]h, und ist es seit dem geblieben. Arg verschuldet war Eger aus so böser Zeit hervorgegangen. Gerade zurecht daher kamen der verarmten Stadt die folgenden Jahre des Friedens, während welcher sie nicht nur ihre Schulden an Nürnberg, Leipzig, Prag, Wien u. s. w. tilgte, sondern auch noch eine Reihe von Gütern im Umlande erwarb, deren Erträgnisse ihr zur Hebung des gesunkenen Gemeinwesens ganz wohl zu statten kamen, und die auch gegenwärtig noch in ihrem Besitze sich befinden. Unter Karl VI. endlich wurde sie mit Erneuerung ihrer sämmtlichen Privilegien zur königlichen Stadt erhoben und der Krone Böhmens, zu der sie bisher noch immer im Pfandverhältnisse stand, vollends einverleibt. Eine harte Zeit jedoch erstand für Eger bald wieder in Folge der Erbfolgekriege. Nach einer 17-tägigen heldenmüthigen Vertheidigung hielten die Franzosen 1741 unter Moritz von Sachsen darein ihren Einzug, um es 5 Vierteljahre lang besetzt zu halten und während dieser Zeit um mehr als $^1/_2$ Million Gulden zu schädigen. Nur der Hunger vermochte sie auch diesen letzten Punkt, den sie hartnäckig noch hielten, während das Gros ihrer durch Karl von Lothringen geschlagenen Armee bereits nach Franken übertreten war, dem Grafen Kolowrat endlich zu überliefern. Doch wurde es, eine kurze Beschießung durch die Preußen im J. 1761 ausgenommen, von feindlichen Waffen seitdem nicht weiter heimgesucht, so wie es seit 1808 auch aufgehört hat, eine Festung zu sein. Unter Maria Theresia und Kaiser Josef bereits der althergebrachten städtischen Verfassung verlustig geworden, hat es vollends bei der politischen Neugestaltung Böhmens im J. 1849 mitsammt dem Egerländchen seine landschaftliche Abgesondertheit eingebüßt, wurde eine Kreisstadt und seitdem in jeder Beziehung den übrigen Städten des Landes gleich. Von der ehemaligen Größe Egers zeugen nur noch vereinzelte Erinnerungen. An den ehemaligen Glanz desselben erinnern nur hie und da die von dem Griffel tüchtiger Baumeister zeugenden Façaden einiger alten Häuser, endlich auch manches alte, verrauchte Gemälde und eine Menge sonstiger kleiner Kunstsachen, denen man in vielen alten Wohnungen begegnet, und die nicht nur von dem Reichthum, sondern auch von dem mäcenatischen Sinne der theils ausgewanderten, theils ausgestorbenen Geschlechter sprechende Kunde geben. Ob Eger, die volkreiche und im Ganzen mit braven und thätigen Menschen bewohnte Stadt, je wieder zu einer höhern Bedeutung gelangen wird, hängt von Umständen ab, die außerhalb desselben liegen. Die Eisenbahnen sind allmächtig. Wünschen wir, daß sie ihm eine gesegnete Zukunft bereiten!

IX.

Die Stadt Eger mit ihrer Fülle von Erinnerungen, ihren weitauseinander zerstreuten Vorstädten und dem Kranze hügelkrönender Kapellen, der sie noch außerhalb dieser umgibt, liegt hinter uns, und wir schreiten auf dem Feldwege, der von der durch's Schiffthor gen Osten hinausführenden Straße rechts sich abzweigt, über **Matzelbach** und die **Ober-Schöner Höhe** dem am linken Ufer der Wondrab gelegenen Kirchdorfe **Treinic** und mit diesem dem Ostsaume des Egerlandes zu. Eine kurze Strecke noch längs dieses Flüßchens abwärts, und wir verlassen, dasselbe überschreitend, bei dem Dörfchen **Gasnic** das interessante Gelände, um mit der, südostwärts in mäßiger Steigung emporstrebenden Chaussee den nicht minder anziehenden Gebieten des **Südwestlichen Mittelgebirges** uns zuzuwenden. Frischer Wiesengrund und waldbesetzte Stellen, indem wir hiemit den Rückweg von der äußersten Nordwestgränze unsres Vaterlandes gegen dessen Inneres wieder antreten, wechseln zu beiden Seiten unsres Weges ab. Auch die Baumcultur scheint sich einer etwas regern Pflege zu erfreuen, so wie wir **Scheibenreuth** hinter uns haben und uns **Sandau** nähern, wiewohl sie auch hier, in dem immer noch genug rauhen Gebirgsgelände, keinen besonders dankbaren Boden finden mag. Sandau selbst, das wir nach starken drei Stunden erreichen, eine kleine Berühmtheit wegen seiner industriösen Dosenfabrikation, ist ein stilles von Wäldern umragtes und vom **Altbach** durchrieseltes Städtchen mit kaum ganz zwei tausend Einwohnern, das bereits im 14. Jahrhundert seine Pfarrkirche hatte und zu jener Zeit ein königliches Lehen gewesen. Die Höhenzüge, die wir auf dem Wege hieher zu unserer Rechten gehabt, gehörten dem nördlichen und westlichen Abhange des **Tillenberges** an, des nördlichsten Vorpostens des **Böhmerwaldes**, den wir unsern neben uns im Süden seine mächtig hervortretende, über 3000 erreichende Waldkuppe erheben schauen, und von welchem westwärts längs der nahen bairischen Gränze der **Salaburg**, der **Steinhübel**, der **Pelzer Birkenberg**, der **Albenreuther Berg** (1920) und der **Kinnsberger**

Loretteberg gegen die Wondrab, — nordwärts gegen unsern Weg der **Taubrather Berg**, der **Konradsgrüner Berg** (1820) und zur Kluft des Altbaches nächst Sandau der 2100 hohe **Lindenberg** sich absenken. Etwa eine halbe Stunde oberhalb Sandau theilt sich von unserer Straße, die in ihrem weitern Verlaufe über den 2000 hohen **Egerbühl** hinab gegen Plan und das südwestliche Böhmen führt, links ein wohlchaussirter Landweg ab. Wir wählen ihn zu unserer Weiterwanderung, und sehen uns alsbald in dem freundlichen Thälchen des **Leibensteigbaches**, Angesichts des herrlichen, mit seinem gebieterischen Baue aus den Schatten weitläufiger Parkanlagen hervortretenden Schlosses

Königswart,

des stolzen Mittelpunktes der gleichnamigen, dem Fürstenhause Metternich gehörigen Domäne. Kaum eine Stunde aufwärts im Thälchen zeigt man dem Wanderer die dürftigen Reste des Felsenschlosses **Amonsgrün**. Kaum eine halbe Stunde vor uns, im Hintergrunde des nahen Städtchens Königswart, gewahren wir in düsterer Waldestiefe die Ruinen der Burg **Wurschen-** oder **Borschengrün**, deren Namen Einen der Boreš von Riesenburg als ihren Erbauer vermuthen läßt. Beides waren vor Alters feste Raubschlösser, deren Herren die Gegend auf viele Stunden hin äußerst unsicher machten. Die Namen einzelner Orte in dieser Gegend, wie z. B. „Siehdichfür" und „Giebacht", erinnern noch heute an jene böse, gewaltthätige Zeit. Besonders lästig aber mochten die Herren den emsigen Egerer Kaufleuten geworden sein, weßhalb denn die Stadt gegen Wurschengrün, als das gefährlichste der beiden Raubnester, eigens eine Expedition ausrüstete, und nach einer langwierigen und mühsamen Belagerung es endlich bezwang und zerstörte. Die spätern Besitzer des Gebietes von Wurschengrün erbauten unfern des zerstörten ein neues Schloß, auf welchem als Herr, dem Inhalte eines Majestätsbriefes König Wenzels IV. gemäß, um 1398 der Ritter Hintze Pflugk von Rabstein saß, derselbe, der später im J. 1433 den von ihrem Einfall in Baiern mit reicher Beute heimkehrenden Husiten bei dem Dorfe Hiltersreuth eine so furchtbare Niederlage beibrachte, daß Prokop der Große in Folge der darob in seinem Lager ausgebrochenen Meuterei dasselbe mit der Absicht verließ, nie wieder dahin zurückzukehren. Nach ihm, dem unbeugsamen Gegner des Husitenthums, besaßen während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts es die Herren von Plauen, von denen jedoch schon wieder mit Beginn des 16. Jahrh. der damalige Oberstkanzler in Böhmen, Johann Pflugk von Rabstein, es zurückerwarb.

Ihm folgte sein Sohn Kaspar Pflugk von Rabstein, der weit weniger glückliche als tapfere Anführer der von den protestantischen Ständen im Jahre 1547 ausgerüsteten Truppen, auf dessen in die Acht erklärtes Haupt K. Ferdinand I. nach der Schlacht bei Mühlberg einen Preis von 1000 Schock Meißn. Groschen setzte, der aber dem über ihn verhängten Geschicke, all' sein Hab und Gut im Stich las-

send, durch die Flucht nach Sachsen sich entzog, um in sein Vaterland nicht wieder zurückzukehren. Die von der Krone confiscirte Besitzung kam nun im Wege der Verpfändung an die Schwamberg, wurde von diesen 1580 den Herren von Zetwitz übertragen, diesen als Anhängern Friedrichs von der Pfalz abermals confiscirt, und nunmehr, 1630, den Brüdern Johann, Wilhelm, Karl, Emerich und Lothar von Metternich, Vettern des 1623 verstorbenen Erzbischofs Kurtarten von Trier. Lothar von Metternich, an Zahlungsstatt für eine Schuldforderung, die sie an die Krone hatten, zugleich mit dem benachbarten Königsberg überlassen. Die Freiherren von Metternich, denen wir an den verschiedensten kleineren und größeren deutschen Höfen den verschiedensten Staatsämtern obliegend begegnen, scheinen diese beiden böhmischen Besitzungen ursprünglich getheilt besessen zu haben, wie wir denn z. B. gleichzeitig auf Königsberg dem Freiherrn Dietrich Adolf begraben, der, 1625 gestorben, daselbst auch begraben liegt, und auf Königsberg dem Freiherrn Philipp Emerich, der in den Jahren 1681—1691 das gegenwärtige Schloß mit großem Aufwand von Grund aus neu aufführte, und 1697 von Leopold I. in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Ihm folgte Graf Philipp Adolf, der 1729 starb, und diesem als der hervorragendste und bedeutendste Nachfolger Graf Franz Georg, geboren zu Koblenz am 1. März 1746, seit 1773 Gesandter zuerst Kaiser Franz I., dann Kaiser Josefs II. an den Kurhöfen zu Mainz, Trier und Köln, im J. 1790 Wahlbotschafter bei der Wahl und Krönung Leopolds II. zu Frankfurt, von 1791—1794 dessen dirigirender Minister in den Niederlanden, dem Kaiser Franz II. den erblichen Reichsfürstenhut verlieh, und der, nachdem er im J. 1801 auch noch eine kurze Zeit die äußern Angelegenheiten Oesterreichs geleitet, gefolgt von seinem, am 17. Mai 1773 gleichfalls zu Koblenz geborenen Sohne Clemens Wenzel Lothar, den als den Schöpfer der neueuropäischen Rückschrittspolitik von allen Potentaten gefeiert zu sehen er noch erlebte, im J. 1818 starb. Wir müssen darauf verzichten, von dem vielbewegten Leben und der unerschöpflichen Thätigkeit des Letzten Clemens Lothar, dessen kaum faßbar allseitiges Wirken und alle Höfe Europas beherrschender Einfluß dem Zeitraum einer halben Jahrhunderts seinen Namen aufgeprägt, hier auch nur eine flüchtige Skizze zu entwerfen. Ihm war die Mission geworden, den Kampf gegen die großen Ideen des Völkerfortschritts, die das Jahrhundert, in welchem er selbst das Licht der Welt erblickt, zur Reife gebracht, aufzunehmen und in seiner Person zu verkörpern, und er hat diese providentielle Aufgabe mit einem Aufwand von Geist und Beharrlichkeit gelöst, der, wenn das Gedächtniß der Völker seiner Stirne auch den höheren Lorbeer versagt, ihm doch das Verdienst erworben, den um so mächtigeren Wiederaufschwung jener Ideen ermöglicht, ja beschleunigt und herbeigeführt zu haben. Fürst Clemens Lothar, den mit allen erdenklichen Ehren auszuzeichnen, welche die Kunst der Mächtigen nur zu verleihen vermag, alle Herrscher Europas wetteiferten, hat es nicht unterlassen, einen Theil des Glanzes, der ihn selbst umstrahlte, auch seinem Schlosse Königswart zuzuwenden. Er erweiterte

und verschönerte es mit großer Vorliebe, zierte es mit dem Schmucke der Künste und Wissenschaften, und schuf es zu einem der freundlichsten und besuchenswerthesten Herrenlandsitze Böhmens. Wir erwähnen aus Vielem nur der im J. 1832 unter ihm ganz neu gebauten Schloßkapelle mit dem interessanten Geschenke Papst Gregors XVI., einem aus einem einzigen Stücke gemeißelten Altar mit Einlagen aus dem blauen Marmor, die einst die von Kaiser Konstantin erbaute und im J. 1823 abgebrannte St. Paulskirche zu Rom geziert. Dem Andenken Kaiser Franzens, mit dem gemeinschaftlich er vierzig Jahre lang die Geschicke Oesterreichs geleitet, weihte er in der Nähe des Schlosses ein besonderes Denkmal. Er starb, die auch noch durch den Ankauf von Plaß vergrößerte Domaine seinem Sohne, dem Fürsten Richard hinterlassend, zur Zeit bevollmächtigtem Minister Oesterreichs am Hofe Napoleons III., im Sommer 1859.

Das in geringer Entfernung nordöstlich vom Schlosse zu Füssen der Ruine Wärtschengrün gelegene gleichnamige Städtchen bietet nichts, was zu längerem Verweilen in demselben uns veranlassen könnte. An die Tage, da es den Herren von Zetwic unterthan gewesen, erinnern noch heute die sogenannten „Ritterhäuser," so wie das Angedenken an die Zeit, da es noch die Prärogative einer Bergstadt genoß, die außerhalb desselben sich verbreitenden, freilich kaum mehr erkennbaren Halden und als letzter Rest ein altes Zechenhaus bewahren. Weit anziehender indeß als alles dieses ist uns der 3040′ hohe Gipfel der **Glatze**, die unmittelbar im Nordosten des Städtchens sich erhebt, und die wir, an der erwähnten Ruine vorüber, sofort erklimmen, um des aufgesparten Umblicks über das reizende

Tepler Gebirge

zu genießen. Weniger imposant, aber auch ungleich freundlicher als sein düsterer Nachbar, das Erzgebirge, lagert dieses Gebirge im weiten Umkreis hier um uns ausgebreitet, ein unabsehbares waldiges Hochland, charakterisirt durch die weitgedehnten Flächen, die tief eingeschnittenen und engen, theils in die Tepl, theils in die Eger einmündenden Thalgründe und die meist vereinzelt oder gruppenweise auftretenden höheren Erhebungen, die zu überblicken wir auch alsogleich versuchen wollen. Wir wenden uns zuerst **westwärts** zu der, zu unserer Linken von dem **Sandauer Passe**, gerade vor uns von der Wondrab und zu unserer Rechten von der Aust des **Liebenbaches** abgegränzten Gruppe des **Kaiserwaldes**, auf dessen höchstem Punkte, zugleich dem des ganzen Gebirges, wir eben unsern Standpunkt haben, und dem gleich nebenan als zweithöchster Punkt des Gebirges der stattliche **Neunberg** sich anreiht. Ungleich niedriger [illegible] von Beiden südwestwärts der Königswarter **Schloßberg** und der **Spitzberg** und weiter hin im Westen der Amonsgrüner **Achatsberg**, der **Abersberg** und der **Wohrberg** ab, indeß von diesen ab das Gehänge mit dem nur mehr 1400′ erreichenden **Straußelberg** und den Königsberger Hügeln gegen die Wondrab und die Eger sich verflacht. Rechts an diese Gruppe und uns im **Norden**

reiht das von den Küſten des Liebaubaches und **Lobobaches** begränzte, zu den Falkenauer Gefilden hinab ſich verebnende, von keiner beſonders hervortretenden Höhe überragte Plateau ſich an, dem wieder öſtlich, einerſeits vom Lobobach und andererſeits vom **Fluthbach** geſäumt, das **Lauterbacher Joch** mit dem 2[illegible]' hohen **Spitzberg**, dem **Krudum**, dem **Knokberg**, dem **Kohlberg** und dem **Blutenberg** ſich anſchließt, um mit der romantiſchen **Zeche** unterhalb Elbogen zu enden. Im Nordoſten über die **Langerberger Haide** hinweg, überblicken wir das ſchmale, zwiſchen dem Fluthbach und der Tepl gegen die Eger abfallende **Schlaggenwalder Joch**, das von der genannten Haide ab mit dem vom **Rodabach** und von der Tepl umſpühten **Grünberg**, dem **Hennberg**, der **Goldhöhe**, den **Petſchauer Höhen**, dem **Goglerberg**, dem **Ziegenrücken**, dem **Hirſchberg**, dem **Taſelberg** und dem von Karlsbad her uns bereits bekannten **Aberg** bis zur Einmündung der Tepl in die Eger ſich erſtreckt. Jenſeits der Tepl, im Oſten ſodann, ſchweift unſer Blick über das durch die Kuppen der **Regelshöhe** bei **Tiſſau** (2270'), des **Koppenſteins** bei **Petſchau**, des **Hurer** (2[illegible]') und des **Hunniſchen** markirte Waldplateau, während im Südoſten unmittelbar zu unſeren Füſſen, zwiſchen dem Rodabache und den Anfängen der Tepl, die **Einſiedler Haide** mit dem **Rauſchenbacher Serpentingebirge**, dem **Wolfſtein** (2770') und dem **Roßnauer Bühl** ſich ausbreitet, denen endlich ſüdwärts weiter das **Marienbader Gebirge** mit dem **Podhorn** (2650') und den von dieſem abfallenden **Planer Gebirge** ſich anſchließt.

Frühzeitig und lange zuvor ſchon, ehe die Axt der Knappen die Wildniſſe des Erzgebirges im Dienſte bergbauluſtiger Herren zu lichten anhub, regte in dieſen Bergen ſich ein emſiges Bergmannsleben, dazu die reichen Zinnadern, die den Gneis desſelben durchſetzen, einluden, und von deſſen ehemaliger Bedeutung noch heute die in etwa drei- bis vierſtündiger nordöſtlichen Entfernung von unſrem Standpunkte zwiſchen kahlen Felsrücken und uralterödeten Halden und Bingen gelegenen Bergſtädte

Schönfeld, Schlaggenwald und Lauterbach

zeugen. Bei Schönfeld, dem älteſten Bergorte vielleicht des ganzen böhmiſchen Nordweſt, wurde auf Zinn bereits im zwölften Jahrhundert gebaut. Hier auch, nachdem der Bergbau auch in weitern Kreiſen des benachbarten Gebirges ſich zu entwickeln begonnen, hatte von altersher das Bergſchöppengericht ſeinen Sitz, bei welchem alle ſpäter entſtandenen, zur Krone Böhmens gehörigen Bergorte dieſer Gegend ihr Recht zu ſuchen hatten, und ſelbſt im Jahre 1480 noch wurden Herr Johann von Haſſenſtein und Heinrich d. J. von Plauen von König Vladiſlav, als dieſer ihnen die von uns bereits erwähnten ausgedehnten Bergfreiheiten verlieh, mit ihren bergrechtlichen Angelegenheiten demſelben untergeordnet. Bald darauf, etwa zu Anfang des 13. Jahrhunderts, gingen die ungleich ergiebigeren Gruben bei Schlag-

genwald auf, einer Gründung jenes Herrn Slavek von Osek, den wir als einen der Ahnherren des einst so mächtigen Geschlechtes der Riesenburge bereits kennen gelernt, und dem dazumal außer dem Gebiete von Königswart in dieser Gegend auch noch jenes von **Petschau** zu eigen war, allwo noch heute auf hohem Felsen über den Ufern der Tepl die Ruinen der von ihm erbauten Burg Bečov zu schauen. Einer seiner Nachfolger, Berrè von Osek-Riesenburg, gewährte Schönfeld, dem er zugleich das Vorrecht der Zinnwage einräumte, unter Karl IV. die Gerechtsame einer Stadt; jener jüngere Berrè von Riesenburg, der in den politischen Wirren zur Zeit Wenzels IV. eine so wenig rühmliche Rolle spielte, und in dem wir mit großer Wahrscheinlichkeit auch den Erbauer des obengenannten Raubschlosses Borschengrün zu erkennen haben, verlieh, nachdem er sich genöthigt gesehen, den größten Theil seiner Besitzungen und darunter auch seine Stammburg den Markgrafen von Meißen zu verpfänden, im Jahre 1389 dieselben Rechte dem frischaufblühenden Schlaggenwald.

Jedoch um 1440 bereits sehen wir seine Erben auch des letzten Restes seiner ehemaligen Besitzungen verlustig und das ganze Berggebiet von Königswart, Petschau, Schönfeld und Schlaggenwald an die Herrn von Plauen verkauft. Seinen eigentlichen Aufschwung indeß nahm das Bergmannsleben in diesen Orten erst unter dem rührigen Obersikanzler von Böhmen, Johann Pflugk von Rabstein, dem wir vom J. 1502 an hier als Herrn begegnen, und dem um die Förderung des Bergbaues in diesem Gebirge nicht geringere Verdienste zuerkannt werden müssen als den Herren von Weitmühl, den Hassensteinern und den Schlicken oben im Erzgebirge. Er erschloß bei **Lauterbach, Sangerberg** und **Neudorf** neue Erzlager, die, wenn auch minder ergiebig, zur Hebung des Ganzen doch nicht wenig beitrugen, und setzte seinem Namen ein bleibendes Denkmal in einem, für seine Zeit immerhin groß zu nennenden Werke, dem mit unsäglicher Mühe mitten durch die Felsen des Kaiserwaldes und der Sangerberger Haide gesprengten **Flößgraben**, der, wie vor vierthalb hundert Jahren, heute noch die Scheiter der Königswarter Forste und die Gewässer der Königswarter Teiche zum Betreibe der Pochwerke und Schmelzhutten nach Schönfeld und Schlaggenwald hinabführt. Er erwarb außerdem das unfern vom Einfluß des Rodabaches in die Tepl gelegene **Einsiedel**, in welchem kurz zuvor, im Jahre 1486, ergiebige Silberlager entdeckt worden waren, und erbaute den Schlaggenwaldern ihre schöne St. Georgskirche, aus deren trefflicher von ihm gegründeten Pfarrschule unter Andern auch der im J. 1518 zu Schlaggenwald geborne und nachmals von Ferdinand I. mit dem Poetenlorbeer gekrönte Gelehrte und Dichter Kaspar Brusch hervorging. Herr Johann Pflugk starb im Jahre 1537, und sein Sohn und Erbe Kaspar Pflugk wandte den Unternehmungen des Vaters mit nur noch erhöhtem Eifer sich zu. Unter ihm, dessen Namen heute noch der von ihm eröffnete Schlaggenwalder tiefe Erbstollen führt, flossen den schwunghaft betriebenen Bauen in der Theilnahme aus Kuttenberg und Nürnberg nach Schlaggenwald übersiedelter rei-

cher Gewerke neue Geldhülfe zu und begann in den gedachten Stellen auch der Bau auf Silber, der lange Zeit nach ihm noch mit beſtem Erfolge fortgeſetzt wurde. Allein mit ihm auch, nachdem er flüchtigen Fußes ſich nach Sachſen gewandt, ſchloß die Blüthezeit für all die genannten Orte. Früher ſchon hatte Schönfeld ſein altbergebrachtes Bergrecht an Joachimsthal eingebüßt. Jetzt zog die königliche Kammer gleich den Schlick'ſchen auch die Pflugk'ſchen Beſitzungen mit ſammt allen Bergwerken ein, und nahm ſie in eigene Verwaltung. Anfangs, ſo lange noch der leutſelige Erzherzog Ferdinand, damals Statthalter in Böhmen, als kluger Vermittler des nicht ohne Gewalt vor ſich gegangenen Umſchwungs waltete, ging Alles noch ſo ziemlich gut von Statten. Schlaggenwald, das an Bedeutung, Umfang und Bevölkerung über die andern Orte bereits entſchieden den Vorrang gewonnen, wurde zur königlichen Bergſtadt erhoben, und eine neue Bergordnung ſchien den alten Schwung des Betriebes wieder herſtellen zu wollen. Allein hatte dieſer bisher an den kleinen Uebelſtänden zu leiden gehabt, die bei der damaligen Organiſation der Arbeit wie allenthalben ſo auch hier kaum hintanzuhalten waren, ſo begannen an ſeinem Gedeihen nun die ungleich größern und ſchlimmern Uebel der Defraudation, der Unterſchleife und der deſpotiſchen Willkühr zu nagen, die mit der Verwaltung durch königliche Beamte noch weniger zu vermeiden waren. Unter Maximilian II. bereits war der Verfall zu einem ſehr bedenklichen Grade gediehen, und unter Rudolf II. waren die Schlaggenwalder, überdieß auch noch mit Schulden der königlichen Kammer ſehr belaſteten Werke vollends ſo weit herabgekommen, daß nicht einmal die Arbeiter mehr ordentlich bezahlt werden konnten. Dennoch war es möglich geworden, in der Zwiſchenzeit auch noch eine zweite Silberſchmelzhütte zu errichten, und lieferten zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Schlaggenwalder Gruben immer noch eine Ausbeute von mehr als 3000 Centnern Zinn jährlich. Auch fühlte Schlaggenwald als Stadt ſich immer noch reich genug, um der königlichen Kammer gegen die Verpfändung von Petſchau ein namhaftes Darleihen vorzuſtrecken. Nun aber kam die Alles drunter und drüber ſtürzende böſe Zeit des dreißigjährigen Krieges. Truppendurchzüge, Aufſtände und Ausreißen der Bergknappen, Gewalt von der einen, Widerſtand von der andern Seite wechſelten mit einander ab in dem durchgehends proteſtantiſchen Gebiete, und Schlaggenwald, das bisher noch ſo ziemlich ſich gehalten, erhielt mit dem Verluſte ſeines der Krone vorgeſchoſſenen Darlehens ſammt dem Pfande ſowie ſeiner ſonſtigen Beſitzungen und Privilegien nun auch den Vernichtungsſtoß. Petſchau mit einem großen Theile des Geländes kam an den kaiſerlichen Generalen Gebhard von Queſtenberg, Königswart mit dem Uibrigen an die Herren von Metternich. Was die Folgezeit brachte, waren nur ohnmächtige Anſtrengungen, von dem erlittenen Hauptſchlage ſich wieder zu erheben. Die Baue bei Sangerberg, Neudorf und Lauterbach, welches Letztere im Jahre 1772 außerdem durch eine Feuersbrunſt beinahe gänzlich verheert ward, gingen völlig ein. Von denen bei Schönfeld erhielt ſich nur ein geringer Reſt, der nun zu jenen von Schlaggenwald hin-

zugezogen ist, so daß mit diesem Reste der Bergbau in dem ganzen, einst so viel befahrenen Gebiete gegenwärtig auf 19 Gruben sich beschränkt, von denen jedoch nur 2 im Betriebe des Aerars sind. Das gewonnene Metall, etwa 300—400 Ctr. jährlich, wird zum größten Theile gleich an Ort und Stelle von den Schlaggenwalder und Karlsbader Zinngießern zu Geschirren, Löffeln, Krugdeckeln u. dgl. verarbeitet und von herumziehenden Händlern nach allen Enden der Monarchie ausgetragen. Die gute alte Zeit, da es kein wohlbestelltes Haus gab, von dessen Schragen nicht eine Front blanker zinnerner Teller, Schüsseln, Krüge und Kännchen niederschimmerte, ist nämlich vorüber. An die Stelle des Zinns ist das zwar minder dauerhafte, aber ungleich billigere Steingut und das pompösere Porzellan getreten, ja hat sogar seine Werkstätten in der unmittelbaren Nähe der alten Zinngruben etablirt, und das einst Gesuchte muß nun wandernd selbst suchen, wie es an Mann komme. In Einsiedel und Rauschenbach endlich macht auch der schöne Serpentinstein, zu allerlei Nutz- und Schmuckgegenständen gedreht, dem Zinn eine kleine Concurrenz. Die Petschauer aber, all diesen Wandel des Geschickes auf die leichte Schulter der holden Frau Musica nehmend, ziehen es vor, statt mit Zinn, Steingut und Serpentin, in kleinen Nomadenorchestern die Welt als Apostel des Frohsinns zu durchwandern.

X.

Wir kehren in das Städtchen Königswart zurück, wählen zu unserer Weiterwanderung von hier den südostwärts über den sogenannten **Haselhof** in das anmuthige **Altbachthälchen** und nach dem Dörfchen **Schanz** führenden Landweg, erreichen unfern von diesem, die in dem bereits erwähnten Dorfe **Siehdichfür**, bei Sandau verlassene Chaussée, und wenden uns, die von dieser in dem ebengenannten Dorfe gen Osten über den Altbach sich abzweigende Seitenstraße benützend, dem schattigen Thalgrunde des **Anschabaches** und in diesem dem zwischen Wäldern und Höhen überaus reizend eingelagerten Badeorte

Marienbad

zu. Eine hübsche, wohlgepflegte Straße führt uns längs des strauchumwachsenen Baches von Süden her an den freundlichen Curort, dessen Nähe sich allenthalben durch sorgfältig gehaltene Anlagen und zerstreute einzelne Bauten ankündigt. In einem nur nach dieser Seite sich öffnenden, an den übrigen von waldbesetzen Höhen — im Osten dem **Hamelikaberg**, im Nordosten dem **Mühlberg**, im Norden und Nordwesten dem **Steinhan**, im Westen dem **Schneidrang** und dem **Barnwald** — umschlossenen Thalgrunde zum Theil in der Tiefe, zum Theil an den Abhängen gelegen, bereitet der Ort dem Nahenden einen wahrhaft wohlthuenden, erfrischenden Anblick. Mit seiner Fülle von Bäumen und Büschen, mit den mannigfach gewundenen, sandbestreuten Pfaden, mit den laubumschatteten Bächen, mit den eigenthümlich geordneten, hellblinkenden Häuserreihen und den überragenden Waldungen, endlich mit seiner Kirche, seinen Bänken und seinen Brunnentempeln nimmt sich das Ganze eher wie ein vielbewohnter Park, als wie eine kleine Ortschaft aus. Unstreitig hat Marienbad die vielen örtlichen Reize, von denen Göthe und Zschokke zu ihrer Zeit so manches Schöne zu sagen wußten, zunächst dieser seiner ausnehmend günstigen Situation zu verdanken, nach dieser aber der nicht minder glücklich gedachten Anlage, bei der für's

Erste gleich der Mangel an Allem und Jedem, was man Gassen und Straßen zu nennen pflegt, wiewohl wir diese Bezeichnungen nichts desto weniger im Gebrauche finden, den Besucher auf's angenehmste und gewinnendste berührt. Der Grundsatz, ein Bad sei eigentlich nur ein großes Gesellschaftshaus für Kranke, die außer ihrer Heilung auch noch Erholung, Zerstreuung und Umgang suchen, erscheint in ihr auf's verständigste verwirklicht. Göthe schon in seiner behaglichen Ausdrucksweise fand sie „erfreulich." Wir sind überzeugt, er würde die Ausführung heute „wolthuend" finden. „Architekt und Gärtner," berichtet er an Zelter, „verstehen ihr Handwerk, und sind gewohnt, mit freiem Sinn zu arbeiten. Der Letztere, sieht man wohl, hat Einbildungskraft und Praktik. Er fragt nicht, wie das Terrain aussieht, sondern wie es aussehen sollte. Abtragen und Aufführen rührt ihn nicht." Und wahrlich, die Verdienste, die der brave Gärtner Skalnik, den Göthe hiermit meint, um die örtliche Annehmlichkeit Marienbads sich erworben, sind damit durchaus nicht überschätzt. Die Häuser stehen nicht in Doppelreihen einander gegenüber, sondern in Zeilen, die sich theils im Thale, theils längs der Lehnen hin um einen einzigen, großen, von vielfachen Wegen durchkreuzten, von Bächen durchrieselten und von Brücken, Lauben und Brunnentempeln gezierten buschreichen Rasenplatz anreihen. Während es unter minder umsichtiger Hand vielleicht ein langathmiger, schluchtmäßig thalabwärts sich windender Häuserzug geworden wäre, hat es sich so zu einem reizenden Wohngarten gestaltet, darin der von fern herbeigekommene Gast in der ersten Stunde gleich sich auf's traulichste angeheimt fühlt.

Die erste Kunde nun, die wir von den Quellen, denen dieser Ort seine Entstehung verdankt, besitzen, ist ein interessanter Auftrag Ferdinand's I. vom J. 1528, in welchem dieser auf die Mittheilung eines Herrn Christoph von Gründorf hin den damaligen Abt des nahen Stiftes Tepl auffordert, den zugleich mitkommenden Kammerboten sofort an den „Salzbrunnen," der sich auf den Gründen des Tepler Convents befinden solle, zu geleiten; „davon soll er wasser in flaschen schöpfen, vnd vns weiter zu vnserer Notturfft zu versuchen vnd zu ermustern überantworten." K. Ferdinand hoffte nämlich, in seinem Lande Böhmen durch die Errichtung einer Saline sich ein bleibendes Denkmal zu gründen. Der Versuch, wie begreiflich, mißlang, wurde aber nichts destoweniger unter Ferdinand II. und noch einmal unter Leopold I., 1665, wiederholt, wiewohl selbstverständlich mit demselben Erfolge. Die erste gedruckte Notiz über diesen Quell bringt indeß bereits das J. 1603 in Johann Thölde's Salzkunde, als welche ausdrücklich von einer „Salzsoole" berichtet, „die bei einem Kloster, zu der Döpl genannt, in einem großen Walde sich vorfindet." Eingehenderes jedoch erfahren wir erst von Balbin, dem fleißigen Historiografen Böhmens aus dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts, dem sein Freund, der Tepler Chorherr Aloisius Hackenschmidt, von nicht weniger als 60, meist salzhaltigen Quellen berichtete, die zu seiner Zeit im Gebiete des Stiftes Tepl sich vorgefunden haben sollten, und von denen er viele genau und noch heute erkenntlich nach ihrer Lage bezeichnete.

Dem Müller am Fuße des Podhornberges floß sogar einer neben dem Ofenloche in die Küche. Bei dem Dorfe Auschovic, eine Meile vom Stifte gegen Eger hin, kannte er sechs solcher Quellen, zwei unmittelbar bei dem Dorfe, vier im nahen Walde, deren „vorzüglichster und bekanntester seines überwiegenden Salzgehaltes wegen der Salzquell geheißen und vorzugsweise in ärztlichen Gebrauch gezogen wird." Aber auch die andern wurden schon damals von den Geistlichen des Stiftes bei sich ergebenden Erkrankungsfällen „auf Verordnung des Doktors" getrunken. Es ist unschwer, in denselben die heutigen Marienbader Hauptquellen wieder zu erkennen. Die Heilung des gichtkranken Rathes Kaiser Rudolf's II., Dr. Prudentius, der sich ganz gliederbrüchig an jene „Salzquelle" bringen ließ, in ihr badete, und sie frisch und gesund verließ, erregte ihrer Zeit so großes Aufsehen, daß die Chronik sie verzeichnen zu müssen glaubte. Zahlreiche Fremde, namentlich aus den benachbarten Gauen, kamen nun zu den Auschovicer Quellen wie zu geweihten, wunderthätigen Brunnen herbei, um hier für die verschiedensten Gebrechen Hilfe zu suchen, so daß Abt Raimund Wilfert II. sich veranlaßt fand, sie notdürftig fassen, und theils zur Unterkunft dürftiger Kranken, theils zum Aufenthalt für die von den Quellen während des Sommers Gebrauch machenden Chorherren selbst, im J. 1710 das noch heute bestehende Schlößchen Hammerhof erbauen zu lassen. Seine besondere Aufmerksamkeit wandte hierauf der Chorherr Damian Schulz, zugleich Apotheker des Stiftes, diesen Quellen zu. Er ließ die wichtigste derselben überdachen, und errichtete in ihrer Nähe ein hölzernes Kreuz, wornach sie auch von jener Zeit an mit dem heute zu einer europäischen Celebrität erwachsenen Namen „Kreuzbrunnen" bezeichnet wurde. Auch errichtete er gleich beian ein hölzernes Siedhaus, darin er aus ihrem Wasser in zwei eisernen Kesseln ein Salz abdampfte, das ein halbes Jahrhundert lang unter dem Namen „Tepler Salz" ein vielgesuchtes Arkanum blieb und dem Stifte ein hübsches Einkommen abwarf. Dies waren die Uranfänge des heutigen Marienbad, von den Aerzten nicht genug unbeachtet, um gleich wieder zu verkümmern, aber auch nicht genug werthgehalten, um sich weiter zu entwickeln, als 1779 der eigentliche Vater dieses Bades, Dr. Nehr, seine Stelle als Stiftsarzt zu Tepl antrat. Immer noch, da der Hammerhof eigentlich zu entfernt lag, war die eben erwähnte Salzsiederhütte das einzige gastliche Obdach, das dem Hilfesuchenden hier sich aufthat, und auch dies bereits ein dem Verfalle nahes, selbst der Nachhilfe bedürftiges. Im Uebrigen war Alles ringsumher dichte Wildniß, altbemooster Fels, Steingerölle und Moorsumpf ohne Weg und Steg. Der damalige Abt, Graf Christoph Trautmannsdorf, der den Brunnen um diese Zeit selbst gebrauchte, ließ auf Andringen des eifrigen Doktors sich zwar herbei, den Bau eines etwas besser gearteten Unterkunftshauses unfern der Quelle anzuordnen, stellte denselben jedoch mitten im Besten, als einen überflüßigen Luxus, gleich wieder ein. Doch wollte er zweien seiner Unterthanen, die der rastlose Doktor dazu animirt, nicht wehren, sich auf ihre eigenen Kosten hier anzubauen. Die im Stil der benachbarten Dörfer gehaltenen Riegelhäuser dieser Beiden waren somit die

ersten wirklichen Ansiedelungen in der bisher unbewohnten Wildniß. Im J. 1790 erst, unter dem den Quellen gewogeneren Abte Ambrosius Schmidt, kamen noch eine neue Siederei, eine Mühle und ein Waffenhammer hinzu. Das war aber auch, die große Concession eines Badehäuschens, darin man wenigstens „sich ehrbar aus- und ankleiden konnte," etwa ausgenommen, auf weitere zehn Jahre hinaus Alles, und so begrüßte Mariabad das neue Jahrhundert. Erst als Nehr, dem in der Person des Chorherrn Reitenberger ein wackerer Mitstrebender sich angeschlossen, nunmehr aus eigenen Mitteln ein ordentliches Haus gebaut und der Badegäste bereits so viele sich einzufinden anhuben, daß ihrer die Meisten „auf den Böden unter den Dächern" fürlieb nehmen mußten, entschloß sich auch der dazumalige Abt Pfrogner ein Ueberflüssiges zu thun und auf Kosten des Stiftes gleichfalls ein Haus, aber nur mit acht Badekämmerchen und — fünf kleinen Wohnzimmern herzustellen. Indeß hatten bis zum J. 1805 auch noch sechs neue Ansiedler an den Quellen sich angebaut, das sumpfige Terrain war in etwas trocken gelegt und von Gestrüpp und Baumklötzen gesäubert worden und das drängende Bedürfniß hatte sogar den Bau eines neuen, umfassenden Badehauses erzwungen, während das alte — in ein Hôtel umgewandelt wurde. So stand es, als Reitenberger, 1814, die Prälatur antrat. Mit ihm aber sollte auch die Periode des mit fast unglaublicher Raschheit zunehmenden Aufschwunges des Ortes beginnen. Im J. 1818 zählte dieser bereits 16 Häuser, hatte seine Curliste, seine Promenaden und seine Musik, und trat endlich 1818 mittelst Regierungserlasses unter dem Namen Marienbad, — der sich übrigens nach einem bei dem Marienbrunnen aufgestellten Marienbilde seit Jahren bereits durch den Gebrauch von selbst gemacht hatte — in aller Form als Viertes im Bunde in die Reihe der böhmischen Bäder. Nach weiteren fünf Jahren war die Zahl der Häuser bereits auf 40 gestiegen, die der permanenten Einwohnerschaft auf 500. Bauten, Strassen, Gartenpartien und Wege fanden sich nach einem einheitlichen Plane und in großem Maßstabe angelegt. Felsen waren hinweggeräumt, Hügel abgegraben, Tiefen ausgefüllt, die Bäche überbrückt. Bald erhielt auch der Kreuzbrunnen seinen prachtvollen Überbau; die Auschovicer Quelle, nunmehr nach dem Regenten, der vor drei Hundert Jahren wenigstens die gute Absicht gehabt, daraus Salz zu sieden, „Ferdinandsbrunnen" genannt, war zugänglicher geworden; der urweltliche Schlamm füllte behagliche Badewannen; eine Kirche und eine Schule waren erbaut, und selbst für die Genossen des Thespiskarrens war mit einem regensicheren Tempel, freilich vorläufig nur einem bretternen, vorgesorgt. Ein lebendiges Bild dieser regen Zeit des raschen Emporkommens hinterließ uns unter Anderen Göthe, der in jenen Jahren Marienbad wiederholt besuchte, in einem andern Briefe an seinen Freund Zelter, den Liedertondichter: „Mir war es, als wäre ich in den nordamerikanischen Einsamkeiten, wo man Wälder aushaut, um in drei Jahren eine Stadt zu bauen. Die niedergeschlagene Fichte wird als Zulage verarbeitet. Der zersplitterte Granitfels steigt als Mauer auf und verbindet sich mit den kaum erkalteten Ziegeln. Zugleich

arbeiten Tüncher, Stuccateure und Maler von Prag und andern Orten in Accord gar fleißig und geschickt. Sie wohnen in den Gebäuden, die sie in Accord genommen, und so geht Alles unglaublich schnell.“ Mehr jedoch sollte diese, seine kühnsten Wünsche übersliegende Verwirklichung seiner Plane nicht mehr erleben. Er war bereits 1820 gestorben, und sein Freund, der wackere Abt Reitenberger, zog sich wenige Jahre darauf, nachdem unter seinen Auspizien außer dem Armenhospitale noch der schöne Cursaal und manche andere treffliche Anstalt entstanden, in die Einsamkeit des Prämonstratenserstiftes Wildau nächst Junspruck zurück. Die beiden braven Männer hatten ihr Tagewerk ebenso schön wie redlich vollbracht. Die Existenz Marienbad's war gesichert, und ihren Nachfolgern blieb nichts zu thun, als, nachdem das J. 1848 endlich auch die nicht immer gerade förderliche Abhängigkeit von der zeitlichen Grundherrschaft gelöst, auf der einmal gebrochenen Bahn es zu dem prosperirenden Standpunkte weiter emporzufördern, auf welchem wir es heute finden. Und fahren die unternehmenden Marienbader so fort, wie sie immer noch rührig sich dazu anlassen, so wird statt der vier oder fünf Feuerstellen, die das eben rollende Jahrhundert hier vorgefunden, das nächstbeginnende wohl von der schönsten Stadt des böhmischen Nordwest hier begrüßt werden. —

Wir haben, indem wir von Marienbad sprachen, eben erst zu wiederholten malen des Stiftes

Tepl

gedacht, und dürfen es nicht unterlassen, nach jenem jüngsten Orte des Tepler Gebirges nun auch diese altdenkwürdige Stätte aufzusuchen. Die Straße, die am südlichen Abhange des Hamelikaberges aus dem Badeorte gen Einsiedel und von da weiter durch's Tepelthal gen Karlsbad führt, bringt in einer halben Stunde uns nach dem Dörfchen **Abaschin**, und der Landweg von hier, der, während jene ihren Ziel entgegen nordwärts sich wendet, ostwärts von ihr durch den **Podhornwald** sich abtheilt, nach weitern anderthalb Stunden über **Gramling** nach dem genannten Stifte. Stattlich und mit dem angedunkelten Gestein und den übereinandergeschichteten Spitzbogenfenstern von dem waldigen Hintergrunde sich abhebend, treten die beiden Thürme, das hohe Alterthum verkündend, dem Nahenden schon von Ferne malerisch und bedeutsam entgegen. An den Wechsel manigfacher Geschicke mahnend und in deren Folge im verschiedenartig erneuten Gewande jüngerer Zeiten begrüßt ihn die unmittelbare Nähe der umfassenden, von Gärten umringten und die Landschaft weithin beherrschenden Abtei. Sie ist eine der wenigen, die der Prämonstratenserorden, vorzüglich in Böhmen, noch inne hat. Im J. 1120 durch den Xanthener Chorherrn und nachmaligen Erzbischof von Magdeburg, Norbertus, auf einer waldumschlossenen Wiese bei Coucy in Frankreich gestiftet, welche der Gründer als ihm eigends zu diesem Zweck von Gott angewiesen bezeichnete, und von welcher — „pré montré“ der erste Konvent auch seinen Nahmen annahm, verbreitete sich dieser, der strengen

Regel des heil. Auguſtin folgende Orden raſch über Spanien, England, die Niederlande, das deutſche Land, Polen u. ſ. w. Eines ſeiner früheſten Klöſter, herangezogen durch König Wladiſlav II. und deſſen fromme Gemalin Gertrud, gründete er unter anderen um 1240 in der Nähe von Prag auf dem Berge Strahov, zu unſrer lieben Frau auf dem Berge Sion genannt. Von dort, etwa fünfzig Jahre ſpäter, verpflanzte er ſich ſodann nach Tepl. Auf derſelben Stelle, welche heute das Stift einnimmt, oder etwas weiter nordwärts an der des heutigen gleichnamigen Städtchens ſtand dazumal die von uns bereits erwähnte Burg Teplá, und zwar damals ſchon von Alters her, da ihrer bereits Cosmas, der volle anderthalb Jahrhunderte früher gelebt und geſchrieben, in ſeinen Aufzeichnungen gedachte. Herr auf derſelben und in einem weiter ſüdwärts bis über Pilſen, nordwärts bis gegen Schlackenwerth hin ſich erſtreckenden Umkreiſe, war Hroznata, der Sohn und Erbe des in der letzten Siegesſchlacht des Bauernfürſten Sobéslav im J. 1179 bei Lodénic gefallenen Wladiken Sezyma. Herr Hroznata war ein überaus gottesfürchtiger Mann, und da er das Unglück gehabt, frühzeitig ſeine Gattin und ſeine beiden Söhne zu verlieren, ſo ſchritt er 1193, Troſt für ſeinen Gram in frommen Werken ſuchend, zur Gründung eines Kloſters, das er den damals eben ſo ſehr einflußreichen Chorherren des Stiftes Strahov zu übergeben beſchloß. Den Bau, in welchem der damit betraute Baumeiſter, wie heute noch wahrzunehmen, offenbar das zu ſeiner Zeit möglichſt Schönſte und Impoſanteſte zu leiſten befliſſen war, bewachte er ſelbſt. In einer kupfernen Schale, die in dem Muſeum des Stiftes zur Stunde noch gezeigt wird, ſtellte er jeden Abend den für das eben beendete Tagewerk entfallenden Lohn hin, davon dann Jeder der Arbeiter ſelbſt den ihm zukommenden Lohn ſich herausnahm, ohne daß je darüber ein Streit entſtanden wäre. So ehrlich waren damals noch die Leute, oder ſo verträglich ſtimmte ſie das fromme Werk, das mit ihren Armen ſie fördern halfen. Mitten im Beſten traf ihn die Kunde von dem Kreuzzug, den Papſt Cöleſtin III., um die verlornen Erfolge Richard Löwenherzens und Philipp Auguſt's von Frankreich möglichſt wieder einzubringen, im J. 1196 für das nächſtfolgende Jahr in franzöſiſchen und deutſchen Landen predigen ließ, und er entſchloß ſich, den Kloſterbau einſtweilen der Obhut der Chorherren ſelbſt überlaſſend, den Schaaren der im Frühjahr 1197 gegen Rom wallenden Kreuziger — man zählte unter ihnen nur an kampfentflammten Knaben bei 50000 — ſich gleichfalls anzuſchließen. Ungewiß jedoch ſeiner Rückkehr verfaßte er zuvor ſein Teſtament, und ſetzte darin, einige kleine Ausgedinge für ſeine beiden Schweſtern ausgenommen, das eben in der Gründung begriffene Stift zu ſeinem Univerſalerben ein. Das Kriegsglück war den Kreuzigern diesmal noch weniger gewogen als ſchon einmal vordem. Ja ſie kamen nicht einmal dahin, es zu erproben. Sie brachten zwei Jahre lang ihre Zeit in den Klöſtern und Kirchen Italiens hin, durch Bußübungen und Gebete ſo lange ſich vorbereitend und rüſtend, bis ſie endlich ſich verliefen, um ihre unverſuchten aber auch ſcharten- und lorbeerloſen Schwerter in die Heimat zurückzutragen. Auch

Chrám kláštera v Teplé.

Nakladatel I. L. Kober v Praze

Kirche des Stiftes Tepl.

Verlag von I. L. Kober in Prag

Herr Hroznata kehrte mit seinem Gefolge heim, brachte aber von Rom wenigstens die vom Papste ihm ausgefertigte Bestättigung seiner Stiftung mit. Als einen Ersatz für die Heldenthaten, die er unter den Mauern Jerusalem's zu vollführen gedacht und um die er nun auf so ruhmlose Weise gebracht war, gründete er in einem andern Theile seiner weitläufigen Besitzungen, zu Chotěšov, südlich von Pilsen, nach derselben Ordensregel jetzt auch ein Frauenkloster, in welchem sofort auch seine aus Polen als Wittwe heimgekehrte Schwester Vojslava den Schleier nahm. Um hinter ihr nicht zurückzubleiben, trat er selbst als Novize in das mittlerweile fertig gewordene Stift zu Tepl, nachdem er demselben dem Inhalte seines Testamentes gemäß, noch bei Lebzeiten, alle seine Besitzungen in's freie Eigenthum übergeben. Wie unumschränkt das Kloster jetzt schon mit denselben walten konnte, geht unter anderm daraus hervor, daß es schon im J. 1216 das schöne Gut Přibram, in welchem später die reichhaltigsten Silbergänge Böhmens aufgegangen, dem Prager Bischofe Andreas verkaufte. Wie ernst aber Herr Hroznata es mit seinem Mönchthum nahm, mögen wir daraus entnehmen, daß wir ihn erst seit 1215, nach dem Tode des ersten Abtes Johannes, mit der pröbstlichen Inful des Stiftes, das seine Schöpfung war, bekleidet finden. Er trug sie nicht lange. Von seinen Gebietsnachbarn, und unter diesen wieder von der egerländischen Ritterschaft heftig angefeindet, wurde er von einem der Letztern auf einer Rundreise durch die Kirchenorte des Stiftes überfallen, gefangen genommen, auf das Raubschloß Kinsberg geschleppt und daselbst eingekerkert. Man wollte nicht seinen Tod. Aber der reiche Mann, der Alles den Geistlichen geschenkt, sollte nun auch den edlen Raubrittern etwas zu Gute kommen lassen. Man war so billig, nur ein Lösegeld von ihm zu fordern. Und da dies, angeblich weil er selbst es sich verbat, daß das Vermögen des Stiftes um seinetwillen auch nur um einen Deut gekürzt würde, ausblieb, glaubte der haushälterische Ritter Hinz von Kinsberg, um seines Gefangenen willen sich wenigstens nicht auch noch in unnütze Erhaltungskosten versetzen zu sollen, und ließ ihn einfach verhungern. Er starb im Thurme auf Kinsberg, wie angenommen wird, am 14. Juli 1217. Ritter Hinz, als die Chorherren von Tepl nun wenigstens die Leiche ihres Stifters und Abtes von ihm herausforderten, ließ sich billiger finden, und so fand dieser denn nach einem so schrecklichen Sterbelager in der von ihm erbauten Stiftskirche wenigstens eine friedliche Ruhestätte. Wir finden sie in derselben, gekennzeichnet durch einen darüber gebreiteten Teppich, unmittelbar vor dem Hauptaltare. Ehemals zierte diese Stätte ein in Silber gearbeitetes Standbild des Märtyrers. Noth aber kennt kein Gebot. Das silberne Standbild in schlimmer Kriegszeit wanderte in die Münze. Dafür erhob sich dem Angedenken des Märtyrers bei einem der Seitenaltare eine Art bestgeschnörkelten Mausoläum's, an dem nichts einfach ist, als die Inschrift: „Hroznata Fundator Teplensis et Chotieschoviensis", und es wurden in der Gruft neben seinen steinernen Sarg, nachdem das Nonnenkloster zu Chotěšov unter Kaiser Josef II. aufgehoben worden, nun auch die irdischen Reste

seiner Schwester Voislava beigesetzt. Der Bau des Stiftes und der Kirche, zur Zeit des Todes ihres Gründers noch lange nicht vollendet, gedieh jedoch erst fünfzehn Jahre nach demselben, da die Chorherren nichts unterließen, um ihn auf's Prachtvollste auszuführen, zu Ende, und wurde darauf in Gegenwart König Wenzel's I. und einer glänzenden Versammlung von Bischöfen, Prälaten, Herren und Rittern im Sommer 1232 durch den Prager Bischof Johann II. von Drazic feierlichst consecrirt. Für die Kosten, welche die Bewirthung der Gäste dem Stifte verursacht, schenkte der König, gleichfalls nur, um das Vermögen desselben in nichts zu verkürzen, demselben bei dieser Gelegenheit ein ganzes Dorf, wiewohl es ungeachtet der großen Bauauslagen aus seinen Einkünften bereits so viel erübrigt hatte, um im Jahre darauf schon einen Distrikt mit sechszehn Dörfern selbst hinzukaufen zu können. Aber all dies Gedeihen, das in der Folgezeit noch durch manchen anderen Zukauf, durch vortheilhafte Tausche und namentlich durch die Erträgnisse ganz trefflicher Bergwerke, wie z. B. der Goldseifen im Walde Haj und der Silbergruben bei Einsiedel, nicht wenig erhöht wurde, sollte von Zeit zu Zeit auch manche sehr empfindliche Störung zu erleiden haben. Im J. 1278 zuerst plündernd fanden sich die Schaaren des Besiegers Premysl Otakar II. ein. Sie hausten hier so arg, daß nach ihrem Abzuge eine gründliche Restauration und neuerliche Einweihung nöthig wurde. Im J. 1421 auf ihrem Zuge von Pilsen herauf plünderten das Stift im Vorüberziehen die Prager, ein Mißgeschick, das im Hinblick auf das gleichzeitige Schicksal anderer Klöster noch ein wahres Glück zu nennen war. König Sigismund, wie sehr auch den Tepler Chorherren gewogen, stellte deren Opferwilligkeit doch auf eine gar harte Probe, indem er, um den Krieg gegen die Ketzer bestreiten zu können, einen großen Theil der Besitzungen des Stiftes geradezu verkaufte, und einen noch größern verpfändete, den es, wollte es ihn nicht ganz verloren geben, aus eigenen Mitteln später selbst zurücklösen mußte. Das offenkundige feindliche Verhältniß zu dem Ketzerfürsten Georg von Poděbrad brachte dem Convente gleichfalls keine Rosen. Die Gegend von Tepl, 1460, war der Schauplatz des Sieges Georgs über das deutsche Reichsheer, und nicht nur daß das kaum restaurirte Stift bei dieser Gelegenheit abermals, und zwar gerade von denen, die es beschützen hätten sollen, vom Boden bis zum Keller ausgeraubt und zum Theil sogar eingeäschert wurde, fuhr auf das Haupt des Abtes überdies, dem sein begreifliches Bemühen, sich vor Schaden zu wahren, den Verdacht der Hinneigung zu dem anathemasirten Böhmenkönige zugezogen, vom päpstlichen Stuhle gleichfalls der Bannstrahl nieder. Der Schutz, in dem jetzt das Stift, um sich vor weiterem Unheil zu bewahren, zuerst unter die Herren von Plauen und dann unter die Herren von Schwamberg sich begab, kam ihm eben so theuer, wie eine nochmalige Plünderung zu stehen, und die Händel, mit denen es vom Anfang des 16. Jahrhunderts an seine mächtigen Nachbarn, die Herrn Pflugk von Rabstein, unausgesetzt heimsuchten, wogen reichlich die Verheerungen eines feindlichen Feldzugs auf. Auch nicht gerade segenbringend für dasselbe war das Wieder-

auflodern des kaum erst gedämpften religiösen Zwiespalts, den die Lehren des Wittenberger Augustinermönchs in Böhmen entzündeten, und vollends den Untergang drohend der Ausbruch der protestantischen Erhebung bald nach Beginn des 17. Jahrhunderts. Es hatte dies vornehmlich einem seiner eigenen Ordensmitglieder zu verdanken, dem in die Geschichte des Majestätsbriefes so verhängnißvoll verwickelten Freund und Günstling Rudolf's II., Johann Lohelius. Zu Wogau im Egerlande im J. 1549 geboren, kam er, der Sohn eines Ackerknechts, als dreizehnjähriger Junge in das Stift Tepl, um hier als Stallbursch zu dienen. Abt Johannes Murrgus wurde auf die Fähigkeiten, insbesondere das musikalische Talent des jungen Roßwärters aufmerksam, ließ ihn unterrichten, und nahm ihn endlich, nachdem er ihn zuvor 1570 als Organist in der Stiftskirche angestellt hatte, im J. 1573 in den Orden auf. Fünf Jahre darauf, im Alter von 27 Jahren, war Lohelius bereits Abt des Stiftes Strahov, mit 38 Jahren Generalvicar aller Prämostratenserstifte in Oesterreich und Polen. Durch seines kaiserlichen Gönners Einfluß wurde er 1612 Erzbischof von Prag. Einer der einflußreichsten und eifrigsten Widersacher der Reformationsbewegung in Böhmen, war er es, der das protestantische Bethaus zu Klostergrab hatte schließen lassen, und dadurch das Signal zum Auflodern des Kampfes auf Tod und Leben gab, in den das protestantische Böhmen sich nun stürzte. Dem Stifte Tepl von Seite des protestantischen Regierungs-Directorium's brachte dieß 1619 die Einziehung aller Besitzungen ein. Die Chorherren zerstoben nach allen Weltgegenden, den Abt führte Mannsfeld als Gefangenen in seiner Escorte mit sich herum. Das Stift wurde das Quartier ständischer Arkebusiere, die nun aus den Orgelpfeifen, denen Johann Lohelius einst so fromme Harmonien zu entlocken verstanden, Kugeln für ihre Feuerröhre goßen. Schon waren die Grundmauern des Stiftes untergraben, schon die Minen gelegt, um es in die Luft zu sprengen, als, eben zur rechten Zeit noch, um das Schlimmste zu verhüten, die Kaiserlichen kamen und die Ständischen hinauswarfen, um das Stift zwar von dem Untergange zu retten, darin selbst aber noch schlimmer als diese zu hausen. Als Abt und Chorherren, nachdem Ferdinand II. dem Stifte alle Besitzungen wieder zurückstellen hatte lassen, im J. 1623 darin sich wieder einfanden, mag der Zustand, in dem sie Alles fanden, ein genug trostloser gewesen sein. Die Kirche, seit 1611 abgebrannt, stand ohne Dach. Die kunstreich geschnitzten, alterthümlichen Chorstühle waren in Pferdeställe umgewandelt. Das Refektorium war ein Lazareth. In den Zellen der Chorherren lag alles in Trümmern. Die umfassendste, gründlichste Restauration war nöthig geworden, und manches sogar mußte von Grund auf neu gebaut werden. Die Mittel des Stiftes waren aber so erschöpft, daß dies für's Erste gar nicht möglich war. Noch einmal, 1660, mußte die Lohe eines furchtbaren Brandes durch die nur kümmerlich bewohnbar gemachten Räume wüthen, ehe man endlich, 1663, an die so lang verschobene Wiederherstellung schreiten konnte. Zuerst nahm man die Kirche in Angriff und drei Jahre später, 1666, das Stiftsgebäude. Aber nur stückweise ging das Werk vorwärts, und

jahrelange Unterbrechungen traten ein, ehe die Kräfte des Conventes sich soweit erholt hatten, daß der Bau im J. 1690 endlich ernstlich in's Fördern genommen werden konnte. Dienzenhofer, einer der geistreichsten aber auch meistschnörkelnden Stilisten der Renaissance, lieferte die Zeichnungen und Pläne. Aber dennoch bis 1720 und im Innern sogar bis 1750 hinaus dauerte es, ehe Alles so zur Vollendung kam, wie wir es jetzt vor uns schauen. Was Wunder dann, daß an der denkwürdigen Stätte die verschiedenen Zeitläufe und die verschiedensten Stile in so seltsamem, leider nur nicht immer harmonischem Vereine sich abspiegeln! Der Unterbau der Thürme und das Hauptmauerwerk der Kirche in seiner vorgothischen, beinahe kahlen Einfachheit erinnert an die Tage der Gründung. Der Ueberbau der Thürme mit seinen Spitzbogen zeigt die spätere gothische Meisterhand. Die Portale, das Stiftsgebäude und die innere Ausschmückung der Kirche tragen das Gepräge überwuchernder Renaissance zur Schau, dessen höchstes Interesse für uns auf das sich beschränkt, was unsre heimischen Künstler dabei geleistet. Die vergoldeten Statuen zur Seite des Hochaltares sowie auch das meiste Schnitzwerk lieferte der Prager Bildhauer Ignaz Platzer. Die Bilder an den Seitenwänden dieses Altars sind von der Hand Meister Prantls, jene der Seitenaltäre zum großen Theil von der des Nimburger's Kramolin. Die Fresken an der Decke malte der Schlaggenwalder Elias Dollhopf, die der Hroznatalegende Lukas Wolf. Besichtigen wir nun auch die Gallerie der Aebte, die manches kostbare alte Buch bergende Bibliothek, die, den Geognosten besonders anziehende, vorzugsweise das Umgebirge repräsentirende Mineraliensammlung und die, per tot discrimina rerum glücklich geretteten Alterthümer des Stiftes, so mögen wir immerhin befriedigt unsern Stab von einer Stätte weitersetzen, die durch das Gedächtniß von acht Jahrhunderten geweiht ist, und der die bedeutsamsten Momente der Geschichte unseres Vaterlandes ihr Merkmal der Erinnerung aufgeprägt.

XI.

Ein mächtiger Bergrücken senkt sich vom Podhorn südwärts ins Land hinab, das **Planer Gebirge**, überragt etwa in der Mitte seines Zuges von den Urkalkfelsen des **Lazurberges**, in dessen durchwühlter Tiefe die Alles versuchenden Schlicke außer nach Silber und Kupfer auch nach dem kostbaren Wundersteine Lapis Lazuli nachgraben lassen, wie denn hiervon auch ihm der Name geblieben, — dann weiter hinab vom **Kinnkaberge**, und unterhalb dieses mit dem isolirten **Wolfsberg** (2050′) im Quellengebiet der **Mies** sich abschließend. Jenseits desselben, im Westen, tauchen die bewaldeten Züge des **Dreihackener-** und des **Heiligenkreuzer Gebirges** hervor, in deren Hintergrund, zum Theil schon in Baiern, der Hauptkamm des nördlichen **Böhmerwaldes** den Gesichtskreis säumt. In die Tiefe zwischen diese Berge gebettet breitet die **Planer Ebene** sich aus, und liegt an der von Sandau niederführenden Strasse das von uns bereits früher genannte Städtchen

Plan

mit dem uralten Schlosse der Herren von Seeberg, die während der zweiten Hälfte des 14. und während des ganzen 15. Jahrhunderts daselbst ihren Sitz hatten, gefolgt mit dem Beginne des 16. von einer, durch Grafen Stefan, den Sohn Kaspar's II. auf Schlackenwerth, dort gegründeten besonderen Linie der Schlicke, die katholisch geblieben und während der gesammten politisch-religiösen Bewegung in der Zeit von 1547 bis 1620 bei der Sache ihrer königlichen und kaiserlichen Herren treu ausharrend, von Gnaden und Auszeichnungen überhäuft, in diesem Besitze bis in die Tage Leopold's I. sich erhalten. Die Meisten Ihrer mit ihren Gattinnen liegen auch in der dortigen alten, vom Grafen Kaspar gleichzeitig mit der zu Joachimsthal neuumgebauten Kirche neben Denen von Seeberg begraben; so Graf Stefan selbst († 1541), Graf Moritz († 1578), der kaiserliche Marschall Graf Friedrich († 1597) und Graf Franz Ernest († 1661), von dem die Besitzung auf die Grafen

Zinzendorf überging, um bei dieſen bis auf den Letzten ihres Geſchlechtes, den Grafen Prosper († 1822), zu verbleiben und ſodann an die Grafen Noſtic-Rhinek zu gelangen. Wir aber laſſen, von Tepl weiterwandernd, das Städtchen mit der Ebene, in der es liegt, zu unſerer Linken, — den **Granitſchauer** (2470′) und den **Vidziner Berg** mit dem Städtchen **Neumarkt** (Útery), einſt dem Wittwenſitze der Königin Conſtantia, Mutter Wenzels I., zu unſerer Rechten, und wenden uns über die Hochfläche, in welche das Planer Gebirge nach Oſten hin ſich fortſetzt, auf beſcheidenem Landwege dem Städtchen

Weſerie

zu, das wir nach kleinen zwei Stunden erreichen. Auf der Burg, deren nur noch ſpärliche Reſte hoch oben über dem Städtchen der Wanderer kaum gewahren würde, mahnte ihn nicht die Erinnerung an ein in der Geſchichte oft genanntes Herrengeſchlecht, ſich nach denſelben umzuſchauen, hatte von den vier Linien, Krakovſky, Novohradſky, Libſteinſky und Bezdružický, in welche die Söhne Harbarts von Kolovrat während des erſten Viertels des 15. Jahrhunderts ſich verzweigten, die letztgenannten ihren Stammſitz. Herr Johann Kolowrat-Bezdružický, des Herrn Harbart drittgeborner Sohn und der Stifter derſelben, wurde, als Georg von Podèbrad im Jahre 1550 zur Reconſtituirung des ſeit zehn Jahren aufgelöſten königlichen Landrechts ſchritt, von dieſem in dasſelbe als einer der zwölf Beiſitzer aus dem Herrenſtande berufen, eine Auszeichnung, die vor der Auflöſung dieſes oberſten Gerichtshofes in Böhmen auch ſein Vater genoſſen. Auch nahm er an dem Feldzuge, den Georg von Podèbrad im J. 1461 als König gegen ſeinen Hauptgegner in der Bewerbung um die römiſche Königskrone, den Markgrafen Friedrich von Brandenburg, unter dem Oberbefehle Zdenko's von Roſenberg nach der Lauſitz ausfertigte, rühmlichen Antheil. Schon zu Ende des 15. Jahrhunderts indeß verließen die Kolovrat-Bezdružický dieſe ihre Stammdomäne, die ihre Beſitzer ſeitdem vielfach wechſelte, bis ſie im J. 1711 durch den Reichsfürſten Maximilian Karl von Löwenſtein-Rochefort an die vom Grafen Johann Theodor Löwenſtein-Wertheim hundert Jahre zuvor geſtiftete katholiſche Linie des pfälziſchen Hauſes Löwenſtein gelangte, der ſie auch jetzt noch zugehört, und deren neues, im J. 1777 erbautes Schloß wir zu Füſſen der Trümmer des alten gewahren. Ungleich mehr aber, als dieſe dürftigen Reſte ſowohl wie dieſer neue, ſtolze Herrenſitz zieht uns, kaum eine Stunde von dem genannten Städtchen ſüdweſtlich, die Ruine einer andern Burg an, aus der, als ſie noch ſtattlich hoch oben auf dem langgedehnten und breit abgeplatteten Baſaltkegel prangte, mancher, mit Schwert und Wort in die Geſchichte unſeres Vaterlandes mächtig eingreifende Kämpe hervorgegangen, und an die wir nun, das Gedächtniß der ſtürmiſcheſten aber auch glänzendſten und verheißungsreichſten Tage Böhmens in uns wach rufend, herantreten, — die Ruine

HRAD KRASIKOV U SVAMBERK.

Nakladatel J. L. Kober v Praze

BURG SCHWAMBERG.

Verlag von J. L. Kober in Prag

Universitäts- u. Landesbibliothek

Pfraumberg.

Von fernher gewahren wir bereits, daß die nicht nur Geschlechter sondern auch deren Angedenken tilgende Zeit auch an dieser Stätte nur noch dürftige, dem völligen Verschwinden entgegeneilende Reste der ehemaligen Macht und Pracht übrig gelassen. Und in der That, nachdem wir den alten Weg emporgeklommen, den längs der östlichen Längenseite des kahlen und rauh abschüssigen Kegels vielleicht schon der Gründer der Burg zu dem schroffen südlichen Ende desselben durch den Felsen hinangebrochen, und an dem Schutt eines ehemaligen Streitthurmes vorüber umbiegend auf der Höhe des Plateau von Westen her in den weiten Hof der ehemaligen Vorburg getreten: — der Anblick in der Nähe bietet nichts, was dem aus der Ferne zu widersprechen vermöchte. Wo standen die Thore, von deren Zinnen nieder einst eisengepanzerte Streiter die Zugänge bewacht, wo die Ringmauern, deren Brüstung die kampfbereiten Mannen barg? Die nun mit Obstbäumen und Küchenbreten bedeckte Stelle des Vorwerkes läßt nur mehr eine überdies zweifelhafte Felsenböschung errathen. Nach Spuren von Wohnstätten umher sucht das Auge vergebens. Eben so wenig, nachdem wir aus diesem Raume über den gestrüpperfüllten Quergraben, den einst die Zugbrücke überspannt, gegen Norden in den kleinern, eigentlichen Burghof getreten, gibt von den stattlichen Bauen, die diesen einst umschlossen, mehr als ein kümmerliches Mauerstück mit drei oder vier Fenstern und der entkrönte Wartthurm Kunde. Nur die Kapelle und der zu ihr gehörige Glockenthurm, an der Ostseite der ehemaligen Vorburg, freilich in den Tagen des Verfalles alles Uibrigen von der Pietät der Burgherren noch erneuert und durch fromme Stiftungen auch für die Zukunft gesichert, haben sich noch so ziemlich erhalten, — Denkmale der Unerschütterlichkeit, mit welcher die Herren dieser Stätte selbst, bis daß endlich auch sie verschollen, als treue Kämpen stets zur Kirche gestanden.

Als Gründer dieser Burg nun, deren Name ursprünglich Krasikov lautete, gestattet die Vermuthung zwei Brüder gelten zu lassen, Neostup und Bohuslav (I.), die noch vor Ende des 12. Jahrhunderts hier gesessen sein sollen, und deren Namen wir in Urkunden aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts allerdings begegnen. Sie mußten im hohen Ansehen gestanden und in der Gegend, namentlich gegen das benachbarte Franken hin, auch sonst noch ausgedehnte Besitzungen inne gehabt haben; denn von ihren Nachfolgern und Erben, den Brüdern Racek (I.) und Bohuslav (II.) war jener Burggraf auf der wichtigen Gränzfeste Přimda, dem spätern Pfraumberg, und hatte seinen Sitz auf Skvořin, einer Burg unfern den ebengenannten Veste, also bei fünf Stunden von hier südwärts, indeß der andere auf Krasikov geboten zu haben scheint. Racek (Ratmir) starb im J. 1287, und sein Sohn Bohuslav (III.), der seinen Namen von Bor führte, dem heutigen Städtchen Hayd, gleichfalls unfern Pfraumberg, bekleidete von 1272—1285 das Burggrafenamt auf dieser Veste ebenfalls. Zunächst nun, ohne jedoch das Verhältniß seiner Abstammung von den

zuletzt Genannten näher zu kennen, begegnen wir im J. 1310, um welche Zeit die Burg und das auf ihr wohnende Geschlecht den čechischen Namen Krasíkov bereits vorlängst mit den deutschen Schwannberg, woraus später Schwamberg wurde, vertauscht hatte, einem Bohuslav (IV.) von Schwamberg unter der Gesandschaft des böhmischen Landtags an K. Heinrich den Luxemburger, die damit beauftragt war, diesem die Krone Böhmens für seinen Sohn Johann anzubieten, und gleichzeitig mit ihm seinem Sohn Bohuslav (V.), den Johann von Luxemburg an seinem Krönungstage zu Prag, 7. Febr. 1311, mit noch einem jungen Edlen zum Ritter schlug, und der sodann im Vereine mit diesem seinem jungen Genossen während des ganzen darauf folgenden feierlichen Hochamtes die Krone über dem Haupte des Neugekrönten hielt. Die Schwamberg nach alledem mußten zu dieser Zeit bereits zu den ersten Geschlechtern des Landes zählen, wie wir denn in der That die beiden Brüder Bohuslav (V.) und Jaroslav am Hofe Karls IV. bald darauf in hervorragenden Stellungen finden. Jaroslav war mit Einer der Unterzeichner der goldenen Bulle, Bohuslav bekleidete zuerst das Amt des Landlehenrichters, dann das des Oberstlandeskämmerers, und war mit unter den Edlen, die Karl IV. 1360 zum Reichstag nach Nürnberg begleiteten. Er stiftete im J. 1342 das Kloster Stockau im Böhmerwalde, starb, als eigentlicher Begründer der Macht des Hauses im J. 1372, und wurde in dem, mutmaßlich schon von Racek errichteten Kloster der Minderen Brüder zu Mies beigesetzt. Seine weitläufigen Besitzungen hatte er unter seine vier Söhne zuvor auf die Weise getheilt, daß sie nun, und zwar der Aelteste, Bohuslav (VI.), auf Schwamberg, Bušek auf **Potŕi** (südöstlich von Pilsen), Johann (I.) auf Hayd, und Racek (II.), der bald darauf auch die Burg **Triebl** in Planer Gelände dazu erwarb, auf Riesenberg, ein jeder für sich ihre eigene Linien gründen konnten. Herr Bohuslav von Schwamberg war ein frommer, wohlthätiger Herr, dotirte Kirchen und Altäre, stiftete Seelenmessen für alle seine Ahnen, bekleidete 1378 das Amt des Oberstlandeskämmerers und 1398 das des Oberstlandrichters, und zählte bis zum J. 1414 zu der mächtigen Partei der Herren, die mit dem Regime König Wenzel's IV. auf keine Weise sich zu befreunden vermochten. Allein noch zu seiner Zeit mußten die Schwamberg in abermals neue Seitenlinien sich weiter verzweigt haben, wie wir denn gleichzeitig mit ihm schon einer Linie Schwamberg-Hanovec begegnen, die von seinem Bruder Racek die Burg Triebel tauschweise übernahm, und auch eines Sigismund von Schwamberg gedacht wird, den Wenzel IV. als des Hochverraths verdächtig im J. 1405 auf öffentlichem Platze enthaupten ließ. Er selbst theilte seine Besitzungen wieder unter seine drei Söhne Bohuslav (VII.), Hynek (I.), Krušina und Johann (II.), von denen dem Erstern die Burg Schwamberg, dem Letztern aber Königswart zufiel. Der Aelteste und der Zweitgeborne unter diesen sollten dazu berufen sein, freilich von entgegengesetzten Lagern aus, dem Namen ihres Geschlechtes in der Geschichte der nun folgenden Kämpfe einen unvergeßlichen Klang zu erwerben. Beide, den frommen Ueberkommnissen ihres Hauses gemäß

waren ursprünglich gleich treu zur Kirche wie zur Krone gestanden. Bohuslav, der in der letzten Zeit unter Wenzel IV. den Befehl über einen großen Theil der königlichen Streitmacht geführt, hatte diesem schwankenden Regenten eben so wie sein Bruder Hynek Krušina gleich von Anbeginn zum strengen und schonungslosen Niederschlagen der sich vorbereitenden und von Tag zu Tag anwachsenden Erhebung gerathen, und Beide vereint, so viel in ihren Kräften lag, hatten opferbereit ihn dazu mit ihren Mannschaften und Geldmitteln unterstützt. Beide, an der Schwäche König Wenzel's verzweifelnd, hatten sie mit hoffnungsvoller Zuversicht in König Sigismund den mächtigen Hort der Kirche begrüßt, an dessen Unbeugsamkeit die immer wilder aufbrausenden Wogen der kirchenfeindlichen Revolution unfehlbar sich brechen würden. Sie zählten zu den Häuptern der conservativ-römischen Partei des höhern Adels, die sich um ihn schaarte, und schoßen, während die Einkünfte der Krone bereits allenthalben zu versiegen begannen, auch ihm zur Bestreitung des Kampfes gegen das Ketzerthum bedeutende Summen vor, mit der zu jener Zeit eine nicht eben allzugroße Sicherheit gewährenden Verpfändung der Einkünfte von Klöstern und Krongütern sich begnügend. Im Jahre 1420 hatte Herr Bohuslav von Schwamberg den Hussiten nach furchtbarem Kampfe das wichtige Pilsen entrissen, und gab es einen Gegner auf königlicher Seite, dessen feldherrliche Befähigung jener Zizka's als gewachsen erachtet werden konnte, so war es die seine. Nach der Erstürmung Pilsen's noch hatte er einen Priester, der die erhobenen Gränzbauern aus der Gegend von Taus zum Entsatze dieser Stadt in hellem Landsturm heranführte, auf offenem Markte zu Pilsen lebendig verbrennen lassen. Bald darauf entwand er den Hussiten, die sein Kriegsglück mittlerweile noch an andern Orten erfahren, auch die Veste Groß-Bor bei Horažďowic. Allein so glühend sein Eifer für die Sache der Kirche und König Sigismund's war, ein so unerwarteter Umschwung in seiner Gesinnung sollte seine kriegerischen Talente bald denjenigen zu statten kommen lassen, gegen die er bisher sein Schwert geführt. Es war im Jahre 1421, daß er bei der Vertheidigung seiner eigenen, von Zizka mit überlegener Macht angegriffenen Stammburg dessen Gefangener wurde. Er erwartete den Scheiterhaufen. Zizka, dem ungestümen Andrange der Seinigen entgegen, die unter den furchtbarsten Verwünschungen den Tod des Mannes begehrten, dessen eiserne Hand ihnen schon so schwere Schläge versetzt, schenkte ihm, nicht ohne Gefahr für sich selbst, das Leben und ließ ihn mit Meinhard von Neuhaus auf die Burg Přibenic in Sicherheit bringen. Sei es nun der wirkliche oder vermeintliche Undank von Seite König Sigismund's, die wirkliche oder vermeintliche Vernachlässigung von Seiten seiner Freunde, die, außer einem mißlungenen Handschlag auf die nunmehr hussitische Burg Schwamberg, ihren besten Führer bald vergessen und seinem Schicksale überlassen zu haben schienen, — sei es die besonnene Würdigung der Anlässe des furchtbaren Kampfes, zu der die Einsamkeit seiner Haft ihm die Muße bot, sei es endlich auch nur das Gefühl der Dankespflicht, das er dem Edelmuth Zizka's schuldete, was den Abfall von der Sache

König Sigismunds und Rom's in ihm zur Reife brachte: Herr Bohuslav von Schwamberg, als nach wenig Monaten die Pforte seines Kerkers sich öffnete, trat aus diesem unter die Fahne des Kelches, um, wie vordem den Husiten, nun den Königlichen ein furchtbarer Gegner zu werden. Seine Wandelung war eine vollständige, rückhaltlose, so daß wohl angenommen werden darf, daß er bei derselben schwerlich minder von innerer Uiberzeugung als von gekränktem Ehrgeiz sich habe bestimmen lassen. Er bewies dies auf der Wahlstatt, er bewies es als Redner in den Verhandlungen mit der Gegenpartei, und bewies es vollends bei der Zerklüftung seiner eigenen Partei nach dem Tode Zizka's, indem er, die glänzenden Vortheile von sich weisend, die ihm von der Seite Korybut's und der gemäßigten Prager winkten, sich zu der ungleich minder verheißungsreichen der radikalen Waisen und Taboriten schlug. Er führte sie im Vereine mit Jan Hvězda von Vicemilic im März 1425 gen Prag und im Oktober desselben Jahres, nachdem zwischen den beiden husitischen Lagern ein vorläufiger Friedensschluß zu Stande gekommen, nach Mähren, bezwang und zerstörte unterwegs die von seinem ehemaligen Mitgefangenen, Meinhard von Neuhaus, vertheidigte Burg Kamenic, und wandte sodann an ihrer Spitze sich nach Oesterreich. Es war das vorfrühe Ziel seiner Laufbahn, dem er dahin entgegen zog. Unter den Mauern von Rötz, im November desselben Jahres noch, traf von Feindeshand ihn der tödtliche Pfeil. Wenige Tage darauf zu Mährisch-Kruman, wohin er von den Seinigen geschafft worden, starb er und wurde in der Kirche daselbst zur Erde bestattet, für die Sache des Kelches ein unersetzlicher Verlust. Seine Güter, da er keine Nachkommen hinterlassen, und darunter auch die Burg Schwamberg sollten nun auf seinen, dem Könige und der Kirche treu gebliebenen Bruder Hynek Krušina vererben. Allein Schwamberg, vom Herrn Bohuslav zu einem der wichtigsten Stützpunkte seiner Operationen eingerichtet, befand sich in den Händen der Husiten, und die Bemühungen des Herrn Hynek Krušina, sich desselben zu bemächtigen, blieben für's Erste erfolglos. Vergebens, während er im J. 1427 mit seinen Leuten vor dem belagerten Pilsen lag, versuchte er, von einigen ihm befreundeten Herren unterstützt, die wohlbewehrte Burg zu überrumpeln. Vergebens um dieselbe bemühte sich auch die stolze Reichsarmee, die im J. 1431 Kurfürst Friedrich nach Böhmen führte. Auch sie mußte es, wollte sie ihre besten Kräfte und ihre kostbarste Zeit nicht daran setzen, bei einem mißlungenen Versuche sein Bewenden haben lassen. Erst nach dem Entscheidungstage bei Lipan vermochte Herr Hynek Krušina das Erbe seines Bruders, der übrigens nie aufgehört ihm die treueste Bruderliebe zu bewahren, unbehindert anzutreten, und die Burg Schwamberg, auf der Herr Hynek Krušina nun sofort seinen Sitz nahm, wurde neuerdings einer der wichtigsten Stützpunkte der Römischgesinnten. Die Stellung, die Herr Hynek Krušina unter den Häuptern dieser Partei einnahm, war, ohne gerade die des obersten Führers zu sein, doch immerhin eine der hervorragendsten. Mit Ulrich von Rosenberg nicht nur durch die Bande der Gesinnungsgleichheit und der Freundschaft, sondern

auch der Verschwägerung auf's innigste verbunden, war er, eben so wie sein Bruder Johann, stets der unverdrossene Partisan aller kriegerischen, diplomatischen, und parlamentarischen Feldzüge dieses rastlosen Verfechters des Papstthums gewesen. Nach dem Tode Sigismund's hatte er ihm die Wahl des Schwiegersohnes dieses Letztern, Albrechts von Oesterreich, zum Könige von Böhmen durchzusetzen geholfen. Während der königslosen Zwischenzeit nach dem raschen Tode Albrechts handhabte er, vom Landtage zum Hauptmann über den Pilsner Kreis eingesetzt, die Wahrung des Landfriedens mit löblicher Strenge, ohne darum die vielfachen Anlässe, welche Besitzstreitigkeiten und Raubritterthum ihm boten, zu einem derben Schlage bald auf den Einen bald bald auf den Andern der religiösen und politischen Gegner des Herrn Ulrich sich selbst entziehen zu lassen. Eines Herzens und eines Sinnes mit ihm unterstützte er ihn zugleich als Mitglied der vom Landtage zur Wahl eines neuen Königs bestellten Comission, um die Krone Böhmens dem nachgebornen Söhnlein Albrecht's, Ladislaus Posthumus, zuzuwenden. Bekanntlich scheiterten vorläufig diese Bemühungen an der entschieden antipathischen Gesinnung des Landes, und Herr Hynek Krušina, der, nachdem die Burg Schwamberg mittlerweile von einer Feuersbrunst beinahe ganz verheert worden, im J. 1443 wieder nach Grünberg zurückübersiedelt war, hatte erst jetzt die Genugthuung, das widerstrebende Land auf das von ihm und von Herrn Rosenberg patronisirte Wahlprojekt wieder zurückzukommen zu sehen. Der Landtag entwarf die Wahlbedingungen; eine Deputation begab sich nach Wien, um mit K. Friedrich wegen der Berufung seines Mündels Ladislaus auf den böhmischen Königsthron zu unterhandeln, und Herrn Hynek Krušinas Bruder Johann war eines der Mitglieder derselben. K. Friedrich als strenger Katholik wies die Bedingungen, die unter Anderm auch auf Anerkennung der Kompaktaten lauteten, entschieden zurück. Der Landtag, um der Herrnlosigkeit ein Ende zu machen, suchte sein Ziel auf einem Umwege zu erreichen, und erbat sich von Papst Eugen die Bestätigung Johannes Rokycana's, des im J. 1435 erwählten utraquistischen Administrators des Prager Erzbisthums, zum definitiven Kirchenhaupt in Böhmen, das allerdings die päpstliche Billigung der Kompaktaten mit in sich geschlossen hätte. Allein der Papst lehnte ab, und Herr Hynek Krušina, so sehr die Succession des kleinen Ladislaus ihm am Herzen lag, setzte seinen Namen unter die Dankadresse, welche hiefür an den heiligen Vater zu entsenden die katholischen Herren für gut befanden, nicht ohne zugleich einen entsprechenden Schattenriß von dem verabscheuungswerthen Character des ketzerischen Erzbisthumscandidaten geschickt mit unterlaufen zu lassen. Die Krone St. Wenzels war dem Enkel K. Sigismund's endlich gesichert, und es handelte sich nur mehr darum, den achtjährigen Regenten nun auch nach Prag zu bekommen, ein Zugeständniß, davon der kaiserliche Vormund, für die kostbaren Resultate der strengkirchlichen Erziehung, die seinem Mündel angedeihen zu lassen er auf's sorgfältigste beflissen war, das Schlimmste befürchtend, durchaus nichts hören mochte. Vergebens zog eine Abgeordnetenschaft nach der andern gen Wien. Vergebens

als Mitglied derselben setzte auch Herr Hynek Krušina seine Beredsamkeit ein. Das einzige Ergebniß aller Bemühungen der Herren war — das von Tag zu Tag zunehmende Wachsthum des Ansehens des Hauptes des Ketzerthums, Georg's von Podébrad, dem, ganz unbegreiflicher Weise und zum größten Leidwesen der Herren, sogar der kaiserliche Hüter des jungen Königs nun sein Vertrauen zuzuwenden anhub. Die Folge davon war der bekannte Bund der Herren gegen den utraquistischen Emporkömmling, und die beiden Brüder von Schwamberg, die Herrn Krušina und Johann, schlossen demselben auf's eifrigste sich an. Sie unterzeichneten mit den zu Kaaden, 1451, mit Friedrich von Sachsen zu Stande gebrachten Vertrag, selbst auf die Gefahr hin, die Theile Böhmens, die dieser besetzt hielt, verloren geben zu müssen. Als der Kampf endlich ausbrach, hielt Herr Johann von Schwamberg die Stadt Rokycan besetzt. Allein die Herren bei dem Anzuge Podébrad's, welchem Kaiser und König nun vollends die Statthalterschaft in Böhmen übertragen, ließen Rokycan und Herrn Johann im Stich, und er konnte es nicht einmal hindern, daß die Schaaren des verhassten Utraquistenhauptes auf seinen und seines Bruders Gütern verheerende Hand legten. Zum Glück für diese kam nach wenigen Tagen schon der Wildsteiner Vergleich zu Stande. Der Preis der Herausgabe der gegnerischen Burgen und Schlösser, deren Herr Krušina und Herr Johann vordem, des Landfriedens ungeachtet, sich bemächtigt, war für diesen Ausgleich jedenfalls ein geringer und nichts als billiger, und die beiden Brüder unterzogen sich ihm bereitwillig. Minder bereitwillig jedoch zeigten sie sich, als es sich um die Anerkennung der autorisirten Macht ihres Gegners handelte, und sie entzogen sich derselben, da sie sie nicht verhindern konnten, wenigstens dadurch, daß sie dem diesfälligen Beschlusse des Landtags, ebenso wie Herr von Rosenberg, die Beifügung ihrer Siegel versagten. Ja Herr Krušina glaubte durch den ebenerwähnten Vergleich sich so wenig für gebunden halten zu müssen, daß er unmittelbar darauf, 1452, vereint mit dem Reste der zersprengten Herrnligue, um dem weitern Emporkommen Podébrad's endlich Schranken zu setzen, sich mit den Ungarn verband, um den Kaiser, da Bitten nicht half, durch die Gewalt der Waffen zur Herausgabe des vorenthaltenen jungen Königs zu vermögen. Auch diese Unternehmung mißlang, und ward Herrn Hynek Krušina auch die Genugthuung, daß die neuerliche Deputation, die sich nun, 1453, nach Wien begab, und an der er abermals sich betheiligte, den faktischen Regierungsantritt des nun bereits zwölfjährigen Königs endlich bewirkte, so sollte er doch des endlichen Sieges der Sache, der er mit so viel treuer Ausdauer sich aufgeopfert, sich nicht lange zu erfreuen haben. Er starb, kurz nach der Thronbesteigung König's Ladislaus, noch im selben Jahre, den Ruhm eines tapfern Ritters, vor Allem aber durchaus consequenten Charakters hinterlassend.

Ihm folgte auf Schwamberg sein, wir glauben, einziger Sohn Bohuslav (VIII.), vermählt mit einer Tochter des Herrn Ulrich von Rosenberg. Auch König Ladislaus indessen sollte den Scepter Böhmens nicht lange führen. Er starb 1457, im vierten Jahre seiner Regierung, und Herr Bohuslav huldigte auf dem Landtage vom 4.

März desselben Jahres dem nun zum Könige von Böhmen erhobenen Gegner seines Vaters, Georg von Podébrad. Die Huldigung schien anfangs eine aufrichtige Ergebenheit verbürgen zu wollen. Herr Bohuslav im folgenden Jahre begleitete den König auf seinem Zuge nach Oesterreich, und im Jahre darauf bei seinem feierlichen Einzuge in Eger. Allein in dem bösen Zwiespalte schon, der zwischen dem König und seinem Vetter Jobst von Rosenberg, Bischof von Breslau und Grandprior des Maltheserordens in Böhmen, ausgebrochen, hatte er, 1465, in der Conspiration des katholischen Adels gegen ihn seinen Platz genommen, und trat im November desselben Jahres dem unter der Führerschaft des Herrn Zdenko von Sternberg auf Gründberg gegen den König geschlossenen Bunde bei, den Papst Paul II., die Böhmen von dem beschworenen Gehorsam gegen ihren König entbindend und gegen diesen den offenen Aufruhr predigend, in seinen besondern Schutz genommen, wiewohl es unter den katholischen Städten sowol wie unter den Herren nicht wenige gab, wie unter den Letztern z. B. Herrn Johann von Rosenberg, den nächsten Verwandten Herrn Bohuslavs selbst, die diesen ganzen über Land und Volk neues Unglück heraufbeschwörenden Vorgang auf's höchste mißbilligten und nach wie vor zu dem verketzerten Könige treu weiter standen. Mit diesem Bunde, an dessen Spitze als Paladin des Papstes und vorläufig zwar nur mit dem Titel eines Protektors der Katholiken in Böhmen, nebenher aber mit dem Seitenblick auf die böhmische Krone als Preis für die Ausrottung des Ketzerthums, König Mathias von Ungarn nun getreten war, machte Herr Bohuslav von Schwamberg alle Wandlungen des Glückes und des Mißlingens durch. Wir finden ihn auf dem Congresse der katholischen Herren zu Breslau, die außer dem Papste keinen Herrn über sich anerkennen zu wollen erklärten und von König Georg nur mehr als von „Georg von Podébrad, einst König von Böhmen" sprachen. Wir sehen ihn in dem brudermörderischen Verwüstungskampfe beinahe alle seine Besitzungen einbüßen. Wir sehen ihn dafür im Vereine mit Otto von Baiern, dann den schwäbischen und schweizerischen Kreuzzüglern an den Gütern der utraquistischen Herrn und des zu diesen haltenden Landvolkes plündernd und zündend furchtbare Rache üben. Wir begegnen ihm, 1469, in Brünn, wohin König Mathias seine böhmischen Getreuen berufen, um mit ihnen die weitern Schritte gegen König Georg zu berathen, und gleich dann in dessen Gefolge zu Olmütz bei der Zusammenkunft mit König Georg, allwo der Papst durch Cardinal Rovarella an den „Ketzerfürsten" die Forderung stellen ließ, wenn er als König und im Frieden sterben wolle, sofort in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren, das böhmische Volk hiezu gleichfalls zu verhalten, dem Könige Mathias das Recht der Ernennung eines Erzbischofs für Böhmen einzuräumen, den Ungarkönig als seinen Sohn zu adoptiren, und ihm von den anwesenden böhmischen Ständen sofort huldigen zu lassen. Herr Bohuslav von Schwamberg gibt bei dieser Gelegenheit dem Könige Mathias auch seine Stimme für den böhmischen Königsthron, auf dem noch König Georg saß, huldigt ihm hierauf in der Olmützer

Kathedrale, und nimmt von ihm die Ernennung zum Oberſthofmeiſter des Königreichs Böhmen an, — ein Amt übrigens, welches auszuüben, nachdem der böhmiſche Landtag die von König Mathias vollzogenen Ernennungen ausdrücklich für null und nichtig erklärt, er nie in die Lage kam, und das ihn nicht abhielt nach den entſcheidenden Siegen Georg's mit dem Bewußtſein, ſein Schwert fünf Jahre lang gegen den offenkundigen Willen des Vaterlands geführt zu haben, die Gnade des Königs, den er ſo bitter bekämpft, wieder aufzuſuchen. Als König Georg, 1470, ſtarb, zählte Herr Bohuslav von Schwamberg zu denjenigen der ehemaligen Widerſacher deſſelben, denen er vollſtändig vergeben und die als mit ihm völlig ausgeſöhnt betrachtet werden konnten. Aber Herr Bohuslav von Schwamberg hatte darüber auch ſeinen Olmützer Huldigungseid nicht vergeſſen, und ergriff ſein Schwert zum zweitenmale für König Mathias, als dieſer, geſtützt auf den Tag von Olmütz, ſeine Kronanſprüche gegen den Nachfolger König Georg's Vladiſlav von Polen, geltend zu machen ſich anſchickte, — diesmal freilich, ohne daß ihm dafür der Dank des Prätendenten werden ſollte. Die Unternehmung ſcheiterte, und König Mathias, der G[illegible]nd zu haben glaubte, Herrn Bohuslav von Schwamberg nicht zu ſeinen Getre[illegible]ten zu zählen, ließ ihn in Budweis gefangen nehmen, nach Ungarn bringen [illegible]d dort auf einer ſeiner feſten Burgen einkerkern. Nach zwei Jahren erſt ſah Bohuslav Böhmen wieder, um, nun auch von König Vladiſlav in Huld aufgenommen, unter dieſem die Würde des Oberſtlandrichters zu bekleiden, und als ſolcher, 1490, ſeine wandelvolle Laufbahn zu beſchließen. In der Kirche zu Hayd wurde er beſtattet.

Seinem Sohne Heinrich (I.), dem einzigen von vier Söhnen, der ihn überlebt, hinterließ er ſeine Güter, die von der Gnade König Georg's unverkürzt ihm zurückgeſtellt worden, vermehrt durch die ſchöne Burg Klingenberg, die er 1473 von Heinrich von Roſenberg gekauft. Herr Heinrich von Schwamberg, mit einem Fräulein aus dem Hauſe Roſmitál, ſomit aus der Verwandſchaft König Georg's, verheirathet, überließ den größten Theil ſeines Erbes den Söhnen ſeines im J. 1489 verſtorbenen Bruders Hynek (II.): Chriſtoph, Bohuslav (IX.), Johann (III.), Heinrich (II.) Wolf und Zdenko, von denen der Eine, Johann, dem Biſchof Jobſt von Roſenberg als Grandprior der Maltheſer auf Strakonic gefolgt war. Für ſich ſelbſt behielt er nur die Burgen Schwamberg und Klingenberg, auf denen er abwechſelnd lebte und auf welcher letztern er, 1525, kinderlos ſtarb, gefolgt nun auch auf dieſen beiden Burgen von ſeinem älteſten Bruderſohne Chriſtoph. Herr Chriſtoph von Schwamberg beſaß auch die Burg Worlik an der Moldau, erſcheint 1526 unter den Wählern Ferdinand's I. zum Könige von Böhmen, war ein braver, gottesfürchtiger Herr, dabei ein leidenſchaftlicher Jäger und ſtarb 1534 auf der Stammburg ſeines Hauſes, überlebt von fünf Söhnen, von denen der Zweitgeborne, Racek (III.) ihm auf Schwamberg folgte, die übrigen, Heinrich (II.), Bohuslav (X.), Wenzel und Johann (IV.), in ſeine weitern Beſitzungen ſich theilten. Wenzel von Schwamberg fiel 1537 im Kriege gegen die Türken. Herr Racek von Schwamberg, ein lediger,

kränklicher Herr, lebte abgeschieden von aller Welt in der Einsamkeit seiner Ahnenburg, und übergab auch diese, 1544, seinem älteren Bruder Heinrich, Herrn auf Klingenberg und Worlik. Er that dies am 27. März, und am 10. April schon entschlug sich Herr Heinrich, der auf Klingenberg sich überaus wol gefiel, der alten Väterburg, indem er sie Herrn Wolf Krajik von Krajek verkaufte.

Herr Wolf Krajik, eines der thätigsten Häupter der Erhebung von 1547, besaß sie nicht lange. Das Tribunal, das K. Ferdinand I. nach der Schlacht bei Mühlberg einsetzte, erklärte sie für verfallen, und die königliche Kammer überließ sie hierauf als eine Art Schadloshaltung für die ihm entzogenen Elbogner Güter dem Grafen Hieronymus Schlick. Von diesem, 1556, erbte sie sein Sohn, Graf Sebastian, doch nur, um nach wenigen Jahren schon, 1569, sie seinen drängenden Gläubigern zu überlassen. Und noch einmal jetzt zieht das alteingeborne Herrngeschlecht in den Thoren unserer Burg ein. Die Nachkommen der Triebler Linie, die Brüder Heinrich, Zdenko und Joachim, befriedigen die Gläubiger, und Joachim von Schwamberg, Herr auf Königswart und Burggraf zu Eger, läßt sich auf ihr nieder. Er bekleidete während der letzten Jahre der Regierung Maximilian's II. und der ersten Rudolf's II. das Amt des Präsidenten der königlichen Kammer, und starb 1574, drei Söhne hinterlassend, Georg Peter, Johann Sebastian und Ernst Kaspar. In rascher Folge drängte sich nun der Wechsel der Erben auf der alten Stammburg. Herr Georg Peter, der sie zuerst von seinem Vater geerbt, starb kinderlos im Jahre 1608. Ihm folgte sein Bruder Johann Sebastian, diesem beinahe unmittelbar sein Sohn Sebastian, und diesem, 1624 schon, sein jüngerer Bruder Johann Friedrich. Der Einzug Herrn Johann Friedrich's von Schwamberg auf der alten Ahnenburg bedeute zugleich den Niedergang des Glückssterns seines Hauses. Die religiöse Spaltung hatte die Mitglieder desselben einander ohnehin bereits entfremdet. Während Herr Johann Friedrich, ein eifervoller Katholik, mit unbegränzter Hingebung zu Rudolf II., Kaiser Mathias und Ferdinand II. hielt, hatte sein Vetter, Georg von Schwamberg, im J. 1609 als eines der Häupter der protestantischen Stände dem bedrängten Rudolf den Majestätsbrief, dieses verhängnißvolle Blatt, das den katholischen Herren gleich einem Brandbrief der Hölle auf's Herz fiel, entringen halfen, und Peter von Schwamberg, Herr auf Klingenberg, Worlik und Wittingau, am Hofe des Winterkönigs das Amt des Oberstlehenrichters bekleidet. Georg von Schwamberg entging den Trabanten des Fürsten Carl Liechtenstein nur durch die Flucht, Peter von Schwamberg der großen Execution auf dem Prager Ring nur durch den frühern Tod. Der Prozeß jedoch wurde den Gütern des Flüchtigen wie des Todten nichtsdestoweniger fort gemacht. Sie wurden confiscirt und zu Gunsten der Kammer preisgegeben. Herr Johann Friedrich für sein Theil hatte auf seiner Burg alle Schrecken und Leiden des dreißigjährigen Krieges zu ertragen. Die Feinde plünderten ihn, und für die Freunde plünderte er selbst sich bis zum armen Manne herab. Im J. 1644 brannte die Burg ihm über dem Haupte ab,

und im J. 1647 gerieth er selbst in schwedische Gefangenschaft, aus der er nur mit Aufopferung seiner letzten Mittel sich freizulösen vermochte. Als endlich Frieden geworden war, sah er sich außer Stande, den eingeäscherten Sitz seiner Ahnen wieder aus dem Schutt zu erheben. Nur die Kirche, 1650, stellte er wieder her. Es that seinem Herzen noth, an der Stätte, wo seine Vorfahren für den alleinseligmachenden Glauben gestritten, wenigstens einen Betpult zu haben, um daran zu beten. Die Burg aber blieb seitdem eine Ruine, und seine katholischen ebenso wie die protestantischen Nachkommen seiner Vettern verloren sich im großen Gewühle des Volkes, um heute noch, hier als schlichte Bauersleute, dort als unbeachtete Köhler von dem Glanze ihrer Vorältern nur mehr den Namen zu bewahren.

V.

Durch das

Mies-Beraungelände nach Prag.

I.

Wir wenden uns von den Trümmern der **Burg Schwamberg**, das Teplitz Gebirge und mit diesem das Gebiet der Eger endlich verlassend, durch das Thal des **Steinbachs**, mit welchem zugleich wir das Gebiet des Flusses betreten, dessen Laufe auf unserer Weiterwanderung wir nunmehr zu folgen gedenken, — der **Mies-Braun** nämlich —, den Ruinen der **Burg Guttenstein** zu, auf der während der Hussitenzeit der tapfere Gesinnungs- und Kampfgenosse des Herrn Hynek Krušina von Schwamberg, Herr Burian von Guttenstein, seinen Sitz gehabt, die wir jedoch im J. 1494 bereits im Besitze des jüngsten Enkels des Herrn Hynek Krušina, Heinrich's von Schwamberg, finden, besichtigen auch diese, von dem zerstörenden Zahne der Zeit etwas minder angebröckelte Stätte ritterlicher Herrlichkeit, übersetzen, dann oberhalb derselben den Bach, durchschreiten, gegen Süden uns wendend, auf einsamen Land- und Waldpfaden die über das thonschieferige Hügelplateau sich ausbreitenden Forste, und erreichen, die Dörfchen **Jeban**, **Eisenhüttel** und **Lichtenic** berührend, nach dreistündiger Wanderung die alte, auf einer mäßigen Anhöhe am linken Ufer des gleichnamigen Flusses gelegene Stadt

Mies.

Wir betreten die ziemlich regelmäßig angelegte, von Hügeln umschlossene und zum Theil noch von den Resten ihrer alten Ringmauern umfaßte Stadt vom Westen her zwischen dem kleinen Häuflein unansehnlicher Häuschen, das den stolzen Namen „Reichsvorstadt" führt, und durch das sogenannte „Reichsthor," so geheißen von der Straße, die durch dasselbe seit unvordenklichen Zeiten nach zwei Richtungen — über Plan und Hayd — in die bairische Pfalz und in's deutsche Reich hinausführt, und befinden uns alsbald auf dem geräumigen, regelmäßig viereckigen Marktplatze angesichts des alten Rathhauses und der Kirche, welche letztere, wenigstens zum großen Theile das älteste Bauwerk des Ortes, uns auch hier zu den frühesten Erinnerungen

desſelben zurückleitet. Auf einem Hügel im Norden der Stadt, dort, wo heute noch mitten im Gefilde die einſame Sanct Peter- und Paulscapelle zu ſchauen, ſtand zu Ende des vorigen Jahrtauſends bereits ein waldumſchloſſenes Dörflein, Namens Doubravka, — an der Stelle, welche die Stadt ſelbſt jetzt einnimmt, ein zweites, Namens Mrkovic. Da ſei, während der Regierungszeit Sobéslav's I., 1125—1140, durch einen Zufall der Erzreichthum des im Süden des letztgenannten Dörfchens ſich erhebenden Berges an den Tag gekommen, man habe den ſilberführenden Schatz abzubauen begonnen, und, während das entferntere Doubravka verödete, ſei an der Stelle des näheren Mrkovic raſch der noch gegenwärtig beſtehende Ort erblüht, dem die darin angeſiedelten Bergleute von dem edlen Metalle, das ſie zu Tage förderten, den Namen Stříbro, d. i. Silber beilegten, neben welchem ſpäter erſt im Munde der deutſchen Bevölkerung des Umlandes, von dem Fluſſe, an welchem der Ort gelegen, der Name „Mies“ in Aufnahme kam. So die Tradition. Sichergeſtellt indeß iſt nur ſo viel, daß der Ort in Wirklichkeit bereits von König Přemyſl Otakar I. zur Stadt erhoben worden, und daß, wie das Vorrecht für einen der am früheſten zu einer größeren Bedeutung gelangten Bergorte, ihm auch unzweifelhaft der Anſpruch zuſteht nach Prag für eine der älteſten mit ſtädtiſchen Einrichtungen ausgeſtatteten Niederlaſſungen in Böhmen zu gelten. Die Kirche, in ihrem Schiffe freilich im vorigen Jahrhundert erſt von Grund auf wieder erneut, beſtand nachgewieſenermaßen bereits zur Zeit Herzog Sobéslav's, und war, wir wiſſen nicht ob noch von dieſem oder erſt einem ſeiner Nachfolger, jedenfalls aber noch im Laufe des 12. Jahrhunderts den Kaplänen des zu jener Zeit auf dem Gipfel ſeiner Macht angelangten Johanniterordens übergeben worden, die, den Satzungen ihres Berufes gemäß, bei derſelben zugleich ein Hoſpital errichteten. Als ein Emolument wies dieſen im J. 1188 der Nachfolger König Vladiſlav's und Beſieger des unglücklichen Sobéslav II., Friedrich, einen Zuſchuß von 12 Mark Silber aus den Mies'er Bergwerken an. Gleichzeitig erhob ſich die Stadt zum Hauptorte der Župa, in der er gelegen, und die nun ſtatt der bisher üblichen Bezeichnung Měžsko (vom Fluſſe Měž = Mies) nach ihr die Benennung Stříbrsko annahm. Im 13. Jahrhundert war Mies bereits eine der bedeutendſten Städte des weſtlichen Böhmen. König Wenzel I., nachdem in Folge ſeiner Entartung und der Eroberung Paläſtina's durch Sultan Saladdin der Johanniterorden zu verfallen begonnen, führte in der Stadt Mies, 1244, die Prieſter des Kreuzherrnordens ein, und Herr Racek von Schwamberg ſtiftete in derſelben ein Kloſter der Mindern Brüder nebſt einer St. Magdalenenkirche, welche beide über ſechſthalb Jahrhunderte lang ſich erhalten. Den Convent löſte Kaiſer Joſef II. auf. Die Kirche wurde wenige Jahre darauf ein Raub der Flammen. Dem ehemaligen Conventgebäude begegnen wir noch heute in der nunmehrigen Dechantei. Der Silbergewinn indeß, da in den Erzgängen des Uebergangſchiefers das Silber doch nur als ein verhältnißmäßig untergeordneter und nur ſparſam vertretener Begleiter des Bleiglanzes

ſich findet, ſcheint im Verlaufe dieſes Jahrhunderts bedeutend abgenommen zu haben. Zu Ende deſſelben wenigſtens, in den Tagen Wenzel's IV., finden wir ihn beinahe ganz aufgegeben und an ſeine Stelle die um ſo eifrigere Gewinnung des Bieres als weitaus überwiegend getreten. Die Zeit der verheerenden inneren Kämpfe, die mit dem Todesjahre dieſes Königs über Böhmen hereinbrachen, waren freilich um ſo weniger darnach angethan, den Aufſchwung derſelben ſonderlich zu fördern, als gerade dieſem Gelände wegen der Nachbarſchaft der Herren von Schwamberg und Guttenſtein, dann wegen des wiederholten Einbruches der Kreuzſchaaren die ſchwerſten Heimſuchungen durch Brandfackel und Schwert vorbehalten ſein ſollten. Mies ſelbſt, unter der wachſamen Obhut jener Herren, wiewol durchaus čechiſch und ſchon aus nationalen Sympathien den Ideen des Huſitenthums zugethan, blieb der unmittelbaren Betheiligung an der durch dieſe hervorgerufenen Bewegung auf lange hinaus fremd. Wir ſehen es in dieſelbe erſt mit dem J. 1425 eintreten. Durch einen deſto rüſtigern geiſtigen Kämpen ſollte es frühzeitig ſchon in den Lagern der Streiter wider den hierarchiſchen Abſolutismus ſich vertreten ſehen, — den Prieſter Jakob, ſeiner kleinen Geſtalt wegen Jacobellus de Misa, Jakoubek z Stříbra genannt. Er war zu Mies geboren, eines armen Bergknappen Sohn, ſtudirte, kümmerlich ſich durchbringend, in Prag, erwarb hier im J. 1393 das Baccalaureat der freien Künſte, wurde im J. 1398, nachdem er eine Zeitlang an einer Landſchule gelehrt, Magiſter, und las nun an der Prager Hochſchule über theologiſche und philoſophiſche Materien. Einen Anhänger der freien Forſchung finden wir ihn gleich von Anbeginn in freundſchaftlichen Beziehungen zu den beiden Meiſtern Johannes Huß und Hieronymus von Prag, und neben jenem unter den wärmſten Verfechtern der Schriften Wiklef's, die er, ſelbſt nachdem der Erzbiſchof von Prag ſie feierlich condemnirt, das freie Lehrrecht der Karoliniſchen Hochſchule wahrend, nach wie vor von der Katheder zu leſen und in öffentlichen Diſputationen zu vertheidigen unerſchrocken fortfuhr. Noch während Huß vor dem Richterſtuhle der Cardinäle und Prälaten zu Conſtanz ſtand, im J. 1414, trat er in Prag mit einem der weittragendſten Ergebniſſe ſeines raſtloſen Durchforſchens der Bibel und der Schriften der Kirchenväter auf, — der Lehre, daß das h. Abendmal auch den Laien in beiderlei Geſtalten gereicht werden müſſe, wie dies urſprünglich in der ganzen Chriſtenheit geweſen, und bei den ſchismatiſchen Chriſten auch nie aufgehört habe. Die gelehrte Beredſamkeit, mit der er ſeine Gedanken über dieſe tiefeingreifende Neuerung in öffentlicher Diſputation auseinanderſetzte, gewann ihm ſofort einen mächtigen Anhang. Huß ſelbſt, von Conſtanz aus, wiewol mit großer Zurückhaltung darüber urtheilend, vermochte die neue Lehre doch nicht zu tadeln, die Magiſter Jakob unter großem Zudrange der Bevölkerung Prags unverzüglich auch in ſeiner Kirche in die Praxis einzuführen begann. Der Generalvicar des Prager Erzbisthums ſchleuderte wider ihn den Bannſtrahl. Dieſer aber wurde weder von Prieſtern noch von Laien beachtet, und die von Magiſter Jakob eingeführte Neuerung wurde in ganz Prag und Böhmen bald zur Regel.

Der kühne Schritt, den er hiermit gethan, darf ohne alle Frage dem Hervortreten Hus'ens ſelbſt an Schwere der Bedeutung mindeſtens gleich erachtet werden. Was Hus anſtrebte, waren weſentlich nur Reformen im äußeren Gerüſte der Kirche. Er wollte den heiligen Aufbau von dem überwuchernden Zierrath, dem hoffärtigen Prunk und den entwürdigenden Auswüchſen befreit wiſſen, mit denen ihn Herrſchſucht, Eitelkeit und ſchnöde Habgier überladen und entſtellt. Die Grundveſte der Dogmen ließ er unberührt. Meiſter Jakob rüttelte an dieſen. Er erhob den Kelch, und ſchuf in dieſem den Ideen Hus'ens ein ſichtbares Symbol, ſie ergänzend und zu einem abgeſchloſſenen Sonderganzen abrundend. Unter dieſem Zeichen erſt, nachdem Hus zu Aſche worden, erhob ſich aus ſeinem Flammengrabe und erſtarkte bis zur Unbezwinglichkeit der verkörperte Gegenſatz gegen Rom, für den Tauſende, Pſalmen ſingend, in den Tod gegangen, und der hundert und zweihundert Jahre ſpäter noch die Welt in zwei feindliche Lager ſpaltete, in die der Gewiſſensfreiheit und des Gewiſſenszwanges. Auch ſtand das Anſehen, das Meiſter Jakob im ganzen Lande genoß, hinter jenem Hus'ens kaum zurück, und einmütig nach des Letztern Tode räumte ihm ganz Böhmen deſſen geiſtige Nachfolgerſchaft ein. „Nach dem Tode Hus'ens", meldet von ihm Palacky, „ſah die ganze Nation zu ihm als ihrem vorzüglichſten Denker und erſten Vertreter empor; ſeine Stimme genoß einer um ſo größeren Autorität, je aufrichtiger die Anerkennung war, die man allgemein ſeinem perſönlichen Charakter und ſeinem tadelloſen Lebenswandel zollte, ſo daß Viele noch bei Lebzeiten in ihm einen heiligen Mann verehrten." Als im J. 1419 Nicolaus von Huſa und Jan Ziſka an die Prager Univerſität ſich mit der Frage wandten, ob es ſtatthaft ſei, auch mit der Gewalt der Waffen für die Freiheit des göttlichen Wortes zu kämpfen, gab er ſein Gutachten dahin ab, daß man für das Wort Gottes nie anders als mit der Waffe der Belehrung, der Liebe und des guten Beiſpiels kämpfen ſolle, von materieller Gewalt daher überhaupt abzuſehen und der Gebrauch der Waffe vollends nur in dem einen ausnahmsweiſen Falle der Nothwehr zuläſſig ſei, wenn es ſich darum handle, der materiellen Nötigung zur Verläugnung der beſſern Erkenntniß ſich zu erwehren, und prägte damit der huſitiſchen Kriegsführung für alle Folge ihr charakteriſtiſches Merkmal auf, das der Defenſive. Er ſtarb am 9. Auguſt 1429 zu Prag, und wurde daſelbſt in derſelben Kirche beigeſetzt, in welcher Hus einſt die Rückkehr zur heiligen Schlichtheit des Glaubens und Lebens zu predigen begonnen. Seine Vaterſtadt Mies war wenige Jahre zuvor eben erſt leichneriſch geworden. Sie hatte im J. 1426 dem muthigen Huſitenführer Přibik von Klenové, am St. Wenzelstage, ohne Schwertſtreich die Thore geöffnet, und im Juli des Jahres 1427 eine ſchwere Belagerung durch die Schaaren des unter dem Erzbiſchof-Kurfürſten Otto von Trier von Tachau heranziehenden vierten Kreuzheeres zu überſtehen gehabt. Herr Přibik von Klenové hatte zur Vertheidigung des wichtigen Platzes außer den Mies'er Bürgern nur ein Häuflein von 200 Streitern, an deren Spitze er eine Woche lang die wiederholten Sturmverſuche des

Feindes auf's heldenmüthigſte zurückwies. Am 24. Juli endlich unter der Anführung Prokop's rückten die vereinten Wagenburgen der Prager und Taboriten, etwa 16.000 Mann Fußvolk und 15.000 Roſſe ſtark, zum Entſatze der hartbedrängten Stadt heran. Das Kreuzheer aber, bei dem Anblicke der erſten huſitiſchen Haufen ſchon, brach, ohne erſt einen Zuſammenſtoß mit der Hauptmacht abzuwarten, ſeine Zelte ab, und warf in übereilter Flucht ſich gen Tachau zurück. Herr Přibík von Klenové ſcheint aber Mies auf ſolche Weiſe nicht nur behauptet, ſondern fortan als ſein Eigen betrachtet zu haben. Er führte die Mies'er unter ſeiner Fahne gegen Pilſen und nach den anderen zahlloſen Wahlſtätten, auf denen er ſein Schwert verſucht, und trat die Stadt ſogar ſchließlich Herrn Burian von Gutenſtein weiter ab, der im J. 1450 Mies ausdrücklich ſein Schloß nennt, und zwiſchen hier und Tachau, auf den Einfall Friedrich's von Sachſen ſich vorbereitend, ſeine Streitkräfte zuſammenzieht. Das Jahr 1547 fand die Mies'er auf Seite der utraquiſtiſchen Stände, und die Betheiligung ihrer Stadt an dem Widerſtande gegen die Forderungen Ferdinand's I. mußte eine ſehr bedeutende geweſen ſein, da ſie dafür mit einem Pönale von 2000 Schock Groſchen gebüßt wurde. Ebenſo ſtanden ſie im J. 1618 zu dem proteſtantiſchen Directorium, was ſie dann wieder Hans von Illov, der unmittelbar nach der Weißenberger Schlacht zum Gubernator von Mies eingeſetzt wurde, ſchwer entgelten ließ. Der Bergbau und mit ihm der Wohlſtand der Stadt war über allem dieſem tief herabgekommen. Erſt als das 17. Jahrhundert bereits zur Neige ging, im J. 1696, wurde wieder einmal ein Verſuch gemacht, die halbverſchütteten Gruben neu zu erſchließen. Wie außerordentlich der Verfall derſelben geweſen ſein muß, mag man einfach aus der Thatſache ſchließen, daß ſie erſt im J. 1787, alſo nach den Anſtrengungen von ein und neunzig Jahren wieder einen kleinen Gewinn abzuwerfen begannen. Die fortgeſetzten Anſtrengungen indeß haben ſeitdem die Mühe nicht unverlohnt gelaſſen, wiewol die Ergiebigkeit der neun Zechen, die gegenwärtig im Betriebe ſind, in letzter Zeit abermals eine empfindliche Abnahme darthut. Im J. 1837 z. B. lieferten dieſe Zechen noch einen Ertrag von über 19.000 Ctr. Blei, im J. 1858 nur mehr von 14.000, ungeachtet der vermehrten und verbeſſerten Betriebsmittel. Indeß: Bergglück blind Glück! Und würden alle Bergwerke der Welt um ſo viel weniger Blei ſpenden, als die Verwirklichung der edlen Wünſche Elihu Burrit's wöge, wir würden um den Preis des ewigen Weltfriedens es gewiß nicht beklagen!

Wir dürfen, nachdem wir in den mächtigen Waſſerhebemaſchinen, in den Pochwerken und in der Schmelzhütte uns umgeſehen, die dieſem Bergbaue dienen, aus der Mies'er Gegend, die, nebenbei geſagt, in unſerem zweiſprachigen Vaterlande das intereſſante Phänomen einer intacten čechiſchen Enclave mitten in einem ſeit Jahrhunderten bereits von Deutſchen bewohnten Landſtriche bietet, nicht ſcheiden, ohne auch dem ehemaligen Benediktinerſtifte

Kladrau

unſern Beſuch zu machen, das wir, aus der Stadt Mies durch das Untere oder Prager Thor und über die, um die Mitte des 16. Jahrhunderts über den Miesfluß geſpannte ſteinerne Brücke ſüdwärts uns wendend, in einer kleinen Stunde in dem waldbeſchatteten Thale des Uhlanabaches erreichen. Etwas abſeits vom linken Ufer dieſes Baches in einer von Ackergefilden ausgefüllten Vertiefung des Geländes liegt das gleichnamige Städtchen, im Schutze des reichen und mächtigen Stiftes einſt gewerbthätig und wohlhabend, nun, und namentlich ſeit dem furchtbaren Brande, der im J. 1711 es beinahe zur Gänze verheert, eingegangen und verarmt. Unmittelbar am Bache, hart an der Straße, die dieſen überſetzt, und in freundlicher Höhe hingebaut, gewahren wir das ſtattliche, pallaſtartige, vierflügelige Conventsgebäude, einen ſchöngedachten Renaiſſancebau Meiſter Dienzenhofer's, von weitläufigen Wirthſchaftsgebäuden umgeben und ſtatt der gelehrten Mönche nun von Oekonomiebeamten des gegenwärtigen fürſtlichen Beſitzers bewohnt, und demſelben gegenüber die herrliche Stiftskirche, ein ſeinen Meiſter ehrendes Werk, das der Florentiner Scindini an der Stelle der alten, noch aus dem 12. Jahrhundert ſtammenden Kirche, die wir freilich viel lieber in ihrer noch weit intereſſanteren Urſprünglichkeit durch eine erneuernde Hand uns erhalten geſehen haben würden, in den Jahren von 1712—1727 aufgeführt, und das in ſeinem marmorreichen, leider unvollendet gebliebenen, von dem kurbairiſchen Hofmaler Aſſam mit hübſchen Fresken geſchmückten Innern die aus der alten Kirche übertragenen friedlichen Grabſtätten zweier feindlicher Premyſliden birgt, Svatopluk's I., † 1109, und König Vladislav's I., † 1125. Dem Erſtern dieſer Beiden wird der Gedanke zugeſchrieben, vielleicht zur Sühne für ſeine vielen Gewaltthaten, den Vätern des Benedictinerordens an dieſer Stelle ein Kloſter zu errichten. Unter ihm auch, 1108, ſoll der Bau bereits begonnen haben. Der meuchleriſche Stahl jedoch erreichte ihn, ehe noch die Grundmauern des begonnenen Baues aus dem Boden ſich erhoben hatten, und Vladislav I. im J. 1115, der erlittenen Unbill uneingedenk, übernahm es, das Werk ſeines Verfolgers zu vollführen, räumte ihm darin eine Ruheſtätte ein, und wählte ſogar neben derſelben auch die ſeine. Kloſter Kladrau bald reihte ſich unter die erſten des Landes. Wir begegnen den Aebten deſſelben als einflußreichen Räthen der Fürſten und Vollſtreckern mannigfacher Aufträge der Päpſte, wie denn z. B. im J. 1219 auch hier, hervorgerufen durch die zwiſchen König Premyſl Otakar I. und dem Prager Biſchof Andreas ausgebrochenen Zerwürfniſſe, in Folge deren dieſer Biſchof von Rom aus, wohin er ſich geflüchtet, über ganz Böhmen am 10. April 1217 das Interdict ausſprach, zwiſchen dem genannten Könige und dem Papſt Honorius jenes Concordat zu Stande kam, das, am 10. März 1222 unter dem Titel des großen Privilegiums der böhmiſchen Geiſtlichkeit vollzogen, wol kaum mit Unrecht als die erſte Grundlage des blutigen Kampfes anzuſehen ſein möchte, der zwei hundert Jahre ſpäter in Böhmen gegen

die überwuchernde Macht der Hierarchie entloderte. Wenzel IV., dem reichen Prälatenthume ohnehin wenig hold, ſcheint dem Kladrauer Stifte noch weit weniger als allen übrigen wol zugethan geweſen zu ſein. Er ging mit dem Gedanken um, die reichen Güter desſelben zur Errichtung eines Bisthums für das weſtliche Böhmen zu verwenden. Er verbot, als der Abt zu Kladrau im J. 1393 geſtorben war, die Wahl eines neuen, und ließ den Vicär des Prager Erzbisthums, der ungeachtet dieſes Verbotes in der Perſon des Mönches Albertus einen neuen Abt einſetzte, dafür in die Moldau ſtürzen. Die Errichtung des Bisthums zwar, an der Einſprache des Papſtes ſcheiternd, unterblieb. Dafür aber verlieh König Wenzel die Güter des Stiftes dem Herrn Wenzel von Schwamberg, und belaſtete und verkürzte ſie, nachdem dieſer ſie dem Stifte freiwillig wieder zurückabgetreten, ſo ſehr mit Verpfändungen und Verkäufen, daß den Huſiten, 1421, nicht viel mehr übrig blieb, als auch noch die Mönche zu verſcheuchen, um die ganze Anſtalt vollends aufzulöſen. Schon im J. 1438 jedoch ſuchten die Mönche, aus Regensburg, wohin ſie ſich geflüchtet hatten, zurückkehrend, die gewohnte Stätte, die mittlerweile manchen harten Strauß mitgemacht, wieder auf, und richteten ſich mit den dürftigen Trümmern ihres nicht reichen Habes, ſo gut ſie konnten, wieder ein. Ihren und ihrer Nachfaſſen zweihundertjährigen Bemühungen war es endlich gelungen, das alte Stift einigermaßen wieder emporzubringen, als der dreißigjährige Krieg die Früchte eines ſo langen frommen Zuſammenlebens mit einemmale wieder in alle Winde fegte. Und noch einmal jetzt, Dank der gottesfürchtigen Fürſorge der beiden Ferdinande, erhob ſich das viel heimgeſuchte Stift aus ſeinem Schutte, und diesmal, wie es ſchien, nicht nur in erhöhter Pracht, ſondern auch für dauernde Zeiten. Allein die Tage ſeines Beſtandes ſollten nur mehr gezählt ſein. Joſef II. ſtrich das Benediktinerſtift Kladrau von der langen Liſte der böhmiſchen Klöſter und beſtimmte die Güter desſelben dem Religionsfonde. Von dieſem im J. 1825 kaufte ſie Fürſt Alfred Windiſchgrätz, Herr der benachbarten Domäne Tachau, der nachmalige Marſchall und Vollbringer der rettenden Thaten zu Prag und Wien.

II.

Die Landſchaft, durch die wir von Kladrau die Hayd-Pilſener Straße entlang unſere Schritte in fortwährend öſtlicher Richtung weiterfördern, bietet nichts, was das Auge beſonders zu feſſeln vermöchte. Es iſt der einförmige Plan, der vom Fuße des **Mies-Kladrauer Thonſchieferplateau**, in ſeiner ſüdlichen Ausbreitung von zerſtreuten Waldgruppen und den beſcheidenen Wohnſitzen einer eben nicht dichten Bevölkerung bedeckt, im Norden von den ſtundenweit ununterbrochenen Revieren des **Jira-**, des **Harabaska-** und des **Steinkrattnerwaldes** geſäumt und nur an einzelnen Stellen zu unanſehnlichen Hügeln ſich erhebend, vor uns hin bis an das Rinnſal des **Radbuſa-Baches** ſich erſtreckt, um erſt hinter dieſem von dem hervortretenderen Zuge der **Litiner Höhen** begränzt zu werden. Wir berühren, indem wir ſie durchwandern, bei den Dörfern **Ober-** und **Unter-Zekzkau** das reiche Steinkohlengelände von **Wilkiſchen** und **Hnémic**, deren Ausbeute in geringer Entfernung links neben unſerer Straße die keuchenden Laſttrains einer Flügelbahn zwei Stunden weit der Hauptlinie der Böhmiſchen Weſtbahn zuführen, erreichen über das Dörfchen **Blatnic** fürderſchreitend die Einmündung jener in dieſe bei dem Stationsplatze **Nürſchen** (Nevřeva), und ſodann von hier aus, den eben aus Baiern eintreffenden Zug benützend und mit ihm über **Clukna**, **Weipernic** (Ojprnice) und **Skurkau** das Thal des **Weipernicer Baches** durcheilend, in früher Nachmittagsſtunde die volkreichſte und bedeutendſte der Städte Weſtböhmens,

Pilſen.

Ein großartig angelegter und wol mit mehr Luxus, als bei dergleichen Anſtalten überhaupt nötig ſein möchte, ausgeführter Bahnhof empfängt uns. Das Gedränge und Getriebe in und um ihn her, in ſeiner Umgebung die ſchmucken Bauten eines friſch aufſtrebenden neuen Stadttheiles begrüßen uns erfreulich als die Wahrzeichen eines rührig ſich entwickelnden Verkehrslebens. Bald wird eine Bahn

SASKÁ BRÁNA V PLZNI.

Nakladatel I. L. Kober v Praze

DAS SACHSENTHOR ZU PILSEN.

Verlag von I. L. Kober in Prag

Universitäts- u. Landesbibl.

ihre Trains auch aus Norddeutschland über Eger hieher bringen, um sie durch Südböhmen über Budweis weiter gen Wien zu fördern, und die Stadt, die seit Jahrhunderten neben Prag den Rang des ersten Marktplatzes Böhmens behauptet, mit noch rascheren Schritten ihrer Ausbreitung und Entwickelung zu einer der vordersten in der Reihe der österreichischen Handelsstädte zuzuführen! Wir indessen entwinden uns dem haftenden Gewühle der Ankommenden und Weiterreisenden, überschreiten die Radbusa, die unfern zu unserer Rechten unterhalb der Stadt in die Mies mündet, und betreten, von Osten her, durch die Prager Vorstadt und das Prager Thor die Stadt selbst. Wir befinden uns auf dem geräumigen, zum großen Theile von alten, aber stattlichen und wohlgehaltenen Gebäuden umschlossenen Marktplatze. Pilsen, in ebener Fläche in dem durch den Einfluß der Radbusa in die Mies gebildeten Winkel, von denen die erstere östlich, die letztere nördlich es umströmt, mit großer Regelmäßigkeit angelegt, ehemals eine wichtige und starke Festung, deren Werke zum Theil noch sich erhalten, macht überhaupt — wir erinnern uns hierbei unwillkührlich an das Schloß Smečno — den Eindruck der geordneten Erhaltung, der conservirend stätigen Fortbildung und deshalb auch der altgesicherten, wolgegründeten Wolhabenheit, durch welche die Stadt selbst wie ihre Bürger von jeher sich hervorgethan. Mitten auf dem Marktplatze, ehrwürdig durch ihr Alter wie durch ihre Erinnerungen, tritt uns zuerst die Erzdechanteikirche zu St. Bartolomäus entgegen, ein Bau aus den letzten Jahren des 13. Jahrhunderts, aufgeführt von den Bürgern im Vereine mit den Rittern des deutschen Ordens, der damals hier eine Comthurei gehabt, und dessen Priester die Kirche bis zum J. 1546 verwalteten. Sie hatte ursprünglich zu beiden Seiten ihrer Façade zwei hohe Thürme, die jedoch beide, in Zwischenräumen von freilich je drei hundert Jahren, der eine 1525, der andere 1835, dem Blitz erlagen, worauf an die Stelle des zuletzt zerstörten der gegenwärtige, von einem Pilsener Architekten gänzlich neu aufgeführte getreten. Um sie ehemals betteten, mitten in der Stadt, die Pilsener ihre Todten und bewegte sich der Verkehr des Pilsener Gewerbelebens, so wie auch jetzt in ihrem Schutze während der vier, je eine Woche dauernden großen Märkte des Jahres das ganze laute Gedränge der Tausende von nah und fern herbeigekommenen Fremden sich bewegt. Pilsen während solcher Wochen gewinnt ganz das Ansehen einer großen Meßstadt. Auf dem Markte, wie aus dem Boden gezaubert, entsteht mit einemmale eine aus Buden und Kramstätten improvisirte neue Stadt mit Straßen, die ihre besonderen Namen haben, mit ihrer eigenen Bevölkerung, ihren eigenen Einrichtungen und Gesetzen, ihren eigenen Zwecken, Vortheilen und — Gefahren. Prag, Reichenberg, Warnsdorf, Rumburg, Brünn und Wien lagern hier ihre Erzeugnisse aus; die Bodencultur und die Viehzucht bringt der Speculation ihre Vorräthe entgegen; die bunten Trachten des Landvolkes erheben das dunkle Gewühl der Städter zum anziehenden Bilde; Nachfrage und Angebot übertäuben einander in wogendem Getose; — die schleichende Hand des Verbrechens hält dazwischen ihre stille Ernte. In

der Westecke des Platzes sahen wir vor Kurzem noch das alte Commendaturhaus des Deutschen Ordens, erhalten in seiner Ursprünglichkeit wie weiter vielleicht kein zweites, mit all den uralten Treppen, Hallen, Gemächern, Wandgemälden und Schnitzwerken. Es ist, da sich Niemand gefunden, der in das kostbare Alterthum „sein Geld verthun" wollte, unter den Hammer gekommen und unter der Axt gefallen. Man zeigt uns nur mehr die Stätte, an der es einst gestanden. An der Nordseite des Platzes gewahren wir das alte, stattliche Rathhaus, erbaut im J. 15[illegible] unter Ferdinand I., der den Pilsenern stets ein wolgewogener Gönner gewesen, und in der reichen Waffensammlung das Angedenken manches bösen Kriegsjahres bewahrend. Nach allen vier Weltgegenden von diesem Platze sodann vertheilen sich die geräumigen, geradlinigen Straßen gegen die fünf Thore hin, in welche die belebten Straßenzüge aus allen Gegenden des Landes münden. Wann und durch wen diese Stadt gegründet worden, darüber fehlt es uns selbst an den Andeutungen bloßer Vermutung. Zum erstenmale eines Ortes dieses Namens erwähnt finden wir in der Chronik Dietmar's von Merseburg zum J. 976, als in welchem in der Nähe desselben Boleslav II., als es sich darum handelte, die Ansprüche Heinrich's von Baiern auf die deutsche Krone gegen Otto II. zu unterstützen, diesem letztern ein siegreiches Treffen lieferte, ohne jedoch daß noch entschieden, ob hiermit das heutige Pilsen oder das, etwa anderthalb Stunden südöstlich am **Uslava-Bache** gelegene **Pizenec** gemeint sei, von welchem erzählt wird, daß es, nun ein unansehnlicher Ort, in früher Vorzeit einmal eine bedeutende Stadt gewesen, durch häufige Ueberschwemmungen zerstört und von den Einwohnern deshalb verlassen worden sei, die hierauf unser gegenwärtiges Pilsen, das von da ab lange hinaus noch „Neu-Pilsen" hieß, gegründet oder wenigstens durch ihre Umsiedlung dahin erweitert haben sollen. Dem sei jedoch wie immer, zu Ende des vorigen Jahrtausends bestand das gegenwärtige Pilsen, dessen čechischer Name Plzeň lautet, was so viel bedeutet wie „Gedeihen, Wohlstand, ubertas", bereits jedenfalls, und zwar, wie aus der Thatsache zu entnehmen, daß Boleslav II. dem Kloster Břevnov darin den Zoll jedes zehnten Marktes angewiesen, als nicht mehr ganz unbedeutender Ort. In den Tagen des blutigen Bruderkampfes der Přemysliden um den böhmischen Thron, 1109, rückte Bořivoj, während Vladislav sich zu dem Zuge nach Regensburg rüstete, unterstützt von der Streitmacht seines Schwagers Wiprecht von Groič über Pilsen gegen Prag, und hier auch auf seinem Wege nach Regensburg wurde Vladislav von der Kunde hiervon ereilt. Er brachte da die Weihnachten zu, stellte seine Reise ein und rief die Intervention König Heinrich's an, der durch seinen Machtspruch den Thron für's Erste ihm noch erhielt. Unter den Orten, in welchen Sobéslav I., 1130, dem Vyšehrader Domcapitel den Zehnten der allgemeinen Steuer zuwies, finden wir auch die „Civitas" Pilsen, die sonach zu dieser Zeit ihren Platz bereits unter den Hauptorten der Župen eingenommen haben muß. Der Präfekt dieser Župa in der Zeit um 1160, Drslav, war einer der angesehensten Edlen des Landes, besaß weit-

läufige Länderein im Westen, Süden und Nordosten Böhmens und wurde der Begründer der weitverzweigten, später so mächtigen, in den Grafen Černin heute noch blühenden Geschlechter der Herren auf Litic, Potenstein, Zampach, Dobruška Riesenberg, Rabi, Świhov, Chudenic und Dolan. Im 13. Jahrhundert noch begegnen wir seinen Nachkommen, und unter diesen namentlich den Riesenbergen, zu Pilsen, von denen Theobald von Riesenberg, 1220, ein Nonnen-, Diepold von Riesenberg, 1251, ein Dominikanerkloster hier gründeten. Von Přemysl Otakar II., 1272, zur königlichen Stadt erhoben, von Wenzel II., 1297, auch noch mit einem Minoritenkloster ausgestattet, von allen folgenden Königen ausgezeichnet durch die wichtigsten Privilegien und in Folge deren den übrigen Städten Böhmens frühzeitig durch Bevorzugung, Reichthum und Ansehen voranstehend hatte Pilsen von jeher durch seine treuergebene Anhänglichkeit an die jeweiligen Regenten sich hervorgethan, und sollte diese seine Wohlgesinntheit auch während der beiden Jahrhunderte der bösen Religionskämpfe getreulich bethätigen, ungeachtet einer der eifrigsten Interpreten der Schriften Wiklef's, der nachmalige Administrator des utraquistischen Consistoriums zu Prag, M. Prokop, Pilsen seine Vaterstadt nannte, und selbst der dazumalige Pfarrer an der Pilsener St. Bartolomäuskirche, M. Wenzeslaus Koranda, unter welchem die Stadt eine zeitlang der Zufluchtsort aller radicalen Elemente des Hussitenthums war, und den der Cardinal Aeneas Sylvius ein leibhaftes mancipium diaboli nannte, zu den unermüdlichsten Propaganten der kelchnerischen Lehren zählte. Gewiß nur den rastlosen Bemühungen dieses verführerischen Prädicanten war es zuzuschreiben, daß die guten Pilsener anfänglich auf die papst- und königfeindliche Bahn, die er gottloserweise selbst wandelte, sich mit fortreißen ließen. Auf die Nachricht vom Tode König Wenzel's IV. und von den in Prag ausgebrochenen Klosterstürmen vergaßen sie sich selbst soweit, zwei ihrer Klöster zu zerstören, und gleich im November darauf, vereint mit den Taus'ern und Klattauern, ihrem ketzerischen Pfarrer nach Prag auf den dahin ausgeschriebenen Taboritentag zu folgen. Herr Peter von Sternberg mit 1300 Reitern zog ihnen entgegen. Er traf sie bei Knin, und ihr Blut war hier mit das erste, das für die Sache des Kelches den Boden Böhmens tränkte. Sie zogen weiter gen Prag, halfen in dem Kampfe, der unter der Führung Zizka's hier mittlerweile gegen die Söldner der Königin Sophia ausgebrochen, tapfer mit, hatten auch ihren Antheil an dessen glücklichem Erfolge, und als Zizka, mißmuthig ob der Schwäche der Prager, die desungeachtet zum Abschlusse eines Waffenstillstandes sich herbeiließen, Prag den Rücken kehrte, waren es die heimkehrenden Pilsener, mit denen er nach ihrer Stadt sich wandte, um diese nun anstatt Prags zum Mittelpunkt seiner rebellischen Unternehmungen zu machen. Und die guten Pilsener bewiesen sich damals so gut ketzerisch, daß König Sigismund, als er die Prager unter der Versicherung vollständiger Amnestie nach Brünn beschied, sie ganz ausdrücklich von seiner Gnade ausschloß, die prophetischen Verkündiger des tausendjährigen Reiches dagegen außer Saaz, Laun, Schlan und Klattau nur noch

Pilsen als eine derjenigen Städte bezeichneten, welche bei dem bevorstehenden Weltuntergang dafür Gnade vor dem Auge Gottes finden würden, und es „Slunce“, „die Sonne“, nannten. Auch befestigte sich Zizka hier sofort, zog da alle seine Streitmacht zusammen, ohne daß Herr Bohuslav von Schwamberg, wie sehr er sich auch deshalb abmühte, ihn daran zu hindern vermochte. Allein es sollte sich bald zeigen, daß nur eine „kleine aber verwegene Fraction Uebelgesinnter“ an all dieser Verirrung die Schuld trug. König Sigismund, des günstigen Augenblickes wahrnehmend, als Zizka eben durch die Entsendung eines bedeutenden Theiles seiner Schaaren nach dem neugegründeten Tabor sich selbst der Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes beraubt, sandte seine gesammte Streitmacht gen Pilsen. Es kam zu einer förmlichen Belagerung, und Zizka, am 20. März 1420, sah sich genöthigt, die gute Stadt zu räumen, die ihres Seelenheiles für immer zu berauben er eben im besten Zuge war. Herr Wenzel von Duba im Namen des Königs besetzte die Stadt, König Sigismund im Jahre darauf, als Zizka Tachau bestürmte, beglückte sie mit seinem Besuche, und Pilsen, für die kurze Verirrung Buße thuend, war glücklich wieder in den Schoß Roms und des Königs zurückgekehrt, um nie mehr wieder demselben zu entweichen. An Versuchen von Seite der schlimmen Ketzer, es wieder in ihre Gewalt zu bekommen, fehlte es allerdings nicht. Dazu war es ein viel zu wichtiger Platz. Vereint mit denen von Schwamberg und Guttenstein hielt es auf Meilen weit den ganzen Umkreis im Zügel der Rechtgläubigkeit und den verschiedenen Kreuzheeren eine bedrohliche Pforte in's Land offen. So erschien davor Zizka, 1424, von Klattau kommend, mit 7000 Mann Fußvolks, 500 Reitern und 300 Wagen; so Prokop der Große, 1427, nach der Bewältigung Tachau's mit der gesammten taboritischen Kriegsmacht, bei welcher Gelegenheit, am 23. April 1428, die Pilsener, selbstverständlich nur um ihn abzufertigen, sich zu einem Waffenstillstande mit ihm herbeiließen, unter der Bedingung, daß beide ihre Priester und Meister zu einer Disputation auf Grund der h. Schrift nach Beraun und Zebrák entsenden sollten, — dann wieder 1431 mit 55.000 Mann zu Fuß und zu Roß und 300 Wagen als er dem großen Reichsheer entgegenzog, und endlich noch einmal, 1433, zu einem Hauptschlage, da Pilsen, der Macht der Umstände weichend, die bekannten Prager Vier Artikel zwar angenommen, nach vorübergezogener Gefahr jedoch der Erfüllung derselben sich entschlagen zu dürfen meinte. Und diesmal war es Ernst. Denn es handelte sich auf Seite der Taboriten nicht mehr blos darum, die einzige Stadt čechischer Zunge, die dem Kelche feindlich entgegenstand, zur Einhaltung ihres Gelöbnisses zu zwingen, sondern weit mehr um die Frage, ob die mit dem Blute von Tausenden besiegelten Errungenschaften eines nun zwölfjährigen Kampfes wirklich eine bindende Geltung haben, oder ob das im Dunkeln schleichende Ablaßverdikt, einem Ketzer brauche man nicht Eid noch Wort zu halten, all dies Blut vergebens hingeopfert sein lassen sollte. Die Pilsener, das Kritische des Augenblicks erkennend, nahmen für's Erste zu Versprechungen ihre Zuflucht. Sie wollten

Zeit gewinnen, um vorerst ihre Ernten unter Dach zu bringen. Prokop aber kam ihnen zuvor, und bald sahen die Mauern Pilsens von einer Macht von 36.000 Mann sich umringt. Die Saazer, Taus'er, Launer, Klattauer, Mies'er, die Prager und die Waisen hatten zu dem entscheidenden Waffenspiele sich eingefunden. Die Belagerung begann am 15. Juli, und ging bald, da die Tausende von steinernen Kugeln, welche vierzig Feuerschlünde in die Stadt schleuderten, erfolglos blieben, zur aushungernden Einschließung über. Die Pilsener fanden Mittel und Wege, auch diese fruchtlos zu machen. Der Papst und die Prälaten des Concils sandten ihnen Geld, der Verrath in den Reihen der Belagerer selbst führte ihnen Lebensmittel zu. Prokop, in bitterer Entrüstung darüber, verließ das Lager, um nicht wieder dahin zurückzukehren, und Pilsen, nach zehnmonatlicher, unter solchen Umständen freilich nicht eben harter Belagerung, gewann die Palme, die Frage verneinend zu entscheiden. Am 8. Mai 1434 zogen die Belagerer unverrichteter Dinge ab. Bis auf die Gegenwart feiern die Pilsner das Andenken dieses Tages durch einen besondern Festtag und bewahren als Trophäe in ihrem Wappenschild das Kameel, das im abgebrochenen Lager ihnen zur Beute geworden. Daß Pilsen nach dieser Wendung der Dinge eines der eifrigsten Mitglieder jenes exclusiv römischen Herrenbundes wurde, der in Herrn Ulrich von Rosenberg sein leitendes Haupt erkannte, verstand sich ebenso von selbst, als daß König Sigismund sich verpflichtet fühlte, der getreuen Stadt ein Zeichen seiner dankbaren Anerkennung zuzuwenden. Er that dies in einer besonderen Goldenen Bulle, mittelst der er die Pilsener aller königlichen Steuern enthob und ihnen das Privilegium der Zollfreiheit im Umfange des ganzen deutschen Reiches einräumte. Als zu Prag mit der wachsenden Macht Georg's von Podébrad, mit dem die Pilsener selbstverständlich nichts zu schaffen haben wochten, der Ultraquismus wieder die Oberhand gewann, konnte zur Uebersiedelung des Prager Domcapitels, 1448, ein würdigerer Ort kaum ersehen werden, als Pilsen, woher drei Jahre zuvor die von uns bereits erwähnte Adresse an den Papst gegen die Candidatur Johann's von Rokycan ausgegangen, wo eben erst, 1446, die Dominikaner bei der, von der Pilsener Bürgerschaft neu erbauten St. Margarethenkirche in dem ehemaligen Nonnenkloster ihren Einzug gehalten, und das unmittelbar darauf dem Beschlusse des Landtages, der Georg von Podébrad zum Landesverweser einsetzte, die Anerkennung verweigert. Der gegen Georg von Podébrad gerichtete Strakonicer Bund schlug nun hier sein Hauptquartier auf, und Pilsen unterzeichnete mit den Vertrag desselben mit Friedrich von Sachsen. Den Gehorsam jedoch, den sie dem bloß vom Landtage beauftragten ketzerischen Landesverweser geweigert, glaubte die, einer loyalen Haltung stets beflissene Stadt dem vom Kaiser selbst bevollmächtigten Statthalter nicht länger vorenthalten zu dürfen, — dem gekrönten Könige Georg, ungeachtet sie vor Kurzem erst aus dem Munde Capistran's, der auf dem Wege nach Regensburg ihr die Auszeichnung seines Besuches erwies, der fulminantesten Philippika gegen ihn gelauscht, pflichtschuldigst huldigend endlich selbst entgegenbringen

zu müssen. Das Prager Domcapitel, 1453, übersiedelte nun wieder nach Prag zurück; das gute Einvernehmen schien dauernd hergestellt. König Georg auf seinem Zuge zu dem Fürstencongresse nach Eger, kam am 4. April 1459, nun selbst nach Pilsen, und der Empfang, der ihm hier ward, stand an Kundgebungen der Ergebenheit dem Glanze seines eigenen Gefolges nicht nach. Er kam im October desselben Jahres wieder und blieb da längere Zeit, um den langwierigen Streit mit Herzog Ludwig von Baiern, der sich gleichfalls einfand, endlich auszutragen. Auch Pfalzgraf Friedrich kam, und die Räthe der drei neubefreundeten Fürsten traten im Auftrage ihrer Gebieter in eine Conferenz zusammen, um die, Beschwerden hinsichtlich der Unordnung des Münzwesens, der Unsicherheit des Handelsverkehrs, der Zügellosigkeit des Faustrechts und der Nachtheile der ungestraften öffentlichen Schädigung in einer Denkschrift zusammenzufassen, die dem Kaiser mit der Forderung um Abhilfe von den drei Verbündeten vorgelegt werden sollte. Im Jahre darauf ließ König Georg den Pilsenern selbst seine Fürsprache angedeihen, als sie, die eben erst nördlich außerhalb der Stadt eine neue Allerheiligenkirche erbaut, bei Papst Pius II. um die Erlaubniß anhielten, in das während der Hussitenzeit von den Minoriten verlassene Kloster den Orden der Franziskaner einführen zu dürfen. Allein Papst Pius II. war kein Freund König Georg's. Er schleuderte auf sein Haupt den Blitzstrahl des Anatema nieder, er schürte gegen ihn die Agitation des katholischen Adels, er entband Volk und Städte von dem ihm geleisteten Unterthaneneid und befahl die Empörung wider ihn unter Androhung der Excommunication. Für die loyalen Pilsener, die sich nun mit einemmale in das Kreuzfeuer zweier unvereinbaren Verpflichtungen gesetzt sahen, war dies eine sehr schlimme Lage. Sie zerfielen über die Frage, wie nun sich zu verhalten, unter sich selbst. Die Einen wandten sich nach Breslau, wo unter dem Vorsitze eines päpstlichen Legaten die katholischen Herren den ketzerischen König eben als thronverlustig erklärt; die Andern, den Stadtrichter Andreas Oremus an der Spitze, eilten nach Prag, um den König zu versichern, daß die Stadt Pilsen mit jener sträflichen Ausschreitung einer kleinen Anzahl von Rebellen nichts gemein habe; noch Andere gingen geradaus nach Rom, um dem Papst zu betheuern, wenn es auch zu Pilsen ein Häuflein Gottloser gebe, das von dem anatematisirten Könige nicht lassen wolle, so sei die überwiegende Mehrheit der Pilsener doch weit davon, dies gut zu heißen und dem Gebote des heiligen Vaters nicht treulich nachzukommen. Die Letzteren sollten Recht behalten. Der Stadtrichter Oremus mit seinen Anhängern wurde aus der Stadt gejagt, und Pilsen rüstete zum offenen Widerstande gegen den König. Man nahm Schweizer und Schwaben in Sold, pflanzte Stücke auf die Mauern, versah sich mit Mundvorrath, und der Prager Canonicus Dr. Hilarius von Leitmeric, der, vor König Georg flüchtig, in Pilsen freudige Aufnahme gefunden, eiferte mit flammenden Reden. Auch König Georg, unter der Anführung des Ritters Nikolaus Strela von Retic, sandte seine Leute, und der mehrwöchentliche kleine Krieg, der sich nun zwischen den Pilsenern und den

Königlichen entſpann, endete damit, daß die Stadt Pilſen dem Bunde der katholiſchen Herren beitrat, und Papſt Pius II. als Zeichen ſeines Wohlgefallens an ihrer gut-römiſchen Haltung ihr die Schlüſſel des heiligen Petrus in's Wappen verlieh. Pilſen zu dieſer Zeit ſtand auf dem Gipfelpunkte ſeiner Bedeutung und beherbergte innerhalb ſeiner Mauern ein zahlreiches Contingent der katholiſchen Intelligenz, deren Einfluße wol es den Ruhm verdankt, in böhmiſchen Landen die erſte typographiſche Preſſe aufgeſtellt zu haben. Als erſtes Erzeugniß derſelben, 1468, erſchienen die Annalen — Troja's, denen, gewiß nicht, ohne daß inzwiſchen auch noch Anderes gedruckt worden wäre, 1476 die Statuta Arnesti folgten. Prag erhielt ſeine erſte Buchdruckerei erſt zwanzig, Kuttenberg die ſeine ein und zwanzig Jahre ſpäter. Auch zu Vladiſlav II., die Kronanſprüche des Ungarkönigs Mathias unterſtützend, ſtanden die Pilſener anfangs nicht zum Beſten. Vladiſlav ſah ſich ſogar bemüßigt mit der Macht der Waffen gegen ſie einzuſchreiten. Er entſandte wider ſie, 1478, Herrn Burian von Guttenſtein, jedoch mit nicht mehr Erfolg, als zwei Jahrzehende zuvor König Georg den Ritter Strela von Nečic. Herr Burian von Guttenſtein verlor unter den Mauern der wolvertheidigten Stadt 600 Streiter, und zog unverrichteter Dinge ab, um es den Pilſenern zu überlaſſen, ſich nach ſeinem Ausgleiche mit Mathias im folgenden Jahre mit dem Könige ſelbſt in's Reine zu ſetzen. König Vladiſlav, mit den Pilſenern einmal ausgeſöhnt, war ihnen ein wolgewogener Herr. Auf ſeinen Wunſch verſammelten ſich in Pilſen, 1503, die katholiſchen Stände, um den utraquiſtiſchen das Anerbieten wechſelſeitiger Duldung zu machen, und im Jahre darauf verlieh er den Pilſenern das Recht der Erwerbung von Herren- und Rittergütern, das der Prägung eigener Münzen (auf zehn Jahre) und als beſonderes Merkmal ſeines Wolwollens, das — der Vertreibung der Juden, wovon ſie auch alsbald den umfaſſendſten Gebrauch machten. Das Proteſtantenthum folgerichtigerweiſe durfte vor den Augen der Stadt Pilſen nicht mehr Gnade erwarten als das Huſitenthum und das Judenthum. Sie ſtellte, 1547, dem Aufgebote K. Ferdinand's I. treulich nachkommend, ihr Fähnlein gegen die Schmalkadiſchen, und erwarb dafür die Genugthuung, aus der denkwürdigen Reviſion der Privilegien ſämmtlicher Städte Böhmens die ihrigen noch ſo ziemlich unverkürzt hervorgehen zu ſehen, und außerdem noch die Auszeichnung, ihre Stimme auf den Landtagen in Zukunft unmittelbar nach den Prager Städten abgeben zu dürfen. Sie war hiermit thatſächlich zur zweiten Stadt des Landes erhoben, und ſollte wenige Jahrzehende darauf, das Eindringen des Lutherthums mit unbeugſamer Strenge von ſich fern haltend, an Anſehen nur noch mehr gewinnen, als Kaiſer Rudolf II., flüchtig vor der zu Prag ausgebrochenen Peſt, zuerſt 1582 und dann noch einmal 1599 innerhalb ihrer Mauern ſein Hoflager aufſchlug, und zwar dies letztemal für volle Dreivierteljahre. Er kam am 14. September 1599 und blieb bis 4. Juni 1600, wohnte in dem Hauſe in der Nordfront des Marktplatzes, das heute noch das „Kaiſerhaus" genannt wird, und empfing hier die Geſandtſchaften verſchiedener befreundeter Poten-

taten, darunter auch die des Großfürsten der Moskoviter. Nicht unempfindlich für solche Bevorzugung und unwandelbar getreu seiner religiösen Vergangenheit war Pilsen neben Budweis und Saaden die einzige unter den böhmischen Städten, die der von Herrn Wenzel von Budové auf dem Landtage 1608 eingebrachten und von dem größten Theile der Herren und Ritter so wie sämmtlichen Städten unterschriebenen Petition an Rudolf II. um Gewährleistung der Religionsfreiheit die Gutheißung versagte, so wie sie überhaupt von da ab nichts unterließ, um der ganzen, bis zum offenen Kampfe heranwachsenden protestantischen Erhebung ihr rückhaltloses Uebelwollen zu erkennen zu geben. Vor dem Zorn der protestantischen Stände, als der böse Kampf endlich in hellen Flammen entlodert, glaubte die wolbefestigte Stadt durch ihre eigenen Leute sowol wie durch die Mannschaften der Klöster ihres Kreises, die unter den Befehlen des kaiserlichen Hauptmanns Dornheim sie besetzt hielten, sich genugsam geborgen. Allein Mannsfeld, mit seiner 10.000 Mann starken Schaar von dem protestantischen Directorium eben in Sold genommen, ersah gerade sie zum Vorwurf seiner ersten Waffenthat auf böhmischem Boden. Er legte sich, den dreißigjährigen Krieg damit eröffnend, unter ihre Mauern, stürmte am 21., und hielt am 22. November 1618 in ihr seinen Einzug, um sie bis zum J. 1621 in seiner Macht zu behalten. Erst in diesem Jahre wieder, nachdem die von Mannsfeld zurückgelassene Besatzung, von ihrem Feldherrn, der in der Oberpfalz kämpfte, abgeschnitten, zur Capitulation sich gezwungen gesehen, hatte Pilsen die Freude, kaiserliche Truppen in seinen Mauern aufzunehmen. Der Schaden, den es während dieser drei Jahre erlitten, soll sich auf nicht weniger denn zwei Millionen Gulden belaufen haben, darunter 67.000 fl. allein an Brandschatzungsgeldern. Aber so bedeutend dieser Verlust, so eigenthümlich mindestens war auch die Art und Weise, auf welche die Erkenntlichkeit des Kaisers die Pilsener dafür schadlos zu halten trachtete. Sie wurden ganz einfach für nicht gehalten erklärt, den Rechtsverpflichtungen, die sie an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten eingegangen, auch nachzukommen. Was sie von protestantischen Gläubigern geliehen, sollten sie gar nicht, was katholische Gläubiger von ihnen zu fordern hatten, nur zur Hälfte zurückzuzahlen verbunden sein. Was sie namentlich an die Stadt Rokycan verpfändet oder selbst verkauft, das sollte diese ihnen ohne irgend welchen Anspruch auf Ersatz ohneweiters zurückstellen müssen. Als Trophäe überdieß verblieben ihnen die sämmtlichen, von den Mannsfeldischen zurückgelassenen Geschütze. Von nun an einer der Hauptwaffenplätze der kaiserlichen Armee sollte Pilsen bald auch der Ausgangs- und Endpunkt eines der düstersten Schauspiele sein, welche die Geschichte des dreißigjährigen Krieges aufzuweisen vermag. Als er im Mai 1633 gen Schlesien aufbrach, hatte der mit beinahe souveräner Vollmacht ausgerüstete Generalissimus der kaiserlichen Armee, Albrecht von Waldstein, den Reitergeneral Holka als Befehlshaber über die zwischen Eger und Pilsen aufgestellte Truppenmacht hier zurückgelassen. Von dem Siegeszuge durch Schlesien und Brandenburg zurückkehrend, bezog er

ſelbſt, im Februar 1634, hier das Winterquartier. Bereits hatte der verhängnißvolle Schatten des Mißtrauens, der den geängſteten Nächten Ferdinand's II. entſtiegen, an die Ferſe des nun ebenſo gefürchteten, wie kurz zuvor erflehten Kriegsoberſten ſich geheftet. Er zog mit ihm zugleich durch die Thore Pilſen's ein und in das Haus in der Nähe des Sachſenthores, das er bewohnte und das noch heute ſeinen Namen trägt. Er beſchloß, den Feldherrnſtab, der eben erſt den Sieg an die Fahne Oeſterreichs gefeſſelt, aus der Hand zu legen. Fünfzig Oberſte und Hauptleute legten dagegen, zu Pilſen am 12. Februar, ſchriftlichen Proteſt ein, und gelobten ihm feierlich auf's Neue unwandelbaren Gehorſam. Er hielt durch ihren Eid auch ſich für gebunden, und blieb bei dem Heere, das ihm zujubelte. Seine Abſetzung folgte, er wurde zum Hochverräther erklärt. Er glaubte dem Todesſtreiche, der bereits nach ihm ausgeholt, durch die Flucht zu entgehen, wurde von ihm in Eger ereilt, und das furchtbare Drama, wie es in Pilſen begonnen, fand hier bald darauf in der Juſtifizirung von vierundzwanzig ſeiner Anhänger, darunter acht Pilſener Bürgern, ſeinen Abſchluß, um hinter dem Vorhang eines bisher ungelöſten Räthſels und der 3000 Seelenmeſſen, die der Kaiſer für die Hingerichteten leſen ließ, dem entſetzten Auge der Mitwelt und dem fruchtlos forſchenden der Nachwelt ſich zu entziehen. Was Pilſen während des Reſtes des dreißigjährigen Krieges ſonſt noch erfahren, die Beſchießung durch Banner, 1639, die Bedrohung durch Torſtenſohn, 1645, der Rückzug Ferdinand's III., 1647, verſchwindet neben jenem Ereigniſſe ebenſo zur Unbedeutenheit, wie ſpäter, 1741 und 1742, die harmloſe Beſetzung und die klägliche Flucht der Franzoſen, und 1759 die unrühmliche Razzia der Preußen. Kein nur annähernd großes Ereigniß ſeitdem hat die Pilſener in ihrer Ruhe und altgewohnten Religioſität geſtört, — ſoll nicht etwa der „Eingriff" als ein ſolches angeſehen werden, den Kaiſer Joſef II. auf die aus ſo vielen und ſchweren Widerwärtigkeiten ſo glücklich hervorgegangenen kirchlichen Inſtitutionen der Stadt ſich herausgenommen. Der mit mittelalterlich kriegeriſchem Gepränge ausgeſtattete Umzug zur Feier des Jahres 1433 wurde von ihm auf eine beſcheidene Gedächtnißfeier innerhalb der alten St. Bartholomäuskirche beſchränkt, das Dominikanerkloſter aufgehoben und zum Militärhoſpital eingerichtet, das erſt im J. 1712 von der Gräfin Eleonore Vratislav-Mitrovic gegründete St. Annen-Jungfrauenkloſter aufgelöſt und der Stadt zur Erweiterung und Hebung ihrer bis dahin nur allzuſehr beſchränkten Anſtalten für öffentliche Bildung überlaſſen, — und wir glauben, wie wir ihre Stadt heute finden, den Pilſenern wol das Angenehme ſagen zu dürfen: gewiß nicht zu ihrem Nachtheile. Denn die Tepler Chorherren, die das Werk des höheren Unterrichtes an dieſen Anſtalten in ihre Hände nahmen, ſollten bald nicht nur in den Reihen ihrer Lehrer, ſondern auch in denen der Männer, die aus ihren Schulen hervorgegangen, manchen ſchönen Namen aufzuweiſen haben, und es ſoll den Nichtgenannten gewiß damit kein Abbruch gethan ſein wollen, wenn wir uns

damit begnügen, aus jenen nur den emſigen Forſcher Stanislaus Zauper, aus dieſen nur unſern trefflichen Herloßſohn zu nennen, einen der edelſten Altväter des dornenreichen Cenſur- und Polizeimärtyrthums unſerer Dreißigerjahre.

III.

Hier ſaßen Fürſten, glanzumfangen, —
Nun webt ihr Netz die Spinne hier;
Durch das Revier,
Durch das die Hörner ſchmetternd klangen,
Dröhnt nun der emſ'gen Aexte Schall,
Der hundertjähr'gen Stämme Fall.

In raſchem Fluge führt uns der noch vor Tagesanbruch von Pilſen weiter haſtende Frühtrain der böhmiſchen Weſtbahn, die wir, unſrem touriſtiſchen Syſteme noch einmal untreu werdend, zu unſrer Weiterwanderung von hier eine kurze Strecke weit ausnahmsweiſe benützen, zuerſt nordoſtwärts unfern dem rechten Ufer der **Beraun** und dann, bei **Chraſt** in das Thal der **Klabava** einlenkend, längs des linken Ufers dieſes Flüßchens im weiten Bogen oſtwärts durch das zukunftreiche **Pilſen-Rokycaner Höhengebiet** hin, mit welchem, ſtreng genommen, wir bereits den Weſtſaum des um Prag in meilenweitem Umkreiſe ſich ausbreitenden, ein für ſich abgeſchloſſenes landſchaftliches Ganze bildenden Berg- und Hügelgeländes betreten. Der **Svabinawald**, die forſtbedeckten Rücken des **Ciliny**- und des **Kotel-Berges** zu unſerer Rechten im Süden, die Reviere der Höhengruppe des **Kokotka-Berges** zu unſrer Linken im Norden lagern noch ſchattenhaft in nächtlicher Finſtre. Von dem regen Bergmanns- und Induſtrieleben der Gegend, in deren Schooße die beiden ſouveränen Faktoren des techniſchen Aufſchwungs unſres Jahrhunderts, Steinkohle und Eiſen, und zwar beide in beſter Vorzüglichkeit, unmittelbar nebeneinander ſich aufgeſtappelt finden, gibt uns die glutrothe Funkengarbe, die aus dem Hochofen zu **Klabava** emporſprüht, die erſte Kunde. **Rokycan**, der Geburtsort jenes M. Johann von Rokycan, der, um das J. 1410, als armer Leute Kind von hier ausgegangen, ein in erſter Reihe thätiger Zeuge der wechſelvollen Ereigniſſe unter den Königen Wenzel IV., Sigismund, Albrecht, Ladislaus und Georg von Poděbrad geweſen, und deſſen zu wiederholten Malen bereits wir Erwähnung gethan, ruht noch im Schleier tiefen Schlummers, und erſt bei **Holoubkau**, wo das Getöſe der

frühwachen Eisenwerke uns als ein neues Zeugniß des emsigen Schaffens begrüßt, das in meilenweiter Runde dies Gelände belebt, beginnt für uns der östliche Himmel und mit ihm auch die Landschaft rings um uns her sich zu lichten. Deutlicher zu unserer Rechten tauchen aus den ersten Morgennebeln jetzt die Umrisse des mächtigen waldbedeckten **Žďár** (2000′), des **Konkol** und des **Medonjezder Bergreviers** (über 2000′), zu unserer Linken die des **Chlum** und des **Radeč** (2250′) hervor, die höchsten Gipfel des quarzigen **Erzgebirges**, das von hier aus in nordöstlichem Zuge gegen Prag hinabstreift, und hinter denen im Norden bis gegen die Beraun hinab die reichen Kohlenlager von **Radnic** sich ausbreiten, welche gegenwärtig bereits an 4 Millionen Centner der geschätztesten Kohle jährlich liefern, deren Ergiebigkeit jedoch, seit sie nunmehr durch eine von Chrast ausgehende Flügelbahn dem großen Verkehre näher gerückt sind, binnen wenigen Jahren leicht auf das Doppelte gesteigert werden dürfte.

Mit lichtem Morgen endlich sind wir in

Mnit

angelangt, verlassen hier die eisernen Gleise, wählen statt ihrer den von der Reichsstrasse nordwärts über das Dörfchen **Zwabin** sich abzweigenden Landweg und erklimmen zur rechten Zeit eben die Höhe des waldgekrönten Bergzuges, um im vollen Glanze der aufgehenden Sonne die drei Königsburgen

Zbirow, Zebrák und Točnik

aus dem thauperlenden Grün eines Kranzes der herrlichsten Forste — drei Edelsteine in riesiger, schöngeschwungener Waldkrone — vor uns auftauchen zu sehen. Uns zunächst, hingebaut an hohen, schroffabschüssigen, weithinausherrschenden Felsensaum, liegt die erste dieser Burgen, **Zbirow**, ungeachtet wiederholter Zu- und Umbauten in ihrer ganzen Alterthümlichkeit wolerhalten, bewohnt, und erst in unsern Tagen von dem Schmucke freundlicher Gartenanlagen umgeben, die von der Hoffnung zeugen, daß die felsenfesten Mauern des uralten Fürstensitzes ihre Räume einem neidenswerthesten Wohnen noch auf lange hinaus zu erhalten gedenken. Weiter hin im Osten hebt **Zebrák**, die „Bettler"-Burg, längst zur Ruine geworden, ihren mächtigen Wartthurm, den Stumpf eines zweiten Rundthurmes und ein Häuflein spärlichen Gemäuers als die letzten Reste ihrer ehemaligen Pracht empor, und nordöstlich in geringer Entfernung neben dieser, auf dem luftigen Gipfel eines kolossalen Quarzstockes, prangen die stolzen, fensterreichen, mit den Wappen Böhmens, Mährens, Schlesiens, der beiden Lausic, Brandenburgs, Luxemburgs und des römischen Reiches geschmückten Trümmer **Točniks**, in dessen verfallenen Geschoßen als die Erben königlichen Prunkes nun die Armut ihre kümmerlichen Heerde aufgeschlagen. Verwandte Geschicke haben die Geschichte der drei Nachbarburgen vielfach in einander geschlungen, und wir wollen es daher versuchen, ehe wir von denselben weiter-

damit begnügen, aus jenen nur den emſigen Forſcher Stanislaus Zauper, aus dieſen nur unſern trefflichen Hertoßſohn zu nennen, einen der edelſten Altväter des dornenreichen Cenſur- und Polizeimärtyrthums unſerer Dreißigerjahre.

III.

Hier ſaßen Fürſten, glanzumfangen, —
Nun webt ihr Netz die Spinne hier;
Durch das Revier,
Durch das die Hörner ſchmetternd klangen,
Tröhnt nun der emſ'gen Aexte Schall,
Der hundertjähr'gen Stämme Fall.

In raſchem Fluge führt uns der noch vor Tagesanbruch von Pilſen weiter haſtende Frühtrain der böhmiſchen Weſtbahn, die wir, unſrem touriſtiſchen Syſteme noch einmal untreu werdend, zu unſrer Weiterwanderung von hier eine kurze Strecke weit ausnahmsweiſe benutzen, zuerſt nordoſtwärts unſern dem rechten Ufer der **Berann** und dann, bei **Chraſt** in das Thal der **Klabava** einlenkend, längs des linken Ufers dieſes Flüßchens im weiten Bogen oſtwärts durch das zukunftreiche **Pilſen-Rokycaner Hohengebiet** hin, mit welchem, ſtreng genommen, wir bereits den Weſtſaum des um Prag in meilenweitem Umkreiſe ſich ausbreitenden, ein für ſich abgeſchloſſenes landſchaftliches Ganzes bildenden Berg- und Hügelgeländes betreten. Der **Svabinawald**, die forſtbedeckten Rücken des **Cilina-** und des **Kotel-Berges** zu unſerer Rechten im Süden, die Reviere der Hohengruppe des **Kokoczka-Berges** zu unſrer Linken im Norden lagern noch ſchattenhaft in nächtlicher Finſtre. Von dem regen Bergmanns- und Induſtrieleben der Gegend, in deren Schooße die beiden ſouveränen Faktoren des techniſchen Aufſchwungs unſres Jahrhunderts, Steinkohle und Eiſen, und zwar beide in beſter Vorzüglichkeit, unmittelbar nebeneinander ſich aufgeſtappelt finden, gibt uns die glutrothe Funkengarbe, die aus dem Hochofen zu **Klabava** emporſprüht, die erſte Kunde. **Rokycan**, der Geburtsort jenes M. Johann von Rokycan, der, um das J. 1410, als armer Leute Kind von hier ausgegangen, ein in erſter Reihe thätiger Zeuge der wechſelvollen Ereigniſſe unter den Königen Wenzel IV., Sigismund, Albrecht, Ladislaus und Georg von Podébrad geweſen, und deſſen zu wiederholten Malen bereits wir Erwähnung gethan, ruht noch im Schleier tiefen Schlummers, und erſt bei **Holanbkau**, wo das Getöſe der

frühwachen Eisenwerke uns als ein neues Zeugniß des emsigen Schaffens begrüßt, das in meilenweiter Runde dies Gelände belebt, beginnt für uns der östliche Himmel und mit ihm auch die Landschaft rings um uns her sich zu lichten. Deutlicher zu unserer Rechten tauchen aus den ersten Morgennebeln jetzt die Umrisse des mächtigen waldbedeckten **Ždar** (2000′), des **Ronkol** und des **Medonjezder Bergreviers** (über 2000′), zu unserer Linken die des **Chlum** und des **Radeč** (2250′) hervor, die höchsten Gipfel des quarzigen **Erdgebirges**, das von hier aus in nordöstlichem Zuge gegen Prag hinabstreift, und hinter denen im Norden bis gegen die Beraun hinab die reichen Kohlenlager von **Radnic** sich ausbreiten, welche gegenwärtig bereits an 4 Millionen Centner der geschätztesten Kohle jährlich liefern, deren Ergiebigkeit jedoch, seit sie nunmehr durch eine von Chrast ausgehende Flügelbahn dem großen Verkehre näher gerückt sind, binnen wenigen Jahren leicht auf das Doppelte gesteigert werden dürfte.

Mit lichtem Morgen endlich sind wir in

Maut

angelangt, verlassen hier die eisernen Gleise, wählen statt ihrer den von der Reichsstraße nordwärts über das Dörfchen **Zwabin** sich abzweigenden Landweg und erklimmen zur rechten Zeit eben die Höhe des waldgekrönten Bergzuges, um im vollen Glanze der aufgehenden Sonne die drei Königsburgen

Zbirov, Zebrak und Točnik

aus dem thauperlenden Grün eines Kranzes der herrlichsten Forste — drei Edelsteine in riesiger, schöngeschwungener Waldkrone — vor uns auftauchen zu sehen. Uns zunächst, hingebaut an hohen, schroffabschüssigen, weithinausherrschenden Felsensaum, liegt die erste dieser Burgen, **Zbirov**, ungeachtet wiederholter Zu- und Umbauten in ihrer ganzen Alterthümlichkeit wolerhalten, bewohnt, und erst in unsern Tagen von dem Schmucke freundlicher Gartenanlagen umgeben, die von der Hoffnung zeugen, daß die felsenfesten Mauern des uralten Fürstensitzes ihre Räume einem neidenswerthesten Wohnen noch auf lange hinaus zu erhalten gedenken. Weiter hin im Osten hebt **Zebrak**, die „Petter"-Burg, längst zur Ruine geworden, ihren mächtigen Wartthurm, den Stumpf eines zweiten Rundthurmes und ein Häuflein spärlichen Gemäuers als die letzten Reste ihrer ehemaligen Pracht empor, und nordöstlich in geringer Entfernung neben dieser, auf dem luftigen Gipfel eines kolossalen Quarzstockes, prangen die stolzen, fensterreichen, mit den Wappen **Böhmens**, Mährens, Schlesiens, der beiden Lausitz, Brandenburgs, Luxemburgs und des römischen Reiches geschmückten Trümmer **Točniks**, in dessen verfallenen Geschoßen als die Erben königlichen Prunkes nun die Armut ihre kummerlichen Heerde aufgeschlagen. Verwandte Geschicke haben die Geschichte der drei Nachbarburgen vielfach in einander geschlungen, und wir wollen es daher versuchen, ehe wir von denselben weiter

ziehen, ſie in einem Rahmen uns zu vergegenwärtigen. Das Vorrecht des höheren Alters unter ihnen gebührt der beſterhaltenen und der verfallenſten, und es iſt wol mehr als bloß wahrſcheinlich, daß dieſe beiden zugleich ſchon im 12. Jahrhundert beſtanden, wiewol wir hierüber nur von der einen, Zbirov, beſtimmtere Kunde haben, als deren Erbauer ein Herr Pietiſlav, wir wiſſen nicht genau ob Bruder oder Sohn des uns bereits bekannten Dreslav, Župan und Ahnherr des nachmals ſo mächtigen Geſchlechtes der Rieſenberge, genannt wird, der von ihr ſeinen Namen führte, und dem auf ihr zuerſt ein gleichnamiger Sohn, und dann ein Enkel, Diepold von Rieſenberg, folgte, Oberſtlandeskämmerer unter Premysl Otakar II., dem er die reizend gelegene Burg abtrat, nach deſſen Tode jedoch, 1278, er ſie wieder zurück erwarb, um ſie ſeinen beiden Söhnen, Theodor und Albrecht zu hinterlaſſen. Erſt zu ſeiner Zeit, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, wird der andern Burg, Zebrák, urkundliche Erwähnung gethan, und wir finden ſie da im Beſitze Ulrichs (I.) von Waldek, des Stammvaters der Hafenburge, der ſeine Stammburg **Waldek**, ſüdlich von hier im unſernen Waldgebirge hatte, deſſen dunkle Forſte den ſpärlichen Schutt derſelben noch heutzutage bergen. Er war einer der treueſten Kampfgenoſſen Premysl Otakars II., ſtarb im Jahre 1271, und hinterließ die Burgen Waldek und Zebrák ſeinem Sohne Ulrich (II.), nach deſſen Tode, 1281, Zebrák auf ſeinen zweiten Sohn Zbinek (I.) kam, um nun in ununterbrochener Folge von Vater auf Sohn zuerſt auf Ulrich (III.), der nun auch Zbirov erwarb, dann 1304 ſammt dieſer Burg auf Wilhelm (I.), den bald darauf heldenmüthigen Beſchützer der letzten Premyſlidin in den ſturmiſchen Tagen Johanns von Luxemburg, ſodann 1319 auf Zbinek (II.) und endlich 1340 auf Johann von Hafenburg zu vererben, der ſie endlich, 1348, dem Herzog Johann Heinrich von Kärnthen, jüngerem Bruder Karls IV., käuflich überließ. Herzog Johann Heinrich, der die Burg nie beſucht zu haben ſcheint, beſaß dieſelbe nur kurze Zeit und trat ſie bereits 1350 ſeinem kaiſerlichen Bruder ab, der ſie nun den böhmiſchen Krongütern einreihte und ſofort auf derſelben, während der Bau ſeines Lieblingswerkes, der kurz vorher eben begonnenen Burg Karlſtein, rüſtig fortſchritt, ſeinen fleißigen Aufenthalt nahm. Hier auch war es, wo er in frommer Zurückgezogenheit und nur im engſten Kreiſe der Seinen die Weihnachten des Jahres 1351 beging, und wo am vorletzten Tage dieſes Jahres ihm der Schmerz ward, an der Sterbewiege ſeines kaum noch ein Jahr alten Erſtgebornen zu ſtehen, mit deſſen Leiche er am Neujahrstage des Jahres 1352 ſeinen traurigen Einzug in Prag hielt, um die Räume Zebráks, die nun jahrelang verlaſſen ſtehen ſollten, nie wieder zu betreten. Auch Zbirov mittlerweile war von Karl IV., dem um die Vermehrung der Landesgüter emſig beſorgten, an die Krone gebracht, und als Wenzel IV., im Jahre 1378, den ruhmumleuchteten Thron ſeines Vaters beſtieg, waren neben Karlſtein die beiden Burgen Zbirov und Zebrák, wiewol von jener an Umfang und Pracht weit überragt, doch nicht die letzten in der herrlichen Reihe von Kronburgen, die der bedachtſame Vorfahr ſeinem,

zu einem vielbewegten Wechsel von Geschicken berufenen Nachfolger hinterließ. Wenzel IV., vielleicht mehr noch als alles Andern der schönen Regentengabe eines klugen Haushaltes entbehrend, verpfändete sofort nach seinem Regierungsantritte Zbirov an Herrn Markwart von Wartenberg, denselben, der sechs Jahre später im Namen des vielfach gekränkten Adels zuerst die Waffen des Aufstandes gegen ihn ergriff, und darüber alle seine Besitzungen einbüßte, darunter auch Zbirov, das so wieder an die Krone zurückfiel, freilich auf nicht eben lange. Zebrák unterdessen, ausgestattet mit allem Comfort einer Zurückgezogenheit, wie sie dem verstimmten, mißtrauischen, in Wein, Weibern und Würfeln die Betäubung seines Unmuths wider die Welt und sich selbst suchenden Regenten noch am besten zusagte, war inzwischen der Lieblingsaufenthalt König Wenzel's geworden. Von hier in der Aufwallung seines Zornes über den Widerstand, den seine oft bestgemeinten Absichten von Seiten des Adels und der Geistlichkeit fanden, schleuderte er gegen diese beiden seine zahllosen Todesurtheile; hier gleich darauf suchte er Sicherheit vor den Nachstellungen, denen er in Folge dessen sein Leben ausgesetzt wußte, und paktirte er mit den Mißvergnügten. Auf dem Wege hieher wurde er von den Bestellten seines schlimmsten Gegners, Jodok von Mähren, gefangen genommen, um in entwürdigender Demüthigung von Burg zu Burg bis nach Oesterreich geschleppt zu werden, und hier tröstete er sich für den Verlust der römischen Krone, nach der nun Ruprecht von der Pfalz griff. Aber auch hier wähnte er sich bald nicht geborgen genug, und erbaute sich auf der steilen Höhe des benachbarten, ungleich unzugänglicheren Felsens ein neues Asyl, Točník, häufte darin alle Pracht auf, die ihn die königlichen Gemächer der Prager Burg vergessen machen konnte, rettete hieher seine Schätze, und bezog es, die Sorgen des ihm verbitterten Regierens mehr verwünschend als meidend, im J. 1409. Sie fanden indeß den Weg auch zur schroffen, mitten im verborgenen Waldesdunkel in hohen Lüften thronenden Felsenburg empor, durchbrachen Riegel und Pforten, und drängten sich an ihn mit den verhängnißvollen Mahnungen eines Kampfes, der bald die ganze Christenheit erschüttern sollte. Zu unentschlossen sowol, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, wie zu schwach, um sie zu bekämpfen, lud er zwar, 1412, Hus und seine Gegner hieher vor seinen königlichen Richterstuhl, doch nur, um eine Frage, deren unabsehbare Tiefe, von Strömen Blutes überbrauet, die höchsten Interessen der Menschheit barg, ablehnend sich selbst zur Lösung oder vielmehr zur weiteren Verwickelung zu überlassen, um endlich, in seinem Wankelmute sie ebenso scheinbar bald begünstigend und bald bedrohend, in ihr selbst unterzugehen. Er starb, zornbewältigt darüber, daß der schwachgeführte Zügel ihm endlich ganz entwunden war, im Spätsommer 1419, und die drei Burgen bald darauf, Zebrák und Točník 1421, Zbirov 1422, geriethen, von König Sigismund ihm gerne überlassen, als Pfänder für geleistete Geldvorschüsse zur Bekämpfung der Hussiten in den Besitz des reichen Hanuš von Kolovrat. Einer der einflußreichsten und mächtigsten Herren des Landes und vordem einer der entschiedensten Gegner König Wenzel's, stand

dieſer mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln gleich von Anbeginn des Kampfes auf der Seite Rom's und Sigismund's. Den Verſuch der Huſiten, 1425, ihn durch die Ueberrumpelung der Burgen Zebrák und Točnik zu entwaffnen, ſchlug er mit glänzender Tapferkeit ab. Bei Abſchluß des Waffenſtillſtandes zwiſchen den Pilſenern und Prokop dem Großen, 1427, war er Einer der für allenfällige Incidenzen von beiden Theilen erwählten Schiedsrichter, und im J. 1430 finden wir ihn im Gefolge König Sigismund's an deſſen Hoflager zu Preßburg. Allein Herr Hanuš von Kolovrat zählte nicht zu Jenen, denen es gegeben war, bei der einmal erwählten Fahne unter allen Wechſelfällen des Geſchickes unwandelbar auszuharren. Als 1430 Prokop der Große eine eigene Expedition gegen ihn entſandte, und dieſe ſeine Burgen Hořovic und Liebſtein mit ſolchem Nachdrucke bedrängten, daß ſie unmöglich länger zu halten waren, zog er es vor, zu Prokop ſelbſt nach Prag zu eilen und die Einſtellung der Feindſeligkeiten von dieſem mit ſeinem eigenen Uebertritt zur Fahne des Kelches zu erkaufen. In der That auch ſehen wir ihn im folgenden Jahre, den Einzigen aus dem Stande der Herren, mit ſeinem Contingente ſich perſönlich bei dem allgemeinen Landesaufgebote einſtellen, das Prokop gegen die große Reichsarmee aufrief, und hierauf mit dieſem im Sommer deſſelben Jahres auf dem kühnen Streifzuge durch Mähren und Nordungarn. Aber ſo äußerlich wie der Beweggrund ſeines Geſinnungswechſels, ſo wenig innerlich war auch ſein Verharren darin. Wir finden ihn bald, dem Heerlager Roms möglichſt wieder näher rückend, unter denjenigen utraquiſtiſchen Herren, die gerne bereit ſind, mit den Halbzugeſtändniſſen des Baſeler Concils ſich für befriedigt zu erklären, und als König Sigismund die Landesämter im beſiegten Böhmen neu beſetzte, hatte Herr Hanuš von Kolovrat in der Gunſt deſſelben ſich bereits wieder ſo feſtgeſetzt, daß auch er ſeinen Platz in der Zahl der Auserwählten finden konnte. Wir finden ihn jetzt auf dem wichtigen Poſten eines Hauptmanns der drei Prager Städte, von Jahr zu Jahr in ſeiner ganzen Wirkſamkeit und Haltung dem excluſiven Katholicismus immer mehr ſich nähernd, bis er den völligen Rücktritt in denſelben mit dem Anſchluſſe an den Proteſt wider Johann von Rokycan 1445, und, der Aufforderung Ulrich's von Roſenberg folgend, mit der unbedingten Anerkennung der Autorität Pabſt Eugen's IV. endlich vollzogen. Die Eroberung Prag's durch Georg von Poděbrad, 1448, deſſen Thore Herr Hanuš von Kolovrat im Vereine mit Herrn Meinhard von Neuhaus dem kühn emporſtrebenden Haupte der Utraquiſten verſchloß, ſetzte der wandelvollen Laufbahn des Mannes, von dem das Vertrauen ſelbſt ſeiner wärmſten Anhänger ſich längſt abgewandt, vollends ein Ziel. Er entkam, während Georg von Poděbrad in Prag ſeinen Einzug hielt, aus dieſer Stadt mit genauer Not nur durch die ſchleunigſte heimliche Flucht, rettete ſich über die Moldau auf ſeine Burg Točnik, und ſtarb zwei Jahre darauf als eines der Mitglieder des Strakonicer Bundes, um die drei Burgen ſeinem Sohne Hanuš (II.) zu hinterlaſſen, dem Erben zugleich ſeiner letztlichen politiſchen und religiöſen Ge-

ſinnung, aber in ſeiner aufopfernden Hingebung einem ohne allen Vergleich anziehenderen und befriedigenderen Charakter. Es iſt derſelbe, der, auch durch die Bande des Blutes mit dem mächtigen Zdenko von Sternberg, dem Haupte der katholiſchen Partei in Böhmen, innig verbunden, den vor der Strenge König Georg's von Poděbrad von Prag flüchtigen katholiſchen Prieſtern auf Žebrák gaſtliche Zuflucht bot, und nach dem Tode ſeiner Gemalin, einer Tochter des Herrn Zdenko von Sternberg, 1467 ſelbſt die Tonſur nahm, und zwei Jahre darauf, nach den Siegen König Georg's über Mathias von Ungarn, als Probſt der Prager Domkirche und Adminiſtrator des Prager Erzbisthums in einem von eben ſo viel Milde als Staatsklugheit zeugenden Schreiben an die päpſtlichen Legaten Rudolf und Novarella die Aufhebung des Interdiktes auf's eindringlichſte befürwortete, und dadurch den verſöhnlichen Umſchwung der Dinge in Böhmen weſentlich fördern half. Er ſtarb 1483. Die Burgen Žebrák und Točník hatte er gleich bei ſeinem Eintritt in den geiſtlichen Stand dem Kronſchatze zurückgeſtellt, worauf jedoch König Vladislav ſie ſofort wieder an die Herren von Guttenſtein weiterverpfändete. Zbirov hatte er noch bei Lebzeiten ſeinem älteren Schwager Jaroslav von Sternberg abgetreten, der wieder ſeinerſeits es ſeinem jüngern Bruder Zdislav überließ, worauf es nach dem Tode des Letztern, 1502, an den uns bereits bekannten Herrn Johann Popel von Lobkovic gelangte. Žebrák, nun ſchon im Verfalle, und Točník waren mittlerweile von König Ludwig abermals eingelöſt und 1522 an Herrn Johann von Wartenberg, Oberſtburggrafen in Böhmen, abermals verpfändet worden, der es der Hauptſache nach in der gegenwärtigen Geſtalt umbauen ließ, aber ſchon 1534 ſeinem Nachfolger im Amte, dem Herrn Wolf Krajiř von Krajek, für deſſen gleichnamigen Vetter abtrat. Aber auch dieſer behielt es nicht lange. Er überließ es, nachdem er 1541 von König Ferdinand I. die Bergfreiheit für die in den umliegenden Bergen aufgegangenen Eiſengruben erworben, 1544, Herrn Johann von Waldſtein, von dem es endlich 1552 gleichfalls an Herrn Johann Popel von Lobkovic kam, in deſſen Händen, nachdem er 1556 Točník vollends der Krone abgekauft, die drei Burgen ſich nun wieder einmal vereint fanden. Von ſeinen Söhnen, nachdem er 1569 geſtorben, folgten ihm Johann auf Točník und Žebrák, Ladislaus auf Zbirov und Georg auf Komotau. Wir kennen das tragiſche Ende des Letztern bereits von Komotau und Elbogen her, und wiſſen auch, daß Herr Ladislaus Popel, der im J. 1573 als Abgeſandter des böhmiſchen Landtags nach Polen gegangen war, um den Polen die Wahl König Maximilian's II. oder doch ſeines Sohnes Rudolf für ihren Thron zu empfehlen, und der 1575 bei der Krönung des Letzteren zum König von Böhmen als Oberſthofmeiſter fungirt, dem gleichen Schickſale nur durch die Flucht nach Siebenbürgen zu entgehen vermocht. Zbirov nun, um 1608, wurde als ein an die Krone im Strafwege zurückverfallenes Gut erklärt. Ein Gleiches, wiewol im Wege gewöhnlichen Rechtes, war ſchon 1595 mit Žebrák und Točník geſchehen, nachdem Herr Johann Popel von Lobkovic d. J. ebenſo wie ſein Nachfolger im

Veſitze, Herr Wohuslav Gallus, kinderlos geſtorben waren. Und ſo waren denn die drei Burgen nach mannigfachem Wechſel wieder an die Krone zurückgelangt, um mit ihren ſchönen Forſten und reichen Eiſenwerken bis auf den heutigen Tag unter die Reihe der böhmiſchen Staatsgüter zu gehören, ſeit neueſter Zeit freilich wieder im Verſatz, wenn auch bei keinem geharniſchten Herrn ſo doch bei der — öſterreichiſchen Nationalbank, und mit nächſtem vielleicht der gute Ankauf irgend eines, für die umſchleierte Zukunft weiſe vorſorgenden fremdländiſchen Souveräns. Nur einmal noch ſeit jenen Tagen haben die Pforten Zbirov's einem gedenkenswertheren geſchichtlichen Ereigniſſe ſich aufgethan. Es geſchah, um vier der dreißig proteſtantiſchen Directoren vom Jahre 1618 — die Herren Wilhelm Popel von Lobkovic und Paul von Kitan und die Ritter Johann Oſtrover von Kralovic und Felix Wenzel Pětipeſký von Chýš — zur lebenslänglichen Kerkerhaft aufzunehmen, und die blutige Tragödie vom 21. Juni 1621 mit einem Akte nicht minder entſetzlicher Gnade zu ſchließen.

IV.

Und nicht Zbirov, Zebrák und Točník allein ſind es, die in den herrlichen über Kuppen und Hochflächen weithin ausgebreiteten Bergforſten, durch welche, von der letzteren Burg nordwärts, wir unſere Wanderung nun weiterfördern, die Bilder bald ſonnig-, bald düſterromantiſcher Vergangenheit vor unſere Seele zaubern. Dieſe uralten Forſte ſelbſt, die, den ſanftrauſchenden Wellen eines nadel- und laubgrünen Meeres gleich, nordwärts vor uns bis über die Beraun, morgenwärts bis gen Prag und über die Kluft der Moldau hinweg ſich hinerſtrecken, und die ſeit dunkler Vorzeit zu dem weitläufigen Reviere gehört, das die Herrſcher Böhmens aus den unermeßlichen Waldgebreiten des Landes ihrem eigenen Jagdvergnügen vorbehalten, erzählen Geſchichte, und noch manche andere Stätte, in deren Verborgenheit die fürſtlichen Jäger, ſtatt von ſtirnfaltenden Räthen von luſtiger Kumpanei umgeben, die Sorge mit dem Frohſinn, den Reichsapfel mit dem Becher und den Szepter mit dem Weidſpeer zu vertauſchen liebten, zieht in ihrem Schatten uns an. Hier war es, wo das verfolgte Wild in zuvor noch unbetretener Waldſchlucht Bořivoj I. den frommen Einſiedler St. Ivan entdecken ließ; hier überfielen den von ſeinem Gefolge verirrten Herzog Jaromir die meuchleriſchen Břéovcen, — man zeigt die Pfeile, denen der Herzog nur wie durch ein Wunder entgangen, noch heute in der Dorfkirche zu **Velis**; hier am 21. Dezember 1100 traf den ritterlichen Břetislav II., da er eben jagdmüde ſpät Abends nach ſeinem Luſtſchloſſe **Zbirow** heimkehrte, der tödtliche Speer Lowek's, — Břetislav ſtarb am folgenden Tage, den Mörder, den des Herzogs Gegner gedungen, fanden die Verfolger, den eigenen Speer in der Bruſt, in einer Schlucht; hier, im Eifer der Birſche, holte ſich Wenzel I. die raſchzerſtörende Krankheit, die ihm nicht mehr Zeit ließ, Prag zu erreichen, und der er auf dem Wege dahin, am 22. September 1253 in der Geſindeſtube eines ſeiner Höfe, des noch heute nach ihm geheißenen **Königshofes** erlag. Die Trümmer der Burg

Lytos.

aus der er zu dieſer ſeiner letzten Jagd auszog, ſchauen wir im Nordweſt dort aus dunklem Wipfelkranz emportauchen. Wir erklimmen ſie, über die Oertchen **Kublov** und **Braunay** fürderſchreitend, auf baumbedeckter, hart vom rechten Ufer der Beraun ſich erhebender Höhe. Der Stumpf eines Thurmes und da und dort ein Stück von Geſtrüpp durchwachſenen Gemäuers, das iſt Alles, was wir an der Stätte gewahren, an welcher der liederdichtende König im traulichen Behagen weit umher ungeſtörter Waldeinſamkeit einſt der Minne und des Bechers gepflogen, und an der er, ungeachtet der vorausgegangenen Ausſöhnung mit ihm, bei einem fröhlichen Gelage, zu dem er ihn geladen, ſeinen Sohn Premyſl Otakar mit deſſen Freunden gefangen nahm, dieſe um ſie theils heimlich vom Leben zum Tode richten, theils einkerkern, ihn um ihn nach der Veſte Pfraumberg in ſicheres Gewahrſam bringen zu laſſen. Der genußliebende Vater hatte nicht aufgehört den thatendurſtigen Sohn zu fürchten. Ebenſo nach dreiundſechzig Jahren hielt König Johann den gefürchtetſten ſeiner Gegner, den begünſtigten Ritter der jungen Königswitwe Eliſabeth, hier in Feſtein, um ihn nach dreiviertelſähriger Haft zu Gnaden aufzunehmen und gegen die eigene Gattin zu bewaffnen. Von Karl IV. nur mehr ſelten beſucht und von Wenzel IV. vollends vernachläſſigt finden wir die Burg im J. 1425 von König Sigismund dem Ritter Hubart von Adlar in's Pfand gegeben, und von deſſen Erben 1465 an den Ritter Jobſt von Einſiedel abgetreten, der hier die bekannte Linie der Einſiedel Teſſowſký gründete. Von Georg von Einſiedel übernahm ſie ſodann 1585 Herr Johann Popel von Lobkovic, Herr auf Zbirov, Zebrák und Točnik, der ſie bei ſeinem Tode ſeinem von uns bereits oft genannten Sohne, dem erſt ſo mächtigen und dann ſo unglücklichen Georg Popel von Lobkovic hinterließ, von dem ſie endlich 1579, bei Gelegenheit der Erwerbung Mělník's an die Krone zurückgelangte, um nunmehr zur Domäne Bürglic geſchlagen zu werden, und bei dieſer, dem Verfall überlaſſen, ſeitdem zu verbleiben.

Wir gönnen uns, unter den Trümmern dieſer Burg einer kurzen Raſt pflegend, einen Umblick in der unvergleichlich herrlichen, in ihrer ſtill einſamen Feier noch heute wie vor Jahrhunderten von keinem andern Laute als dem des Rauſchens der tief unten vorbeieilenden Gewäſſer, des Rufes und Sanges der gefiederten Wipfelinſaſſen, des Röhrens eines Sechzehnenders und dazwiſchen zuweilen des Schalles einer Axt oder des Hallos einer Büchſe geſtörten Waldausbreitung; laſſen unſere Blicke weſtwärts über das Hügelland ſchweifen, das, die Kluft der **Schnelle** aufwärts, zu den Höhen von **Chýš** emporſtrebt. — ſuchen an der Einmündung dieſes Baches in die Beraun die Gegend, in welcher einſt **Liebſtein**, der ſtolze Sitz der Kolovrate geſtanden, — wenden uns dann über die dunklen Forſte des **Großen Blatec**, der als mächtiger Gebirgswart ſich im Süden erhebt, und über den eben erſt durchwanderten Höhenzug von Kublov oſtwärts dem Hauptſtock des **Zbirover**

HRÁZEK KŘÍVOKLAD
(První obraz)
Nakladatel J. L. Kober v Praze

BÜRGLITZ.
(Erste Ansicht)
Verlag von J. L. Kober in Prag

Gebirges, der 1850' erreichenden, die trefflichsten Eisenerze bergenden Krušná Hora zu, hinter der der Honsinawald und in blauer Ferne der Hauptzug des Erdywaldes mit dem hoch überragenden Plešivec den Gesichtskreis säumt, — lassen unser Auge von dort nordwärts zu den nahen und ungleich niedrigeren Kuppen des Studený, des Hrobčen und der Libovoda gleiten, — forschen über diese hinweg noch hinaus bis zu den grauumflorten Wellenlinien des Louštin und des Džbán, und steigen hierauf in's enge, felsumschlossene Thal nieder, um bei dem Dörfchen Tejřovic den Fluß zu übersetzen und längs des linken Ufers desselben unsern Stab nordostwärts weiter zu tragen. Bald haben wir das waldige Plateau von Nezabudic erklommen, verfolgen über Bukova, die scharfbogigen Windungen des Flusses rechts zu unseren Füßen, den waldeinwärts sich niedersenkenden Pfad, und halten, aus undurchdringlichem Forst in einen weithin sonnig gelichteten Thalgrund hervortretend, vor dem reizendsten Bilde überrascht inne, das in waldigem Rahmen einem Wanderer je entgegengetreten. Ein mächtiger Fels, von grünem Gebüsch umhüllt, von niedrigem Gehänge wie von seinen Dienern umlagert, erhebt sich aus der Mitte des Thales. Zu seinen Füssen, an beide Ufer des Flußes gereiht, bergen sich zwischen bescheidenen Gärtchen die Hütten des Oertchens Buda. Seinen Gipfel, wenn auch altersgrau und der Last der Jahrhunderte und der Ereignisse vielfach gewichen, doch immer noch im Schmucke königlicher Würde, krönen die Bastionen, die Thürme, die Kapelle und die Schloßflügel der stolzen Burg

Bürglic.

Wir klimmen den, an der Lehne des Schloßberges sich emporwindenden Fahrweg hinan, und gleich über dem Haupthore begrüßt uns der Königslöwe Böhmens und verkündet der Buchstabe W uns den Namen des Regenten, der zu Ende des 15. Jahrhunderts diesen uralten Herrschersitz in neuer Pracht wieder hergestellt. Wir begegnen demselben Wappen und demselben Buchstaben an dem alterthümlichen östlichen Flügel des geräumigen, an den übrigen Seiten von neueren Umbauten umschlossenen ersten Hofes zu wiederholten Malen, an den Fenstern, am Wachthause, an der Gallerie und in dem mit dankenswerthem Verständniß in jüngster Zeit restaurirten prachtvollen Prunksaale, und wem die Deutung dieses Monogrammes, an das in Böhmen die Erinnerung einer neuerblühenden Kunstperiode sich knüpft, fremd wäre, dem bietet sie die Marmortafel am linken Flügel, die den „Serenissimus Rex Wladislaus" als den Schöpfer dieser Baue nennt. An dies Hauptgebäude schließt sich die schöne gothische Kapelle mit dem prächtigen uralten Flügelaltar, — aber auch der düstere Huderka-Thurm, und die nur mehr Spuren ehemaliger kunstreicher Ausschmückung zeigende Durchfahrt durch diesen einst von Königen bewohnten Flügel führt in einen zweiten Hof, den wir, ungeachtet auch hier allenthalben die Denkmale glänzender Pracht uns entgegentreten, doch nur mit Grauen zu betreten vermögen. Die Gewölbe der Erdgeschoße und die beiden Rundthürme bergen die düsteren Erinnerungen dieser

im Kreiſe der böhmiſchen Königsburgen ſonſt ſo hell leuchtenden Burg, deren Gedächtniß wol kaum näher als bis in's 11. Jahrhundert zu den Herzogen Jaromir und Wirtislav I. zurückreicht. Biſchof Cosmas bereits nennt ſie eine alte, und erzählt, daß Wladislav I. im J. 1110 ſie wieder in Stand habe ſetzen laſſen. Dieſer Fürſt wählte hier, auf der Hauptburg der Krivoklater, nachmals Rakoviker Zupe, gerne ſeinen Aufenthalt, und ſank auch da, 1125, auf ſein Todtenlager, auf welchem er ſich ſterbend nach dem Vyšehrad übertragen ließ, um allbort am Sitze ſeiner Ahnen ſeine Seele auszuhauchen. Nicht minder gerne nach ihm, dem edlen Weidwerk obliegend, weilten hier alle nachfolgenden Fürſten aus dem Stamme der Premysliden, und unter dieſen wieder beſonders Premysl Otakar I. und Wenzel I., bis nach dem tragiſchen Ende ihres Letzten im J. 1306 die in Böhmen eingefallenen Söldner Rudolf's von Oeſterreich ſie beſetzten, und ſie nun in die Gewalt des heldenmüthigen Wilhelm Zajic von Waldek gelangte, der, von Zbirov herbeieilend, ſie den öſterreichiſchen Söldnern entriß, und von ihr aus, der treuausharrende Ritter der letzten Premysliden, die mit ihrem neugebornen Söhnlein Wenzel (nachmals Karl IV.), unter ſeinem Schutze im J. 1617 hier ein ſicheres Aſyl fand, ebenſo dem Luxenburger Johann wie dem Kärnthner Heinrich unbeugſamen Trotz bot. Nach ſeinem Tode, 1319 erſt, konnte König Johann über die ſtattliche Burg verfügen, die er jedoch nach fünf Jahren ſchon, in den ewigen Geldverlegenheiten, die ſeine Regierung kennzeichnen, an den reichen Prager Bürger und Kaufherrn Johann Olbromovic verpfändete. Karl IV. im J. 1333, noch als Markgraf von Mähren, löste dies Pfandverhältniß mit eigenen Mitteln und verlebte in den Räumen der Burg, die ihm durch eine der ſchmerzlichſten Erinnerungen ſeiner Kindheit theuer geworden, glückliche Tage mit ſeiner ſchönen Gemalin Margareth von Valois, die ihm hier am 24. Mai 1335 ihr erſtes Kind Margaretha gebar, die nachmalige Gemalin König Ludwigs von Ungarn. Zwar ſah auch er ſich genöthigt, der ihm ſo werthen Burg gegen ein Darlehen auf einige Zeit ſich zu entſchlagen. Er verpfändete ſie dem reichen Kuttenberger Gewerken Heinrich Sulauer, ließ es aber, nachdem er endlich den Thron von Böhmen beſtiegen, eine ſeiner erſten Sorgen ſein, ſie wieder einzulöſen, ſo daß er ſchon im folgenden Jahre, 1347, in frommer Abgeſchiedenheit hier das Oſterfeſt begehen konnte. Bis an ſein Lebensende blieb er ſeiner Vorliebe für die Burg, auf der in ſchlimmen Tagen einſt ſeine Wiege geſtanden und in der er als Knabe ſchon das Mißtrauen ſeines Vaters erfahren, unwandelbar treu, und ſelbſt der Glanz des neuerſtandenen Karlſteines vermochte derſelben keinen Abbruch zu thun. Auch Wenzel IV., ehe er ſich auf Točnik zurückgezogen, fand ſich, abwechſelnd mit Zebrák, hier gerne und häufig ein, empfing da zu mehrerenmalen auswärtige Geſandtſchaften und fürſtliche Gäſte, und manche genug ſonderbare Servitut, die er den Bürgliger Lehensmännern aufbürdete, zeugt von dem despotiſchen Humor, mit welchem dieſer ſeltſame Regent hier gehauſt. Als endlich in den religiöſen Discuſſionen, die die letzten Jahre König Wenzel's vollends verbitterten, der Morgen-

HRADEK KŘIVOKLÁD.
(Druhý obraz.)
Nakladatel J. L. Kober v Praze.

BÜRGLITZ.
(zweite Ansicht.)
Verlag von J. L. Kober in Prag.

ſtern und die Dreſchkeule mitzureden anhuben, wurden die Gewölbe von Bürglic dazu erſehen, einen Theil der Schätze des Landes und die nicht minder wichtigen Folianten der Landtafel, dieſes Grundbuches alles Geſetzes und öffentlichen Rechtes in Böhmen, dahin in Sicherheit zu bringen. Aber alsbald auch entbrannte der Kampf um dieſe Burg, die binnen kurzer Friſt abwechſelnd bald die Huſiten bald Herrn Hanuš von Kolovrat, der zu dieſer Zeit noch ganz auf römiſcher Seite ſtand, als Sieger durch ihre erſtürmten Pforten einziehen ſah, bis endlich König Sigismund am 5. September 1422 ſie einem der hervorragendſten Häupter unter ſeinen Getreuen, Herrn Aleš Holický von Sternberg, verpfändete, in deſſen Gewalt ſie von da ab, nachdem zuvor die Akten der Landtafel nach Pilſen geſchafft worden waren, ungeſtört blieb, bis 1454, kurz vor ſeinem Tode, der junge König Ladislaus von ihm ſie wieder an die Krone löſte. Ohne Hoffnung, im Hauſe der Poděbrad eine neue böhmiſche Dynaſtie zu gründen, trug König Georg die entſchuldbare Sorge, den Mitgliedern ſeiner Familie, für deren Eintritt in den Kreis der ſouveränen Geſchlechter er durch die Schließung glänzender Ehebündniſſe bereits vorgeſehen, wenigſtens die Macht eines fürſtlichen Beſitzes zu ſichern. Bürglic war unter den Domänen, auf denen er, vorläufig unter dem Titel der Verpfändung, ſeinen Sohn Heinrich einſetzte. Allein König Vladislav ließ dem Prinzen Heinrich gleich nach ſeinem Regierungsantritt die Pfandſumme ausbezahlen, und erſah die Burg, die ihm ausnehmend wol gefiel, ſich ſelbſt zum Lieblingsaufenthalte. Er ſuchte hier Schutz vor der Peſt und der Erbitterung der utraquiſtiſchen Herren, und ließ in der Zeit von 1490—1500 den prachtvollen Umbau ausführen, deſſen Reſte noch heute den Erforſcher alter Kunſt auf Bürglic ſo ſehr anziehen. Von König Ludwig in den Jahren von 1516—1522 vorübergehend an Herrn Chriſtoph von Hardegg, und nach dieſem an den Grafen Albrecht Schlick verſetzt, ſollte das ſchöne Schloß Bürglic während der letzten Lebensjahre Ferdinands I., des unerbittlich ſtrengen, eines jener Liebespaare bergen, deſſen Geſchichte noch heute eines der beliebteſten Blätter im Buche deutſcher Volkshiſtorien füllt. Des Kaiſers zweiter Sohn Ferdinand, wie einſt jener ſelbſt, nun Statthalter in Böhmen, hatte zu Augsburg die liebliche Tochter des dortigen reichen Kaufherrn Welſer von Zinnburg kennen gelernt. Auf Schloß Březnic im Februar 1557 war durch den Prieſter Johannes de Cavalleriis die heimliche Trauung vollzogen worden, und die junge Fürſtengattin hatte die erſten Jahre ihres, nur durch die allzuhäufige Trennung von ihrem Gatten getrübten Liebesglückes auf dieſem Schloſſe im engſten Kreiſe ihrer, allein in das Geheimniß eingeweihten Verwandten verlebt. Erzherzog Ferdinand eilte ſo oft nur thunlich von Prag nach Březnic. Allein am Ende konnte er hier doch nur als Gaſt erſcheinen, ſeine häufigen Beſuche konnten leicht ſehr unerwünſchte Aufmerkſamkeit erregen, und er mußte daran denken, ſein geliebtes Weib an eine Stätte zu überſiedeln, die ebenſowol ihr die vollkommenſte Sicherheit wie ihm ſelbſt die Möglichkeit bot, in ihrer Nähe beliebig lange zu weilen, ohne daß es Jemandem aufzufallen

vermöchte. Eine der königlichen Burgen, und unter dieſen das wohnliche, von Brezuic nicht allzuferne Schloß Bürglic ſchien hiefür am gelegenſten. Und ſo nahm denn Herr Ladislaus Sternberg auf Gränberg, als Gatte Katharina's von Lobkan, einer Couſine Philippinens, dieſer und ihrem erzherzoglichen Gemale nahe verwandt, von K. Ferdinand I., 1560, das Schloß in Pfand, in das unter dem Schirme freundſchaftlicher Ueberlaſſung das glückliche Paar nun ſeinen häuslichen Einzug hielt. Früher ſchon, am 15. Juni 1558 auf Schloß Brezuic, hatte Philippine ihrem Gatten einen Sohn geſchenkt, den nachmaligen Cardinal und Gouverneur der Niederlande, Andreas von Oeſterreich. Zu Bürglic am 22. Nov. 1560 genas ſie ihres zweiten Sohnes, Karl, nachmaligen Markgrafen von Burgau, und im Auguſt 1562 der Zwillinge Maria und Filipp, die indeß bald darauf ſtarben. Ein heiteres Leben herrſchte damals auf Bürglic, deſſen Reize die Heimlichkeit und das Mummenſpiel, dazu man ſich oft genöthigt ſah, nur noch erhöhten. Der feingebildete Johannes de Cavalieriis, der die Stelle des Burgcapellans verſah, lebte da als Genoſſe der Familie. Die Frauen Anna Welſer, Mutter Philippinens, Katharina Lokan d. Ä. und ihre Tochter Katharina von Sternberg, dann die Herren Ladislaus von Sternberg, Franz von Thurn, Joſef von Hohenwart, Graf Ludwig Lobron und der Ritter Wenzel Žiéovsky von Dubin kamen und gingen als vertraute Freunde ab und zu. In ihrem Kreiſe auch, bei Gelegenheit eines Beſuches, den er ſeinem Sohne auf Bürglic abſtattete, ſoll der rigoroſe Kaiſer, gerührt durch den Anblick der harmlos ſpielenden Kinder, das heimliche Ehebündniß endlich als legitim anerkannt, und die Spende ſeines Segens nur an die Bedingung geknüpft haben, daß die überglückliche Kaufherrnstochter auf erzherzogliche Ehren keinen Anſpruch mache und an dem beſcheidenen Titel einer Freifrau von Zinnburg ſich es genügen laſſe. Kaiſer Ferdinand I. ſtarb, und Erzherzog Ferdinand, zu Neujahr 1567, verließ Böhmen, um nach Innspruck in die Mitte ſeiner Tiroler zu überſiedeln. Die ſchöne Philippine, nun zur Markgräfin von Burgau und Landgräfin von Nellenburg mit dem Prädikate „Durchlaucht“ vorgerückt, folgte ihm dahin, und auf Bürglic, das mittlerweile an die Krone zurückgeſtellt worden, war es wieder einſam und ſtill, bis nach zwanzig Jahren Rudolf II., in ſeinen jungen Jahren ein leidenſchaftlicher Jäger, die verlaſſenen Räume neu belebte. Es währte dies nicht lange. Der geiſtig ſonſt ſo trefflich begabte Fürſt, unter dem in Böhmen Kunſt und Wiſſenſchaft zu nie zuvor gekannter Blüthe ſich emporſchwangen, verfiel dem düſtern Brüten menſchenſcheuer Einſamkeit, ſperrte ſich in die vier Pfähle ſeines Laboratoriums auf der Prager Burg, und der ſchöne Prunkſaal auf Bürglitz ſtand wieder leer, bis das proteſtantiſche Direktorium vom J. 1618 darin ſeinen Sitz aufſchlug. Weder Ferdinand II. noch Ferdinand III. nahmen von der Burg, die von da ab einzugehen begann, weitere Notiz, als daß Letzterer ſie dem reichen Reichsgrafen Johann Adolf von Schwarzenberg, 1658, verpfändete, worauf endlich K. Leopold I., 1685, dem Grafen Ernſt von Waldſtein ſie vollends verkaufte, bei deſſen Nachfolgern ſodann ſie auch verblieb, bis ſie nebſt der dazugehörigen,

von den ehemals königlichen Revieren ausgeschiedenen Domäne im J. 1731 durch die Gräfin Maria Anna, Erbin des Grafen Johann Josef von Waldstein, an die Fürsten von Fürstenberg gelangte, die, in den alten Forsten das rege Leben einer blühenden Industrie erweckend, bis auf den heutigen Tag noch die Herren derselben sind. — Der čechische Namen der Burg lautete ursprünglich Krvoplat, ein Name, dessen unheimlicher Sinn, — er bedeutet etwa soviel wie „Blutlohn", oder „Zahlung mit Blut" — all das Grauenhafte ihrer uranfänglichen Bestimmung wol mehr als errathen läßt. Von den Opfern willkührlicher und geheimer Justiz, die die beiden uralten Rundthürme in grauer Vorzeit verschlungen haben mögen, ist eine Kunde zwar uns nicht überkommen. Desto unverkennbarer schattet die ursprüngliche Bestimmung sich in dem Gebrauche als Zwingburg ab, dem sie, trotz all' ihrer Pracht, fünf Jahrhunderte lang gedient. Schon Vladislav I., den Cosmas als ihren Wiederhersteller nennt, kerkerte hier seinen eigenen Bruder, Otto III. von Mähren, ein. Premysl Otakar II. hielt hier den steierischen Ritter Burkhart von Pfannenberg in Banden. Herr Wilhelm Zajic von Waldek versenkte in die beiden Thürme den Kanzler König Johann's, Heinrich, der in Prag, und die deutschen Herren Ulrich von Hanau, Otto von Dohna und Konrad von Buches, Anhänger des König's Johann, die bei Saaz in seine Gefangenschaft gerathen. Kaum weniger als ein Kerker waren der Zwinger und die Höfe der waldumschlossenen Burg, in die des eigenen Vaters Mißtrauen den arglosen Knaben gebannt, dem künftigen Karl IV., der aus ihr am 4. April 1323 nur hervortreten sollte, um kaum sieben Jahre alt mit ihr zugleich die Heimath zu verlassen, und aus der Haft in die Verbannung nach Paris zu wandern. Die Tage der Kelchnerthums, des Brüderthums und der Reformation brachten den Kellern von Bürglic neue Insassen. Im J. 1437 sandte König Sigismund denselben den Prediger an der St. Castaluskirche zu Prag, M. Havel, der nie wieder aus ihren Tiefen an das Tageslicht hervorkam. Im J. 1544 ließ darin Ferdinand I. den utraquistischen Pfarrer der Prager Theinkirche, Dr. Wenceslaus Mitmánek, gefangen setzen, der, kurz vorher aus dem Lande gejagt, sich der heimlichen Rückkehr unterfangen. Er verließ nur seinen Kerker, um, abermals über die Gränze geschafft, sein Grab in ferner Fremde zu finden. Eine zahlreiche Bevölkerung sandte ihnen das Jahr des blutigen Landtags. Die Knochen Manches, den sie damals aufgenommen, modern noch heute in ihrem schauerlichen Grunde. Die glücklichen Tage der schönen Welserin theilten der Brüderbischof Johann Augusta und sein treuer Genosse Johann Bilek. Doch theilten sie eben nur die Tage, nicht aber das Glück. Während im Prunksaale oben Lieder- und Becherklang wechselten und die heitere Rede in trautem Freundeskreise den Stunden Schwingen lieh, seufzten die Beiden, durch dicke Mauern getrennt und von rauhen Kriegsknechten gehüthet, gerade unter dem Saale in Kummer, Hunger und Finsterniß, erlitten die Folter und maßen die bleierne Zeit nach ihrem Elend und nach der Wiederkehr ihrer peinlichen Examinatoren. Es mag nicht die letzte der beseligenden Erinnerungen

geweſen ſein, welche die ſchöne Philippine von Bürglic mitnahm, die an den Sonntagsmorgen, an welchem ſie den gebeugten Auguſta mit ihrer eigenen Hand aus dem Kerker hervorführte, damit er nach langen Jahren das Feſt der Auferſtehung wieder einmal unter Gottes warmer Sonne feiere. Auch die bethörte Goldgier ſandte hieher ihr Contingent in der Perſon des Adepten Edward Kelley, des Hofalchymiſten Rudolf's II., den dieſer erſt zum Ritter geſchlagen und dann, angeblich wegen eines Todſchlags, in den Kerker werfen laſſen. Der Aermſte ſollte ſein Leben mit dem Rezepte erkaufen, wie das Lebenselixir zu brauen und wie Gold zu machen ſei. In ſeiner Not wagte er es, an einem dünnen Seile, das er ſich zu verſchaffen gewußt, ſich aus dem Fenſter ſeines Gefängniſſes in's Freie hinabzulaſſen. Der Strick riß, und er ſelbſt zerſchmetterte am Felſen. Daß die grauenhaften Räume nicht leer würden, dafür trug bald darauf Sorge das unter dem Vorſitze des Fürſten Karl von Lichtenſtein auf dem Prager Schloſſe tagende Gegenreformationsgericht. Die Anzahl derer, denen hier Muße gegönnt wurde, zwiſchen ewiger Haft und Abſchwörung zu wählen, mochte nicht gering und nicht gerade aus dem großen Haufen zuſammengerafft ſein, wenn man erwägt, daß ſogar der hoffnungsloſe Verſuch gemacht wurde, die Unglücklichen mit Waffengewalt zu befreien. Erſt der Uibergang in den Privatbeſitz erlöſte Bürglic von dem traurigen Berufe eines Staatsgefängniſſes, und die Umwandlung des markanten in den harmloſen Namen Křivoklad that das Weitere, um über die grauenerregende Erinnerung einen wohlthätigen Schleier zu breiten.

STARÉ HRADBY V BEROUNĚ.

Nakladatel I. L. Kober v Praze

DIE ALTEN BASTEIEN ZU BERAUN.

Verlag von I. L. Kober in Prag

V.

Wir weihen auch noch dem schönen Denkmal, welches auf einem Felsenvorsprung gegenüber der Burg die Beamten der Domänen Bürglic und Krušovic dem im J. 1856 verstorbenen Fürsten Karl Egon von Fürstenberg errichtet, einen Augenblick des Gedenkens der vielfachen Verdienste, welche dieser treffliche Cavalier um die Förderung der Industrie in diesem Gelände sich erworben, und wenden uns hierauf, in geringer Entfernung südlich unterhalb der Burg den Fluß überschreitend, unserer Weiterwanderung ostwärts gegen

Beraun

zu. Der Weg dahin führt uns über **Rozlok**, ein hart am Flusse in malerischer Anordnung lagerndes Eisenhammerdorf, und über das kleine, zum größten Theile von Holzschlägern und Kohlbrennern bewohnte Dörfchen **Zlenkovic** zuerst etwa drei Stunden weit längs des rechten Ufers des Flußes, von dessen linkem aus grünem Gebüsche die reinlichen Gehöfte des Dorfes **Zbečno** herüberschimmern, bis zum Kirchorte **Rožburg**, — und sodann, nachdem wir das stattliche, auf einen hohen Felsen hingebaute, aus den Tagen, da Bürglic noch dem Grafen Waldstein gehörte, stammende Schloß und unfern davon die bescheidene Begräbnißstätte der Fürsten von **Fürstenberg**, und jenseits des **Otročiner Baches**, den wir hier übersetzen, in dem rüstig emporblühenden Eisenindustrieorte **Neuhütten** die mustergiltig eingerichteten Hochöfen und Hammerwerke besehen, längs des linken Ufers in abermals etwa drei Stunden bis **Althütten**. Die Landschaft, die wir auf diesem Wege durchmessen, ersetzt den Mangel des Großartigen durch den freundlichen Wechsel von felsigem Thalgehänge und bewaldeten Hügelstrecken, flußdurchrauschtem Geklüft und fruchtbarem Ackergebreite, lautloser Einsamkeit und dem geschäftigen Getriebe einer emsig waltenden Industrie.

Mit dem Pfluge, der die braune Erdkrume bricht, wechselt das rieſenarmige Waſſerrad ab, das einen Complex gewaltiger Maſchinen in Bewegung ſetzt — mit dem ſchrillen Signale des einſam birſchenden Weidmanns das keuchende Puſten coloſſaler Hochöfen, mit den idylliſchen Cadenzen der Hirtenpfeife das Sauſen der erzerweichenden Gebläſe, mit dem Schalle der Dreſchtenne das eiſenſtreckende Gepolter der Hämmer. Es iſt der nördliche Bogen der vom **Erzgebirge** ausgehenden Elipſe, durch den der Fluß hier ſeine Pforte ſich bricht, um ſich durch das von dem Quarze jener Elipſe umſchloſſene **Prager Kalkplateau** ſein Bett gegen die Moldau hinab weiterzuwählen, und auch der allmählige Wandel der landſchaftlichen Formen, der dieſen Uebergang kennzeichnet, gibt dem Auge Gelegenheit zu mancher anziehenden Betrachtung. Das maſſige, röthlichbraune Gefüge des **Hradiště**, zu deſſen Füſſen der Otročiner Bach in die Beraun mündet und in weitem Bogen das betriebſame Neuhütten lagert, gehört noch dem Quarz an. Der Name dieſes Berges und die Spuren der kreisförmigen Erdwälle, die ihn krönen und denen er ihn verdankt, erinnern an die primitive Anordnung der älteſten gemeinſamen Anſiedelungen der Bewohner unſeres Vaterlandes. Dort oben ehemals flammten vielleicht die Opfer eines ihrer Altäre, dort hielten ſie ihre Volksverſammlungen, dort hatten ſie ihren Waffenplatz. Gleichfalls dem Quarz gehört auch noch hinter dieſem Berge weiter gen Süden die mächtige, in ihrem Innern die älteſt aufgegangenen Eiſenerzlager Böhmens bergende **Kruſná** an, an deren Fuße, uns nur die aufſteigenden Rauchwolken erkennbar, die berühmten Eiſengießereien von **Neujoachimsthal** lagern. Das Flußthal ſelbſt zeigt bereits die gelblich-grauen Gebilde des Kalkfelſens, die, anfangs noch mit dem Quarze ringend, je weiter wir vorſchreiten, um ſo ſelbſtſtändiger und entſchiedener der Landſchaft den Character ihrer Vegetation und ihrer Formen aufprägen.

Von **Althütten**, dem älteſten Hüttenorte Böhmens, der Umbiegung des Fluſſes gen Süden folgend, erreichen wir in einer kleinen halben Stunde die von Prag heraufführende Chauſſée, und mit ihr die mit großem Koſtenaufwand und nach manchem ſtörenden Unfall vor zwanzig Jahren ausgeführte ſteinerne Beraunbrücke überſchreitend, die an der Einmündung der **Litavka** in den Beraunfluß gelegene und im Süden von jenem Bache, im Oſten von einem Arme dieſes Fluſſes umſtrömte Stadt Beraun ſelbſt.

Beraun zählt zu den kleinern Städten Böhmens. Aber die in regelmäßigem Geviert innerhalb der alten, beinahe durchgehends noch wohlerhaltenen Ringmauern angeordnete Anlage, die beiden alterthümlichen Thore, die vielen, zum Theil bereits verfallenen, zum größern Theile aber noch ganz gut conſervirten Thürmchen und Baſtionen vor und über den Mauern, die ſchmalen Giebelhäuſer im Innern der Stadt und die außerhalb derſelben als der Anſatz einer jüngeren Zeit, hier an der Hügellehne, dort in der Niederung ſich anreihenden neueren Bauten prägen ihr den anziehenden Charakter des ausdauernden Alterthums auf, dem, von dem Wechſel der

PRAŽSKÁ BRÁNA V BEROUNĚ.

Nakladatel J. L. Kober v Praze

DAS PRAGER THOR ZU BERAUN.

Verlag von J. L. Kober in Prag

Jahrhunderte nur wenig berührt, die Wandlungen der Neuzeit nur langsam und allmälig einigen Boden abzugewinnen vermögen. Man würde nicht eben sonderlich viel Anachroniſtiſches hinweg zu denken brauchen, um ſich dieſe mindeſtens fünfhundertjährigen Bruſtwehren von eiſenbepanzerten Söldnern beſetzt, dieſen Platz, dieſe wenigen engen Gäßchen von den maleriſchen Trachten des 15. oder 16. Jahrh. ſtaffirt zu denken. An der Stelle, welche dieſe Stadt gegenwärtig einnimmt, lagerten urſprünglich die wenigen Hütten eines kleinen Ortes Namens Brod, d. i. Furth, deſſen Bewohner das Geſchäft hatten, die durch die Arme, in welche der Fluß ſich hier ſpaltet, unterbrochene und nicht wenig erſchwerte Communication auf der großen, von Prag nach Pilſen führenden Straße mittelſt ihrer Kähne und Plätten zu vermitteln. Noch im 11. und zu Ende des 12. Jahrh. geſchieht des Ortes unter dieſem Namen Erwähnung. In ſeiner Nähe im J. 1193 war es auch, wo durch den ſchrecklichen Verrath, den das Gefolge Premysl Otakars I. an dieſem verübte, der Sieg des herrſchſüchtigen Biſchofs Bretiſlav Heinrich über ihn entſchieden wurde, worauf der Letztere von hier in feſtlichem Triumph den böhmiſchen Fürſtenthron beſtieg. Die wichtige Lage an einer der großen Heerſtraßen des Landes, der geſteigerte Verkehr und wohl auch die unmittelbare Nähe der königlichen Burgen gab auch dem Orte bald eine erhöhte Bedeutung, und im 13. Jahrhundert bereits genoß er der Vorrechte einer königlichen Stadt. Dieſer, die nun den Namen Beraun angenommen, war beſonders Karl IV. ein wolgewogener Gönner. Er ſprach hier öfters ein, erweiterte ihre Gerechtſame, und nannte ſie gerne, freilich mit etwas wolwollender Emphaſe, ſein liebes „Verona.“ Nach König Wenzels IV., in der Geſchichte unſeres Landes einen ſo mächtigen Wendepunkt markirendem Tode, ſuchte und fand in dieſer kleinen, aber woleingerichteten, trefflich befeſtigten und ebenſo treu königlich wie gut römiſch geſinnten Stadt ein großer Theil des reichen und conſervativen Prager Bürgerthums und des flüchtigen Clerus eine gaſtliche Zufluchtsſtätte, für deren Sicherheit eine ſtarke königliche Beſatzung genügende Sorge trug. Zu Ende Oktober 1420, während die vereinigten Huſiten unter Zizka den Byšehrad belagerten, fand ſich hier auch König Sigismund ein, von Leitmeric kommend, nachdem er die von dieſer Stadt requirirten Nachen und Kähne auf Wägen vorausgeſandt, um von hier aus die letzten Anſtrengungen zum Entſatz oder wenigſtens zur Verproviantirung der bis auf den letzten Gaul ausgehungerten Königsburg zu verſuchen. Hier auch, da ein kluges Nachgeben die Bewegung vielleicht noch ins Geleis eines friedlichen Austrags zu leiten vermocht hätte, ließ er den Huſiten, von denen er vor Allem den Abzug von der Königsburg verlangte, während dieſe die Uebergabe derſelben in eine dritte neutrale Hand zur Vorbedingung der Unterhandlungen machten, jene hiſtoriſch gewordene, aber mit ihrem cyniſchen Inhalte unmöglich wiederholbare Unart ſagen, an der die Gährung zum nicht mehr löſchbaren Brande ſich entzündete. Der Byšehrad fiel, König Sigismund zog von Beraun ab, und ſchon fünf Monate darauf, am 1. April 1421, nach nur fünftägiger Belagerung, zog Zizka in dieſer erſtürmten Stadt als

Sieger ein, um an den Getreuen des Königs und namentlich an den Prager Flüchtlingen ein furchtbares Blutgericht zu üben.

Die drei Prager Magister Brikci, Simon und Laurenzius von Nimburg, die Ritter Johann Kobliha, Bohuslav Toupovec und Herman von Bubna, der Befehlshaber der königlichen Besatzung Rudolf von Bece und noch dreißig andere Personen, theils Prager, theils Beraunер Bürger fanden in einer Scheune außerhalb der Stadt, darein er sie sperren lassen, den Tod Jan Hus'ens. Die Stadt von diesem Tage an wurde und blieb für alle Folgezeit kelchnerisch, und als bei der großen Belagerung Pilsens im J. 1427 die vereinten Prager, Taboriten und Waisen zum Abschlusse eines Waffenstillstandes mit den Pilsenern unter der Bedingung sich herbeiließen, daß beide Theile zu Weihnachten 1428 ihre Theologen zur Austragung des Streites zusammentreten lassen sollten, ersahen sie dieselbe als den geeignetsten Sammelplatz für die Ihren. In der That auch fanden die kelchnerischen Magister am festgesetzten Tage in Beraun sich ein. Sie sollten das Vorrecht haben, aus den auf Zebrak versammelten Vertretern der Pilsener die Geißeln, die sie begehrten, ehe in eine Discussion eingegangen würde, selbst zu wählen, und entsandten daher ihre Bevollmächtigten zuerst nach dieser Burg. Die Pilsener mußten sich es gefallen lassen, für je einen Kelchner, der als Geißel ihnen übergeben wurde, zwei der Ihrigen zu stellen, jene Personen nicht mit eingerechnet, ohne welche die Discussion nicht vor sich gehen konnte. Die Kelchner schickten die überlieferten Geißeln nach Beraun, und fügten sich dafür gerne der Forderung der Pilsener, daß die Disputation selbst auf Zebrák stattfinden sollte. Sie begann auch wirklich am 29. Dezember, hatte aber, weit auseinanderliegend wie nun einmal die beidertheiligen Ziele waren, keinen anderen Erfolg bekanntlich, als die nur noch gründlichere Entfremdung aller dabei betheiligten Parteien. Beraun in Folge desselben schlug sich zu den entschiedenen Taboriten und stand zum demokratischen Bunde der Städte gegenüber der reactionären Ligue der Herren. Es bewahrte seine utraquistische Gesinnung unter dem Drucke der Maßregelungen Ferdinand's I., in den bewegten Tagen Maximilian's II., während der erbitterten Steigerung der Gegensätze unter Rudolf II., trotz der Söldner des Bischofs Leopold von Passau, die im J. 1611, in Böhmen mit der Absicht eingebrochen, den von Rudolf unterfertigten Majestätsbrief zu zerreißen, es ausplünderten, trotz der Reiter Waldsteins, trotz der Verwirkung ihrer Privilegien und trotz der Drohungen der Gegenreformationscommission, bis endlich auch hier Bücherverbrennung, Confiscation und Ausweisung den Sieg der, auch auf das Jenseits sich erstreckenden väterlichen Fürsorge Ferdinands II. entschieden. Es war nach dem, was wir bis jetzt von den Städten Böhmens erfahren, kein ausnahmsweises Mißgeschick für Beraun, daß es nach diesem Siege halbverlassen stand. Es verödete vollends, nachdem der Schwedengeneral Banner, außer Stand gegen die wolgerüsteten Prager Städte etwas zu unternehmen, 1639 plündernd und sengend darüber hergefallen. Nur langsam bevölkerte, nur allmälig erholte es sich

wieder, um, von den Kriegen des vorigen Jahrhunderts zwar nicht verschont, doch auch nicht sonderlich heimgesucht, bis auf die jüngste Zeit als Vorort des ehemaligen Podwerthen (Podbrdí, Landschaft unter dem Brdywald) und später Beraunер Kreises einen bescheidenen Platz unter den Kreisstädten Böhmens einzunehmen. Das Angedenken an die noch frühere, uranfängliche Hauptburg der Župa des Podbrdi ist bis auf den heutigen Tag uns in dem Dorfe

Tetin

erhalten geblieben, das wir, von Beraun weiter wandernd, nur eine Viertelstunde unterhalb dieser Stadt auf der Höhe des linken Ufers der Beraun hingelagert gewahren. Die letzten Reste einer Burg, die auf schroffem, in das Bett des Flußes sich niedersenkenden Felsens uns hier gezeigt werden, zählt die Tradition — denn von documentanischen Nachweisen muß bei so uralten Bewahrnissen des Volksgedächtnisses nun einmal abgesehen werden — zu den ältesten Baudenkmälern des Landes, zu den wenigen auf unsere Jetztzeit überkommenen Zeugen unseres heimischen, vorgeschichtlichen Sagenkreises. Tetka, die verständige Schwester Libuše'ns, wurde aus grauer Vorzeit her als die Erbauerin derselben genannt, und der fleißige Cosmas, wie sie ihm überliefert worden, hat die Kunde davon in seiner Chronik hinterlegt. Thatsache ist, daß auch diese Burg schon während der drei letzten Jahrzehende des vorigen Jahrtausends zu denjenigen gehörte, welche die Mitglieder des herrschenden Hauses in den näheren Umgebungen Prags inne hatten. Hier, nachdem er am Hofe Svatopluk's von Mähren die Taufe genommen, weilte Bořivoj I. an der Seite seiner Gemalin, der frommen Ludmilla, mit besonderer Vorliebe; von hier aus unternahm er die Streifzüge durch den dichten, in weiter Runde um die Burg sich ausbreitenden Urwald, auf deren einem, der Fährte einer Hirschkuh folgend, die sein Pfeil getroffen, er den frommen Einsiedler St. Ivan auffand; hieher nach seinem Tode, um den Verfolgungen ihrer herrschsüchtigen Schwiegertochter, der heidnischen Drahomira, aus dem Wege zu gehen, zog zu Gebet und einsamer Beschaulichkeit die gottesfürchtige Ludmilla sich zurück; hier unter den Händen der Mietlinge ihrer bösen Schnur fand sie ihren Märtyrtod. Das Grab der Gemordeten, ehe ihr frommer Enkel und Zögling, Herzog Wenzel d. H., am 10. Nov. 929 ihren Leichnam nach der St. Veitskirche auf das Prager Schloß übertragen ließ, war bald zur Stätte der Wunder geworden, und die über demselben erbaute, ursprünglich auf den Namen des Erzengels Michael, in neuerer Zeit erst nach völligem Neubau auf den des h. Johann v. Nepomuk geweihte Kirche ist dem Volke bis auf den heutigen Tag eine Stätte ganz besonderer Verehrung geblieben. Nicht minder ein vielbesuchtes Ziel gottesfürchtiger Waller ist die Kirche zu

Sl. Ivan unter dem Felsen,

die wir, bei Tetin den Fluß übersetzend und die waldigen Höhen, die vom linken Ufer des letztern sich emporheben, nordwärts durchschreitend, in einem freundlichen

Thalgrunde nächst dem gleichseitigen Ufer des Kodenicer Baches aufsuchen. Den Vorraum der eigentlichen Höhle, darin St. Ivan, der Sohn eines angesehenen, an den Ufern der Iser herrschenden Dynasten, auf alle Macht und allen Glanz irdischer Größe verzichtend, vom J. 867 bis zum J. 909, also zweiundvierzig Jahre lang ein beschauliches Einsiedlerleben führte, hatte bereits Borivoj I., der die Leiche des Heiligen darin auch bestatten ließ, zu einer Kapelle einrichten lassen. Herzog Udalrich ließ diese durch den Anbau eines Kirchleins erweitern, und stiftete bei demselben zugleich ein Benediktinerkloster. Die gegenwärtige Kirche, an der Stelle der alten im J. 1661 hingebaut, war Zeugin der höchsten Blüthe des St. Ivancultus in den Tagen Leopold's I., Josef's I., Karl's VI. und Maria Thereſia's, zu deſſen Förderung sogar eine eigene Verbrüderung sich gebildet, und der alljährlich am 25. Juni, dem angenommenen Sterbetage des heiligen Mannes, viele Tausende von Gläubigen in diesem Thalgrund versammelte, bis Kaiser Josef, des Wallfahrtenthums bekanntlich kein sonderlicher Gönner, das Kloster aufhob, und dem Cultus damit den mächtigsten Förderungsbehelf entzog. Immer aber noch zählt die Kirche zu „St. Ivan unter dem Felsen" zu den beliebtesten frommen Zielen der wallfahrtslustigen Bevölkerung Prags und des hauptstädtischen Geländes, wiewol — und die Schuld daran fällt gewiß nur der, im Schmucke des Sommeranfangs zweifach lieblich prangenden Landschaft zu — dem eigentlichen gottseeligen Charakter der Wallfahrt seit jüngerer Zeit immer mehr und mehr von den höchst irdischen Eigenthümlichkeiten einer „angenehmen Landparthie" sich beizumischen beginnt. Selbstverständlich hat die, in dergleichen Dingen als Autorität zu achtende Phantaſie des Volkes nicht verfehlt, auch diese wie manche ähnliche Wunderstätte mit einem apparten Staate der allerseltsamsten Kobolde zu bevölkern. Schon St. Ivan hatte von dem furchtbaren Spektakel, das diese, in alle Lücken zwischen die Menschen und Gott mit unglaublicher Zudringlichkeit sich hineindrängenden Unholde in stiller Nacht vollführten, außerordentlich zu leiden. Er zwar verstand es, sich sie vom Leibe zu halten. Ausgerottet aber darum sind sie aus diesem Steingeklüft noch lange nicht, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch hielt der gelehrte Cistercienser zu Plaß, Mauritius Vogt, sie für bedenklich genug, um ihrer in seiner Beschreibung unseres Vaterlandes als einer der Merkwürdigkeiten desselben zu gedenken. Eine immerhin beziehungsvolle und an der üppigen Entwicklung seiner productiven Phantaſie gewiß nicht so ganz unbetheiligte Fügung mag es auch gewesen sein, die den chroniſtischen Romantiker Wenzel Hájek von Libočan in seinen jüngeren Jahren in diese mythen-, sagen- und wunderreiche Gegend führte. Wir finden ihn hier in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts an der Kirche zu Tetin das Amt der Seelsorge versehen, und gewiß ging ihm hier schon manches jener wunderlichen Gebilde auf, mit denen er später in seiner Studirstube zu Altbunzlau entschieden mehr den Parnaß als die Geschichtshallen unseres Vaterlandes bevölkerte.

VI.

Es iſt eine der anmuthigſten Wanderungen, die uns von St. Ivan über **Koſtin** zuerſt ſüdwärts durch die felſige Kluft des Lodenicer Baches und über die Höhen des linkſeitigen Gehänges derſelben nach dem Dörfchen **Srbsko**, und von dieſem ſodann oſtwärts durch das, von friſchgrünen Wieſen und wallenden Saatfeldern erfüllte Thal der Beraun nach dem, am linken Ufer dieſes Fluſſes in waldumſchatteten Thalſchlucht lagernden Orte **Kudlan** führt. Ein Kirchlein wenige Schritte vom Ufer, dem h. Palmatius geweiht, verſetzt gleich am Eingange in dieſe Thalſchlucht vorhervorkündend in die ſchaffensreichen Tage der erſten Regierungsjahre Karl's IV. uns zurück, in denen dieſer vielgeprüfte, in Frankreich gebildete, an ſeiner Heimat aber mit ganzem Herzen und liebevollen Eifer hangende Regent ſofort nach ſeiner Thronbeſteigung an die Verwirklichung ſeiner ſeit Jahren gehegten Lieblingsgedanken ſchritt, — der Gründung einer Hochſchule zu Prag, des Dombaues zu St. Veit auf dem Prager Schloſſe, und der Erbauung einer neuen königlichen Pfalz mitten in jenen dunklen Forſten, an die für ihn ſo düſtere und doch wieder ſo lehrreiche und bildende Erinnerungen ſich knüften. Er ließ es für das rührige Völklein von Steinmetzen, Maurern und Handlangern erbauen, die in den Bau- und Unterkunftshütten, die ſie mitten in dem friſchgelichteten Urwald an dieſem Ufer improviſirten, dem kleinen Orte ſeine Entſtehung gaben, während unter ihren Meißeln und Kellen jene impoſante Königsburg ſich erhob, die wir, über das Kirchlein emporblickend, mit ihren ſtolzen Zinnenmauern, ihren ſtattlichen Wohnbauen, ihren Kirchen und ihrem gewaltigen Thurme im Hintergrunde der Thalſchlucht auf hoher, bergwaldumſchloſſener Felſenkuppe thronen ſchauen. Derſelbe Meiſter Mathias von Arras, der die Pläne zum St. Veitsdome ſchuf, entwarf auch die für die neue Burg. Am 10. Juni desſelben Jahres 1348, das die Prager Hochſchule als ihr erſtes zählt, weihte der erſte Erzbiſchof von Prag, Erneſt von Pardubic, den Grundſtein, und neun Jahre darauf den Schlußſtein des majeſtätiſchen Baues ein, dem der kai-

ferliche Erbauer, wie er in der Gründungsurkunde ſelbſt ſich ausdrückte, um ſeinem Andenken ein dauerndes Denkmal zu ſichern, den Namen „Karlův Týn“, „Karls Thein“,

Karlſtein

beilegte. Wir ſchreiten zwiſchen den beſcheidenen Häuſern des Ortes hin, die Thalſchlucht aufwärts, wenden ſodann auf wohlgeebnetem Fahrweg uns links durch den Paß zwiſchen dem **Schloßberg** und dem **Hakusvaberg**, klimmen den Pfad hinan, der aus dieſem in der Höhe der Kapelle gleichfalls nach links ſich abzweigt, und treten, nachdem wir ſo den Felſen und die äußeren Umfaſſungsmauern der Burg umſchritten, von Norden her an dieſe ſelbſt heran. Das unterſte Burgthor, das ehemals außer durch Graben, Zugbrücke und Fallgitter auch noch durch einen zur Vertheidigung eingerichteten Ueberbau und einen ſeitlichen Streitthurm, deſſen Gemäuer wir noch links nebenan gewahren, geſchützt geweſen, empfängt uns nun mit friedlicher Gaſtlichkeit. In den Fenſterchen der hinter daſſelbe zur Rechten angebauten Geſchoße, hinter denen ehemals die forſchenden Augen des wachſamen Thorwarts hervorgelauſcht, begrüßen Blumen und Vogelbauer uns gleichfalls als Zeichen friedfertigen Willkommens. Ein ſchmaler, längs des weſtlichen Gehänges des Schloßfelſens in den Stein gehauener, zu beiden Seiten durch hohe Zinnenmauern geſchirmter Weg führt ſonſt zum zweiten Thore hinan, das jedoch, vielleicht größerer Sicherheit wegen, ſpäter vermauert worden, um durch eine ſchmale Pforte erſetzt zu werden, durch die wir, weiter vorſchreitend, den erſten Burghof betreten. Es iſt dies ein kleiner, unregelmäßiger, unebener, ringsum von den ehemaligen Behauſungen der Dienerſchaft, des königlichen Gefolges und der wachthabenden Lehnritterſchaft eingeſchloſſener Raum, am ſüdlichen Abhange des Burgfelſens, aus welchem ein wolgeſchützter Weg zu der, am ſelben Abhange etwas weiterabwärts angebrachten einſtigen Waffenſchmiede und zu dem merkwürdigen, in den Felſen bis zum Niveau des tief unten vorüberbrauſenden Baches gebohrten Schloßbrunnen hinableitet. Eine dritte Pforte führt aus dieſem erſten in den zweiten oder eigentlichen Burghof empor, einen ungleich weitläufigeren, von dem vorigen nördlich ſich ausbreitenden, jedoch vielfach verbauten Raum, an deſſen öſtlicher Seite der Hauptbau der Burg, die königliche Pfalz, unſere Aufmerkſamkeit zunächſt auf ſich zieht. Es iſt dies ein weitläufiger, mit einem ſtattlichen Portale gezierter Bau, in deſſen tiefliegendem Erdgeſchoße ehemals der Marſtall des Königs und ſpäter der der Burggrafen unterbracht war, während in dem Geſchoße darüber der königliche Hofſtaat ſeine Gelaſſe hatte. Das mittlere Geſchoß nahm die dem h. Nikolaus geweihte Kapelle ein. In den beiden Geſchoßen über dieſer betreten wir die nun öden Räume der königlichen Gemächer, in deren Vorſaale an die geharniſchten Rittersmänner, die die Zugänge zu dem Audienzſaal und dem Schlafgemach des Königs bewachend hier einſt auf- und abgeſchritten, nur mehr deren verblichene, ihre kaum mehr kenntlichen Wappen zur

Schau tragende Schilder mahnen. Ein gedeckter Gang aus dieſem Flügel führt uns in den, in der Mitte des Burghofes iſolirt ſich erhebenden Bau, der in ſeinem erſten Geſchoße die ehemals von dem Karlſteiner Domchanten bewohnten Räumlichkeiten umfaßt, im zweiten die Karlſteiner Collegiatkirche zur Mutter Gottes mit der an ſie anſtoßenden St. Katharinenkapelle. Von den herrlichen Malereien, die dieſe Kirche einſt geziert, vermag das Auge nur mehr dürftige Spuren zu entdecken. Mit umſo größerem Intereſſe verweilt es bei den beiden, in ganzer Figur beinahe lebensgroßen Conterfeien des mit der deutſchen Kaiſerkrone geſchmückten König's Karl, ſeiner Gemalin Margaretha von Valois und ſeines Sohnes, des nachmaligen Wenzel IV. Die Bildniſſe ſind gleichzeitig, ganz wol erhalten und wegen ihrer autentiſchen Porträtähnlichkeit von unſchätzbarem Werthe. Die Prunkloſigkeit der kaiſerlichen Gewandung und insbeſondere die Schlichtheit der, freilich keine große Meiſterſchaft der Bekleidungskunſt jener Zeit verrathenden Toilette der Kaiſerin möchten freilich unſern, nur in Gold und Silber malenden Romantikern einiges unglaubige Befremden, unſern verwöhnten Damen aber nur ein mitleidiges Lächeln zu entlocken im Stande ſein. Die Kapelle, zu der wir rechts neben dem Altar durch eine ſchwere eiſerne Thüre gelangen, umfaßt nur einen ſehr beſchränkten, gothiſch überwölbten Raum, doch zählte ſie einſt zu den reichſtgeſchmückten Gelaſſen der ganzen Burg. Noch heute finden wir die vergoldeten Wände mit wahren Muſterſtücken des ſchönſten Karneols und des feinſtgeſchliffenen Amethyſtachates ausgelegt und den Schlußſtein der Wölbung mit in Silber eingelaſſenen Edelſteinen bedeckt. In ihr verrichtete K. Karl, wenn er auf der Burg ſich aufhielt, ſeine täglichen Gebete; in ihr geweihtes Dunkel zog er während der Charwoche ſich zu ungeſtörter Andachtsübung zurück. Die eiſerne Thüre hinter ihm fiel dann auf mehrere Tage lang zu, er kniete an dem höchſt einfachen Betpult und raſtete in dem höchſt primitiven hölzernen Stuhle, die beide uns hier noch gezeigt werden, ließ Niemand vor ſich, und empfing ſelbſt die ſpärliche Faſtenſpeiſe, von der er in ſolcher Zeit ſich nährte, gleich einem Eingekerkerten durch eine unterhalb der Thüre angebrachte Oeffnung. Eine Treppe aus dieſem Baue führt uns wieder in den, von einigen Bäumen beſchatteten Hof hinab, und wir wenden uns zu dem, an der nordweſtlichen Seite desſelben von der höchſten Teraſſe des Schloßfelſens ſich emporhebenden Hauptbaue der Burg, dem fünf Stockwerke hohen Thurme. Ein doppeltes Geviert mächtiger Mauern, an den vier Ecken durch Streitthürme geſchützt, ſondert dieſen Bau von den übrigen Partheien der Burg, ſo daß er für ſich allein noch von einem beſondern, dritten Zwinger umgeben erſcheint. In ihm concentrirt ſich der Zweck, den der vorſorgliche Herrſcher mit der ſo ſorgfältig angeordneten und ſo impoſant durchgeführten Erbauung dieſes ſeines „Theines“ verband — die Aufbewahrung der koſtbarſten Heiligthümer des Landes an eben ſo wol geborgener wie ehrfurchteinflößender Stätte. Sonſt konnte man in dieſe, nur den Auserleſenen zugängliche Hochburg nur über eine Zugbrücke gelangen, die außer vor dem Regenten ſelbſt und den höchſten Würdenträgern

des Reiches ſich vor Niemandem ſenkte, der nicht die ausdrückliche Ermächtigung des Königs oder des Landtages dazu vorzuweiſen vermochte. Lehenspflichtige Mannen — noch zu Ende des 17. Jahrhunderts genoßen außer dieſen die böhmerwäldiſchen Freibauern die Auszeichnung, hier Wache halten zu dürfen — hüteten in dem Thurme über der Brücke Tag und Nacht dieſen einzigen Zugang; hoch oben von der Gallerie der Hochburg ſelbſt rief der Thurmwart allſtündlich durch ein Sprachrohr nach allen vier Weltgegenden den Mahnruf hinaus, der den Vorübergehenden ſich in beſcheidener Ferne von ihr zu halten gebot. Jetzt betreten wir ſie durch ein im Erdgeſchoße eines der Außenthürme eröffnetes Pförtlein, um, dem freilich nur höchſt nothdürftig erklärenden Führer folgend, durch ihre hoch über einander geſchichteten fünf Stockwerke emporzuklimmen. Es iſt nicht gerade ein erfreulicher, noch weniger aber erhebender Anblick, der den Eintretenden gleich im erſten, unterſten dieſer Stockwerke bewillkommt. Zwei düſtere, unheimliche Räume, in denen die grauenvollen Nachtſeiten mittelalterlicher Juſtiz ihr Schreckensquartier aufgeſchlagen zu haben ſcheinen. Es iſt, als ob aus den dunklen Ecken die bluttriefenden Geſpenſter aller jener Unglücklichen hervorträten, die unter den ausgeſuchten Martern, mit welchen jene finſtere Zeit, indeß ſie den Himmel zu ehren glaubte, die Menſchheit ſchändete, hier ihre Seele aushauchten. Gerechter Zweifel ſträubt ſich gegen die Möglichkeit, daß der Erbauer dieſer Burg an einer Stätte, die er für die heiligſte des ganzen Landes geachtet wiſſen wollte, und von der er, um jeden ſündhaften Gedanken fern zu halten, ſelbſt das Weib ausſchloß, den Schauern der Barbarei den Zutritt geſtattet haben ſollte, und wir tröſten uns gerne mit der Wahrſcheinlichkeit, daß der, urſprünglich anderen Zwecken gewidmete Raum erſt in der Folgezeit in ſolcher Weiſe entwürdigt worden. Das nächſte Geſchoß darüber zeigt zwei hochgewölbte Gemächer, die uns als „Berathungsſäle" bezeichnet werden. Wir vermögen über die Berechtigung dieſer Annahme nicht zu entſcheiden, glauben jedoch eher, daß ſie den Hütern der Koſtbarkeiten zum Aufenthalte angewieſen ſein mochten, zu deren Aufbewahrung im nächſthöhern Stockwerke die noch heute ſchöne, in früherer Zeit aber mit wahrhaft königlicher Pracht ausgeſtattete Kreuzkapelle beſtimmt geweſen. Vier ſchwere, eiſenbeſchlagene, mit neunzehn Schlöſſern verſehene Thüren, auf deren äußerſter ſich das Wappen des Herrn Johann Borita von Martinic, der unter K. Maximilian II. von 1555—1577 das wichtige Amt des Burggrafen auf Karlſtein bekleidet, bewahrten den Zugang in dieſelbe. Noch jetzt finden wir ihr Inneres durch ein vergoldetes Eiſengitter in zwei Abtheilungen geſchieden, einen Vorraum und den Altar- oder eigentlichen Schatzraum. Der Sockel der Wände ringsumher bis zur Höhe von vier Fuß zeigt den Schmuck in vergoldeten Grund eingelegter Achate, Karneole und Jaspiſe und dazwiſchen das Monogram Karls und den heraldiſchen Adler. Die durch kunſtreich geſchnitztes Täfelwerk und Goldgrund in Felder getheilten Oberwände tragen als Bekleidung bis an die Decke hinan die Zier uralter Bildniſſe von Heiligen, und reichgeſchmückter Conterfeie der Regenten Böhmens, — unſchätzbare Zeugniſſe alter Kunſt

und der naiven Pietät, mit der die Künstler vor fünfhundert Jahren, auf die ausschließlichen Wirkungen der Farben verzichtend, zur Verherrlichung und Verlebendigung ihrer Gemälde auch die bunte Plastik und selbst die reale Wirklichkeit kostbarer Stoffe und funkelnder Edelsteine herangezogen. Die Stelle der Fensterscheiben ersetzten in vergoldetes Blei gefaßte Amethyste, Bernsteinplatten und Quarzkrystalle, musivisch zusammengefügt zu Blumen, Sternen und Arabesken, durch die das Sonnenlicht, in sanftfarbige Strahlenscheine geschieden, auf Diele und Wände hereinfunkelte. Die Decke zierten, aus leuchtenden Edelsteinen geformt, Sonne, Mond und Sterne. Eine Nische im inneren Raume bewahrte die böhmischen und eine Zeit lang selbst die deutschen Reichskleinode. In wohlverschlossenen Truhen an den Sockeln ringsumher lagen die Staatsschätze und die wichtigsten Urkunden des Reiches in sicherer Hut. Jetzt — sind Sonne, Mond und Sterne freilich längst zu hohlängigen, öden Räumen geworden; in der Kronnische lagert fingerdicker Staub, in den leeren Schatztruhen nagt der nimmerrastende Holzwurm, und die Stelle der Kostbarkeiten, die einst nur den Auserlesensten hier sichtbar gewesen, nehmen einige bedeutungslose oder doch sehr wenig bedeutende Alterthümer ein. Allein die Würde der Weihe ist aus dem stillen, lichten Raume noch immer nicht gewichen. Es ist, als ginge der Geist Karls immer noch ab und zu, als könnte der Erste der Herrscher Böhmens, der auf seinem Haupte auch die deutsche Kaiserkrone getragen und Prag zur Metropole nicht nur des deutschen Reiches, sondern auch der mitteleuropäischen Intelligenz erhoben, gefolgt von seinen Herren und Rittern jeden Augenblick eintreten. Die Herren und Ritter, entblößten Hauptes, bleiben im Vorraum zurück; der Kaiser, nachdem er ehrfurchtsvoll zuvor die Schuhe abgelegt, betritt das Heiligthum und sinkt an dem, für ihn immer noch bereit gehaltenen Betpult auf die Knie; der Erzbischof Arnestus, von dem Karlsteiner Domchanten und dessen Canonicis umgeben, stimmt das Hochamt an; der Kaiser betet lange und inbrünstig, erhebt sich dann, schreitet auf die Kronnische zu, öffnet die vergoldeten Läden, langt nach der Krone, um sich sie auf das sinnende, von schwarzen Locken umwallte Haupt zu setzen — die Krone ist aber nicht mehr da. Schmerzlich verwundert blickt er um sich, als wollte er fragen, wo sie hingekommen, aber auch der Erzbischof Arnestus, der Domdechant, die Chorherren, die Herren und Ritter, die eben erst im Vorraum draußen in tiefster Demut gekniet, sind verschwunden. Statt ihrer begegnet sein kummervoll umherforschendes Auge den seltsamen Gestalten eines Häufleins Ungekannter, die, ohne daß er zu begreifen vermag, mit welchem Rechte sie sich in dies Heiligthum gedrängt, neugierig und verwundert ringsumher alles beschauen und betasten, — Reste? Nein! Den Schatten? Nein! Kaum mehr der Schatten des Schattens entschwundener Herrlichkeit und Größe! — um endlich gleich ihm, in wehmütige Rückerinnerungen versunken, schweigend und gebeugt die Stätte zu verlassen, an der die glänzendste Epoche Böhmens dem Moder verfallen.

Auf Karlstein, so lange Karl IV. lebte, ruhte die Aureole der ersten Burg

des Landes. Die Kirche war mit den Vorrechten einer Kathedrale ausgestattet, zu ihrem Dienste ein Collegium von fünf Domherrn und fünf Kaplänen gestiftet. Zu ihrer Bewachung waren zweiundzwanzig Lehensritter eingesetzt, deren Lehensgüter, zerstreut in der nahen und fernen Umgebung, sich bis an die Ufer der Moldau hinaberstreckten. Mit dem niedern Dienste war eine Anzahl von „Mannen" betraut, die ihre Lehen gleichfalls unmittelbar von der Burg empfingen. An der Spitze des Ganzen stand ein Burggraf, der jedoch stets nur aus der Reihe der angesehensten Herren gewählt wurde, und seinen Wohnsitz auf der Burg selbst nehmen mußte, deren gesammte Einkünfte ihm dafür zufielen. Der erste Burggraf auf Karlstein war des Kaisers eigener Bruder, Markgraf Johann von Mähren. Schon mit dem Sohne Kaiser Karls jedoch, Wenzel IV., hub der Glanz dieser Burg an, sich zu verdunkeln. Es schien zwar Anfangs, als habe er die Absicht, denselben wo möglich noch zu erhöhen. So z. B. setzte er zur besseren Sicherung der Obhut neben dem Burggrafen aus dem Herrenstande, zu welchem Amte er den Herzog Johann von Oppeln und Ratibor ersehen, in der Person des Ritter Konrad Kaplik von Sulevic auch noch einen zweiten Burggrafen aus dem Ritterstande ein. Allein nicht lange, und auch diese Burg, gleichwie Zebrák, Točnik und Bürglic, sollte zum Schauplatze seiner Launen, zum Versteck der blutigen Nachgerichte werden, zu denen sein nur allzuleicht reizbarer aber um so schwerer zu versöhnender Jähzorn ihn fortriß. Schon im fünften Jahre, nachdem er seinem trefflichen Vater auf dem Throne gefolgt, war Karlstein ein Gefängniß. Das düstere Erdgeschoß umfing damals den Erzbischof von Prag, Johann von Jenstein, wir zweifeln ob als ersten Gast — eine Gewaltthat, die, mögen die Zwecke, denen sie dienen sollte, auch noch so löblich gewesen sein, dem unbedachtsamen Könige noch manche bittere Folge eintragen sollte. Im Jahre 1396 schloß der König darein seinen Widersacher, den Markgrafen Jodok von Mähren, und im J. 1397, ungeachtet des Ausgleiches, den er kurz zuvor auf Grund der Umschränkung seiner Herrschergewalt mit den Ständen eingegangen, überlieferte er hier dem Verrathe des Burggrafen Johann von Oppeln, seines Günstlings und Blutgefährten, die Ritter Stefan von Opočno, Stefan von Martinic, Burkhard Strnad von Javoric und den Großmeister des Johanniterordens in Böhmen Markold von Vrubic, weil sie seiner Gefangennehmung durch den aufs Äußerste gereizten Adel, wie er meinte, sich nicht eifrig genug widersetzt hätten. Ihr Blut, soweit uns wenigstens bekannt, war das erste, das auf Karlstein floß. Hieher sandte er dem willfährigen Burggrafen, dem das Volk wol nicht ohne Grund den Schmachnamen eines Henkers beilegte, noch manchen Andern aus der großen Anzahl der ihm Mißliebigen; hieher in seinem Zerwürfnisse mit dem Prager Erzbischof Zbyněk und dem gesammten Prager Domkapitel ließ er durch den Ritter Kunz von Olbramovic, zweiten Burggrafen auf Karlstein, die Kirchenschätze des Prager Domes, deren er, wenn auch um ihrer Verschleppung nach Raudnic zuvorzukommen, auf nicht gerade sehr königliche Weise sich bemächtigt, in Sicherheit bringen, um mit ihnen nicht viel besser zu verfahren. König Sigismund

seinem Regierungsantritte fand die Burg Karlstein in der burggräflichen Obhut des taboritisch gesinnten Ritters Johann Sadlo von Smilkov. Er enthob ihn des wichtigen Amtes, und setzte an seiner statt in dasselbe den Ritter Zdeslav von Bukenic ein, einen der verläßlichsten Getreuen auf der Seite Roms, denselben, den er auch nachmals mit der Begleitung der Wortführer des Kelches nach Basel betraute, und der die Aufgabe seines Lebens darin fand, diese hochwichtige Burg und mit ihr eine der kräftigsten Stützen bei seinen Unternehmungen die ganze Zeit des blutigen Hussitenkrieges hindurch ihm zu erhalten. Im Juni 1420 fand König Sigismund selbst auf der Burg Karlstein sich ein. Es geschah, um die böhmischen Kronkleinode, die hier denn doch nicht genug sicher schienen, aus der bergenden Nische hervorzuholen, und sie zuerst nach der Burg Welhartic und dann nach Preßburg in ein, den Interessen des Königs doch noch besser zusagendes Gewahrsam zu schaffen. Die Fortschaffung war in aller Heimlichkeit geschehen, und als im Mai 1422 nach dem Einzuge Sigismund Korybut's in Prag als Statthalters des, zum König erwählten Fürsten Withold von Lithauen der allgemeine Ruf nach der Krone des hl. Wenzel erscholl, die man immer noch in der Kreuzkapelle auf dem Karlstein wähnte, brach sofort die gesammte Streitmacht der Prager gegen diese Burg auf, um, sei es nun durch friedlichen Austrag oder mit Waffengewalt, das kostbarste Gut des Landes nach Prag zu holen. Die Erklärung des Burggrafen Zdeslav von Bukenic, daß König Sigismund die Reichskleinode, mit denen er vor zwei Jahren im Dome zu Prag gekrönt worden, bei Gelegenheit seines damaligen Besuches auf Karlstein mit sich fortgenommen, fand keinen Glauben, so ungeheuerlich und allen herkömmlichen Satzungen widerstrebend erschien eine solche Entführung, und der Hohn, den sie nur schlecht zu verbergen schien, stachelte die Gereizten nur noch mehr empor. Man schritt, am 28. Mai 1422, zur förmlichen Belagerung, schnitt der Burg alle Zufuhr ab, beschoß sie von den umliegenden Anhöhen mit den schwersten steinernen Geschoßen, überschüttete sie mit fabelhaften Lasten Unraths und fauler Aaeser, ohne jedoch gegen die klafterdicken Mauern das mindeste zu vermögen, die Ausdauer der Besatzung, an deren Spitze außer dem Burggrafen die Ritter Jan von Leskov auf Waldek, Jan Student von Tachlovic und Johann von Waldek auf Litteň standen, im mindesten zu erschüttern. Seltsame Ueberlieferungen haben von dieser denkwürdigen Belagerung im Gedächtnisse des Volkes sich erhalten, die, wenn auch sonst ohne historischen Werth, von der außerordentlichen Hartnäckigkeit zeugen, welche die Zeitgenossen und ihre nächsten Nachkommen den beiden dabei betheiligten Parteien nachrühmten. Ja als sie schließlich am 8. November 1422 in Folge der kritischen Lage Prags und des, vom Reichstage zu Nürnberg verkündeten dritten Kreuzzugs mit dem Abschluß eines Waffenstillstands zwischen beiden Theilen ihr Ende nahm, fand man einen solchen, durch die thatsächlichen Verhältnisse herbeigeführten Ausgang für so unglaublich, daß man ihn eben wieder nur dem Siege der Beharrlichkeit des einen Theiles über die des andern zuschreiben zu müssen glaubte. Die Belagerer, erzählte man, hätten

bereits gejubelt, daß die Belagerten ihren letzten Knochen blank genagt, und jeden Augenblick dem Hervortreten des capitulirenden Parlamentärs entgegengesehen. In der That auch wäre die Fallbrücke plötzlich niedergerasselt, statt des Parlamentärs aber der — Koch des Ritters Zdeslav von Burenic zum Vorschein gekommen, einen dampfenden Rehbraten auf der Schüssel, den er im Auftrage seines Herrn, des Burggrafen, von dem Festmale, das die Herrn in der Burg oben feierten, den Belagerern „zum Verkosten" brachte. Das hätten diese denn doch zu arg gefunden, und zur Stunde gleich, der vergeblichen Mühe weiter sparend, ihre Zelte abgebrochen. Dem sei jedoch wie immer, Karlstein blieb in der Gewalt der Königlichen, und man glaubte als ein ganz besonderes Zeichen der aufrichtig versöhnlichen Gesinnung König Sigismunds es auslegen zu müssen, daß er bei der Besetzung der Landesämter im J. 1436 die unüberwundene Burg der Obhut des freilich höchst gemäßigten Utraquisten Herrn Meinhard von Neuhaus anvertraute. Bald darauf, von Preßburg und Iglau heimgeholt, kamen auch die Kronkleinode wieder an ihre altgewohnte Stätte in der Kreuzkapelle. Herr Meinhard von Neuhaus, bald darauf das Haupt der Gegner Georg's von Podébrad, saß auf Karlstein als Burggraf volle zwölf Jahre. Erst die Einnahme Prags durch Georg von Podébrad und seine Gefangennehmung durch diesen enthob ihn dieser Würde, der er mit ebenso viel Treue als Umsicht vorgestanden. Von dem siegreichen Gegner in Freiheit gesetzt, kehrte er alsogleich wieder nach Karlstein zurück, dessen Burggrafschaft indessen seinem Sohne Ulrich überlassen worden, und beschloß hier auch, 1449, seine stürmisch bewegten Tage.

Traurigen Zwecken neuerdings mußte die standhafte Königsburg in den Tagen Vladislavs dienen, der über seinem Lieblingsschloße Bürglic beinahe sie zu vergessen schien, und die utraquistischen Priester M. Michael, M. Wenceslaus von Schlan und M. Wenceslaus von Pisek, die im Sommer 1480 um ihrer Predigten willen in dem bewußten unteren Geschoße des großen Thurmes alle Qualen der Folter erlitten, mögen kaum die einzigen gewesen sein, deren Schmerzensruf in jenen Tagen die feierliche Stille der nur zwei Stockwerke höher gelegenen Kreuzkapelle störte. M. Michael unterlag den Glüheisen und Daumschrauben, mit denen man ihn zur Erkenntniß seiner Irrthümer zu bringen sich bemühte, und wurde im Orte Budňan unten in der St. Palmatiuskirche beigesetzt. Es half ihm wenig, daß er den Ruhm eines Märtyrers mit sich ins Grab nahm. Seine beiden Leidensgenossen, vom lieben Gott mit festern Knochen und stärkeren Sehnen begabt, überstanden die Tortur noch so ziemlich, wenn auch nicht mit heiler doch wenigstens lebendiger Haut, gaben ihm auf seinem Ehrengange das Geleite, und kehrten dann, freigelassen, nach Prag zurück.

Sieben Jahre später von einer Feuersbrunst heimgesucht, schien die schöne Burg Karlstein beinahe dem Verfalle überliefert bleiben zu sollen, als der Burggraf Wilhelm Švihovský von Rieſenberg nach langer Zeit wieder die allgemeine Aufmerk-

samkeit auf die Stätte lenkte, an der die Krone des Landes hinterlag. Den Anlaß dazu gab die Zerstörung der Landtafel durch den 2 Jahre vorher zu Prag ausgebrochenen großen Brand, in deren Folge der Landtag den Beschluß faßte, daß die Dokumente dieses wichtigen Instituts von nun an doppelt ausgefertigt und in einem Pare zu Prag, im andern auf Karlstein hinterlegt werden sollten. Dennoch, nach beinahe hundert Jahren, sollte ihr erst in Rudolf II. ihr Wiederhersteller, ihr Erhalter werden. Die Restauration, die dieser Regent an der nun dritthalbhundertjährigen Königsburg vornehmen ließ, erstreckte sich sowol auf ihr äußeres Ansehen als auch auf die innere Einrichtung. Wer erkennt nicht an den gemusterten Quadrirungen des äußeren Maueranwurfs den Geschmack der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts? Manches auch wurde abgetragen, Manches verbaut, Manches neu hinzugebaut. Im Ganzen jedoch mögen wir immerhin die rücksichtsvolle Mäßigung, mit der dabei vorgegangen worden, um so rühmender und dankbarer anerkennen, mit je ausschließlicherem Selbstgefallen bekanntlich die entartende Kunst jener Zeit gerade sich nur in sich selbst zu genügen liebte. Daß Kaiser Rudolf II. jedoch Karlstein nicht bloß restauriren ließ, sondern auch, und wäre es vielleicht nur ein einzigesmal gewesen, sich darauf auch aufhielt, dafür zeugen — die zwei kaiserlichen Kutschenkästen, die heute noch zum Beweise dessen in dem Vorsaale der kais. Gemächer aufbewahrt werden.

Wie der Ausbruch des Hussitenkrieges Karlstein in der Hand eines taboritischen, so fanden auch die Religionsunruhen zu Beginn des 17. Jahrhunderts es in der Hand eines protestantischen Burggrafen, des Grafen Heinrich Mathias von Thurn. Wie jenem Wenzel IV. so entzog es diesem Kaiser Mathias, um es den verläßlicheren Händen des Herrn Jaroslav Borita von Martinic anzuvertrauen. Cardinal Clesel war es, der dem Kaiser hiezu gerathen, und Herr Jaroslav von Martinic mußte in der Stunde des Fenstersturzes den Vorwurf hören, um den einträglichen Posten bei dem Cardinal ambitionirt zu haben. Das Direktorium setzte den Grafen Thurn in die ihm entzogene Würde wieder ein, und gab ihm als zweiten Burggrafen den Ritter Heinrich Otto Los auf Komárov an die Seite. Einer Abtheilung der kleinen Hilfsschaar, welche der König von England seinem Schwiegersohne Friedrich von der Pfalz zur Behauptung des Thrones Böhmens zugesandt, war die Ehre zugefallen, die Königsburg mit den böhmischen Kroninsignien zu schirmen. Sie entledigte sich ihrer Aufgabe, indem sie die Burg, auch nachdem die Weißenberger Schlacht bereits geschlagen war, noch unverdrossen hielt, und erst, nachdem sie die Ueberzeugung sich verschafft, daß die Sache ihres Hilfsbefohlenen wirklich ohne alle Hoffnung verloren sei, den Platz den kaiserlichen Truppen räumte, die Graf Buquoi zu diesem Zwecke von Prag hieher entsandt, worauf sie mit allen Kriegsehren nach ihrer Heimat abzog. Das Haupt des Burggrafen Heinrich Otto von Los fiel am 21. Juni des folgenden Jahres auf dem Altstädter Ringe zu Prag unter dem Beile des Henkers. Bald darauf, auf Befehl Ferdinands II., wurden

die böhmiſchen Kronkleinode aus der Karlſteiner Kreuzkapelle nach dem Prager St. Veitsdome geſchafft, und Karlſtein hörte auf eine Königsburg zu ſein. Es ſollte von nun einen Theil des Leibgedings der Königinen von Böhmen ausmachen. Allein ſchon im J. 1623, gedrängt durch den Bedarf des Krieges, verpfändete es der Kaiſer an Herrn Johann von Rican. Auch die Verſuche, es zu verkaufen, blieben nicht aus. Sie ſcheiterten aber jedesmal an den damit verbundenen Lehensrechten, die weder eine Auflöſung noch die Ueberlaſſung an einen Privaten zuließen, und ſo blieb es denn im Nutzgenuß der Königinen-Wittwen, bis im J. 1755 Kaiſerin Maria Thereſia es ſchließlich dem von ihr bei dem Prager Schloße gegründeten Stifte für adelige Fräulein überließ, in deſſen Beſitze es ſich auch bis zur Stunde noch befindet.

VII.

Na bílé hoře
Sedláček oře . . .

Böhmiſches Volkslied.

Im Baumſchatten einer wolgehaltenen Landſtraße von Karlſtein zwiſchen den Bergen hin über **Mořiny**, **Großkuchár**, **Tachlovic** und **Kučic**, wo wir nun die, gleich zu Beginn unſerer Wanderungen genannten reichen Eiſengruben näher beſichtigen mögen, uns nordwärts wendend, erreichen wir bei dem Dorfe **Dušnik** die von Beraun herab gegen Prag führende alte Reichsſtraße, ſetzen längs dieſer an dem Hügel in der Nähe des letztgenannten Dorfes vorüber, den die Sage als die Grabſtätte eines im J. 1179 in der Schlacht zwiſchen Soběſlav II. und dem Herzoge Friedrich gefallenen deutſchen Feldherrn bezeichnet, unſere Wanderung über **Chraslau** bis in die Nähe des Dörfchens **Zlejčin** fort, gewinnen von hier aus auf Feldwegen, die uns über **Řepin** nach **Ruzyň** führen, den freundlichen Thalgrund des **Letovicer Baches**, und finden uns, dem Laufe dieſes Baches folgend, in einem uns bereits wolbekannten Gelände — gegenüber der Eintrittspforte der Šárkakluft. Ein mächtiges Plateau, das in beinahe zwei Stunden langer Ausdehnung und in geradem Zuge von Prag herauf gegen Weſten ſtrebt, und deſſen weſtliches Gehänge wir ſoeben umſchritten, hat von fern her bereits unſere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, die bedeutendſte unter den Quaderſandſtein- und Plänermaſſen, die aus dem Grauwackenſchiefer der Prager Hügellandſchaft diesſeits der Moldau ſich erheben, —

Der weisse Berg.

Der Weiße Berg.

Wir verfolgen, um fürs Erſte einen Ueberblick über dieſes denkwürdige Stück böhmiſchen Landes zu gewinnen, den bequemen Pfad, der aus dem genannten Thalgrund durch das Dorf **Libor** und am Saume des **Sternwaldes** vorüber zur Hochfläche desſelben emporführt. Ein Seitenpfad, der dem Eingange in den obengenannten Forſt gerade gegenüber links ſich abzweigt, leitet uns zu einer freien Höhe hinan, und rings um uns her, nachdem wir den Gipfel derſelben erklommen, liegt das ganze Hochgelände mit ſeinen Dörfern, Klöſtern und Kirchen, ſeinem Wald, ſeinen Feldern und Gärten ausgebreitet, ein weit aufgeſchlagenes, inhaltſchweres Blatt vaterländiſcher Geſchichte. Es war das nördliche Gehänge unſeres Berges, an welchem wir emporgeklommen. Fernab zu unſerer Linken ſenkt der, ſchon zu Cosmas' Zeiten ſo genannte **Petřin** (Laurenziusberg), aus deſſen Baumgebüſchen das ſtattliche Prämonſtratenſerſtift **Strahov** hervortaucht, und von deſſen Gipfel die weitausſchauende **Laurentiuskirche** ihre Thurmſpitze in die blauen Lüfte hebt, als öſtliches Gehänge desſelben ſich in das Moldauthal nieder. Das ſüdliche Gehänge mit ſeinen zahlreichen Landhäuſern, reizenden Parkanlagen und mächtigen Steinbrüchen fällt vor uns in das maleriſche Thal von **Košíř** und **Motol** an die alte **Reichsſtraße** hinab, während das weſtliche ſich dem flachen Gelände von **Ruzyň** und **Motol** zu abdacht. Vergebens möchte das Auge an dem weiten Horizont nach überraſchenden Fernſichten oder großartigen maleriſchen Anblicken umherſchweifen. Hier einige Thurmſpitzen aus dem Bereiche des Prager Schloßgebietes, dort die unabſehbare, in blauer Ferne verſchwimmende, eintönige Ebene des mittelböhmiſchen Weſten, — das iſt ſo ziemlich Alles, was dem Umherforſchenden ſich bietet. Für den Griffel des Künſtlers hat die Natur hier nicht vorgeſorgt. Deſto emſiger hat der Griffel der Geſchichte an dieſer Stätte die Geſchicke unſeres Vaterlandes verzeichnet, und ſeine Aufzeichnungen vor Allem ſind es, um derentwillen auch wir unſeren Schritt hieher gelenkt. Schon das älteſte Angedenken, das an dieſe, in früheſter Zeit über und über von dichtem Urwald bedeckte Hochfläche ſich knüpft, iſt ein bedeutungsvolles. Es führt uns zu den erſten Anfängen der Cultur zurück, die im Gefolge des Chriſtenthums dem heidniſchen Čechenſtamme vermittelt werden ſollte, zu den Tagen Boleslav's II., der auf den Rath des heil. Adalbert, zweiten Biſchofs von Prag, im J. 992, zwölf Mönche aus dem Kloſter der h. Bonifacius und Alexius zu Rom in ſein, damals noch ziemlich unwirthliches Land berief, um auf dieſem Berge, in der nächſten Nähe ſeines eigenen Schloßes, ein Männerkloſter zu ſtiften, das ihm, das erſte in Böhmen, eine Pflanzſchule für Miſſionäre zugleich der Belehrung und der Arbeit werden ſollte. Zur Anſiedlung wies er den frommen Mönchen die Waldſtrecken zu beiden Seiten des Weges an, der ſüdlich an dem, zu jener Zeit ſchon beſtandenen, links von unſerem Standpunkte in einer anmuthigen Terrainfalte gelagerten Dorfe **Břevnov** vorüber, aus Prag in die weſtlichen Župen führte; zu ihrem Unterhalt auch

noch weitere Gründe bei den nahen Orten **Libec**, **Ruzyň** und **Veleslavin**, zwei Mühlen an der Moldau am Fuße des Prager Schloßberges, dreißig Wohnstätten im Prager Burgflecken, sowie zahlreiche andere Liegenschaften, Einkünfte, Nutzungen und Gerechtsame. Die Mönche rodeten den Wald aus und führten aus den so gewonnenen Baumstämmen binnen weniger als Jahresfrist ein bescheidenes Profeßhaus sammt einem Kirchlein auf, so daß Beides schon am 14. Jänner 993 den h. Benedikt, Bonifazius und Alexius consecrirt, und den emsigen Vätern vom Orden des h. Benedikt auf ewige Zeiten überantwortet werden konnte. Nicht lange aber, und die frommen Ansiedler hatten auch schon den ersten Kriegslärm zu hören. Es war dies, als Oldrich, der entschlossene Sohn des unglücklichen Boleslav III., im J. 1004 seine Genossen „im schwarzen Walde oben auf der Höhe über Prag" um sich schaarte, um die Polen, die unter Boleslav Chrabry ins Land gefallen, mit einem kühnen Handstreiche aus Prag zu vertreiben, und seinen Bruder Jaromir auf den böhmischen Fürstensitz wieder zurückzuführen. Das Kloster bei Břevnov unterdessen, ungeachtet der manigfachen Widerwärtigkeiten, die es von den heidnischen Umwohnern zu erfahren hatte, war trefflich gediehen, und hatte ein so hohes Ansehen erlangt, daß Břetislav I., als er nach dem Siege bei Gnesen, 1039, den Leichnam des hl. Adalbert nach Prag übertragen ließ, dem von der Hand eines heidnischen Priesters gefallenen Preußenapostel eine würdigere Ruhestätte kaum zu ersehen wußte, als diese Stiftung seines frommen Vorfahren. Er erbaute zu Ehren und auf den Namen dieses Märtyrers und Mitbegründers des Klosters an der Stelle der hölzernen eine stattliche steinerne Kirche und setzte die irdischen Reste desselben darin bei, indem er ihnen auch noch die des hl. Guntherus zugesellte. Herzog Spytihněv II. (1055—1061) zog alljährlich während der Fastenzeit hieher sich am liebsten zurück, um im klösterlichen Gewande und in einsamer Zelle zu beten und fromme Werke zu üben. Aber auch die Wissenschaften hatten damals in dem waldumschlossenen Kloster bereits eifrige Pflege gefunden, so daß Bischof Kosmas von Prag den gelehrten Abt desselben, Clemens (1110—1127), durch die freundschaftliche Zueignung der ersten beiden Bücher seiner Chronik auszeichnen zu müssen glaubte.

Schon im folgenden Jahrhundert, — um 1140 —, erhob aus dem Waldesdunkel des Weißen Berges sich ein zweiter, nicht minder ansehnlicher Klosterbau, das Stift **Strahov**, das Lieblingswerk König Vladislav II. und seiner Gemalin Gertrud, welches die frommen Gründer den gelehrten Mönchen aus dem Orden des heil. Norbert einräumten, indem sie die ersten Chorherren in dasselbe aus dem Kloster Steinfeld vom Rhein beriefen, und darin der königliche Held von Mailand in beschaulicher Zurückgezogenheit, 1174, auch seine Tage beschloß, um an der Seite seiner, vor dreiundzwanzig Jahren ihm vorangegangenen Gattin ebendaselbst seine letzte Ruhestätte zu finden. Fürsten und Päbste statteten dieses Stift mit wichtigen Privilegien aus. Die Könige Přemysl I., Wenzel I. und Přemysl Otakar II. nahmen darin gerne ihren Aufenthalt und hielten da zu wiederholten Malen Land-

tage und sonstige feierliche Versammlungen ab. Gab nun auch dies allerdings manchen Anlaß zu rivalisirenden Mißhelligkeiten zwischen beiden Klöstern, so trat jenes von Brevnov darüber doch keineswegs zurück. Seine Aebte, oft aus den vornehmsten Geschlechtern des Landes gewählt, standen den Königen nach wie vor bei den wichtigsten Handlungen als Berather und Zeugen zur Seite, die Päbste betrauten sie in kirchlichen Streitfällen mit dem apostolischen Schiedsrichteramte, und als Heinrich der Kärnther, 1307, in Prag seinen feierlichen Einzug hielt, war es der Abt dieses Klosters, Bavor, der dem zwar Erwählten aber noch nicht Gekrönten anstatt der böhmischen Königskrone seine eigene Inful aufs Haupt setzen durfte. Mittlerweile war der Weiße Berg auch schon zu wiederholten Malen Zeuge weiterer, in die Geschicke Böhmens mächtig eingreifender Kämpfe gewesen. Ueber ihn schritten die deutschen Heereshaufen gegen die Prager Burg vor, mit welchen Friedrich, König Wladislav's II. hochfahrender und unbeliebter Sohn, nachdem Kaiser Barbarossa aus langjähriger Gefangenschaft ihn freigegeben, 1178 in Böhmen eingefallen war, um Sobéslav, den Fürsten des Volkes, vom Throne zu stürzen. Ueber ihn führte im folgenden Jahre wieder Sobéslav, während Friedrich auf dem Reichstage zu Regensburg weilte, seine Bauernschaaren gegen dieselbe Burg. Ueber ihn hinab zog er sogleich wieder dem an der Spitze neuer deutscher Kriegshaufen zurückkehrenden Friedrich entgegen, jedoch nur, um zuerst bei Loděnic über seinen Gegner glänzend zu siegen, und gleich darauf der vereinten Uebermacht der Winterstrenge und seiner verbündeten Feinde für immer zu erliegen. Abwechselnd, während hierauf bald Conrad Otto von Znaim, bald Friedrich der Gewalt sich bemächtigten, erdröhnte nun der Weiße Berg von dem Waffengetöse bald des Einen, bald des Andern, bis endlich, nachdem der Tod der Herrschaft Friedrichs, 1189, ein Ende gemacht, die Böhmen von ihrem Wahlrecht Gebrauch machend, Wenzel, den Bruder des unglücklichen Bauernfürsten auf den Thron zurückberiefen. Kaiser Heinrich bekanntlich, weder um das gute Recht noch um den ausgesprochenen Wunsch des böhmischen Volkes sich kümmernd, belehnte sogleich darauf den Bruder Friedrichs, Přemysl, mit dem viel heimgesuchten Lande, und sogleich wieder sah der Weiße Berg die Streithaufen dieses Letzteren gegen Prag stürmen, welches nach dreimonatelanger vergeblicher Abwehr mit sammt der Krone seinem Gegner zu überliefern, Wenzel, 1192 schließlich sich genöthigt sah. Gleich als ob aber die unglückliche Krone Böhmens nur dazu geschaffen gewesen wäre, um nach Gunst und Willkühr heute dem Einen und morgen dem Andern preisgegeben zu werden, belehnte der Kaiser mit ihr schon das folgende Jahr wieder den Bruderssohn Přemysl's und Bischof von Prag, Bietislav Heinrich. Die Weißenberger Klöster wurden nun zu Heereslagern bischöflicher Kriegsvölker, und der Bannstahl, den aus ihren Kirchen der herrschsüchtige Bischof auf das Haupt des widerstrebenden Prager niedergeschleudert, mußte den bischöflichen Mauerbrechern nachhelfen, nachdem diese vier Monate lang die unbeugsame Burg vergeblich zu erschuttern versucht. So hatte der Weiße Berg ein Vierteljahrhundert hindurch die

blutigen Bruderkämpfe an ſich vorüber toben geſehen, welche Volk und Land Böhmens ins tiefſte Elend ſtürzten. In Premysl Otakar II., 1249, ſollte es auch das Schauſpiel des Sohnes an ſich vorüberziehen ſehen, der mit dem Vater um die Herrſchaft ringt. Einer der feſtlichſten Tage des Weißen Berges war es, als nicht lange nachher, 1266, der Erzbiſchof Konrad von Köln über denſelben ſeinen Einzug in Prag hielt, um dem Könige von Böhmen die Krone der Hohenſtaufen anzubieten. Eine glanzvolle Zukunft ſchien aus dem Stifte Strahov ihren Ausgang nehmen zu ſollen, in welchem der Kurfürſt ſein Hoflager nahm. Feſte und Hoffnungen erneueten ſich, als 1271 mit demſelben Anerbieten der Kölner Kurfürſt, Engelbert, desſelben Weges heranzog. Doch ſollte der Stern Otakar's damit nur am höchſten geſtiegen ſein, um wenige Jahre ſpäter auf dem Marchfelde blutig unterzugehen. Neue Schreckenstage brachen über Böhmen herein. Um die Vormundſchaft über den ſiebenjährigen Sohn Otakar's ſtritten ſeine Mutter Kunigunde, Herzog Heinrich von Breslau und Otto von Brandenburg. Böhmen wurde zum Schauplatze des grauenhafteſten Wirrſals. Die Äcker, während die Heereshaufen des Siegers vom Marchfelde und die der Streiter um die Bevormundung des jungen Wenzel das Land mit ihrem Kriegsgetoſe erfüllten, blieben unbebaut, und während Hunger und Seuche das jammernde Volk lichteten, feierten die entmenſchten Rotten Otto's und des Biſchofs Eberhard von Brandenburg auf dem Weißen Berge, Klöſter und Dörfer plündernd, ihre wilden Bachanalien. Mit **Wenzel II.**, 1305, war einer der trefflichſten Herrſcher Böhmens, mit **Wenzel III.** der letzte der Premyſliden zu Grabe gegangen. In den Tagen der allgemeinen Zerfahrniß, die mit **Heinrich dem Kärnthner** nun folgten, war es für Böhmen ein Augenblick neuauflebenden Hoffens, als Eliſabeth, Wenzels II. liebliche Tochter, im Mai des J. 1310 über den Weißen Berg in's Deutſche Reich hinauszog, gefolgt von den Edelſten des Landes, um Kaiſer Heinrich's Sohne, dem jugendlichen **Johann von Luxemburg**, mit ihrer Hand zugleich die Krone Böhmens zu bringen; — jedoch eben nur ein Augenblick! Vor Weihnachten desſelben Jahres ſtrömte das Volk von Prag auf den Weißen Berg hinaus, um den neuen König zu begrüßen. Er ging bald wieder, und ſo oft er ſeitdem abermals kam und ging, geſchah es nur, um an dem unglücklichen Lande, zu dem er kein Herz hatte, ſtets ſchlimmere Erpreſſungen zu üben, bis er endlich, erblindet an beiden Augen, in einer ſtillen Nacht des Jahres 1346 heimlich aus dem Prager Schloſſe und über denſelben Berg hinaus ritt, um niemehr wiederzukehren. —

Was Böhmen unter der Herrſchaft dieſes Königs gelitten, das wurde ihm unter der glorreichen Regierung **Karl's**, ſeines Sohnes, tauſendfach wieder hereingebracht. Auch der Weiße Berg trägt ein ſchönes Denkmal des liebeerfüllten Waltens dieſes Fürſten. Es iſt die Zinnenmauer, die vom Gipfel des Laurenziberges ſich gegen die Wälle des Ujezder Thores hinabzieht, und dieſen Bergabhang in zwei Theile, einen in die Stadt einbezogenen und einen außerſtädtiſchen, ſcheidet, die

sogenannte **Hungermauer**, welche der edelmüthige Herrscher im Nothjahre 13[illegible] aus eigenen Mitteln und lediglich zu dem Zwecke aufführen ließ, um den erwerblosen Tagwerkern statt des verderbenden Almosens das Brod der Arbeit reichen zu können.

Neue düstre Schatten tauchen mit dem neuen Jahrhundert an unserem Gesichtskreis empor. Die freie Forschung, welcher der großdenkende Karl an der von ihm zu Prag gestifteten Hochschule einen sichern Herd gegründet, welche aber der Eine seiner Söhne nicht zu schirmen, der Andere nicht zu dulden verstand, schlägt zu hellem Brand empor, — und abermals ist dem Weißen Berge die Rolle des Schauplatzes tragischer, ja schließlich entscheidender Ereignisse beschieden. Hier vorüber im Herbst 1414 zieht Hus gen Constanz, dem verhängnißvollen Scheiterhaufen entgegen. Hier im Herbst 1419 schaart Herr Čenĕk von Wartenberg die Söldner um sich, welche die, in feierlicher Prozession nach Prag zum ausgeschriebenen Tage kommenden Taboriten mit blankem Schwerte auseinanderzusprengen haben. Hier unter den Ersten im Frühjahr 1420 entlädt der entfesselte Ingrimm der Hussitischen Prager unter Zizka's Führung nach dem Siege bei Ovenec sich an den Klöstern Strahov und Břevnov! Sie gehen beide in Flammen auf. Neun Mönche wurden in Fesseln fortgeschleppt, und eine Woche später röthet am Fuße des Prager Schloßberges der Wiederschein zweier lodernder Scheiterhaufen die Fluten der Moldau, auf welchen zwei dieser Mönche als Repressalie für zwei Utraquisten, welche König Sigismund zu Schlan verbrennen hatte lassen, dem Geschicke Huss's überliefert wurden. Hier im Jahre 1427 unter Prokop dem Großen sammeln sich die Schaaren der wiedervereinten Prager, Taboriten und Waisen, um ihren Zug gegen Pilsen anzutreten. Die Schlacht bei Lipan ist geschlagen, der wilde Brand für's erste gedämpft. Der einmal entzündete Gedanke aber, trotz Bannflüchen und Kreuzzügen und trotz der Niederschmetterung des Landes durch Ferdinand I., der nach der Schlacht bei Mühlbach im J. 1547 über diesen Berg in Prag seinen unheilverkündenden Einzug hielt, glimmt unter dem Schutte eingeäscherter Klöster und Kirchen zwei Jahrhunderte lang fort, bis die Proklamation, welche die Kriegsschaaren des Bischofs von Passau im J. 1611 vom Weißen Berge herab an die Prager erlassen, die Wächter der Glaubensfreiheit auf's neue auf die Zinnen ruft, und der 23. Mai 1618 am Fenster der Prager Landhausstube endlich die Schrecken des dreißigjährigen Weltkrieges entfesselt. Ueber den Weißen Berg hinab ziehen bald darauf die protestantischen Heerschaaren Böhmens, um die Fahne der Glaubensfreiheit an die Ufer der Donau zu tragen. Auf den Weißen Berg weichen sie vor der vereinten Uebermacht des Kaisers und Maximilian's von Baiern zurück, und hier, — unser Bild zeigt uns das verhängnißvolle Schlachtfeld, nachdem der unheldenhafte Winterfürst sie verlassen, um in Prag in seinen königlichen Gemächern bei tollem Gelage den schäumenden Becher zu schwingen, am 8. November 1620 in mörderischem Gemetzel schließt für Böhmen das colossale Drama des Kampfes um die Freiheit des Gewissens, mit welchem dieses Land den Völkern Europas seit zwei Jahrhunderten un-

erschüttert vorangegangen, für immer. Der Norden Deutschlands nahm den Kampf auf. Aber wie des Beginnes, sollte der Weiße Berg auch Zeuge des Verlaufes und des Endes der Verwüstungen sein, welche dieser grauenvolle Kampf über ganz Deutschland und insbesondere über Böhmen verbreitete. Von hier aus, 1632, erstürmt Waldstein das durch volle sieben Monate von den Sachsen besetzt gehaltene Prag; von hier aus fruchtlos, 1634, versuchen die Sachsen unter dem Herzoge von Altenburg, vereint mit den Schweden unter Banner, die Rückeroberung dieser Stadt, die Colloredo vertheidigt, und um den mißlungenen Versuch zu wiederholen, schlägt, 1639, Banner zum zweitenmale hier seine Zelte auf, verwüstet alles Land umher, und trägt die Fackel der Verheerung dann weiter nach dem böhmischen Westen. Hier, 1648, als er Prag mit seinen Brandgeschoßen überschüttete, lagert Königsmark mit seinen Schweden; hier ist es das Lustschloß „Bierа", welches einst König Georg, zu unserer Rechten dort, mitten in den nördlichen Waldgehängen erbaut, und in welchem alle Könige nach ihm so gerne geweilt, an welchem die verwilderte schwedische Soldateska ihre Zerstörungswut übt, indem sie mit der kostbaren königlichen Einrichtung nicht nur ihr Beiwachtfeuer nährt, sondern auch die Kupferplatten des Daches abreißt und fortschleift. Die Kunde vom Abschluße des Westphälischen Friedens zwar durchkreuzt den Verrath, mit welchem der übelberüchtigte Octavalis den Schweden damals den Hradschin und die Kleinseite Prags überliefert, und setzt der weitern Verwüstung ein Ziel. Nie aber seitdem erhebt das herrliche Schloß sich zu seinem früheren Glanze wieder. Es wurde — ein Pulvermagazin, und ist dies bis auf den heutigen Tag geblieben. In dem ehemaligen stattlichen Thiergarten um dasselbe begehen alljährlich die Prager bei Harfenklang und Drehorgeln das Kirchweihfest der heiligen Margareth, und an den Wänden innerhalb desselben studieren wachthabende Kanoniere aus verblichenen halbzerstörten Fresken den — trojanischen Krieg.

Daß auch die Restauration, die nach der Schlacht vom 8. Nov. 1620 in Böhmen ihren blutigen Richterstuhl aufschlug, darauf Bedacht nahm, auf dem Weißen Berge, dem Zeugen aller Wandlungen, die dies vielgeprüfte Land je erfahren, ihre Denkmale zu errichten, lag im folgerichtigen Gange der Ereignisse. Gleich acht Jahre nach dieser Schlacht wurde daran geschritten, an der Stätte derselben zum Angedenken des Sieges der katholischen über die protestantischen Waffen ein neues Kloster —, das dritte auf dem Weißen Berge, — zu errichten. Ferdinand II. selbst, am 15. April 1628, legte dazu den Grundstein. Der Bau wurde auch begonnen, jedoch nicht zur Vollendung geführt, da es entsprechender schien, den Vätern vom Orden der Minoriten, denen das neue Kloster hätte übergeben werden sollen, die Kirche zum hl. Michael in Prag einzuräumen. Aus dem beabsichtigten Kloster wurde später, um 1673, ein — Wirthshaus. Auch der Wiederaufbau des so viel und so arg hergenommenen Stiftsgebäudes zu Břevnov wurde nun, 1701, unter dem thätigen Abt Othmar in Angriff genommen, und nach mannigfachem Unterbrechungen im Verlauf

der nächsten fünfunddreißig Jahre glücklich zu Ende gebracht. Zur wirklichen Ausführung eines bleibenden Denkmals an jenen blutigen Tag kam es indeß erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts, nachdem ein Verein frommer katholischer Herren den Gedanken gefaßt, die Erinnerung an denselben durch einen kostbaren Kirchenbau zu verewigen. So entstand, 1708, in der unmittelbaren Nähe jener Stelle, welche das Kloster hätte einnehmen sollen, die weithin sichtbare Maria de Viktorialkirche. Eine Copie des nach Rom gekommenen Madonnenbildes, mit welchem in der Hand der Jesuitenpater Dominik von Strakonic den katholischen Truppen im entscheidenden Momente der Schlacht vorangeschritten, wurde in dem neuen Gotteshause aufgestellt und bald ein berühmtes Gnadenbild, zu welchem nun alljährlich die frommen Pilger aus ganz Böhmen herbeiwallfahrteten, um für die Erlösung des Vaterlandes aus den Banden des Ketzerthums ihre Dankgebete gen Himmel emporzusenden. Die Tage, an welchen dieß geschah, — Maria Geburt, Heimsuchung und Himmelfahrt — waren zur besonderen Mahnung in den Kalendern des vorigen Jahrhunderts gleich denen den hohen Festtage roth bezeichnet. Im Jahre 1712 sodann fügten die frommen Grafen Hieronymus Colloredo, Franz Trautmannsdorf, und die Ritter Markwart von Hradek und Leopold von Mohrenfels dem stattlichen Baue auch noch vier Kapellen hiezu, von denen sie eine der heil. Dreieinigkeit, die anderen den drei Landes-Patronen St. Adalbert, St. Wenzel und St. Johann von Nepomuk weihten. Kaiser Josef, der freidenkende Verkündiger religiöser Duldung und Liebe, stellte 1785 diese Wallfahrten zwar ein und ließ die Kirche schließen. Allein im Jahre der Völkerschlacht bei Leipzig wurde die Siegeskirche wieder geöffnet und die Wallfahrten dahin, wiewohl minder zahlreich, nahmen wieder ihren Anfang.

Auch von den kriegerischen Ereignissen des Jahrhunderts der Philosophie und der Successionskämpfe sollte unser Berg nicht unberührt bleiben. Nachdem im Herbste 1741 die Franzosen Prag besetzt hatten, belagerten die Truppen der Kaiserin unter Prinz Karl von Lothringen und dem Großherzog von Toscana dieselben auch von der Seite des Weißen Berges, und über denselben im Dezemberfrost des folgenden Jahres zogen die Capitulanten aus der Königsstadt hinaus, die sie nicht länger zu halten vermochten. Zwei Jahre später, im September, wiewohl er seine Hauptmacht gegen die beiden Prager Städte jenseits der Moldau gerichtet hatte, nahm Friedrich der Große selbst mit einem Theile seiner Preußen auf dem Weißen Berge Stellung. Er zog damals bekanntlich, im November schon, unverrichteter Dinge wieder ab. Er hatte aber die Position sich wol in Merk genommen, und kehrte, 1757, nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges dahin wieder, nachdem er die österreichischen Generale, Braun, Königseck und Ahrenberg, welche dieselbe am 1. Mai dieses Jahres besetzt hatten, daraus verdrängt. Er blieb auch hier nach dem Siege vom 6. Mai, den Schwerin mit seinem Leben bezahlt, und hing gerne in den verlassenen Räumen des Sternschlosses, so oft der Kanonendonner, mit welchem er Prag im Trümmer zu stampfen sich vorgenommen, ihm dazu Muße ließ, seinem

Kidtenſpiele und ſeinen einſamen Meditationen nach. Prag indeſſen wurde damals nicht pulveriſirt und auch Friedrich der Große, wie ſo Viele ſchon vor ihm, zog vom Weißen Berg wieder landauswärts ab. Er war der Letzte, der dieſe gedächtnißvolle Stätte an der Spitze kriegeriſcher Schaaren betreten. Friede ſeitdem ein volles Jahrhundert lang waltete über derſelben. Friede auch den glaubensſtarken und todesmuthigen Schaaren, die der geheiligte Boden hier einſt aufgenommen, in welchem der Sohn des Volkes nun die Furche des Pfluges zieht, um ſeine Saat ihr hoffnungsvoll anzuvertrauen!

Prag.*

* Die unter diesem Titel als besonderer Anhang zu der vorliegenden Ersten Sektion des „Böhmerland" beigegebene Abtheilung stammt nicht aus der Feder des Verfassers des Vorliegenden.
Der Verleger.

Knapp vor den Ringmauern Prags haben wir unsere Wanderungen angetreten und wieder stehen wir vor den Thoren der böhmischen Metropole. Wir haben, dem Laufe der untern Moldau und Elbe folgend, alle in historischer, archäologischer, artistischer und industrieller Hinsicht interessanten Partien dieser Gegenden besucht; wir haben hierauf uns westwärts wendend die Stromgebiete der Biela, der Eger und der Mies, den Zweck unseres Ausfluges niemals aus dem Auge verlierend, in allen Richtungen durchzogen, und auf diese Weise den nordwestlichen Kreisausschnitt von Böhmen, dessen einen Schenkel die Flüße Moldau-Elbe, den andern die Mies-Beraun andeuten, kennen gelernt. Wir sind nun müde und bedürfen der Erholung. Auch können wir es nicht verschweigen, daß sich keine so zahlreiche Reisegesellschaft zusammengefunden hat, als wir gehofft hatten, so daß ein unverhältnißmäßig großer Theil der Reisekosten auf uns allein entfiel. Wir wollen daher eine längere Rast halten, bevor wir wieder der Wanderstab ergreifen, um auch die noch übrigen drei Viertheile des schönen Böhmerlandes zu durchforschen. Vielleicht erwacht mittlerweile eine größere Reiselust im Publicum und wir können dann, weil gesichert vor unmäßigen Opfern, unser Ciceroncamt mit mehr Beruhigung wieder antreten.

Mehre unserer bisherigen Begleiter haben jedoch den Wunsch ausgesprochen, wir sollen während dieser nothwendig gewordenen Pause nicht gänzlich müßig bleiben, sondern aus der Fülle der interessanten Objecte der böhmischen Hauptstadt einige herausgreifen und so auch den Scheitel des bereits durchwanderten Centralwinkels markiren.

Willfährig kommen wir diesem Wunsche um so mehr nach, als wir uns hiebei der Aufgabe eines Führers und Erklärers vollkommen entschlagen können, indem wir nur in des unübertroffenen Mikowec „Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens" die entsprechenden Seiten aufzuschlagen brauchen, um alle von uns besuchten Objecte von der Leuchte der gediegensten archäologischen Forschung beschienen zu sehen. Ohnehin müßte jeder unbescheidene Versuch von unserer Seite, etwa

Besseres bieten zu wollen, kläglich scheitern, da die Archäologie Böhmens in Mikovec einen ihrer Priester ersten Ranges verloren, für den der vaterländischen Alterthumskunde noch kein Ersatz geworden. Wir lassen daher diesen unvergleichlichen Kenner der böhmischen Antiquitäten selbst reden, indem wir einige Kapitel aus seinem vortrefflichen Werke reproduciren, uns lediglich einige für den Zweck unseres Buches nothwendig erachteten Kürzungen erlaubend.

Einige Schwierigkeit bereitet uns eben die Masse des Sehenswerthen, was uns das königliche Prag, wo „jeder Stein Geschichte spricht," bietet. Wir befinden uns in einer Lage des embarras des richesses und die Wahl wird uns schwer. Nur der Umstand, daß Baudenkmale gemeiniglich für die sprechendsten Zeugen aus der Vorzeit angesehen zu werden pflegen, bestimmt uns, uns für einige der hervorragenderen Bauwerke der Hauptstadt zu entscheiden. Bei der Wahl selbst soll uns keine bestimmte Regel, sondern blos der Zufall leiten, und diesen wollen wir nur insofern beschränken, als wir ihn zwingen, mit dem Sitze der alten Patricier und Senatoren Prags, dem altstädter Rathhause, in welchem bis jetzt die Väter der Stadt über das Wohl und Wehe der Einwohnerschaft zu sorgen haben, zu beginnen. Wir können uns leider bei diesem monumentalen Bau nicht an das Mikovec'sche Werk lehnen, da der unvergeßliche Verfasser noch vor der Beendigung seiner Arbeit vom Tode ereilt wurde; allein wir können uns der Führung des Fortsetzers der „Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens," dem geschichtskundigen Prof. Zap, getrost anvertrauen, welcher im Geiste Mikovec's das genannte Werk eben der Vollendung zuführt.

Das altstädter Rathhaus.

Welch eine Reihe von Erinnerungen erweckt in uns dieses Haus! Welche Stürme sind an demselben vorüber gebraust, welche blutige Schauspiele hat es gesehen, wie viele Seufzer des tiefsten Schmerzes hat es vernommen! Aber auch welche Triumphe wurden in demselben gefeiert, welche hochwichtige Staatsverträge geschlossen und besiegelt, welche für das ganze religiöse Leben des Volkes maßgebende Beschlüsse gingen aus seinen Pforten hinaus! Und dennoch datirt das Gebäude nicht aus der ältesten historischen Zeit Böhmens, sondern entstand aus sehr bescheidenen Anfängen erst gegen Ende der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die Altstadt Prag war die älteste und vornehmste Stadtgemeinde des Landes, nach welcher sich die übrigen Städte zu organisiren trachteten und in strittigen Fällen an dieselbe appelirten. Diese vertrauensvolle Pietät gegen die Hauptstadt bewahrte das Land durch

STAROMĚSTSKÁ RADNICE V PRAZE
V XVIII století
Nakladatel I. L. Kober v Praze

DAS ALTSTÄDTER RATHHAUS ZU PRAG
im XVIII Jahrh
Verlag von I. L. Kober in Prag

Jahrhunderte und noch jetzt wird sie von dem Landbewohner mit dem die zärtlichste Anhänglichkeit bekundenden Namen „Mutter" (matička Praha) bedacht. Wie man sonst zu sagen pflegte und zum Theile noch sagt: „Paris ist Frankreich," eben so, und vielleicht mit mehr Recht kann man sagen: Prag ist Böhmen. Aber lange schon bestand dieses hohe Ansehen der Mustergemeinde, bevor sie noch ein ihr eigenthümliches Haus besaß, um darin ihren Rath zusammenzurufen, und in dieser Hinsicht sind ihr viele Landgemeinden, wie urkundlich nachzuweisen, um ein Jahrhundert und darüber vorausgeeilt. Der Primator der Metropole versammelte gemeiniglich seine Räthe entweder in seiner Privatwohnung oder in gemietheten Räumen, und erst im J. 1338 kauften die Geschworenen und Aeltesten der Stadt das Haus ihres Mitbürgers Wolf oder Wolflin vom Steine (de Lapide, od Kamene) an der Ecke des großen Ringplatzes, um es zu einem Rathhause einzurichten. Zehn Jahre später dotirte der Stadtrath einen eigenen Kaplan für die in dem noch unansehnlichen Rathhause zu errichtende Kapelle, welche auch wirklich im J. 1350 bereits mit einem Altare versehen und eingeweiht wurde.

Schon während der letzten Jahre der Regierung Kaiser Karl's IV. machte sich die Unbehaglichkeit des Stadthauses, welches kaum genug Raum bot, um darin die Rathssitzungen abzuhalten, immer fühlbarer und unter Wenzel IV. wurde die Nothwendigkeit eines gründlichen Umbaues unabweisbar. Es wurde der noch jetzt bestehende große Eckthurm angelegt, und die in seinem Entresol befindliche bereits im J. 1381 eingeweihte Erkerkapelle erbaut. Von der früher bestandenen Kapelle geschieht weiterhin keine Erwähnung und sie scheint bei diesem Anlasse aufgelassen worden zu sein. Die eigentliche Form und Ausdehnung des originären und des reformirten Gebäudes ist uns nicht erhalten worden, und erst aus der Restaurirung desselben nach dem Brande vom J. 1389, durch welchen der Rathssaal nebst vielen wichtigen Urkunden und ansehnlichen Waffenvorräthen zu Grunde ging, ergeben sich Anhaltspunkte zu einer näheren Bekanntschaft mit den einzelnen Bestandtheilen und dem Umfang des ursprünglichen Rathhauses. Damals, und wahrscheinlich schon zu Ende des 14. Jahrhunderts, war bereits der gegenwärtige Rathhausthurm ausgebaut und es hing in demselben die große Rathsglocke, mit der im J. 1409 bei den wegen Anerkennung des Papstes Alexander V. in Böhmen veranstalteten Feierlichkeiten geläutet wurde. Im J. 1402 wird auch zum ersten Male einer Rathhausuhr erwähnt, welche sich wahrscheinlich, so wie die noch jetzt bestehende altböhmische Kunstuhr, an der Südseite des Thurmes befand. Auf der Ostseite gehörte schon damals der auf unserer Abbildung mit einem Dachthürmchen gezierte, jetzt freilich ganz umgebaute und verlängerte Trakt zum Rathhause. Gegen die jetzige Schwefelgasse zu stand schon damals das Hauptportal, darüber im ersten Geschosse die große Gemeindstube, dann westlich von derselben der Gerichts- oder Rathssaal, der nach der Einäscherung im J. 1399 bereits im J. 1404 als der „neue Rathssaal" bezeichnet wird.

Zwischen diesem Saal und dem noch gegenwärtig bestehenden Bürgerhause

„zum Hahn" befand ſich ein zweigiebliges Haus, welches im J. 1461 von der Gemeinde angekauft und mit dem Rathhauſe vereinigt wurde. Auch auf der Oſtſeite mußte man bald auf eine Erweiterung des Stadthauſes bedacht ſein, und es wurde zu dieſem Ende ein an daſſelbe unmittelbar anſtoßendes, niedriges und enges Bürgerhaus zugekauft.

In dieſem Umfange behauptete ſich das altſtädter Rathhaus durch länger als drei Jahrhunderte und erſt im J. 1838 erfuhr es ſeine letzte und weſentlichſte Umgeſtaltung. Bis zu dem letztgenannten Jahre befand ſich an der Ringſeite im Erdgeſchoß eine Reihe zellenartiger Werkſtätten von Handwerkern, namentlich Spenglern, und der „Schmerhof," ein ſeit dem 15. Jahrhunderte bekanntes Schenkhaus, war der nächſte Nachbar des Rathhauſes. Das Jahr 1838 machte zum Behufe des Umbaues des Gemeindehauſes in dieſer Gegend tabula rasa, indem der Schmerhof, das daran gränzende Eckhaus an dem ſchmalen Gäßchen gegenüber dem ſogenannten Kränhauſe und mehre rückwärts gegen den Niklasplatz gelegene Häuſer aufgekauft und niedergeriſſen wurden. Dieſer Umbau des Rathhauſes wurde noch im ſelben Jahre nach den ſpäter ſehr gemißbilligten und ſodann ganz verlaſſenen Plänen des k. k. Hofbaurathes de Nobile in Wien in Angriff genommen, und bewirkte in der ganzen innern Eintheilung das Hauſes eine totale Umänderung mit alleiniger Ausnahme des ſüdlichen Traktes mit dem Thurme und der Kapelle. Allein ſchon früher geſchah ein ſchwer verantwortlicher Angriff auf das durch Alterthum, Kunſt und große hiſtoriſche Erinnerungen ehrwürdige alte Rathhausgebäude der Altſtadt Prag, indem Kaiſer Joſef II., conſequent ſeinem Centraliſationsprincipe, die vier prager Städte unter einem bureaukratiſch organiſirten Magiſtrate vereinigte, und im J. 1787 den in dem Trakte gegen den Hauptplatz befindlichen großen Hauptſaal des Rathhauſes, ein Werk der ſpätgothiſchen „Vladiſlaviſchen" Bauperiode, mit künſtlich vom Gewölbe herabhängenden Zapfen (auf unſerem Bilde durch ſieben große viereckige Fenſter zwiſchen gothiſchen Baldachinen und Fialen erkennbar) durch den damaligen k. Kammerbaumeiſter Mathias Hummel demoliren, in mehre Stockwerke eintheilen und zu kleinen Kanzleizimmern umgeſtalten ließ.

Der ganze Gebäudekomplex, als welcher ſich das gegenwärtige „Altſtädter Rathhaus" präſentirt, zeigt, wenigſtens nach außen hin, ein ſonderbares Gemiſch der verſchiedenſten Bauſtyle, die ſich alle „gothiſch" nennen. Doch nur zwei Partien ſind wirkliche Originale, und haben archäologiſche und künſtleriſche Bedeutung. Es iſt erſtens die Erkenkapelle, die Verkleidung der altböhmiſchen Kunſtuhr und das ſüdliche Hauptportal; dann zweitens im Innern der alte Rathsſaal.

Nebſt den untern Geſchoſſen des Thurmes iſt die Kapelle der älteſte Bautheil des Rathhauſes. Sie zeigt rein gothiſche, edle Formen und beſteht aus dem Erkerbaue, in welchem der Altar ſteht, und aus einer dunklen Vorhalle im Innern des Thurmes. Sie wurde am 4. Auguſt 1381 zu Ehren des heil. Laurentius und der böhmiſchen Landespatrone durch Hinko, aus dem Orden der Auguſtiner-Eremiten,

Bischof zu Ladmiric (Vladimir?) eingeweiht und mit einem Kaplan versehen, welcher darin täglich vor Beginn der Sitzungen des Stadtrathes die Messe zu lesen hatte. Während der Hussitenstürme ging die erste Stiftung ein, und die Kapelle blieb ungefähr durch ein halbes Jahrhundert verlassen. Als jedoch während der Regierung Wladislav's II., das Rathhaus erweitert wurde, erhielt auch die Kapelle neuen Schmuck, wurde zu Ehren der Jungfrau Maria und der Landespatrone wieder eingeweiht und der bei derselben neu bestellte Priester las am 12. November 1481, also gerade hundert Jahre nach der ersten Einweihung, die erste Messe in derselben. Aus dieser Zeit stammen die zwei knieenden Engel, welche zu beiden Seiten des Altars an der Wand ganz in der Manier jener Periode gemalt sind, dann die prächtigen gothischen Verkleidungen des innern Portals und des Durchgangs in die Vorhalle, in welchem sich noch immer das Monogramm König Wladislav's II., ein W, befindet.

Doch auch diesmal sollte die Herrlichkeit nicht von Dauer sein; denn bei der Ueberhandnahme des Lutherthums in Prag im 16. Jahrhunderte hörte auch der Gottesdienst in der Rathhauskapelle auf, und erst nach der Schlacht am Weißen Berge, als im Rathe der böhmischen Hauptstadt wieder nur Katholiken sitzen durften, wurde die Kapelle durch den Cardinal-Erzbischof Ernst von Harrach am 14. September 1624 zu Ehren der Jungfrau Maria zum drittenmale eingeweiht und neu verziert. Von dem damaligen Hofmaler Johann Hering stammen die Wandgemälde der Landespatrone, des heil. Johann des Täufers und des damals zwar noch nicht canonisirten aber bereits warm verehrten Johann von Nepomuk. Die Gewölbkappen erhielten als Randverzierung die Kette des Ordens des goldenen Vließes und die Monogramme der beiden Kaiser Ferdinande, F. II. und F. III. Der Gottesdienst wurde damals vertragsmäßig den Minoriten bei St. Jakob übertragen, die ihn auch bis zum J. 1783 besorgten. Auf einer Holztafel aus dem J. 1679 ist die Intention verzeichnet, in welcher an den einzelnen Wochentagen die Messen hier gelesen wurden. Es geschah am Montag im Namen des heil. Geistes, damit die Gerechtigkeit glücklich gehandhabt werde; am Dienstag im Namen der h. Jungfrau für den Kaiser und König und das Haus Oesterreich; am Mittwoch im Namen des h. Wenzel für die Herren Statthalter; am Donnerstag im Namen des h. Laurenz für den Magistrat und die ganze Gemeinde; am Freitag für die verstorbenen Stadträthe und Stadtbeamten; am Samstag im Namen der h. Jungfrau für die Gefangenen.

Eine vierte Renovirung erlitt die Kapelle im J. 1757, gleichzeitig mit der Ausbesserung der Schäden, welche durch preußische Kugeln in diesem Jahre dem Rathhause beigebracht wurden. Zum Andenken an die überstandene Gefahr brachte man am innern Portale ein Chronographikon an, und an den Wänden zu beiden Seiten desselben die Namen und Wappen der damaligen Rathsmitglieder und anderer verdienter Personen. Auch das jetzige Altarbild, dann sämmtliche Figuren und

Bildhauerarbeiten im Zopfſtyle auf dem Altare ſelbſt ſtammen aus der Zeit dieſer „Reſtaurirung".

Durch ein Hofdekret vom J. 1783 wurde die Rathhauskapelle entweiht und geſperrt. Vier Jahre ſpäter wurde das Rathhaus für den vereinigten Magiſtrat der vier Prager Städte adaptirt und deshalb die Eintheilung ſeiner inneren Räume weſentlich verändert. Bei dieſer Gelegenheit wurden die Malereien und Inſchriften der Erkerkapelle größtentheils übertüncht, die Glasmalereien aus den Fenſtern gehoben, und auf der früher heiligen Stätte wurde unbrauchbares altes Geräthe aufbewahrt. Aus dieſer unverdienten Entwürdigung wurde ſie im Jahre 1857 durch den damaligen Bürgermeiſter Dr. Wenzel Wanka erlöst, welcher, unterſtützt von mehreren Wohlthätern, ihre jetzige Renovirung mit gehöriger Schonung der archäologiſch intereſſanten Objekte bewerkſtelligte, ſo daß ſie am 16. Auguſt des genannten Jahres durch den Cardinal-Erzbiſchof Friedrich Fürſten von Schwarzenberg, nunmehr zum vierten Male, wieder eingeweiht werden konnte. —

Unterhalb der Kapelle von Außen befand ſich an der Ecke des Rathhauſes ſeit dem J. 1510 ein offener Balkon, welcher ſpäter mit einer Balluſtrade verziert wurde. Er verſchwand ſammt den darunter befindlichen kleinen Salzläden bei Vornahme des großen Erweiterungsbaues im J. 1838. Auf dieſem Balkon ſaßen am 21. Juni 1621 die kaiſ. Räthe und Executionscommiſſäre Ferdinand's II., als auf dem ſchwarzbehangenen, an den Balkon anſtoſſenden Blutgerüſte die Häupter der böhmiſchen Stände unter Trommelſchlag hingerichtet wurden.

An der Südſeite des Thurmes befindet ſich in einem Vorbaue die altböhmiſche Schlaguhr, ein complicirtes altes Kunſtwerk, wie ſich im 15. und 16. Jahrhunderte der herrſchenden Mode gemäß viele andere Städte durch derlei Produkte der Mechanik auszuzeichnen ſuchten. Dieſe prager Uhr gehörte wohl unter die bedeutendſten und reichſten ihrer Art, und ſtand immer im Volke in hohen Ehren. Meiſter Hanuš baute ſie im J. 1490. Im Laufe der Zeit kam das Werk durch Verroſtung und Abreibung der Beſtandtheile nach und nach in's Stocken, wurde zwar um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch den Jeſuiten und Mathematiker Klein einigermaßen wieder in Gang gebracht, ſteht jedoch jetzt ſeit mehr als 30 Jahren ganz ſtill. Noch in den letzten zwanziger Jahren hörte man den Glockenſchlag derſelben, und bei jeder Stunde ſammelte ſich ein neugieriges Häuflein auf dem Platze, um die Reſte der ehemaligen mechaniſchen Spielereien zu bewundern. Sagenhaft ging da die Mähre von Mund zu Munde, daß ehedem mit der erſten Morgenſtunde nach dem Glockenſchlag die Figur eines Apoſtels auf eine vor der Uhr angebrachte Gallerie heraustrat, zu welcher ſich bei der nächſten Stunde ein zweiter Apoſtel geſellte und ſo fort bis nach zwölf Stunden die Vollzahl der Apoſtel da ſtand, welche ſich ſodann wieder in den Thurm zurückzogen. Von all dieſer Pracht blieb nur wenig übrig. Zuvor läutete der Tod mit ſeiner Knochenhand, und bei jedem Glockenſchlage nickte er einem gegenüberſtehenden Greiſe zu, welcher eben ſo oft mit

dem Kopfe schüttelte. Die Uhr schlug nach alter Art 24 Stunden von einem Sonnenuntergange zum andern, und auf den doppelten Scheiben derselben sieht man nebst den Stundenzahlen die Zeiten des Auf- und Niederganges der Sonne und des Mondes, die Mondesphasen, die Zeichen des Thierkreises, dem Sonntagsbuchstaben, die veränderlichen Feiertage und noch mehre astronomische Momente. Die architektonische Decoration mit mehren Figuren ist reich und ganz im Style der Wladislavischen Periode gehalten. Im Jahre 1851 wurde das Aeußere der Uhr aufgefrischt, aber zu einer vollständigen Restaurirung, welche wegen der dem alten Denkmale schuldigen Pietät allerdings wünschenswerth wäre, ist es bis jetzt, wohl nur wegen des Kostenpunktes, und keineswegs deshalb nicht gekommen, daß kein Künstler der Aufgabe gewachsen wäre.

Unser Bild zeigt die ursprüngliche Gestalt des 250 Fuß hohen Rathausthurmes, wie er sich vor dem J. 1805 präsentirte. In diesem Jahre wurden jedoch die weiten Fenster im obersten Stockwerke ganz stylwidrig in runde Schallöcher verwandelt, die vier Eckthürmchen oberhalb des obersten Gesimses wurden abgeschafft, und an deren Stelle vier andere Thürmchen auf Tragsteinen in Verbindung mit einer zierlichen Gallerie errichtet, wodurch der obere Thurmaufsatz offenbar an gefälligem Aussehen gewann. Das mit Schiefer gedeckte Satteldach wurde unter dem Firste durchbrochen, um die Uhrschalen der neuen Uhr aufnehmen zu können, die eben damals erst im Thurme angebracht wurde. Im obersten Geschoße hängt eine große Uhrschale aus alter Zeit, auf welche der Thürmer den Stundenschlag wiederholt und bei entstandenem Stadtfeuer die Sturmsignale schlägt. Sie hing ehemals zum Thurmfenster gegen die Schwefelgasse ganz frei heraus, und es wurde damals mit derselben das Zeichen für die Rathsmitglieder gegeben, wenn sie im Rathssaale sich versammeln sollten. Jetzt avancirte sie um einige Klafter höher, um für eine neue Generation ihren antiquirten Dienst mit einem moderneren zu vertauschen.

Nächst dem Thurme befindet sich an der Südseite das reich verzierte gothische Hauptportal, ein Werk aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, ganz im ausartenden Styl der Wladislav'schen Periode gehalten, mit Fialen und einer mächtigen Kreuzblume. Auch das nächste Fenster ist mit Ornamenten dieses Styles reichlich bedacht. Ueber dem Portale befindet sich im ersten Stockwerke noch die alte Gemeindestube. Ueber eine erhöhte Tribune gelangt man aus derselben in den alten Rathssaal. Von dieser Tribune wurden ehedem von einem Rathsmitgliede die Beschlüße des Stadtraths der in der Stube versammelten Gemeinde kund gegeben. Hier auch wurde im J. 1405 Sigmund Huler, der vielvermögende Unterkämmerer Wenzel's IV., auf Befehl des Königs enthauptet; in der Sturmperiode von 1420—1435 floß hier das Blut noch manches hervorragenden Parteihauptes, wie des Herrn Johann Sádlo von Kostelec, den die demokratischen Stadträthe im J. 1421 in ihre Macht bekamen und köpfen ließen. Die Gegenpartei erlangte bald darauf die Oberhand, und der gewesene Mönch Johann von Selau, der Urheber jener blutigen

That, erlitt mit noch zwölf anderen Gesinnungsgenossen beim Brunnen im Hofraume dieselbe Todesstrafe. —

Der alte Rathssaal, oder wie er vor dem J. 1838 genannt wurde, der große Senat, befindet sich im zweiten Stockwerke der Südfront und erhält sein Licht durch vier einfache, viereckige Fenster. Er besteht seit der Restaurirung nach dem Brande vom J. 1399; aber seine bis jetzt noch wohlerhaltene Ausschmückung datirt meist aus der Regierungszeit Vladislav's II. Es ist nicht entschieden, ob Georg von Poděbrad hier oder in dem größern Saale gegen den Ringplatz zum Könige von Böhmen gewählt wurde. Die vier Wände des alten Rathssaales sind mit Holz getäfelt, und der Platfond mit seinen von vergoldeten Ketten getragenen, tief herabgesenkten, mit herrlichem gothischen Schnitzwerk und guter Vergoldung gezierten Balken, mit seinen gleichfalls getäfelten, mit Farbenzeichnungen und Emblemen geschmückten Kassetен, ist ein wahres Meisterwerk mittelalterlicher Deckenverzierung. Zwei mit Eisenbeschlägen, die an das 14. Jahrhundert erinnern, versehene Thüren führen einerseits auf die Tribune in der Gemeindestube, andererseits in die Arbeitszimmer des Bürgermeisters. An der Ostwand in der Ecke steht der kolossale mit dem Stadtwappen und vergoldetem Gitterwerk gezierte Kachelofen aus dem 17. Jahrhunderte; seine Wandflächen sind mit Skulpturen und Bildern verziert. Nächst dem Ofen befinden sich die Statuen des hl. Wenzel und anderer Heiligen. Diese Statuen stehen auf Consolen, die mit den schönsten Engelsköpfen geziert sind, so wie diese Holzskulpturen überhaupt zu den besten Denkmälern dieser Art gehören, die sich in Prag aus dem 15. Jahrhunderte erhalten haben. Auch zwei Oelgemälde aus dem 17. Jahrhundert zieren diese Wand.

Die den Fenstern gegenüberstehende Wand ist fast ganz von zwei großen Oelgemälden bedeckt, welche Salomon's Urtheil und den Besuch der Königin von Saba bei Salomon vorstellen. Es sind dies Produkte des 16. Jahrhunderts. An der Westwand sind die Portraits der fünf Regenten von Karl VI. bis Franz I. angebracht.

Der Erweiterungs- und Renovirungsbau vom J. 1838 war nahe daran, auch auf der Südseite jedes archäologische Vermächtniß alter Zeiten zu verschlingen, um so den Gesammtcomplex in Conformität mit dem neuen Bauplane zu bringen. Doch scheiterte dieser Vorsatz an der energischen Opposition der Einsichtsvolleren, und im J. 1856 erhielt Bernhard Grueber, Professor der Architektur an der Prager Malerakademie, die Aufgabe, diesen alten Theil des Rathhauses wo möglich wieder aufzuputzen. Er führte allerdings zwei ganz neue gothische Dachgiebel, dann drei dergleichen Dachfenster auf, brachte Erkerthürmchen und vielen andern Zierrat an; dennoch sieht man dem Ganzen die Absichtlichkeit der Unregelmäßigkeiten an, so daß man den dadurch erzielten Gewinn nicht hoch anschlagen kann. Die ehemaligen Inschriften und gemalten Schildereien sind schon seit Josef's II. Zeiten ganz verschwunden; die Skulpturen wurden größtentheils erhalten. Das Mittelgebäude zeigt

über der Thoreinfahrt auch ein großes im Renaiſſanceſtyl verziertes, dreitheiliges Fenſter, in deſſen oberem Geſimſe noch immer die goldene Inſchrift prangt: Praga caput regni. Ober dem Fenſter des alten Rathsſaales und knapp unter dem Dachgeſimſe ſieht man noch jetzt zwölf Wappenſchilder der zur Ende des 15. Jahrhunderts in Prag beſtandenen Zünfte.

Wir haben nun ſo ziemlich das Sehenswertheſte des Altſtädter Rathhauſes beſucht, und würden uns ſogleich weiter wenden, wenn wir es nicht für ein Poſtulat der Artigkeit hielten, auch des neuen Baues, wenn auch nicht mit beſonderer Luſt, in Kürze zu gedenken. Gothiſch ſein ſollende, ſehr übel angewendete Bauformen in Verbindung mit dem officiellen Uniformſtyle, die engen Gänge und düſteren Kanzleilokalitäten geben kein günſtiges Zeugniß von dem Zuſtande der amtlichen Architektur vor zwei Decennien. Zum Glück wurde der urſprüngliche Plan in ſeiner ganzen Monſtroſität nicht vollſtändig durchgeführt; denn kaum ſind die ungeſchlachteten Umriſſe aus den Gerüſten hervorgetreten, als ſchon in Folge allgemeiner Entrüſtung und lauter Proteſtation der weitere Ausbau gegen den großen Ring im J. 1844 eingeſtellt wurde. Architekt Bergmann erhielt die eben ſo ſchwere als undankbare Aufgabe, die mißrathene Gebäudefronte in ein beſſeres Gothiſch zu überſetzen. Bergmann, ein geborner Prager, entledigte ſich in den Jahren 1848 und 1849 dieſer Aufgabe ſo gut es ging. Die drei Stockwerke hohe öſtliche Rathhausfronte präſentirt ſich nach dieſem Verbeſſerungsbau mit einem auf vier Pfeilern ruhenden Balkone und mit mehren Statuen böhmiſcher Regenten. Dieſe Statuen ſind von dem höchſt begabten, doch leider ſo früh verſtorbenen Bildhauer Joſ. Max verfertigt und ſtehen auf Halbſäulen unter Baldachinen, die in ihrer Verlängerung mit Fialen gekrönt ſind. Im zweiten Stockwerke dieſes Flügels befindet ſich der in architektoniſcher Hinſicht ganz bedeutungsloſe, jedoch ſehr geräumige Saal des Stadtverordnetencollegiums.

Die Bureaux des Bürgermeiſters befinden ſich nicht in dieſem neuen Bau, ſondern auf der ſüdlichen Front gleich hinter dem alten Rathsſaale. Den Eingang bildet ein ſehr ſchönes, zu dem moderniſirten Umbau jedoch nicht ganz paſſendes Renaiſſanceportal aus rothem und weißem Marmor, ein Werk aus dem 17. Jahrhunderte, welches früher den Thoreingang des ehemaligen ſtädtiſchen Brückenamtes bei der Karlsbrücke zierte.

Ein kleinerer, im gothiſchen Geſchmack reich verzierter dritter Saal, der ſogenannte rothe Saal, mit der Ausſicht gegen die Schwefelgaſſe, ſtößt an die Kanzleien des Bürgermeiſters und dient jetzt gewöhnlich zu den Berathungen des engeren Stadtraths.

Die Theinkirche in der Altstadt Prag.

Wohl um mehre Jahrhunderte älter als das altstädter Rathhaus ist die Basilike unserer lieben Frau am Thein, obgleich ihr erster Ursprung in den dunkleren Partien der böhmischen Geschichte sich verliert. Die Sage verlegt ihre erste Gründung in die Regierungszeit des ersten christlichen Herzogs von Böhmen, Borivoj; neuere Forschungen haben jedoch die Unhaltbarkeit dieser Annahme zur Evidenz nachgewiesen und die erste urkundliche Erwähnung der Theinkirche findet sich erst in einem Diplom des Herzogs Sobéslav vom Jahre 1135. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß fremde Kaufleute, welche in dem angrenzenden Theinhofe (týn, ein verpalissadirter Platz; týniti verpalissadiren) ihre Waarenlager unterhielten, vor diesem Kaufhofe eine Marienkirche erbauen ließen, an deren Stelle im Laufe der Jahrhunderte der jetzt noch bestehende Prachtbau sich erhob. Der Theinhof, obwohl noch heute so genannt, hat längst aufgehört, seiner ursprünglichen Bestimmung zu dienen, aber der Name der Kirche unserer lieben Frau am Thein (chrám matky boží před Týnem) erhielt sich bis auf unsere Tage. Das Patronat über die Kirche und das mit derselben verbundene Spital für Fremdlinge schenkte Herzog Sobéslav im J. 1135 der Collegiatkirche am Vyšehrad; allein frühzeitig gab es schon Streitigkeiten dieses Kapitels mit der Stadtcommune, welche die hier errichtete Pfarre von einem ihrer Patriziersöhne besetzt wissen wollte. Solche Zwistigkeiten wiederholten sich mehrmal, bis endlich im J. 1323 durch ein Schiedsgericht ein Vergleich zu Stande kam, nach welchem das Patronat bei der Vyšehrader Collegiatkirche zwar verblieb, aber bedeutende Einschränkungen erfuhr.

Schon durch ihre Lage am Hauptplatze der Stadt gewann die Theinkirche eine bedeutende Wichtigkeit und hob sich rasch. Außer dem Spital, dessen Spuren bald aus den Annalen verschwinden, hatte sich an derselben eine Schule herangebildet, welche Karl IV. für so wichtig erachtete, daß er den gewesenen Leibarzt seines Vaters, den Mag. Walther zum lebenslänglichen Rector derselben bestellte. Zwei Männer besonders waren es, Konrad Waldhauser und Johann Milič, welche als Vorläufer der hussitischen Reformation der Kirche am Thein ein besonderes Gewicht gaben. Konrad Waldhauser, gewöhnlich von Stecken (z Štěkna) genannt, ein geborner Oesterreicher, hatte um das Jahr 1360 die Kanzel an der Galluskirche inne und machte durch seine mannhaften, scharf eingehenden und in Mißbräuche und Gebrechen rücksichtslos einschneidenden Predigten ein gewaltiges Aufsehen. Von seinen Gegnern, namentlich den Ordensgeistlichen, beim Erzbischof der Ketzerei angeklagt, redete er nur noch freier von der Kanzel gegen die eingerissenen Schäden im Clerus des Landes und massenhaft strömte das Volk in seine Kirche. Er wäre zuletzt seinen Feinden dennoch erlegen, hätte nicht Karl IV. den kühnen Prediger selbst geschützt. Von Skt. Gallus an die Theinkirche berufen hörte er auch hier nicht auf in gleicher Weise zu eifern, und geißelte in kaustischer Weise

Chram Matky Božj před Týnem v Praze.

Die Marienkirche zum Thein in Prag.

namentlich den Luxus der Frauen, den Wucher der Mäkler und die Erschleichung von Ehrenstellen und fetten Pfründen durch Simonie und Bestechung. Er starb am 8. Dec. 1369.

Sein noch berühmterer Nachfolger im Predigeramte in der Theinkirche war der Prager Domherr Johann Milič aus Kremsier, einst Karl's IV. Vicekanzler. Freiwillig verließ er diese seine glänzende Stellung und ging nach Bischofteinic, um dort als Kaplan zu wirken. Nach einem halben Jahre begab er sich nach Prag, wo er zuerst in der Niklaskirche auf der Kleinseite als Prediger auftrat. Bilderreich und nicht frei von einer mystischen Färbung wirkten seine Kanzelreden bald gar mächtig und des Redners Eifer war so groß, daß er an manchem Tage in drei, einmal sogar in fünf verschiedenen Kirchen predigte. Nach Konrad Waldhauser's Tode übernahm er das Predigeramt an der Theinkirche. Hier richtete er die schärfsten Pfeile seiner Zunge gegen die Prostitution, und Karl IV. schenkte dem beredsamen Bekehrer eine ganze Reihe von Spelunken, welche von reumüthigen Priesterinnen der Luft leer geworden waren. Milič ließ dieselben mit Beihilfe einiger Prager Bürger einreißen und an deren Stelle ein Haus für Büßerinnen nebst einer Kapelle St. Maria Magdalena erbauen. Daß es auch ihm nicht an Gegnern fehlte ist leicht begreiflich und er mußte sich, noch bevor er den Predigerstuhl am Thein bestieg, vor Papst Urban V. persönlich in Rom gegen schwere Anklagen vertheidigen, ging jedoch endlich siegreich aus dem Kampfe hervor. Dennoch ruhten seine Feinde, darunter in erster Reihe die Bettelmönche, nicht, verklagten ihn neuerdings, so daß er von Papst Gregor IX. vorgeladen nach Avignon reisen mußte, wo er auch am 29. Juni 1374 starb.

Inzwischen war die Theinkirche zu enge geworden, so daß ein vergrößernder Umbau der Schiffe nöthig wurde, und wieder waren es die fremden Kaufleute, welche den Umbau im J. 1407 bewerkstelligten. Ein Altstädter Stadtbuch nennt den Peter Schmelzer, einen Hausbesitzer in der Zeltnergasse, und den Otto Schaufler als die beiden kunstreichen Meister des Neubaus der Theinkirche.

Der Neubau geschah mit Benützung alter Theile, war aber noch nicht beendet, als die hussitischen Unruhen hereinbrachen. Sie berührten auch die Theinkirche, welche bald die Hauptkirche der Kelchner ward. Schon im J. 1415 bemächtigte sich die hussitische Partei der Theinkirche und unter ihren Rednern begegnen wir 1417 dem berühmten Eiferer für den Kelch, M. Jacobellus aus Mies. Im J. 1428 trat einer der gelehrtesten und bedeutendsten Männer des fünfzehnten Jahrhunderts, Mag. Johannes aus Rokycan das Pfarramt am Thein an, welches durch ihn das wichtigste im Lande wurde, zumal nachdem er durch den ihm ergebenen Clerus und das Volk am 21. Oktober 1435 zum Erzbischof von Prag erwählt worden war. Allein durch seine feurigen Reden, welche er gegen den Legaten Filibert von ..outances im Bewußtsein seiner Popularität hielt, brachte Rokycana (so wurde er gewöhnlich genannt) den König Siegmund derart gegen sich

auf, daß ihm dieser im April 1437 die Pfarre am Thein entzog und den damaligen Universitätsrector Johann Papoušek an dessen Stelle setzte. Rokycana fand es bald darauf gerathen, sich von seinem Freunde Diviš Bořek von Miletinek auf die feste Burg Kunětic entführen zu lassen. Unter Siegmund scheint man auch an der während der Unruhen in Stocken gerathenen Ausbau ernstlich gedacht zu haben. Wenigstens führte man bereits Holz zu einem neuen Dachstuhle herbei; doch fand dieses zum Theil seine Verwendung zu den kolossalen Galgen, an welche Siegmund den widerspänstigen Bannerherrn Johann Roháč von Dub auf Sion sammt 52 Spießgesellen am 9. Sept. 1437 aufhängen ließ, Roháč zuoberst im prächtigen Gewande an einer goldenen Panzerkette statt des Strickes.

Ihren neuen Dachstuhl erlangte die Theinkirche erst nach zwanzig Jahren. Die Geschichte des Bauholzes war wieder eine eigenthümliche. Man traf sehr frühzeitig Voranstalten zur Hochzeitsfeier König Vladislav's, dessen Braut zu holen eine ansehnliche Gesandschaft nach Frankreich abgegangen war. Zur Verherrlichung des Hochzeitsfestes sollte der ganze Stadtplatz gedielt und mit einem auf Säulen ruhenden Dache überdeckt werden, um so als riesiger Tanzsaal und Turnirplatz zu dienen. Zu diesem Ende ließen die Prager eine ungeheuere Masse von Bauholz zusammenführen. Doch der plötzliche Tod des Königs vereitelte alle diese Vorbereitungen und aus dem verfügbar gewordenen Holze erhielt die Theinkirche endlich einen neuen Dachstuhl.

Johann Rokycana, unter dem Schutze Georg's von Poděbrad im J. 1448 in seine Würden wieder eingesetzt, empfing bald nach seiner Rehabilitirung diesen seinen erhabenen Freund und Beschützer feierlich im Thein als neu gewählten König. Er veranlaßte es später, daß auf dem prächtigen Stirngiebel der Theinkirche ein kolossaler vergoldeter Kelch als Symbol des Utraquistenglaubens aufgerichtet und in einer hohen Nische dieses Giebels das Standbild des Königs Georg in voller Rüstung mit dem Schwerte in der Hand aufgestellt wurde.

Der Hussitenerzbischof Johann Rokycan starb am 24. Februar 1471; er wurde in der Theinkirche beigesetzt, wo ihm auch ein großartiges, seither jedoch vernichtetes Grabmal errichtet wurde. Sein königlicher Gönner Georg folgte ihm im Tode am 22. März desselben Jahres und dessen Herz und Eingeweide wurden zur Seite dieses Grabmals beigesetzt, während der Leichnam dieses großen Königs im Dom zu Skt. Veit seine Ruhestätte fand.

Nach Rokycana's Tode blieb die böhmische Kirche durch einige Jahre verwaist, und auch unter den später nachfolgenden aus Italien ihr oktroirten zwei Bischöfen ging der Ausbau der Theinkirche nur langsam von Statten. Erst im J. 1511 vollendete man den Bau durch den Abschluß des südlichen Thurmes, in welchen eine von dem kunstreichen Gießer Andreas Ptáček im J. 1508 zu Kuttenberg verfertigte, 5274 Pfund schwere Glocke hinaufgezogen ward.

Die Theinkirche, in welcher seither durch geraume Zeit Utraquisten, Luthe-

raner, Bilderstürmer, böhmische Brüder und andere kirchliche Schattirungen sich um die Oberhand stritten, nahm im Januar 1602 die irdischen Ueberreste des Astronomen Tycho de Brahe auf und der große Jessenius von Jessen hielt dem „Atlas der Dänen" eine würdige Grabrede.

Am 21. Juni 1621 tönten die Glocken der Theinkirche zu dem traurigen Schauspiel einer großen Hinrichtung; es fielen auf dem altstädter Ring die Häupter des böhmischen Aufstandes dem rächenden Zorne Ferdinand's II. und der unerbittlichen Strenge seines Alterego in Böhmen, Karl's von Liechtenstein, zum Opfer; jeder Glockenton schnitt den besiegten Utraquisten in's Herz, denn die Ersten des Landes bluteten oder waren im Exil. Das Schicksal der unfreiwilligen Auswanderung traf auch den utraquistischen Clerus am Thein und schon im J. 1622 wurde wieder ein katholischer Pfarrer hier angestellt, während sich des Predigeramtes daselbst die Jesuiten bemächtigten. Diese stürzten auch den Kelch und die Bildsäule des Podébrader vom Kirchengiebel, an deren Stelle Ferdinand II. eine Madonna anbringen ließ. Bei dieser Gelegenheit wurde auch Rokycana's Grabmal zertrümmert und dessen vermorderte Leiche draußen auf dem Kirchhofe verbrannt.

Nachdem die Stürme des dreißigjährigen Krieges verstummt waren, und die Schweden das Land völlig geräumt hatten, wurde am 24. Juli 1650 das große Friedensfest in der Theinkirche gefeiert. Eine Nachfeier dieses Festes war die Einweihung der Säule mit dem Standbilde der unbefleckten heil. Jungfrau, welche Ferdinand III. im April 1650 zum bleibenden Andenken an die Befreiung Prags in der Mitte des großen Marktplatzes der Altstadt zu errichten beschloß und durch den Prager Bildhauer Joh. Georg Pendel ausführen ließ. Jene Einweihung geschah feierlichst in Gegenwart des Kaisers, der zugleich eine Stiftung machte, daß alle Samstage und an allen Marienfesten eine feierliche Procession aus der Theinkirche unter Begleitung eines Domherrn zu dieser Statue geführt werden soll, welchem Umgange Ferdinand III. selbst mit seinem Hofstaate und dessen Sohn und Nachfolger Leopold I. wiederholt beiwohnten.

Das Ansehen der Theinkirche wuchs immer mehr, zumal als die Universität alle ihre Feste hierher übertrug. Das bedeutendste akademische Fest wurde unstreitig am 4. März 1654 gefeiert, bei welchem in Gegenwart des Cardinals und Fürsten Erzbischofs von Prag Ernest Adalbert Grafen von Harrach die von Ferdinand III. ausgesprochene Vereinigung der beiden Universitäten Prags, der Carolinischen und der Ferdinandischen, in eine einzige, die „Alma Carolo-Ferdinandea", vollzogen wurde. Vom J. 1654 fanden bis in die Tage Josef's II. in der Theinkirche alljährlich drei akademische Feste statt, am Tage Skt. Ivo's, des Patrons der Juristenfakultät, am Tage der heil. Aerzte Kosmas und Damian, der Patrone der Mediziner, und am Tage der Empfängniß Mariens. Im Jahre 1655 wurde zum Orte der Wahl des Universitätsrectors das Carolinum, für die feierliche Promulgation und Installation aber die Theinkirche bestimmt.

Die fernere Geſchichte der Theinkirche bietet wenig von Belang; wir erwähnen bloß, daß ſie im J. 1671 ihre jetzige große Orgel erhielt, und daß am 2. Auguſt 1675 die Altſtädter Gemeinde auf die beiden Thürme vergoldete Knöpfe aufſetzen ließ, deren jeder 24 Prager Striche hielt. Im Jahre 1679 ſchlug der Blitz in ein kleines auf dem Kirchendache aufſitzendes Glockenthürmchen und ſofort ſtand das ganze Dach in Flammen; die herabfallenden Balken zerſchlugen die gothiſche Wölbung der Kirche und zerſchmetterten und beſchädigten manchen Altar, manches alte Epitaf; einen faſt ebenſo großen Schaden verurſachten die einſtürzenden Wölbſteine. Dennoch wurden die zierlichen Hauptthürme, das Frontiſpice und Vieles im Innern gerettet. Ein ähnlicher Unfall traf die Theinkirche am 29. Juli 1819, an welchem Tage während eines heftigen Gewitterregens der Blitz in den nördlichen Thurm einſchlug und binnen zwei Stunden das Innere desſelben von den Flammen verzehrt wurde; der zweite Thurm ſowie die Kirche ſelbſt blieb erhalten. Eine 27 Centner ſchwere Glocke zerſchmolz bei dieſem Brande, deren Metall im J. 1826 einen Theil des Materials lieferte zum Guß der beiden 42 und 19½ Centner ſchweren von Carl Bellmann verfertigten Glocken, welche in dem letztgenannten Jahre auf den einſtweilen mit einem Rothdache eingedeckten Thurm gezogen wurden. Erſt im J. 1836 erhielt der verſtümmelte Thurm ſeine alte Geſtalt wieder.

Ein prägnantes Bild der Theinkirche entwirft Kugler in ſeiner „Geſchichte der Baukunſt.“ „Ein namhafter Kirchenbau des 15. Jahrhunderts zu Prag iſt die Hauptpfarrkirche Maria-Himmelfahrt am Thein. Sie wurde 1407—1460 erbaut, dreiſchiffig, ohne Querbau, Chorumgang und Capellen, das Mittelſchiff jedoch wieder mit dem aus dem Achteck conſtruirten vierſeitigen Chorſchluße, welcher einen Pfeiler in die Mitte ſtellt, die Seitenſchiffe mit drei Seiten des Achtecks ſchließend. Die Raumverhältniſſe ſind hier, im Gegenſatz gegen die ſonſt übliche Dispoſition der böhmiſchen Kirchen, überwiegend breit: 195 Fuß Länge, 92 Fuß Geſammtbreite, 41¾ Fuß Mittelſchiffbreite, bei 98 Fuß Mittelſchiffhöhe und halber Seitenſchiffhöhe. Die Profilirung der Pfeiler iſt der des Domes entſprechend, der Oberbau des Innern iſt moderne Reſtauration nach einem Brande in der Spätzeit des 17. Jahrhunderts. Die Façade hat zwei ſchlichte, kräftig viereckige Thürme, welche einen geſchmückten Giebelbau zwiſchen ſich einſchließen, während ihre ſchlanken Helme im Charakter ſtädtiſcher Vertheidigungsthürme mit Doppelreihen leichter Thurmerker zierlich ausgeſtattet ſind. Ein Portal auf der Nordſeite iſt durch reiche Ausſtattung und zierlich rundbogige Einwölbung ſeiner Eingangshalle ausgezeichnet.“

Der Giebel, aus welchem an den beiden Schenkeln des Dreiecks je vier ſchlanke Fialen hervorwachſen, iſt mit einem Kreuz gekrönt, welches an die Stelle des bei dem Thurmbrand vom J. 1819 verunglückten ſubſtituirt ward. Die Mitte des Giebelfeldes nimmt eine leere Niſche ein, zu beiden Seiten erſcheinen unter zierlichen Wimpergen die Wappen König Vladislav's II., der böhmiſche Löwe, der polniſche und ſchleſiſche Adler und der luxemburger Löwe, welchen dieſer König zu

führen pflegte. Ueber der leeren Nische glänzt das nach der Schlacht auf dem Weißen Berge aufgerichtete Hautrelief der heil. Jungfrau mit dem Kinde, auf einem reich vergoldeten Halbmond stehend. Unter den Wappen läuft eine durchbrochene Galerie mit zierlich gothischem Geländerwerk, die noch immer 151 Fuß über dem Niveau des altstädter Ringes erhoben ist.

Von den beiden Thürmen hat nur noch der südliche seinen ursprünglichen Zierrath und seine ursprüngliche Bedachung, welche sammt der ihn umgebenden, für den Geschmack der spätgothischen Architektur Böhmens überaus günstig sprechenden durchbrochenen Galeriebrüstung bei der pietätvollen Wiederherstellung des abgebrannten Nordthurmes auf das Sorgfältigste nachgeahmt worden ist. Der Südthurm ist über dem hohen Fenster seines obersten Geschosses mit fünf Wappen geschmückt. Die Mitte nimmt das vierfelderige Schild Vladislav's II. combinirt aus den Wappen Böhmens, Ungarns und Polens unter einer königlichen Krone ein. Zur Rechten erscheint das Wappen der Pernsteine und ein einfacher Adler, welcher entweder für Mähren gelten mag oder eine Wiederholung des polnischen Wappens ist. Die Wappen zur Linken sind schwerer zu deuten; eines enthält einen Drachen, oder vielmehr einen Basilisk, das andere ein Schachbrett. Ersteres pflegt man für ein Gedenkzeichen der reichen Patrizier-Familie der Kunwalde, letzteres für den Repräsentanten des Königreichs Kroatien zu halten. Die volle Höhe dieses Thurmes beträgt 253 Fuß, davon 102 auf das eigentliche Dachwerk entfallen. — In dem südlichen Thurme erhielt sich noch die alte Glocke, welche Thomas Jarosˇ aus Brünn im J. 1553 goß. Sie wiegt 108 Centner und ist mit bemerkenswerthen Reliefs, Medaillons und Wappen geziert.

Das Hauptportal zwischen den beiden Thürmen ist einfach gothisch, etwas gedrückt, und beinahe völlig schmucklos. Desto stattlicher ist das 60 Fuß hohe Spitzbogenfenster über demselben, mit reichem Maßwerk, worin das Fischblasenornament vorherrscht. Die das Portal und das Fenster flankirenden Strebepfeiler haben Wimpergen aufgesetzt. Unter einer dieser Wimpergen befindet sich das Wappen der Altstadt Prag, unter der zweiten ein leeres Schild, von welchem die Wappenfiguren offenbar abgemeißelt sind. Es mag das Wappen des Johann Rokycana gewesen sein.

Ungleich reicher und prächtiger als der Haupteingang ist das nördliche Seitenportale geschmückt; es ist das bedeutendste unter allen Portalen, die sich in Prag erhielten, ebenso originell als schön und in seiner Art vielleicht einzig. Rund- und Spitzbogen einen sich hier zu einem überraschenden Werk, dessen Reichthum und edle Zierlichkeit in seiner jetzigen Gesammtwirkung nicht genug gerühmt werden kann, obwohl die das Ganze abschließende Kreuzblume zerschlagen ist, und die sorgfältig ornirten Bilderdächer, vierundzwanzig an der Zahl, vier davon ausgezeichnet durch ihre Consolen mit Thierornamenten, leer stehen; nur unter den zwei kleinsten derselben erhielten sich, schon am Thürfutter, verstümmelte Engel mit trefflicher Ge-

wandung. Das innere halbkreisförmige Bogenfeld füllt gerade über der ſpitzbogigen Kirchenthüre ein figurenreiches Relief, Scenen aus der Leidensgeſchichte Chriſti vorſtellend, voll Leben und Bewegung, in einer überaus ſauberen und feinen Ausführung, von wahrer Künſtlerhand in vier Platten von Plänerkalk ſkulpirt. Der weitgeſpannte äußere Rundbogen, der ein flaches Spitzbogengewölbe umfaßt und zwiſchen zwei Außenpfeilern des linken Kirchenſchiffes aufſitzt, iſt mit durchbrochenen Ornamenten in Tudorſtyl eingeſäumt.

Nach dem Brande im J. 1679 wurde das Mittelſchiff der Kirche um vier Fuß niedriger eingewölbt, wobei man das noch übrige Maßwerk in den Fenſtern verdarb, die hohen Fenſter ſelbſt aber geſchmacklos zuſammenflickte und im Kirchenſchiffe die alten gothiſchen Pilaſter durch joniſche Kapitäler verunſtaltete.

In den beiden Chornischen der Seitenſchiffe bezeichnet ſehr zierliches Maßwerk mit den Bruſtbildern eines Königs und einer Königin die Stelle der Dreiſitze, welche ohne Zweifel von vortrefflicher Holzſkulptur waren.

Die Kanzel, ein zierlich gothiſches Steinwerk, ſtammt aus der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die hölzerne Kanzelhaube iſt eine Stylgerechte Ergänzung der neueſten Zeit. Ein ſteinener auf vier Säulen ruhender Baldachinaltar iſt ein Werk des Architekten Reyſek, urſprünglich ein Grabaltar, der ſich über der Ruheſtätte des Biſchofs Lucian wölbte. Im J. 1604 ließ die vereinte Zunft der Maler, Perlenheſter, Goldſchläger und Glaſer den Baldachinaltar reſtauriren und übertrug an denſelben ihre beſtimmten Zunftandachten. An den Bogen erſcheinen wieder Tudorornamente.

Aus der Zeit vor dem Brande im J. 1679 erhielt ſich in der Theinkirche eine Anzahl Kunſtwerke des Mittelalters, unter welchen ein gekreuzigter Heiland mit zwei Nebenfiguren und eine Pietá als werthvolle Reſte polychromer Holzſkulptur in der Chornische des linken Seitenſchiffes beſonders hervorzuheben ſind. Das erſtere ſtand bis zum Jahre 1662 mit den Nebenfiguren Mariens und des Lieblingsjüngers Johannes auf einem Balken des Kirchenſchiffes; bei der Herabnahme, welche es vor der Vernichtung durch den wenige Jahre darauf folgenden Brand rettete, fand man im Haupte des Heilands Reliquien und dabei den ſchriftlichen Beleg, daß dieſelben im J. 1439 eingelegt wurden.

Die Chornische des rechten Seitenſchiffes enthält ein gut reſtaurirtes Gegenſtück zu dem herrlichen Crucifix, eine lebensgroße Madonna mit dem Kinde auf dem Thron, aus derſelben Zeit. In der Rechten hält ſie den Scepter, in der Linken das Kind, das in einer Hand einen Apfel hat und mit der andern nach dem Ziergürtel der Mutter greift. Das Gewand der Madonna iſt roth, der Mantel golden, mit blauem Futter. Die alte Polychromie wurde um einige Grade zu grell hergeſtellt, als man dieſes Schnitzwerk bei Gelegenheit der Aufſtellung der Marmorgruppe der Slavenapoſtel in dieſer Chornische auf einen neu errichteten gothiſchen Altar übertrug. — In derſelben Chornische ſteht auch das zinnerne Taufbecken vom Jahre

1414 in der Form einer umgestürzten auf einem Dreifuß ruhenden Glocke, mit zwölf Apostelfigürchen unter gothischem Ornament.

Den geschnitzten Flügelschrein des Johannesaltars aus der rudolfinischen Zeit ausgenommen sind die meisten der 21 Altäre aus der Spätzeit des 17. und aus dem 18. Jahrhundert, von geringer oder gar keiner künstlerischen Bedeutung. Von den Altargemälden verdienen nur jene eine besondere Beachtung, welche von dem berühmten böhmischen Maler Karl Škreta, aus dem ritterlichen Hause Šotnowsky von Zaworic gemalt wurden. Von ihm ist das Hochaltarbild, die Himmelfahrt Mariens; von ihm sind auf drei Seitenaltären: eine überaus anmuthige Darstellung der Verkündigung, eine h. Katharina im Styl Dominichino's und die h. Familie in der Weise Hannibal Carracci's. Ein bedeutendes Bild von Škreta, St. Lukas die h. Jungfrau malend, hängt nächst dem Eingange in die Sacristei; Škreta stellte sich selbst in der Person des h. Lukas dar.

Die Hallen der Theinkirche enthalten noch jetzt eine große Anzahl zum Theil sehr merkwürdiger Grabsteine und Denkmale, obwohl deren Ziffer durch den Einsturz der Kirchendecke während des Brandes im J. 1679 und die darauf folgende Restaurirung bedeutend vermindert worden ist, zumal bei der Pflasterung im J. 1721. Das berühmteste Denkmal steht an einem Pfeiler des Mittelschiffes rechts; es ist das Tycho Brahe's, dessen Ritterfigur in voller Rüstung lebensgroß ausgehauen ist. Die Linke stützt sich auf den Schwertgriff, die Rechte auf einen Globus, der auf einem mit Wappen geschmückten Sockel steht. Auf der Brust hat Tycho das Bildniß seines königlichen Gönners Christian von Dänemark an der Kette des Elefantenordens hängen. Der Kopf des Astronomen ist portraitähnlich, sogar die falsche Nase markirt, welche Tycho Brahe trug, seit ihm die seine von Manderup Parsberg auf der Hochschule zu Rostok abgehauen worden war.

Die nähere Angabe der übrigen Grabdenkmäler und Gedenktafeln, die sich in der Theinkirche in reicher Anzahl befinden nnd dem Archäologen und Heraldiker ausgiebigen Stoff zu bieten geeignet sind, müssen wir uns des beschränkten Raumes wegen versagen. Wir erwähnen zum Schluße dieser mehr nur skizzirten Beschreibung der Prager Notre-Dame, daß die gothische Sacristei derselben an der Südseite, gerade vor dem Chorschlusse des rechten Seitenschiffes nach außen heraustritt, und daß sich an dieselbe als deren Fortsetzung die kleine, gleichfalls gothische Ludmilakapelle mit fein ausgeführten Ornamenten an den Tragsteinen anschließt. Diese seit Jahren als Depositorium benützte Kapelle wurde in der neuesten Zeit restaurirt und mit einem neuen gothischen Altar versehen.

Wir verlassen die Theinkirche durch deren nördlichen Eingang und nachdem wir nochmals einen bewundernden Blick auf die reiche Ornamentik des herrlichen Portals geworfen, können wir es uns nicht versagen einen, wenn auch in kleineren Dimensionen ausgeführten, Pendant desselben zu besuchen; es ist dieß

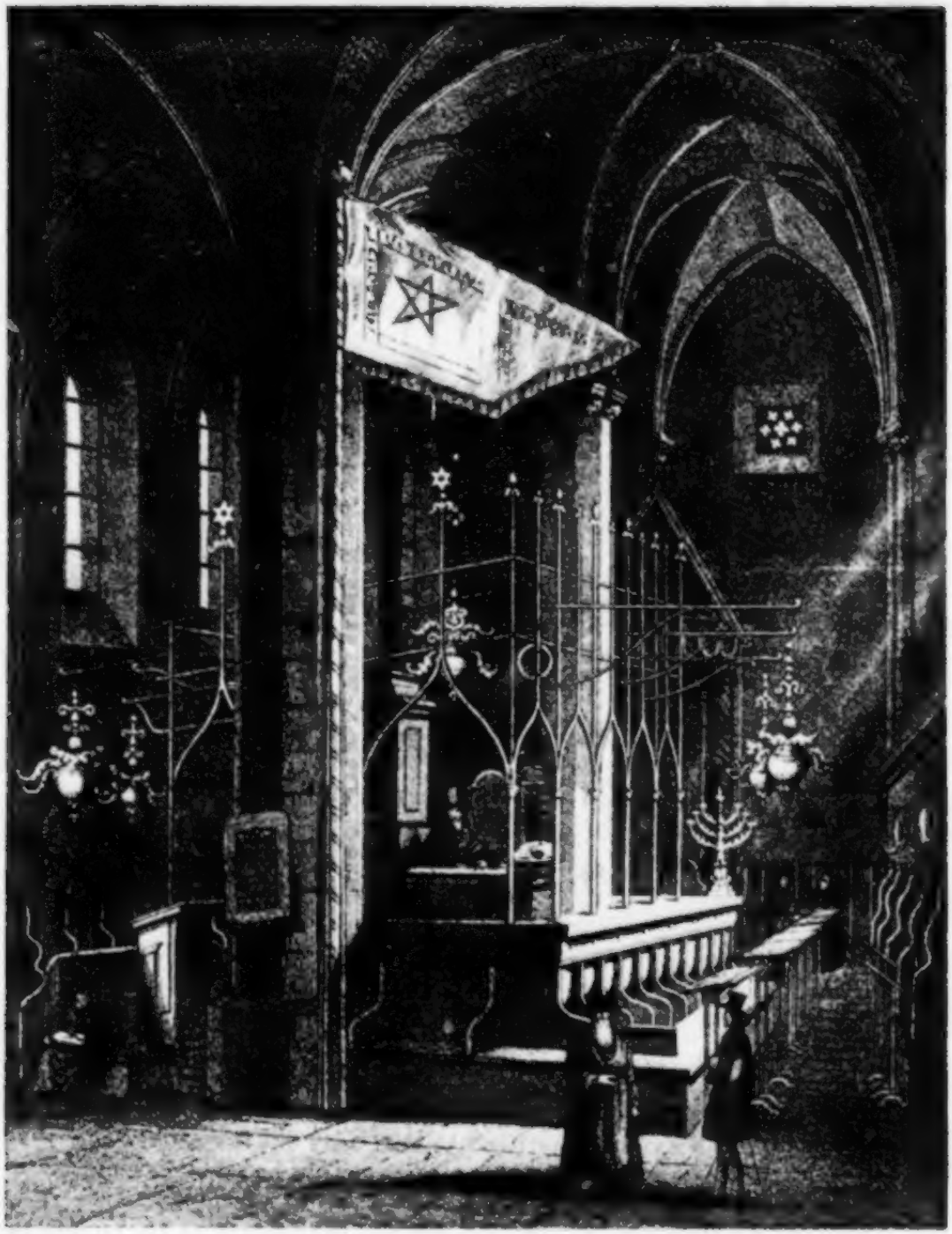
Die Pforte der Alt-Neuſchule zu Prag.

Die Alt-Neuſchule in der Prager Judenſtadt iſt eine alterthümliche, düſtere Synagoge, über deren Urſprung bisher ſehr viel Widerſprechendes, ja ſelbſt Unſinniges, wenig hiſtoriſch Erhärtetes geſchrieben worden iſt. Die alten Sagen laſſen ſie bald auf eine wunderbare Weiſe, wie etwa die Santa Casa zu Loretto, aus dem gelobten Lande nach Böhmen ſpedirt ſein, bald wollen ſie wiſſen, ſie ſei bei Abgrabung eines Hügels fertig zu Tage getreten. Abgeſehen von dieſen Mythen finden ſich die widerſinnigſten Angaben über das Alter der Alt-Neuſchule. Vielſeitig wird noch immer behauptet, ſie ſei noch vor der Einwanderung der Slaven nach Böhmen erbaut worden; allein nach dem jetzigen Stande der Alterthumswiſſenſchaft iſt ſie in ihrer jetzigen Form auf keinen Fall älter, als aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts.

Das Gebäude dieſer Synagoge iſt länglich viereckig, ein einfacher Hallenbau, im Lichten 45′ lang und 27′ breit, mit je zwei ſchmalen lanzetförmigen Fenſtern in der Langſeite. Das ſtarke, ſpitzbogige Gewölbe ruht auf zwei ſchlanken, achteckigen Säulen, auf welchen oben die Rippen der Kreuzwölbung auf Conſolen aufſitzen. Alles an dieſem Bauwerk iſt durchaus frühgothiſch, ohne einen ausgeſprochenen Nachklang des Uebergangsſtyls. Das zierliche Portal befindet ſich an der rechten Langſeite; es iſt gleichfalls rein gothiſch, mit dem Bau vollkommen übereinſtimmend und zeigt ganz ausgeprägt den Baucharakter, welcher in Böhmen von K. Wenzel I. bis Johann von Luxemburg blühte. Die Strebepfeiler an des Gebäudes Außenſeite ſind ſpätere Zugaben, wie die zackigen Giebel und die entſtellenden Vorhallen und Kammern, die daſſelbe einengend umgeben. Das Portal im reinen Spitzbogen zeigt eine einfache, aber ſehr edle Profilirung, im Bogenfelde prangt ein trefflich ſtiliſirter, ſorgfältig behandelter Weinſtock, auch an zwei Seitenköpfen dieſes Einganges befinden ſich zierliche Weinlaubornamente. Auf der einen Seite iſt das Synagogenportal bedeutend beſchädigt, Feuer und Anwendung offener Gewalt ließen hier unverkennbare Spuren zurück. Wie oft mag dieſe Pforte unter den Sprengungsverſuchen habgieriger Plünderer in den verſchiedenen Perioden der Judenverfolgungen erdröhnt haben. Sowohl über die mehrfachen Brände als über die mit unter gräulichen Scenen der ſogenannten Judenhetzen gehen viele Sagen im Munde des Prager Ghetto und ſtehen in Beziehung zur Alt-Neuſchule, deren düſtern Eindruck ſie vermehren.

Das Agneskloſter zu Prag

entſtand unter dem Schutze der königlichen Premyſliden im J. 1234 an einer ziemlich niedrig gelegenen Uferſtelle Prags. Die Prinzeſſin Agnes, König Premyſl Otakar's I. Tochter aus zweiter Ehe, wurde nämlich von Kaiſer Friedrich I. für ſeinen Sohn Heinrich zur Gemahlin verlangt und es fand auch die Verlobung



bereits statt. Allein Agnes zog später ihre Hand zurück und beschloß, sich dem Klosterleben zu weihen, wie bereits ihre Schwester und Tante gethan. In dem gedachten Jahre führte sie diesen Entschluß aus, so daß erst zehn Jahre nach der Gründung des Mutterstiftes zu Assisi durch die heil. Klara verflossen waren, als auch Prag schon ein Klarissinenkloster erhielt. Neben dem Klarissinenkloster ließ die Prinzessin ein Kloster für die Mönche des Ordens des h. Franz von Assisi erbauen. Die Klosterkirche erhielt den Namen Skt. Franz und nach ihr nannte und nennt man bis heute den anliegenden Stadttheil an der Moldau den „Franticek." Prinzessin Agnes trat selbst als Nonne ein und war die erste Aebtissin ihrer Stiftung. Schon am 30. August 1234 nahm Papst Gregor IX. die neue Stiftung in seinen Schutz und eximirte sie durch eine eigene Bulle von jedweder Gerichtsbarkeit. Die Klosterkirche Skt. Franz war den Nonnen und Mönchen gemeinschaftlich. Die strenge Regel der Ordensstifterin Klara, welche die größte Abstinenz vorschrieb, war nicht in ihrer ganzen Strenge nach Böhmen gekommen, sondern in einer von Skt. Franz von Assisi gebilligten mildern Form. Auch Papst Gregor IX. gestattete durch eine Bulle vom 5. Mai 1238 den Prager Klarissinen in Berücksichtigung des kälteren Klimas in Böhmen einige Milderungen, die Nonnen aber gelobten unter einander, daß die Starken und Gesunden unter ihnen sich freiwillig den strengeren Regeln unterwerfen wollen. Papst Innozenz IV. erließ im J. 1243 eine Bulle mit noch bedeutenderen Milderungen für die Prager Klarissinen. Früher waren sie lediglich auf vegetabilische Kost mit Oehl gesetzt, nun durften sie Fische, Milchspeisen und Wein genießen, und die Zahl der strengsten Fasttage ward bedeutend herabgemindert.

Die Aebtissin Agnes gilt in der Tradition für eine Warnerin und Familienprophetin des königlichen Hauses der Premysliden. Als am 27. Juni 1278 ihr Neffe König Premysl Otakar II. zum letzten verhängnißvollen Kampfe gegen Kaiser Rudolf auszog, konnte sich Agnes vor Jammer nicht fassen, und am 26. August 1278, an welchem der König den Heldentod starb, hielt sie in den Kreuzgängen des Klosters mit ihren Ordensschwestern einen Bittgang, bei welchem sie plötzlich erblassend vor einem Kruzifix stehen geblieben und in Thränen ausgebrochen sein soll; an dem Kruzifix seien frische Blutspuren erschienen, und es habe die fromme Seherin ausgerufen: „Eben jetzt sah ich des Königs blutige Leiche von Männern getragen!"

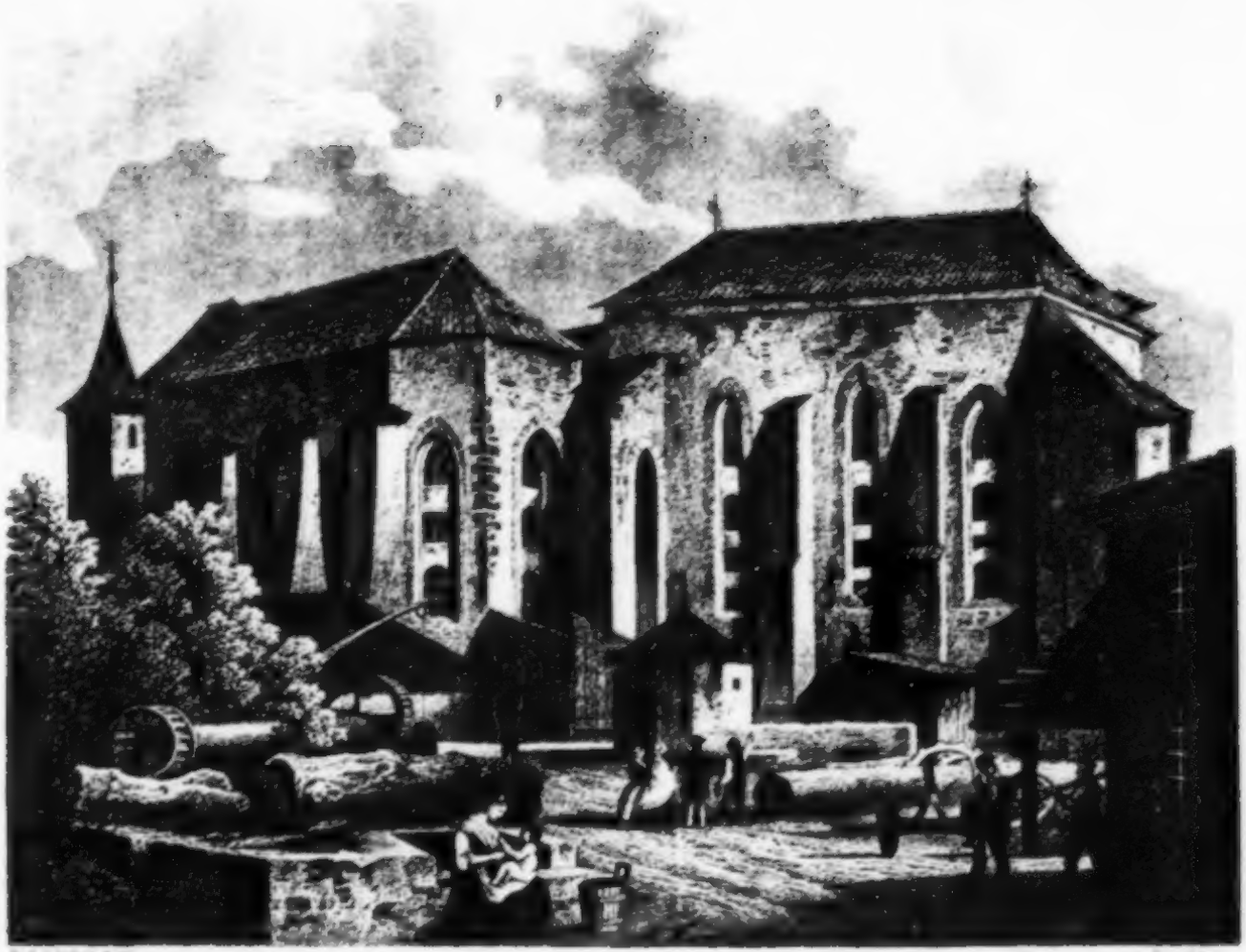
Die fromme Aebtissin, Prinzessin Agnes, starb hochbetagt am 6. März 1282 und ward in ihrer Stiftskirche feierlich beigesetzt. Noch zwei andere hohe Frauen aus dem königlichen Hause fanden ihre Ruhestätten in der Klarissinenkirche, die Wittwe König Premysl Otakar's I. Kunigunde und des zweiten Otakar zweitgeborne Tochter Agnes, Wittwe Rudolf's von Oesterreich. Die Enkelin König Premysl Otakar's II., die fromme Königin Elisabeth, that Schritte wegen der Heiligsprechung der Aebtissin Agnes, welche im Volke längst den Ruf der Heiligkeit hatte.

man wollte an ihrem Grabe verschiedene Zeichen und Wunder erlebt haben. Diese Heiligsprechungsfrage wurde im 14. und 15. Jahrhunderte wiederholt angeregt, blieb jedoch unerledigt, nur die Kreuzherren mit dem rothen Stern erhielten aus Rom die Erlaubniß, jährlich am 2. März ein Klosterfest zum Gedächtniß der seligen Aebtissin Agnes zu feiern.

Die Hussitenstürme trafen auf ihrem verheerenden Zuge auch das Agneskloster, wie die Prager Klarissinenstiftung nach ihrer Gründerin gewöhnlich genannt wurde; seine Gebäude blieben von da an lange Zeit wüst und armes Volk nistete sich in den Resten derselben ein. Erst im Jahre 1624 kamen einige Nonnen aus Tynec, einer Tochterstiftung der Prager Klarissinen in ihr Mutterkloster, um dasselbe für ihren Orden wieder zu gewinnen. Sie nahmen ihre Wohnung einstweilen in einem Privathause, wo sie drei Jahre blieben, bis die Klostergebäude für sie hergestellt, die Kirche restaurirt und auf den Titel Skt. Salvator und Skt. Franz neu eingeweiht war; damals nämlich machte man aus den Resten der alten Kirche, aus dem Chor und aus dem Rest des Schiffes zwei besondere Kirchen. Eine der ersten Sorgen dieser Nonnen war, den Leichnam ihrer Stifterin, der Aebtissin Agnes zu finden, deren Ruhestätte während der hussitischen Unruhen und der darauf folgenden Tage der Verödung völlig verschollen war. Diese Aufsuchung verfehlte nicht in Prag Aufsehen zu machen, zumal eben die Kunde von einer alten Prophezeiung auftauchte, daß, wenn einst der Leib der seligen Agnes zu Prag entdeckt werden wird, alle Kriege und Unruhen in Böhmen aufhören und ein goldenes Zeitalter erblühen werde. Bei den angestellten Nachgrabungen fand man wirklich eine gänzlich verweste Leiche, welche man Anfangs für die der Aebtissin Agnes hielt; doch bei wiederholten kommissionellen Erhebungen blieb die Sache unentschieden und ist es noch bis heute.

Die Klarissinen ließen sich die Ausschmückung ihrer Kirche sehr angelegen sein; allein die durch die Mordbrenner Ludwig XIV. von Frankreich im Juni 1689 angelegte große Feuersbrunst in Prag beschädigte auch einen Theil des Agnesklosters sowie die dazu gehörige alte Skt. Barbara-Kapelle. Dennoch fanden die Nonnen abermals die Mittel, den angerichteten Schaden wieder zu repariren. Sie hatten eine eigenthümliche und überaus einträgliche Einnahmsquelle an der Anfertigung eines einst sehr berühmten Heilmittels, des sogenannten Schwalbenwassers (aqua hirundinum). Eine fremde Reisende wäre auf dem František hilflos verschmachtet, wenn sich die Nonnen von Skt. Agnes derselben nicht angenommen, sie in ihr Kloster gebracht und daselbst geheilt hätten. Endlich erhielt sie aus ihrer fernen Heimat reiche Mittel zur Rückkehr zu ihrer Familie, und zum Danke für ihre gastliche Aufnahme offenbarte sie den Nonnen das Geheimniß zur Anfertigung des Schwalbenwassers.

Die Josefinische Säcularisation nahm auf das hohe Alterthum dieser Klosterstiftung, auf die Denkmale des Przemysliden'schen Königsgeschlechtes, auf das geordnete Hauswesen des Nonnenklosters keine Rücksicht, das Kloster wurde mit kais. Dekret



vom 26. Juni 1782 aufgehoben. Die Nonnen wollten ihr Kloſter nicht räumen, ſo daß ihnen ſelbſt mit Militär gedroht wurde. Endlich mußten ſie der Gewalt weichen, wohnten zuerſt alle beiſammen, 21 an der Zahl, in dem Hauſe „u Coleſtynů“ in der langen Gaſſe und zerſtreuten ſich von da aus nach und nach. Das Kloſtergebäude wurde Anfangs zu einem Erziehungshauſe für Soldatenkinder beſtimmt, doch es gelangte bald zum Verkaufe an verſchiedene Parteien, welches Schickſal ſchon früher die Kloſterkirchen und Kapellen getroffen hatte, die nun von ihren Erſtehern zu verſchiedenen Magazinen benützt wurden. Das altehrwürdige geiſtliche Inſtitut wurde bald zu einem ſchmutzigen Schlupfwinkel der Armuth und gemeiner Spekulation und gewiß gibt es in Prag keinen zweiten Ort, wo die Profanirung geiſtlicher Gebäude einen ſo widerwärtigen Eindruck hervorbringen könnte, als das Agneskloſter.

Für Kenner der vaterländiſchen Alterthums ſind die Kirchen und Kapellen des Agneskloſters beinahe die einzigen und zugleich noch immer ſehr vorzüglichen Denkmäler Prags aus der erſten Periode des gothiſchen oder ſogenannten Uibergangsſtyls. Das Kloſter hat zwei äußere Thoreinfahrten, eine auf der Südſeite, zu der man gleich hinter der Pfarrkirche zu Stt. Kaſtulus gelangt, die zweite auf der Nordſeite gegen die Ufergegend am „Krantiöck“. Noch ſteht oder dieſer nördlichen Thoreinfahrt in einer Niſche die Statue der heil. Klara von Aſſiſi, der Stifterin des Klariſſenordens. Die Anlage der Kloſtergebäude iſt eine ſehr unregelmäßige und entſpricht durchaus nicht den Regeln, nach welchen im Mittelalter dergleichen geiſtliche Gebäude angelegt wurden. Beim Eintritte durch das nördliche Thor erblicken wir den erſten, ziemlich geräumigen Kloſterhof, den auf drei Seiten Gebäude umgeben; die vierte Seite, gegen Weſten, iſt frei, und mochte hier der Kloſtergarten geweſen ſein. Neben dem Thoreingange links ſteht an der Nordſeite ein einſtöckiges regelmäßiges Gebäude, dem Auge nſcheine nach jüngern Urſprunge, wahrſcheinlich aus dem 17. Jahrhunderte. Aeltere ſehr derute Kloſterflügel umgeben die übrigen zwei Seiten des Hofes, und hier ſchräg gegenüber der Thoreinfahrt öffnet ſich das erſte innere Thor, durch welches wir in den inneren, viereckigen, jedoch nicht geräumigen Kloſterhof gelangen. Von einem Kloſtergange iſt hier keine Spur, und in zwei niedrigen Stockwerken übereinander ſieht man die kleinen Fenſter der ehemaligen Zellen, aus denen gegenwärtig moraliſches und materielles Elend ſeine Banner wehen läßt. Schmutz und Unreinlichkeit treiben uns ſofort an, den gegenüberſtehenden Ausgang in den dritten Hof zu ſuchen. Doch iſt dieſes zweite innere Thor unſerer Aufmerkſamkeit werth, ein ſolider Quaderbau mit gedrücktem Spitzbogen in den richtigſten Verhältniſſen altgothiſchen Styls. Uiber den Gebäudeflügel, in welchem ſich dieſes Thor befindet, erhebt ſich ſeitwärts der ehemalige viereckige Glockenthurm, mit einem ſpitzen Ziegeldache, mit leeren Fenſtern und ohne Glocken. Der dritte Hof iſt gegen die Stadtſeite theilweiſe mit einer Mauer eingeſchloſſen, und hier ſieht man die eigentlichen Spuren der einſtigen Kloſterverwüſtung durch die Huſiten; denn mehr als die Hälfte dieſes Hofes nahm einſt eine Kirche ein, von der nur

die nördliche Seitenwand mit Wandpfeilern und Gewölbanfängen steht. Die südliche Kirchenwand ist bis auf etwa 30 Fuß Höhe demolirt. Doch sieht man auch da Wandpfeiler und ornamentirte Gewölbträger.

Im Hintergrunde dieses Hofes an der Ostseite erhebt sich die alten Schmuckes bare Stirnwand der Sct. Barbarakirche, die ursprünglich mit dem zerstörten Kirchengebäude zusammenhieng. Doch ist es schwer, die Art des Zusammenhanges zu errathen; denn die besagte Stirnwand der noch stehenden Kirche hat ein breites Mittelfenster und zu ebener Erde zwei niedrige im gedrückten Spitzbogen aufgeführte jedoch zugemauerte Arkaden, von denen man nur noch die Umrisse in der Mauer sieht. An die Barbarakirche noch weiter ostwärts, jedoch gegen Norden bedeutend zurücktretend, schließt sich die zweite Kirche, die eigentliche Sct. Franz-Kirche an, die man später nach dem Tode der Klosterstifterin Sct. Agnes-Kirche nannte. Den Raum zwischen der Westseite der Agneskirche und der nördlichen Längenseite der Barbarakirche nimmt eine ziemlich große gothische Halle ein, gegen die einst sich der nun vermauerte Nonnenchor öffnete. An diese Halle schließt sich auf der Nordseite noch eine viereckige Kapelle der heil. Maria Magdalena an. Jeder dieser Räume ist im Innern in architektonischer Hinsicht ein wahres Kleinod, aber es ist alles so durch einander gebaut, daß man sich schwer zurecht finden kann, zumal die jetzigen Besitzer und Benützer dieser Räume nach Gefallen und Bedürfniß Portale, Arkadenbogen und Fenster vermauerten, andere Aus- und Eingänge durchbrachen, die beiden Kirchen im Innern in mehre Etagen von Holz abtheilten und auf denselben Hopfen, Reps, Wolle und dergleichen Sachen aufstappelten.

Alle diese Bauten stammen aus den Gründungsjahren des Klosters, 1234 und 1235, und haben den prägnantesten Charakter des frühgothischen oder sogenannten Uibergangstils. Die Verhältnisse sind wohl ganz gothisch, nur in der Ornamentik erscheinen noch ältere romanische Gebilde neben den gefälligeren Formen der romantischen Gothik. Vor Allem aber auffallend ist die Uibereinstimmung der Verhältnisse im Ganzen und der ornamentalen Theile insbesondere mit der ausgezeichnet schönen Cistercienser-Nonnenabtei Porta Coeli zu Tišnovic in Mähren, welche von der Mutter der hl. Agnes, der Königin Constantia, im J. 1333, daher gleichzeitig mit dem Agneskloster, gegründet wurde, und einen wichtigen Platz in der einheimischen Kunstgeschichte einnimmt. In beiden Baudenkmalen begegnen wir demselben Geist, erkennen dieselbe Künstlerhand. Hier so wie dort herrscht der gedrückte Spitzbogen vor, und die Gewölbe stützen sich mit ihrer ganzen Wucht auf die durch die Fensteröffnungen nur wenig entlasteten Seitenmauern. Die zum Theile weitgestreckten massiven, äußeren Strebepfeiler sind hier nicht dazu bestimmt, den Seitenschub der inneren Gewölbe aufzunehmen, wie es in der späteren, bereits ausgebildeten Gothik Regel ist, sondern sie sind nur da, um die Tragkraft der massiven Seitenwände zu vermehren, und reichen auch nicht ganz hinauf bis zu den Gesimsen

derselben. Die Fenster sind meist ziemlich hoch und spitzbogig, und nur in einigen Winkeln dieses beinahe chaotischen Gebäudecomplexes gewahrt man ein vereinzeltes romanisches Rundbogenfensterchen. Der größte Theil der Fenster ist übrigens in vandalischer Weise verunstaltet.

Die inneren Räume beider Kirchen lassen ein weit reicheres Bild wenigstens ahnen. Die schweren Kreuzgewölbe stützen sich, wohl nur scheinbar, auf schlanke, aus der Mauer vortretende Bündelpfeiler, die Gewölbgurten sind einfach aber kräftig profilirt, und bewahren die ursprüngliche romanische Strenge, die von der reichen wechselvollen Rippenbildung des ausgebildeten gothischen Styls noch weit entfernt ist. Die Säulenkapitäle haben noch theilweise das romanische Knospen- oder Polsten-Ornament, nämlich eine starkrippige Blattform mit knollenförmig überbogenen Spitzen, während andere, namentlich in der Agneskirche, mit den üppigsten gothischen Laubornamenten prangen. Zur Festigung der Punkte, wo die Gewölbgurten auf den oberen Deckplatten der Kapitäle aufruhen, sind meist Blendschilde angebracht, deren obere Kante abgerundet oder gezackt erscheint. Eigenthümlich ist auch die Bildung der meisten attischen Säulenfüße. Jeder derselben hat nämlich einen unteren, tellerförmig sich ausweitenden Pfuhl, in welchen sich die Hohlkehle tief einschneidet und durch einen oberen, ebenfalls kräftigen Pfuhl vom Säulenschafte getrennt wird. Diese tellerförmigen Pfuhle oder Wülste erscheinen oft doppelt in der Mitte der schlanken Säulenschäfte als Theilungsringe angebracht, was eine besondere gefällige Wirkung macht. Es sind dies die vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten, die sich dem Forscher der alten Kunst sowohl bei St. Agnes in Prag als auch im Kloster zu Tiénovic bemerkbar machen.

Die Länge der Barbarakirche im Lichten beträgt 56 Fuß, die Breite 23 Fuß. Das Kreuzgewölbe überspannt zwei Vierecke des Kirchenschiffes und fünf Seiten des Achteckes im Presbyterium, das dreiseitig geschlossen ist. Die Gewölbgurten ruhen hier auf Consolen, die zum Theil stark beschädigt, insgesammt auch mit einer dicken Tünchkruste bedeckt sind. Die Schlußsteine der Wölbung sind zierlich ornamentirt, namentlich einer, auf dem man einen Kranz von Weinlaub erkennt. Von historischen Denkmälern ist nichts mehr da; und doch war dieß der Begräbnißort zweier in der Geschichte Böhmens höchst bedeutender Männer, des Königs Wenzel I., Bruders der Prinzessin-Aebtissin Agnes, und des Herrn Jaroslav von Sternberg, des Tatarenbesiegers von Olmütz. Das königliche Grab verwüstete der Pöbel, der nach der Hussitenzeit über ein Jahrhundert hier hauste, Wenzel's und Jaroslav's Gebeine wurden dann nicht mehr aufgefunden, und Jaroslav's Grabstein nahm nach Aufhebung des Klosters Graf Franz Philipp von Sternberg nach Jáfmuk, wo er in der dortigen Franziskaner-Kirche aufgestellt wurde.

Durch eine weit geöffnete Arkade an der linken Seite der Barbarakirche treten wir in eine geräumige gothische Halle, die beiläufig ein Seitenschiff der benannten Kirche bilden konnte. Hier ist in der östlichen Wand der jetzt vermauerte Eingang

in die Franziskus- oder Agneskirche, und dem gegenüber an der westlichen Seite öffnete sich über einer niedrigen Oeffnung der ehemalige Nonnenchor. Die sich an diese Halle an der Nordseite mit einem offenen Bogen anschließende Maria Magdalena-Kapelle hat nur 10 Fuß im Gevierte und die Gurten ihres Kreuzgewölbes ruhen auf reich ornamentirten Consolen.

Da der eigentliche Eingang der Kirche zu Sct. Franz oder Sct. Agnes, an der Westseite derselben, vermauert wurde, so dient jetzt eine im Presbyterium durchbrochene Oeffnung als Eingang in dieselbe. Diese Kirche ist am weitesten gegen Osten vorgeschoben und berührt mit ihrer Westseite das Presbyterium der Barbarakirche. Sie ist etwas kleiner als diese, aber um einige Schuh höher; doch ist die Anlage dieselbe. Das Schiff besteht aus zwei beinahe quadratischen Jochen und aus dem Presbyterium, welches gleichfalls mit drei Seiten des Achtecks geschlossen ist. Der ornamentale Theil dieser Kirche ist noch am besten erhalten. Die Kreuzgewölbe werden durch kräftige, aus der Mauer vortretende Bündelpfeiler gestützt, deren reichverzierte, gothische Kapitäle das Vorzüglichste sind, was sich von Skulptur aus dem 13. Jahrhunderte in Prag überhaupt erhalten hat. Auch die Gewölbschlußsteine sind da mit einem Kleeblattornamente, da mit einem Kranze von Eichenlaub, und dort mit Rosenarabesken geziert. Vorzüglich schön ausgeführt ist die innere Seite des vermauerten Westportals. Nach historischen Denkmalen sieht man sich auch hier vergeblich um. — Ob wohl die Zeit noch kommen wird, wo das abschreckende Bild der Profanation aus den Räumen des Agneskloſters wieder verbannt wird, und der hohe kunsthistorische Werth dieser Bauten wieder zur vollen Geltung gelangt?! —

Die Stefanskirche zu Prag.

In den böhmischen Chroniken begegnet man mehrmal dem Namen Rybnik (Teich) oder in der Verkleinerung Rybníček. Es ist dieß der Name eines Dorfes, welches sich lange vor der Gründung der Neustadt Prag in der Gegend der heutigen Stefanskirche befand und seine Benennung wahrscheinlich von einem Teiche bekam, an dem es lag. Ein weites Ackerland dehnte sich vom Dorfe Potič bis Rybnik. Frühzeitig erhob sich im letztgenannten Dorfe ein Kirchlein von runder Grundform, das sich bis auf den heutigen Tag erhielt und nach seiner einfachen byzantinischen Bauart aus dem 12. Jahrhunderte stammen dürfte. Diese Kapelle, welche später das Patrocinium des hl. Longin erhielt, ist wohl in der erzbischöflichen Urkunde vom 16. März 1351 gemeint, wenn in dieser Urkunde aus Anlaß der Regelung der Pfarrsprengel von Sct. Heinrich und Sct. Stefan von der Stefanskirche als einer in längst vergangenen Zeiten erbauten gesprochen wird. Balbin setzt die Gründung der jetzigen gothischen Stefanskirche in das Jahr 1367 und historisch ist dagegen nichts einzuwenden. Die Bezeichnung der Kirche Sct. Stefan „na Rybníčku" erhielt sich lange; man nannte dieselbe auch die „größere Stefans-

che" oder den „großen Stefan," zum Unterschiede von dem Kirchlein Skt. Stefan der Altstadt, der kleineren Stefanskirche, welche auch unter dem Namen „Skt. tefan in der Mauer" und die „Kapelle der armen Studenten" bekannt war. — iese kleinere Stefanskirche wurde nach ihrer Auflehung im J. 1785 vom Grafen ph. Jos. Buquoy gekauft und bald darauf eingerissen; an ihrer Stelle steht jetzt e Gebäude der Polizeidirektion.

An den Kirchen Skt. Heinrich und Skt. Stefan breiteten sich bald weitausehnte Friedhöfe aus, auf welche bei Epidemien auch die Leichen aus anderen arrbezirken gebracht wurden. Bei Skt. Stefan pflegte man die Pilgrime zu beaben, namentlich jene, welche während des von Karl IV. angeordneten großartigen liquienfestes in Prag starben. Eine andere Eigenthümlichkeit des Stefansdhofes war vor Alters, daß man die Hingerichteten auf demselben zu begraben egte. —

Die Stefanskirche fand gleich nach ihrer Gründung fromme Spender, meist der Zahl der neustädter Bürger, welche Altäre gründeten und dotirten, Messenieten u. dgl. Außer dem Hauptaltar, in welchem ein von Karl IV. geschenkter ein, angeblich von der Steinigung des hl. Stefan herrührend, aufbewahrt und gewissen Tagen dem Volke gezeigt wurde, wird schon im J. 1349 eines Frohnhnamaltars in der Stefanskirche erwähnt, im J. 1383 stiftete Johann von ühlberg aus Meißen einen Altar des heil. Wenzel in derselben, im J. 1408 heint ein Altar des hl. Bartholomäus und ein Altar der hl. Barbara.

Während der hussitischen Stürme ward die Stefanskirche wiederholt der Schaup tumultuarischer Vorgänge. Der fanatische Prediger der Hussiten Johann oubal, der abtrünnige Mönch von Selau, führte am 30. Juli 1419 eine ße Prozession von Maria-Schnee nach Skt. Stefan. Da er die Stefanskirche chlossen fand, ließ er sie aufsprengen und theilte in derselben das Abendmal r beiden Gestalten aus. Von Skt. Stefan bewegte sich die Prozession über Viehmarkt bis an das Neustädter Rathhaus; da fielen jene verhängnißvollen inwürfe nach dem Mönch von Selau, welche die Volkswuth zu ihrem ersten llosen Ausbruch entflammten: das Rathhaus ward erstürmt, wer sich zur Wehr te, niedergehauen, den Bürgermeister aber, den Stadtrichter, sieben Rathsherren einige Aelteste warf man aus den Fenstern in die emporgehaltenen Spieße und ebarten der wild wogenden Menge. Der eigentliche Hussitenkrieg nahm von diesem Tage an seinen Lauf.

Am 20. Juni 1593 traf ein Blitz die Kirche Skt. Stefan, beschädigte das ölbe, zerschlug einen Pfeiler und machte eine Restaurirung nöthig, welcher bald ganz neue Ausschmückung der Kirche unter den Auspicien des Königs Mathias e. Zum Andenken an diese Restaurirung wurden außer der Chiffre des Königs dessen Länderwappen, die sich bis heute erhielten, am Kirchengewölbe und unter

dem Munkchor die Wappen und Titel derjenigen Adeligen und Bürger angebracht, welche irgend einen Antheil daran nahmen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden diese Wappen und Inschriften übertüncht.

Vom J. 1642 ab, durch die ganze zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, büßte die Stefanskirche durch wohlmeinende Verschönerer nach und nach ihre alten Altäre und Bilder ein und erhielt dafür einen bloß numerisch ausgiebigen Ersatz. Ebenso mag durch das neue Pflaster, welches um das Jahr 1670 gelegt ward, manches interessante Grabdenkmal verdrängt worden sein. Bei der Occupation Prags durch die Preußen im J. 1744 wurde die Stefanskirche mit einer Contribution von 6000 Gulden belastet; noch schwerer aber waren die Tage der Belagerung im J. 1757, bei welcher das Dach und das Gewölbe der Kirche durch preußische Bomben stark beschädigt wurden.

Kaiser Josef II. weihte die Beerdigungen innerhalb der Stadtmauern ein und von dieser Zeit verödete der Stefansfriedhof. Der weite, wüste, unebene Raum desselben war bis zum Februar 1833 mit einer Mauer umfriedet, drei alte Kapellen und der isolirte Glockenthurm der Stefanskirche erhoben sich auf demselben, der Boden war mit zerschlagenen Grabsteinen, eingesunkenen Grabhügeln, mit Knochen und Geröll bedeckt. Die Mauer lief vom Pfarrhause gerade gegen das „u Rachoru“ genannte Haus und von da im rechten Winkel weiter bis an das alte Schulhaus, so daß die Kirche innerhalb dieser Mauer lag. Zwei Pforten und ein Thor führten durch die Mauer. Das letztere befand sich dem Haupteingang gegenüber. Das alte Schulhaus war im Renaissancestyl recht ansehnlich hergestellt, ursprünglich mit rothen Ornamenten bemalt. Durch einen späteren Erkäufer erhielt es eine ganz moderne Gestalt. — Auf einer Erhöhung hinter der Kirche erhebt sich das spitzgedachte Glockenhaus, solid aus Quadern gemauert.

Nordöstlich vom Chorschluß der gothischen Hauptkirche steht deren Vorgängerin, der ehemalige kleine Dorfkirche St. Stefan zu Rybnik, später dem heil. Longinus geweiht. Sie ist eine der erhaltenen byzantinischen Rundbauten Prags und des Wyšehrad: ein einfaches Rondell mit einer eben so einfachen, etwas niedrigeren Chornische, welche an der Ostseite im Halbzirkel heraustritt. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ward an diese Longinuskapelle ein Vorbau angeflickt, welcher als Beinhaus benützt wurde. Bei den letzten Veränderungen, welche der Stefansfriedhof im J. 1844 erfuhr, schwebte dieses Kirchlein in großer Gefahr, man sprach von dessen Abtragung; allein glücklicher Weise fanden sich rechtzeitig Fürsprecher, welche dasselbe retteten. Der entstellende Vorbau wurde abgebrochen und das Kirchlein sorgfältig restaurirt. Leider ist die Longinuskapelle jetzt nur durch den Pfarrhof zugänglich, da sie durch eine neue Mauer mit in den Pfarrgarten geschränkt ward. Die zwei anderen Kapellen des Stefansfriedhofes, die Jerusalems- und die Allerheiligenkapelle wurden zu Anfang der Dreißigerjahre zu Privathäusern umgebaut. Die Allerheiligenkapelle ward auch „Rasovská kaplo“ genannt,

und man meinte bisher, sie sei vor Alters von Scharfrichtern, Schindern (rasové) und anderen für unehrlich angesehenen Leuten besucht worden. Ueber diese Benennung schaffte ein Grabstein, den man im J. 1845 nächst dieser ehemaligen Kapelle ausgrub, unvermuthet eine Aufklärung. Der Grabstein enthielt ein Wappen nebst einer lateinischen Inschrift, welche einem Patrizier Namens Bartholomäus Rasus galt, wahrscheinlich dem Erbauer oder Wiederhersteller dieser Kapelle.

Die Stefanskirche selbst ist ein schmaler Pfeilerbau mit niedrigen, etwas massig vortretenden Seitenschiffen, die ein späterer Baubestandtheil zu sein scheinen. Ein stattlicher Thurm aus Quadern, mit hohen Fenstern und einem schmucken gothischen Dach bildet den Haupteingang. Durch einen Rundbogen kömmt man in die Kirchenhalle, die Basis des Thurmes. Im Pflaster liegen mehre stark ausgetretene Grabsteine. Links vom Eingang fällt ein in die Wand eingesetztes Marmordenkmal mit theilweise vergoldeter Skulptur auf; es war früher durch ein altes Bild verdeckt und gab zu manchem schauerlichen Mährchen Anlaß. Ein Engel, welcher zwei Wappenschilde hält, ist auf demselben sorgfältig skulpirt. Das Wappenschild in des Engels linker Hand ist leer, dessen Helmschmuck und Figuren nebst sammt der darunter befindlich gewesenen Inschrift sorgfältig herabgemeißelt; nach der lateinischen Inschrift auf dem rechten Schilde jedoch erscheint es mehr als wahrscheinlich, daß hier das Wappen der Gemalin des auf dem Schilde genannten Johann Seltenschlag von Friedenfels wegen irgend einer schweren Versündigung vernichtet ward.

Die Länge der Kirche beträgt 148, die Höhe 56 Fuß. Das Langhaus wird durch je drei freistehende Pfeiler in drei Schiffe getheilt. Das schlanke Hauptschiff schließt sich vollkommen an den gleich breiten und gleich langen Chorbau, welcher aus zwei einfachen, kreuzgewölbten Quadraten und einem polygonen Schluß besteht. Die langen Spitzbogenfenster des Chorbaues erhielten sich, aber leider ohne Maßwerk, die Fenster im Langhause wurden im siebzehnten Jahrhunderte in eine recht plumpe Renaissance verwandelt und bilden neben einem aus dem rechten Seitenschiffe herausgeschobenen Kapellenbau die grellsten Mißklänge im innern Bau. Die Rippen der Kreuzgewölbe sind edel gehalten, sie verlaufen im Chor, im Mittelschiff aber ruhen sie auf zierlichen Halbsäulchen, in den niedrigen und gedrückten Seitenschiffen auf derben Gartenträgern; leider wurden die Ausläufer der Rippen theilweise durch Renaissanceornamente verunstaltet, deren Wegräumung man bei der letzten Restaurirung der Stefanskirche vergaß, obgleich man damals, im J. 1856, ziemlich energisch zu Werke gieng und die schlechten Wandmalereien, aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, im Mittelschiff übertünchen ließ. Die Schiffe bestehen aus je vier Spitzbogenfeldern. Der Musikchor ruht auch auf einer alten Spitzbogenwölbung, nur dessen Brüstung ward modernisirt. Hinter dem Musikchor eröffnet ein hoher offener Spitzbogen die Aussicht in eine ehemals im Thurme befindlich gewesene Kapelle.

Während die Altäre der Stefanskirche im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte durchweg ein barockes Aussehen erhielten, prangt die steinerne Kanzel noch mit ihrem ursprünglichen gothischen Zierwerk. Der Kanzelhut nur stammt aus einer spätern Zeit. Ein anderes interessantes Alterthum bewahrt die Stefanskirche in ihrem Taufbecken von Zinn, im linken Seitenschiff. Es hat die in Böhmen gewöhnliche Form einer umgestürzten Glocke, die auf drei originellen Füßen ruht. Rings am Becken sind in zwölf flacherhabenen gothischen Nischen die Apostel in Relief angebracht und um den obern Rand läuft in zwei Minuskelzeilen eine Inschrift, welche uns die Jahrezahl des Gußes, 1462, und den Namen des Gießers, des Meisters Peter, genannt Hezká Konwe, angibt.

Der Chorschluß enthält einen massiven Holzaltar mit Schnitzwerk und Statuen, welcher um das Jahr 1700 hergestellt ward. Das große Hauptaltarbild stellt die Steinigung des h. Stefan vor und gehört trotz seiner Manier und Trockenheit zu den besten Werken des im J. 1680 verstorbenen Vorstehers der Neustädter Malerzunft Mathias Zimbrecht. Einen ungleich höheren Werth hat ein gemaltes Epitaf an der Evangelienseite des Hochaltars. Es ist das Denkmal des prager Illuminators, Holzschneiders und Typografen Michael Peterle von Annaberg, — der bedeutendste Sprangers, den Prag besitzt, ein farbenfrisches Bild der Auferstehung Christi.

Die Altäre im Langhause bieten als solche nichts von Bedeutung, drei jedoch sind bemerkenswerth durch meisterhafte Bilder Karl Škreta's, ein vierter aber durch ein vielverehrtes altböhmisches Marienbild, in dessen Umrahmung acht Scenen aus dem Leben Mariens mit großer Virtuosität gemalt sind. Von den Gemälden Škreta's befindet sich das eine am Schluß des linken Seitenschiffes und stellt die Taufe Christi im Jordan dar; leider haben zwei Restaurirungen dem Bilde bereits wehe gethan. Das zweite Bild von Škreta, der heil. Wenzel in Lebensgröße, befindet sich auf einem Altar an der Gränze des Hauptschiffes und des rechten Seitenschiffes. Das dritte und beste Bild Škreta's in dieser Kirche befindet sich auf dem Rosalienaltar im rechten Seitenschiffe. Rosalia, eine Jungfrau von wunderbarer Anmuth, liegt an ihrem Aschengrabe sterbend hingegossen, sie ist auf den rechten Arm gesunken, die linke Hand drückt ein Kreuz und weiße Rosen an die junge Brust. Ueber der sterbenden Heiligen schweben zwei Rosen streuende Engel. Ein älterer Beurtheiler böhmischer Kunstwerke sagt von dieser Rosalia sehr wahr: „Škreta malte dieses wunderschöne Bild drei Jahre vor seinem Tode, und wiewol er seinen Namen fast nirgends unterschrieb, so that er es doch hier, wohl fühlend, etwas Schönes geschaffen zu haben."

Der Pulverthurm zu Prag.

Die Altstadt Prag war zu Anfang des 14. Jahrhunderts von der zu dieser Zeit erstehenden Neustadt durch 13 Thore geschieden, deren einige durch Thürme ge-

ſchützt waren. An der Stelle des jetzigen Pulverthurmes befand ſich ein ſolches Thor mit einem Thurme. Der Beſitzer des an dieſen Thurm angränzenden Hauſes hieß von dieſer Nachbarſchaft Nicolaus vom Thurm und umgekehrt hieß das Thor von dieſem Hauseigenthümer das Thor des Nicolaus vom Thurm. König Vladislav II., deſſen Bauluſt und Prunkliebe bei allem Geldmangel ſo bedeutende Monumente in Böhmen hinterließ, ſchritt im Jahre 1475 zu einem Neubau dieſes Thorthurmes, der an des Königs damalige Reſidenz, den Königshof, ſtieß. Alte Chroniſten bezeugen, daß der Bau Anfangs einem Baumeiſter anvertraut wurde, der ſich ſofort als ungeſchickt erwies, ſo daß ihm ſchon im folgenden Jahre der Baccalaureus und Rector an der Teinſchule beigegeben wurde, welcher als Autodidakt die Steinmetzerei und Bildhauerei mit dem beſten Erfolge betrieb, und weil er zugleich durch ſeine genialen Zeichnungen ſich auszeichnete, allgemein Reiſſek, der Zeichner, genannt wurde. Reiſſek fühlte ſich bald unbehaglich an der Seite ſeines ſchwerfälligen und ihn vielfach hemmenden Compagnions und erbot ſich ſchon nach zwei Jahren, den Bau allein führen zu wollen. Die den Rathsherren vorgelegten Muſter ſeiner Kunſt bewogen Erſtere, dieſem Anſinnen zu willfahren und Reiſſek die Vollführung des Weiterbaues allein zu überlaſſen. Und ſo begegnen wir hier demſelben Meiſter Reiſſek, welcher auch am Bau der Teinkirche, und namentlich der Barbarakirche zu Kuttenberg den hervorragendſten Antheil hatte.

Der neue Thurm, ſo hieß er bis an das 18. Jahrhundert, vor deſſen Beginn der Name Pulverthurm erſt auftauchte, war beſtimmt, einen Theil der königlichen Reſidenz des Königshofes zu bilden, mit welcher das erſte Geſchoß derſelben in Verbindung ſtand; allein noch ehe derſelbe ganz vollendet war, verließ König Vladislav, der ſteten Kämpfe mit der unruhigen Bürgerſchaft ernſtlich müde, den Königshof, der nun für alle Zeiten aufhörte, eine königliche Reſidenz zu ſein, und zog hinauf auf das Schloß, mit deſſen Wiederherſtellung Meiſter Benes aus Laun dazumal beſchäftigt war. Der Königshof verfiel und die Miethleute, welche denſelben bewohnten, trugen zu deſſen Verfall nicht wenig bei.

Bis in die rudolfiniſche Zeit war der Zutritt in den neuen Thurm durch die Reſte des Königshofes; erſt der umſichtige Primator Wenzel Krocin von Drahobejl ließ einen abgeſonderten Aufgang zum erſten Geſchoße des Thurmes erbauen und über deſſen eiſernen Thüre ſein Familienwappen nebſt Namensſchiffre und der Jahreszahl 1592 anbringen, wie noch heute zu ſehen. Der Name Pulverthurm tauchte, wie geſagt, erſt nach dem Schluße des 17. Jahrhunderts auf, und mag davon ſtammen, daß vielleicht im dreißigjährigen Kriege oder unter Leopold I. in dem Thurme ein Pulverdepot oder ein Patronenmagazin, aber gewiß nur durch eine kurze Zeit ſich befand. Bei dem Bombardement Prags durch Friedrich II. im Mai 1757 erlitt der Pulverthurm nicht geringen Schaden; es mußte ein neues Dach aufgeſetzt und ein Theil der inneren Wölbungen ausgebeſſert werden, was allerdings nicht ſtylrecht geſchah. Leider ließ die Stadtgemeinde damals einige alte Reliefe und

unterſchiedliches altes Steinwerk vom Thurme herabnehmen, ohne daß ſich auch nur eine Zeichnung davon erhielt.

Das Erdgeſchoß des Pulverthurmes, die Anlage des allererſten Baumeiſters, läßt das Streben, den prächtigen Altſtädter Brückenthurm nachzuahmen, nicht verkennen. Das hohe, weite, ſpitzbogige Thor mit ſeinem Kriechlaub und den Raubthieren an den Conſolen erinnert ganz an jenes Vorbild. Die Thorwölbung iſt ſeit der rudolfiniſchen Zeit nicht mehr gothiſch und ſeit jener Zeit mit Wappen der Hauptländer Rudolf's II. bemalt.

Die übrigen zwei Geſchoße des unausgebauten, offenbar zu einer bedeutendern Höhe angelegten Thurmes kennzeichnen den geiſtvollen Reiſek, ihr Steinwerk iſt zierlich, aber zu ſehr überladen und unharmoniſch. Unter der Vordüre, welche hart über der Spitzwölbung des Erdgeſchoſſes läuft, befindet ſich eine böhmiſche und lateiniſche Minuskelinſchrift, welche aus zwei Spruchbändern ausläuft, die von der Büſte Reiſek's gehalten werden. Ueber den beiden Büſten wiederholt ſich das altſtädter Wappen mit verſchlungenen Spruchbändern. Gerade über dem altſtädter Wappen befindet ſich je ein hohes, viereckiges Fenſter mit ſehr reicher Ornamentik, eine ſehr ſteile und ſpitze Wimperge rahmt das zierlichſt ausgeführte böhmiſche Löwenwappen mit vollem Helmſchmuck ein. Die Bilderdächer zu beiden Seiten und an den Ecken des Thurmes ſtehen leer, ausgebrochene Stellen machen uns den Verluſt von Wappen und Reliefs bedauern.

Der ſchmale ſteile Eingang läßt uns nicht die zwei großen, gothiſchen Prunkgemächer oben vermuthen, die wir in den beiden Obergeſchoßen des Pulverthurmes finden; prächtige Räume mit ſchönem, leider beſchädigtem Steinwerk. Die gut profilirten, aufſteigenden Rippen ſcheinen unvollendet. An den Conſolen finden wir theils abenteuerlich ausſehende, bärtige Köpfe, theils Frauengeſtalten, welche die Laute ſchlagen, ſingen und andern Luſtbarkeiten ſich hingeben. Auch hier erſcheinen wieder die Länderwappen Vladiſlav's II. — Der ganze architektoniſche Prunk deutet darauf hin, daß der Pulverthurm urſprünglich beſtimmt war, einen Theil des Königsſitzes im Königshofe zu bilden.

Sechs Bilder der ältern Architektur Prags haben wir dem Leſer vorgeführt und damit freilich nur ſehr wenig geleiſtet, um Anſpruch auf nur theilweiſe Erſchöpfung des reichen archäologiſchen Borns, den Böhmens Hauptſtadt einſchließt, machen zu können. Wir haben aber auch weiter nichts verſprochen und nichts bezweckt, als nur einigermaßen die Pauſe auszufüllen, die in unſern Wanderungen durch das ſchöne Böhmerland eingetreten. Werden die Mahnungen, uns wieder auf die Reiſe zu machen, dringender und vielſtimmiger an uns herantreten, ſo werden wir freudig abermals dieſes Amt antreten. Einſtweilen rufen wir aber unſeren bisherigen Begleitern ein hoffnungsvolles: Auf Wiederſehen! zu.

Namenregister.

Abelschen 272
Aberg 265.
Aberg oder Auberg 240
Abertsberg 264
Abertham 223
Abelsberg 202.
Abornberg 224
Ach 241.
Alaunreich 290.
Abenteuther Berg 261
Altbachthalchen 269
Althütten 226
Altsattel 249
Altstadt 116
Ammonsgrün 267
Annenberg 221
St. Annaberg 251
Arbesau 192
Asch 251.
Aschberg 224
Assigbach 193, 200.
Assig-Komotauer Bach 195.
Aubach-Thal 193
Auschabach 269
Auschowitz 271
Aussig 117
Aussiger Gebirge 114
Aussig-Teplitzer Bahn 141.
Bachberg 220
Barenstein 202.
Barbübel 203
Barkenau 116
Barringen 223.
Baumgarten 9.
Bechin 70.
Bila 111, 116, 131
Bielathal 149.
Beraun 293, 310, 325, 326.
Berkowic Ober- 72
Bernhardsteten 233.
Beschau 107.
Bielberg 223, 250
Bilin 163.
Blahotic 34, 49.
Blankenstein Gebirge 114, 115.
Blasiusberg 221.
Blatnic 300.
Bleistadt 226.
Blatenberg 238.
Bodenbach 123.
Böhmerwald 250, 261, 279.
Böhm.-Meißen'sche Straße 134
Böhmisch-Wiesenthal 221.
Boren 163.
Borschengrün 263.
Brandberg 251
Brand, Ober- 231.
Brand, Unter- 231.
Brandbach 207.
Brandzisk 31.
Brandstatt 217
Brandleite 290.
Brand-Tschauer Berg 290
Brasevic 116.
Brdygebirge 311.
Brdywald 319, 328.
Breitenberg 160
Brennov 341
Brojanek 36.
Brouskov 72
Brozan 85.
Brunnersdorf 214
Brüx 132, 160
Buben 7.
Bubenek 8.
Bubletberg 217.
Buchauer Gebirg 241.
Buchberg 224, 251
Buchenberg 232
Bachlberg 224
Buchwald 241
Buka 218.
Buda 319.
Budin 174
Budhan 331
Bukowa 319
Bukwa 250.
Bunaburg 139
Burglic 316
Buschberg 105
Busovic 86.
Cernichübel 202.
Cernuvec 72.
Cernuvek 70.
Cernuvec 74.
Chus 242, 318.
Chlomek 69.
Chlum 178, 311.
Chlum, Großer 164
Choban 241.
Chobolic 171.
Chotek-Insel 55.
Chramostek 56.
Chrast 310.
Chrastan 340.
Christiansburg 139.
Čakov 178.
Čilina-Berg 310.
Čerkowic 106.
Čtuov 72.
Sct. Clemens 85.
Sct. Clemens-Insel 85.
Conradsgrün 227.
Čtvanek 74.
Dalvic 293.
Darawald 269
Dčkovic 116.
Dibist 105.
Diaskovic 177
Diouhy 178.
Dobrowic 179.
Dolean 84
Doktorweg 137
Dolanek 85.
Domina 206.
Donnersberg 131, 169
Doppelburg 147.
Dornberger Koppe 221
Drahonic 235.
Drakowa 149
Drehe 135.
Dreiberg 125.
Dreihacken-Gebirge 279.
Dreikreuzberg 161, 233
Drnek 42
Dubicer Berg 106
Duchs (Dux) 152.
Dukowicer Gebirge 115.
Duppau Gebirge 221, 241
Durrenberg 292
Durrenkammischlucht 126
Dušnik 340.
Dýbau 19, 319
Echet 216
Eger 177, 230, 231, 253.
Egerberg 217
Egerbühl 262
Egerfluß 241
Egerland 250.
Egerländische Höhengruppen 225.
Egerschlucht 218.
Eibenberg 224, 225.
Eichelberg 221
Eichwald 142
Eidlic 185.
Einsiedl 266
Einsiedler Haide 265.
Einsiedler Revier 202
Eisenberg 293, 222
Eisenberger Thiergarten 202
Eisenbüttel 293
Eisenkopf 221.
Elbsandsteinwände 124
Elbleiten 125.
Elbogen 241.
[illegible]
Eliasberg 224.
Engelsburg 209
Erbestein 217
Erlbach 233.
Erlesberg 224
Erlmühle 233.
Erzgebirge 131
Eselsberg 224.
Eulau 130.
Eulauer Bach 129
Eulauthal 129
Eulenberg 224
Falkenau 269
Falkenberg 225.
Felsburg 215.
Fichtelberg 221.
Fichtelgebirg, Groß 250
Fleissen 251.
Fischner Revier 185, 201
Flößbach 142.
Floßgraben 266.
Fluthbach 265.
Frankensteiner Schloßberg 249.
Franzberg 169
Franzensbad 252
Frauenreuth 250.
Freudenstein 226.
Fribuser Plattenberg 226
Fuchsleutisch 200.
Gabrielahütte 204.
Ganghofer Berg 163
Gatterberg 221.
Glaubenhof 97.
Gebirgs-Neudorf 201.
Gehangsberg 251.
Geiersberg 251
Geuersberg 134
Geltsch 105.
Gemeindeberg 115.
Germersgrüner Kuppen 220.
Gigerich 217.
Glaberberg 167.
Glasberg 206, 224
Glasbübel 203
Glatze 264
Glöckner-berg 206

Glockenberg 115
Geigerberg 265
Göhrn 296
Gohrnberg 160
Goldhöhe 265
Goldene Nonnen 126
Goldenhöh 222
Goldbleiten 224
Görkau 208
Gossengrün 226
Gottersdorf 203
Gottesgab 222
Gramling 273
Graorian 241
Graslitz 224
Graslitzer Glasberg 224
Grafengrün 232
Graupen 138
„ Ober 141
Grenziger Gebirge 218
Grotberg 218
Groß Ruchat 340
Grünberg 226, 251, 265
Grunlas 241
Gugelberg 274
Guppenwald 218
Guttenstein 293
Haberspirk 250
Haberspirker Höhe 225
Habr 149
Hahnberg 224
Haje 48
Haimberg 251
Hajnice 26
Halnowaberg 392
Hamelikaberg 265
Hammerberg 200, 233
Hammerhof 271
Hans Heiling 243
Harabaska 300
Hartenhöhe 251
Hartessenreuth 251
Haselberg 203
Haselberg 115
Haselhof 268
Haselstein 291
Hasenburg 171
Haslau 251
Haßberg 200, 219
Hasselbach 245, 258
Hassenstein 207
Hauenstein 220, 221
Hausberg 202
Hauslerberg 115
Hauslinde 217
Hauswald 298
Heiligenkreuzerberg 279
Heinrichsdorf 294
Heinrichsgrüner Tannenbühel 224
Hengstberg 217, 251
Hennberg 265
Herbitz 115
Herrnskretschen 126
Herrnhip 221
Hertine 152
Hetzinsel 7
Himmelstein 217
Hirschberg 241, 265
Hirschensprung 233, 240
Hirschkopf 224
Hirschlehe 13
Hoblik 178
Hochberg 221, 224
Hochhau 251
Hoberg 221
Hohenberger Einschichte 221
Hohenberg 115
Hohendorf 233
Hohenhau 220
Hohenstein 134, 219, 225
Hohe Stolburg 296
Hohe Tanne 224
Hohe Wiese 221
Hölle 217
Höllenbach 207
Holoubkau 318
Holzbacher Kuppen 220
Homelsberg 170
Hopfenberg 116
Hopfengarten 116
Hora Berg 170
Horenz 195
Hora 55
Horn 56
Horsberg 217, 218, 224
Horzberg 214
Hostomitz 18
Hostenic 85
Hostin 331
Hostinawald 318
Hradek 104
Hradischt 105, 326
Hrdly 85
Hrobčan 319
Hubldach 217
Humnier Berg 217
Hundelappe 217
Hungermauer 345
Hunisch 265
Hunischgrün 241
Hurz 265
Hutberg 200, 224
Huthübel 217
Hutmesgrünerkuppen 220
Jemnik 34
Jira 300
Joachimsthal 226
Joachimsthaler Montanrevier 222
Johnsdorfer Paß 292
Jöhstadt 221
Irrgang 223
Ingerstein 222
St. Johann unter d. Felsen 329
Kaaden 214
Kaadener Berge 215
Kaan 163
Kahlberg 222
Kahlenberg 105, 130
Kaiserwald 263
Kalich 203
Kamyk 26, 98
Kammerbühl 263
Kammerwald 251
Kandic 116
Kapellenberg 251
Karabinsky Gebirge 20
Karbitz 135
Karlsbad 233
Karlsbader Gebirg 240
Karlstein 332
Karneshübel 217
Karolinenthal 8
Katharinenberg 291
Katzengrün 251
Katzenkopf 115
Kegelberg 274
Keilberg 223
Kinnsberger 261
Kirchberg 101
Kladowa 310
Kladno 31
Kladrau 298
Klapay 172
Kletschen 105
Klotz 172
Klostergrab 156
Klösterle 215
Klotzberg 165, 169
Knolaberg 279
Knappenberg 217
Knoba 251
Knollberg 265
Knötelberg 135
Knovis 34
Koblasko 101
Kohlberg 202, 265
Kohlgrund 291
Kohlrang 251
Kolocfaberg 310
Kolberberg 217
Komotau 195
Komotauer Bach 184
Königsberg 215, 251
Königshof 317
Königswalde 130
Königswart 262
Königswerth 249
Konradsgrüner Berg 262
Kopanina 29
Kopic 160
Koppenstein 265
Kosor 341
Kosower Berg 178
Kostal 105, 171
Kostenblatt 165
Kostic 177
Kostomlaty 73
Kotel Berg 310
Koukol 311
Kozinec 27
Krabsic 73
Kralup 31
Kralup Kladnoer Kohlengebiet 31
Kranesberg 224
Kremus 152
Kreuzberg 97, 138, 177, 203
Krima 296
Kronberg 251
Kronenberg 224
Krudum 265
Krusna 326
Krusna Hora 318
Kuba 105
Kubačka 105
Kulm 132
Kulmerberg 116, 250
Kummerjer 132
Kunrather Berg 251
Kupferberg 216
Kupferhübel 216
Kuteřic 164
Kutowenka 125
Kutschken 125
Kvic, Groß 39
„ Klein 39
Lachenberg 125
Ladenberg 152
Ladenburger [redacted] 152
Ladung 160
Ladno 20
Lagerberg 218
Lammitzer Bach 240
Langenauer Eichberg 218
Lange Berge 170
Langenberg 105
Lange Stallung 207
Lange Platte 217
Lanz 249
Lattenhübel 217
Laubl 125
Laun 178
Lausitzer Gebirge 125
Lauterbach 264
Lauterbacher Joch 265
Lazurberg 279
Leibensteigbach 262
Leibitschthal 225
Leibitschbach 250
Leinic 170
Leitendorf, Nieder- 160
„ Ober- 155, 160
Leitmeric 88
Leitmericer Gebirge 165
Lemuzi 163
Lenešic 183
St. Leonhardskapelle 241
Lerchenberg 206, 251
Lesiner Bach 105, 115
Leschauer Berg 105
Lessauer Berg 215
Letna 5
Lehovicer Bach 300
Levy Hradec 22
Libšrab 22
Libeschgrund 125
Liblowic 75
Liboc 341, 342
Libočan 193
Liboch 70
Libochowan 105
Libochowic 174
Libowoda 319
Lichtenwald 155
Lichtowic 105
Liebenbach 264
Liebenstein 251
Liebhausen 178
Liebstein 318
Liesenberg 217
Liesengebirge 217
Lindau 160
Lindenberg 262
Lipau 170
Lippenberg 116
Liptic 155
Lisan 184
Lysolaje 18
Litawka 326
Liticer Höhe 300
Lobsbach 249, 265
Lobenicer Bach 320
Lorettoberg 262
Lotterberg 116
Loustin 319
Lovos 105
Lovošic 160
Ludicer Gebirge 241
Luzec 56
Mädchenstein 116
Makotras 29
Maliner Quadersandsteinplateau 20
Malitschen 101
Malšwic 116
„ Burg 116
„ Gebirge 116
Maria Annaberg 116
Maria Kulm 250
Mariaschein 132
Marienbad 268
Marienbader Gebirge 265
Marienberg 118
Marienthaler Revier 203
Marischen 137
Ma[illegible] 42
Maschauer Gebirge 241
Mantschen 116
Ma[illegible]bach 261
Mauerrang 221
Maut 311
Mazdorf 129
Medo Oujezder Bergrevier 311
Medvědic 170
Měňik 57
Merkles 170
Merzdorf 130
Mies 279, 293
Mies Kladnoer Thonschieferplateau 300
Milayer 178
Milleschau 169
Milleschauer 105, 165, 169
„ Bach 104, 170
„ Grund 103
Miretschauer Berg 224
Mittelböhmisches Basaltgebirge 194
Mittelgebirg Erzgebirgische Thalebene 152
Mittelgrund 125
Mlasic 65
Mlekojed 99
Mnětěs 74
Modelbach 99
Model Thal 170
Moring 340
Mosern 115
Motol 341
Mörno 174
Muckenberg 139, 141, 222

Mückenbühel 217, 224
Mugitz 141
Mühlberg 217, 269
Mühlgrund 135
Mühlhausen 51
Münchhof 241
Muncifan 99
Münichberg 202
Natschunger Keilberg 263
Nebusitz 19
Nelahozeves 56
Nennberg 264
Neoslawitz 196
Nessomitz 115
Neswitz 116
Neubauerhöhe 206
Neudeck 224
Neudorf 84, 266
Neudorfer Berg 206
Neuhaus 251
Neuhauser Berg 225
Neuhütten 325
Neujoachimsthal 326
Neumarkt 280
Neuschenke 115
Neutomitz 26
Neuwald 115
Nezabudic 319
Nickelsdorf 215
Niedergrund 195
Niklasberg 157
Nischburg 325
Nollendorf 132
Nollendorfer Berg 131
Nonnenbühel 201
Nordöstliches Erzgebirge 201
Nučic 340
Nürschan 300
Obergrund 125
Oberhals 219
Oberndorf 200, 252
Obernitz 163
Ober Schöner Berg 251
Ober Schöner Höhe 261
Oedschloßberg 241
Ofet 27
Ortschik 69
Ottarsk 171
Orpus 219
Osek 152
Osch 170
Otroschiner Bach 325
Otterstein 201
Ounetic 25
Owenec 49
Owen 105
Palmer Birkenberg 261
Papert 125
Paskopole 105
Pchery-Zelezicer Quader-Sandsteinplateau 31
Peintlberg 224
Peipergrund 125
Petrin 341
Petschau 265, 266
Petschauer Höhe 265
Pfaffenberg 116, 227
Pfaffengrün 272
Pilsen 308
Pilsen-Rokycaner Höhengebiet 310
Plan 279
Planberg 115
Planer-Ebene 279
Planer Gebirg 279
Platten 203, 223
Plattenberg 217, 222, 251
Plaß 207
Pleilberg 218
Plesowec 99
Plesberg 272
Plöscha 215
Plzenec 307
Pobib 26
Podbab 13
Podbrdy 328
Podhoj 101
Podhorany 15
Podhorn 263
Podhornwald 273
Podlesin 34
Podmokl 84
Podsladic 177
Pohlgettenberg 250
Pohoran 99
Polanic 99
Polic 116
Policer Bach 116
Pollauerhöhe 217
Pomeric 115
Porai Berg 165
Porič 292
Poßelberg 183
Prag:
— Kaneekloster 368
— Altneuschule 368
— Altstädter Rathhaus 367
— Pulverthurm 378
— Stefanskirche 374
— Theinkirche 360
Prager Kalkplateau 336
Prašowic 186
Prebischgrund 125
Premyslin 22
Prethübel 225
Prežnic 218
Prindapel 195
Priesen, Groß 115
„ Klein 115
„ Gebirge 115
Priesten 134
Prirep 27
Prilnic 115
Problic 113
Prossenfen 152
Proßau 249
Prosliner Bach 115
Preimuf 99
Psora 116
Pulinic 116
Purberg 201, 215, 217
Purschenstein 217
Purschensteiner Schloßberg 217
Putschirn 241
Quaderberg 125
Qualen 186
Quitkau 149
Rabenfels 217
Radbusa Bach 300
Radek 211
Radnic 311
Radobyl 88
Ramnaber 178
Ranzenberg 200
Raubhäuserberg 251
Raudnic 75
Rauschenbacher Serpentingebirge 265
Rauschengrund 160
Regelsbach 265
Reichenau 249
Reichsdorf 218
Reichsberg 217
Repin 346
Repnic 106
Rybáři 57
Riedersberg 251
Riegersdorf 130
Riesenbach 157
Riesenburg 158
Ringelberg 221
Ringelstein 201
Rip, St. Georgsberg 49, 73
Rodabach 265
Robelhöhe 251
Rohlaubach 224
Rohlaukluft 224
Rohlau Zwoda-Joch 224
Rohrleite 217
Rohrwald 251
Rojauer Bühl 265
Rokycan 310
Roland 200
Rosawic 116
Roschwic 215
Rosenthal 160
Rösselberg 160
Rozdilka 105
Rothberger Haide 129
Rothe Bach 49
Rothe Berg 178
Rothenberg 135
Rothenhaus 203
Roztok 70, 115, 325
Rubelsdorf 163
Rummelbach 217
Russisches Grab 135
Ruzyn 340, 341, 342
Saalberg 207
Saaz 184
Sächsische Schweiz 125
„ Wände 129
Seidschic 164
Salaburg
Salesiushöhe 160
Salesel 106
Sandau 261
Sandauer Paß 264
Sangerberg 266
Sangerberger Haide 265
Sarka 13
Sattelberg 202
Saubach 144, 193
Schaarberg 203
Schalburg 264
Schaierwand 125
Schanz 268
Scheibenkoppe 129
Scheibenreuth 261
Schelesen 115
Schellenberg 251
Schibenz Berg 115
Schieferberg 225
Schifferhäuseln 233
Schlading 163
Schlaggenwald 265
Schlaggenwalder Joch 265
Schlackenwert 231
Schlan 34
Schlaner Land 34
Schlaner Salzberg 34
Schlodabach 253
Schloßberg 160, 207, 226, 232, 253
Schmiedeberg 219
Schneeberg 129
Schneidrang 269
Schnelle 240, 318
Schöbergebirge 215, 217
Schöbritzer Gebirge 114, 129
Schönau 143
Schönauer Berg 225
Schönbach 251
Schönberg 217, 251
Schönfeld 265
Schönlinde 201
Schönlinder Hübel 206
Schönpriesen 115
Schönwalde 131
Schottenberg 226
Schreckenstein 106
Schubertberg 221
Schüttenitz 98
Schützenpark 233
Schwaben 115
Schwaderbach 225
Schwamberg 281
Schwarzberg 160, 215, 217
Schwarzenberg 201
Schwarze Ochs 26
Schwarzhübel 200
Schwarzwasser Bach 203
Schwab 164
Schweiderberg 206
Schweinitzbach 201
Sebastiansberg 206
Sebusein 106
Sedlic 164
Seeberg 132, 202, 215, 251
Seestadtl 132
Seewiese 132, 193
Sekran, Ober- 300
„ Unter- 300
Selenic 116
Selnic 163
Senser Berg 163
Selowic 104
Seras 116
Serpinamoor 195
Siebengebirge 115
Sichdichfür 269
Silberbach 225
Sirfins 26
Sittmesgrün 232
Skalka 170
Skuran 300
Slatnik 163
Slavon 71
Smečno 40
Sobochleben 137
Sobrusan 152, 155
Solan 177
Sommerleite 217
Sonnenberg 207
Sonnenwirbel 221
Sonnenwirbelhäuser 226
Sopka 69
Sorgenthal 219
Sperlingstein 116
Spindelsdorfer Kuppen 217
Spittengrün 232
Spitzberg 115, 131, 160, 215, 218, 222, 264, 265
Sprudel 234
Srbsko 331
[illegible] 119
Stalénic 25
Stefanshöhe 233
Steinbach 293
Steinberg 222
Steinberg, Große 202
Steinbühl 251
Steinhau 269
Steinhübel 203, 222, 261
Steinige Brache 131
Steinigberg 224
Steinkoppe 217
Steinitza Farrwald 300
Steinwald 217
Stelcoves 31
Stern 346
Sternberg 49
Stirbitzer Bergforst 165
Stockraumwald 206
Stolzenhann 221
Straden 134
Strahov 341, 342
Straußelberg 264
Strazistě 105
Strebnitzer Berg 201
Strisowitzer Gebirge 129
Strizerer Berg 111
Strobnicberg 160
Stubenn 319
Sturmerberg 157
Suchen 149
Suchdol 18
Susic 31
Südwestliches Mittelgebirg 261
Sulevic 171
Sulowicer Berge 170
Swabin 311
Swabinowald 310
Tachlowic 340
Tafelberg 241, 265
Tannenberg 115
Tannichberg 202
Tannichwald 251
Tannwald 217
Toppenberg 233
Taubenberg 217
Taubrather Berg 262

Tschlowitz
Tepl 233, 273
Tepler Gebirg 248, 266
Teplic 162
Teplicer Land 196
Teplthal 233
Tewic 249
Tetin 239
Tetschen 117
Tetschen Karbitzer Gebirge 125
Theresienfeld 137
Theresienstadt 96
Thenian 249
Thiergarten 234
Tischlowitz 116
Tillenberg 261
Tyrov 318
Tiffau 265
Tlusna 300
Točnik 311
Trautmansberg 224
Trebernsdorf 352
Trebnic 171
Trenic 261
Tremsic 177
Trebic 177
Triebel 282
Troschig 206
Tschochau 151
Tuchet 152
Tuchoměřic 25
Tupadl 71
Türkner Berg, Ober 226
„ „ Unter 226
Turmic 151
Tursko 27
Tvrnic 184
Ubenic 290
Uhlawabach 290
Ungersdorf, Nieder- 129
Ulawa Bach 302
Wachberg 202, 251
Waldek 312
Wanow 107
Watislaw 171
Wchynic 103
Wcholowic 69
Weiher 125
Weiherische Haide 125
Weinberg 111
Weipernic 300
Weipernicer Bach 300
Weipert 210
Weißkirchen 70
Weitenstein 224
Welbine 152
Welhot 152
Welemin 170
Welislawin 342
Welus 317
Welkrus 55
Welwarn 50
Wenduie 104
Wepřek 56
Wernsdorf 215
Wesec 73
Weteric 222, 290
Weteric Rehlau-Joch 224
„ Wistric-Joch 222
Wesselsberg 118
Wiesein 115
Widziner Berg 290
Vierzehngebirge 116
Wieselstein 160, 201
Wiesenthal 233
Wiesenthal, Böhmisch 221
Wiesenthal, Nieder 222
„ Ober 222
Wildstein 251
Winaricer Basaltgebirge 94
Winterleite 217
Wirbelstein 221
Wysina 72
Wysočan 193
Wistric 142
Wladař 241
Wlatter, Groß 318
Wlčovrch 72
Wodolicer Berg 177
Vogelbeerberg 251
Wöhrberg 264
Voigtländer Höhegruppe 225
Voigtländisches Gebirg 250
Voitersreuth 251
Wolfsberg 221, 222, 279
Wolfstein 265
Wolfenhübel 201
Woadrab 250
Woparna 105, 170
Worlsberg 222
Wostrei 107
Wotwovic 32
Wrabany 56
Wraiche 115
Wšetovic 92
Wšovic 178
Wurschengrün 302
Wüste Platte 298
Zabus 69
Zbecno 317, 335
Zbirow 311
Zbirower Gebirg 310
Zbár 311
Zdiban 293
Zebrák 311
Zeche 265
Zehnerberg 224
Zelkowic 177
Zernosek, Groß 101
„ Klein 106
Zetlic 234
Zirbic 249
Ziegenrücken 19, 241, 263
Zinnwald 141
„ Hinter 141
„ Vorder 141
Zippelbach 94
Zitěnic 98
Zižetic 193
Zličin 340
Zloukowi 325
Zuckmantel 142
Zuflucht 216
Zwieselschlucht 221
Zwodabach 224, 240
Zwoda Leibitsch Joch 221
Zwodau 249

Verzeichniß der Stahlstiche.

	Seite
Schlan	13
Slap	27
Das alte Prager Thor und die Stadtkirche zu Schlan	44
Smečna	49
Mühlhausen	51
Das Schloß Mšenik	57
Schloß Raudnitz	73
Das alte Rathhaus zu Leitmeritz	88
Ruine Kamaik	99
Schreckenstein	106
Tetschen	117
Geversberg	134
Burg Graupen	138
Teplitz	142
Kostenblatt	169
Die Hasenburg	171
Das Saazer Thor zu Laun	178
Das Libočaner Thor zu Saaz	184
Das alte Schloßthor zu Komotau	195
Die Burgruine Hassenstein	207
Joachimsthal	226
Das Militärbadehospital zu Karlsbad	233
Kirche des Stiftes Tepl	273
Burg Schwamberg	281
Das Sachsenthor zu Pilsen	300
Bürglitz (I. Ansicht)	319
Bürglitz (II. Ansicht)	320
Die alten Basteien zu Beraun	325
Das Prager Thor zu Beraun	326
Der Weiße Berg	341
Prag.	
Der Pulverthurm	378
Die Marienkirche zum Thein	360
Die St. Stephanskirche in der Neustadt	374
Das Agneskloster	368
Das Altstädter Rathhaus	352
Die Alt-Neuschule	368